Per. B.
124/88

Digitized by the Internet Archive
in 2008 with funding from
Microsoft Corporation

http://www.archive.org/details/stimmenderzeit88freiuoft

Stimmen der Zeit

Katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart

88. Band der Stimmen aus Maria-Laach

Freiburg im Breisgau · 1915
Herdersche Verlagshandlung
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, London und St Louis, Mo.

Alle Rechte vorbehalten

LIBRARY
AUG 22 1968
UNIVERSITY OF TORONTO

AP
30
S 7
Bd. 88

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg

Inhalt des achtundachtzigsten Bandes.

	Seite
Stimmen aus Maria-Laach — Stimmen der Zeit. (Die Redaktion.)	1
Weltkrieg und religiöses Bekenntnis. (P. Lippert S. J.)	4
Die Summa theologica des hl. Thomas von Aquin als Schulbuch. (Christian Pesch S. J.)	11
Der große Krieg die Reifeprüfung des Arbeiterstandes. (E. Noppel S. J.)	26
Löwen als Kunststätte. Mit 4 Bildern. (J. Braun S. J.)	35
Tokio. (F. Hillig S. J.)	45
Wie der Weltkrieg kam. 1. Durchblick und Einleitung. (R. v. Nostitz-Rieneck S. J.)	101
Die Geschichte einer Seele. (P. v. Chastonay S. J.)	112
Krieg und Volkswirtschaft. (H. Pesch S. J.)	122 220
Der Krieg im Spiegel der Kunst. (J. Kreitmaier S. J.)	148
«Stephana Schwertner.» (J. Overmans S. J.)	156
Von Pius X. zu Benedikt XV. (F. Ehrle S. J.)	201
Kriegswaisen. (E. Noppel S. J.)	232
Die Handschriften des hl. Ludwig von Frankreich. (St. Beissel S. J.)	243
Der Kulturwert der Sprachreinigung. (N. Scheid S. J.)	257
Papst Benedikt XV. und die Nöte der Zeit. (Chr. Pesch S. J.)	301
Völkerkrieg und Volksseelenerhebung. Zum Weltkrieg. 2. Tiefste Ursache und nächste Wirkung. (R. v. Nostitz-Rieneck S. J.)	314
Krankhafte Untätigkeit und gesunde Faulheit. (J. Beßmer)	325
Vom Wesen des deutschen Geistes in der Kunst. (J. Kreitmaier S. J.)	343
Karl Immermann. (A. Stockmann S. J.)	354
Die Gefallenen unseres Volkes. (P. Lippert S. J.)	401
Glaubenskünder Krieg. (O. Zimmermann S. J.)	410
Wie entstehen Massenüberzeugungen? (J. Fröbes S. J.)	421
Die ethischen Grundlagen der Versicherung. († H. Koch S. J.)	433
Die Schädigung der Kathedrale zu Reims. Mit 4 Bildern. (St. Beissel S. J.)	458
Viribus unitis. Zum Weltkrieg. 3. Das Zweikaiserbündnis. (R. v. Nostitz-Rieneck S. J.)	497
Die christliche Vaterlandsliebe. (Chr. Pesch S. J.)	512
Die Stammesweihe der Naturvölker — ein Rätsel der Religionsgeschichte. (J. Gemmel S. J.)	522
Kriegsbereitschaft und Friedensarbeit in der Krüppelfürsorge. (E. Noppel S. J.)	534
Das Erwachen der Ukraine. (J. Overmans S. J.)	546
Grünewald und Greco. (J. Kreitmaier S. J.)	556

Umschau.

Seite

Kaiser Wilhelms II. Bündnistreue. (R. v. Nostitz-Rieneck S. J.) . . 81
Der hl. Thomas von Aquin und der Krieg. (M. Reichmann S. J.) . 83
Zur Jahrhundertfeier Roger Bacons. (B. Jansen S. J.) 85
Ordensstatistik. (H. A. Krose S. J.) 87
Das Diözesanmuseum zu Paderborn. (J. Braun S. J.) 87
Im Lande der Seligen. (N. Scheid S. J.) 90
Ist das lenkbare Luftschiff eine deutsche Erfindung? Mit 3 Abbildungen. (B. Wilhelm S. J.) 94
Franz Brandts und Albert de Mun. (C. Noppel S. J.) 186
Die Entwicklung des deutschen Schutzgebietes Kiautschou. (A. Gökel S. J.) 187
Eine Heldentat der österreichischen Artillerie vor hundert Jahren. (Joseph Fischer S. J.) 192
Alessandro Magnasco redivivus. (J. Kreitmaier S. J.) 195
Die Kuppel des Lesesaals der Königlichen Bibliothek zu Berlin. (Joseph Braun S. J.) 197
Emilie Ringseis über den Wert der Kunst. (J. Overmans S. J.) . . 199
Krieg und Volksbildung. (St. v. Dunin-Borkowski S. J.) . . . 283
Von der Philosophie der Werte. (O. Zimmermann S. J.) . . . 285
Bilder aus der Geschichte des Papsttums. (W. Kratz S. J.) . . . 288
Von alten Kriegskarten. (J. Fischer S. J.) 289
Eine neue Faustерklärung. (A. Stockmann S. J.) 292
Runebergs Heldenlieder vom finnisch-russischen Krieg. (J. Overmans S. J.) 295
Der letzte Darwinist. (H. Muckermann S. J.) 297
Bekenntnis und Vaterland. (M. Reichmann S. J.) 382
Spinoza und das Völkerrecht. (St. v. Dunin-Borkowski S. J.) . . 385
Nietzsche als Genius des deutschen Volkes. (M. Przibilla S. J.) . . 388
Feindliche Landungen in England Marksteine der englischen Geschichte. (A. Gökel S. J.) 391
Deutschland und Dante. (B. Wilhelm S. J.) 396
Der Kriegshirtenbrief des deutschen Episkopats. (P. Lippert S. J.) . . 481
„Der deutsche Gedanke in der Welt." (J. Overmans S. J.) . . . 483
Religionslose Sittenlehre in Japan. (B. Wilhelm S. J.) . . . 487
Religion und Volksbildungsbestrebungen. (C. Noppel S. J.) . . . 489
Der Krieg und die deutsche Kunst. (J. Kreitmaier S. J.) . . . 491
Von der alten Wetterweisheit zur modernen Klimatherapie. (J. Paffrath S. J.) 493
Eine Betrachtung zum Kriegsbrotgesetz. (P. Lippert S. J.) . . . 584
„Schwarze Internationale." (M. Reichmann S. J.) 586
Die Études über Deutschland. (J. Overmans S. J.) 589
Der Krieg und die Kinder. (St. v. Dunin-Borkowski S. J.) . . . 592
Jüngst verstorbene Künstler. (J. Kreitmaier S. J.) 596
Wie Frau v. Staël Deutschland entdeckt hat. (D. Wolfinger S. J.) . 600

Verzeichnis der besprochenen Schriften.

Seite

Alès, Prof. A. d', L'édit de Calliste 268
Altkirch, E., Spinoza im Porträt 471
Année Sociale Internationale 1913 à 1914, Bilan des Idées et des Institutions 73
Arnim, B. v., Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Neuherausgeg. von Heinz Amelang 379

Baker, B. A., Heimgefunden. Pilgerfahrt einer Frauenseele. Deutsche Bearbeitung von J. und A. Ober. Mit einem Vorwort von Sr Eminenz Kardinal v. Rossum 580
Barucha, J., Meisterdarstellungen zur Kinderpsychologie . . . 272
Baumgartner, H., Psychologie oder Seelenlehre. Mit ganz besonderer Berücksichtigung der Schulpraxis für Lehrer und Erzieher. 5. Aufl., umgearbeitet von K. Müller 574
Baur, Prof. Dr L., Christus der König der Zeiten 270
Becker, Dr A. J., Basedows Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker. 272
Beemelmans, Dr F., Zeit und Ewigkeit nach Thomas von Aquino 366
Belmond, S., Etudes sur la Philosophie de Duns Scot. I. Dieu. Existence et Cognoscibilité 368
Benzerath, Dr M., Die Kirchenpatrone der alten Diözese Lausanne im Mittelalter . . . 582
Bittremieux, J., De analogica nostra cognitione et praedicatione Dei 373
Brou, Alexandre, La spiritualité de St. Ignace 467

Capellmann, Dr C., Pastoral-Medizin. 17., umgearbeitete und vermehrte Auflage, herausgegeben von Dr W. Bergmann 579
Cohen, Dr G., Das Dasein Gottes vom Standpunkt der reinen Logik 374

Seite

Dreger, M., Joseph Führich. Herausgegeben vom k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht 77

Ebbinghaus, H., Abriß der Psychologie. 4. Aufl., durchgesehen von Prof. Dr E. Dürr 564
— Grundzüge der Psychologie I. II. Bd. Fortgeführt von E. Dürr 564
Ergo, E., Über Richard Wagners Harmonik und Melodik. . . 475
Ernst, Dr J., Bilder aus der Geschichte der Pädagogik für katholische Lehrerseminare . . 275

Falke, O. v., Kunstgeschichte der Seidenweberei. I. und II. Bd 181
Farbige Faksimiles. Nachbildungen von Gemälden alter Meister . 277
Fischer, Prof. J., Massénas Sturm auf Feldkirch 1799, 23. März 192
Franz, Dr A., Der soziale Katholizismus in Deutschland bis zum Tode Kettelers. (Apologetische Tagesfragen, 15. Heft) 180

Gamerra, Baronin A. M., Dem Lichte entgegen. Ein Werdegang. Bilder aus dem modernen Gesellschaftsleben 580
Gaffert, H., Im Lande der Seligen 90
Geyser, Dr J., Die Seele, ihr Verhältnis zum Bewußtsein und zum Leib. (Wissen und Forschen, VI) 67
— Lehrbuch der allgemeinen Psychologie. 2. Aufl. 567
Gihr, Dr N., Gedanken über katholisches Gebetsleben im Anschluß an das Vaterunser und an das Ave Maria 467
Gmelch, Dr J., Die Musikgeschichte Eichstätts 474
Graf, Dr G., Des Theodor Abû Kurra Traktat über den Schöpfer und die wahre Religion 367

Verzeichnis der beigegebenen Abbildungen.

Das Rathaus zu Löwen 36
Das Rathaus zu Audenarde 36
Der Lettner zu Teffenderloo 36
Der Lettner zu Löwen 36
Die Kathedrale zu Reims vor dem Brande von 1481. (Nach Goffet) . 459
Gruppe der Verkündigung und der Heimſuchung am Hauptportal. Reims 459
Le beau Dieu de Reims 459
Königsſtatue. Reims 459

Stimmen aus Maria-Laach
Stimmen der Zeit.

Waldesrauschen und die spiegelklare Tiefe des feuergeborenen Sees, ragende Glockentürme und die stille Weihe betender Jahrhunderte kennzeichnen das erste Heim der „Stimmen aus Maria-Laach". Freilich, die sechstürmige Abteikirche blieb geschlossen; aber in den anstoßenden Klosterbauten war seit 1863 neues Ordensleben aufgeblüht. Die ehemalige Benediktinerabtei Maria-Laach wurde die Bildungsstätte der deutschen Provinz der Gesellschaft Jesu.

Es war eine stürmische Zeit. Die deutschen Einheitskriege, die Kämpfe um den Syllabus und das Vatikanische Konzil hielten Deutschland in Atem. Der Erklärung und Verteidigung der Enzyklika Pius' IX. und des Konzils waren die ersten Hefte der „Stimmen aus Maria-Laach" (1865—1869) gewidmet. Vom 1. Juli 1871 ab erschienen die bisher in zwangloser Reihenfolge ausgegebenen Hefte als Monatschrift mit gleichem Ziel und erweitertem Interessenbereich.

Aber im Kloster am See durfte die junge Zeitschrift nur den Anfang ihres Werdens und Blühens erleben. Der Dezember des folgenden Jahres brachte die Auflösung der stillen Gelehrtenschule. Mit ihr mußten die „Stimmen" in die Fremde ziehen. Schloß Robiano in Tervueren bei Brüssel (1874), die holländischen Heideschlösser Blyenbeek (1880) und Exaten (1885), das Schriftstellerheim in Luxemburg (1899) und schließlich das neue Studienhaus der deutschen Provinz, das Ignatiuskolleg zu Valkenburg bei Maastricht (seit 1909), wurden nacheinander Sitz der Redaktion.

Doch die gastliche Fremde löschte die starke Liebe zum Vaterland nicht aus. Und darum mochten die „Stimmen" bei allem Wandern in fremdem Lande von ihrem Namen nicht lassen. Er war ihnen nicht nur ein Gedenken an die einzigartige Schönheit des Klosters am See, sondern

mehr noch ein Gruß aus der Heimat, ein Wahrzeichen, daß die Zeitschrift, wenngleich fern vom deutschen Boden, im deutschen Volk verankert bleiben wollte. Ein Treupfand war er, daß die Ideale, für die sie eintrat und kämpfte, in ihr weiterleben und weiterwirken, ut testimonium perhibeat veritati, der Wahrheit zum Zeugnis im gleichen Sinn, in dem der Welterlöser diesen Wahlspruch zuerst verkündet hat. Die fruchtbaren Wahrheiten der Vernunft und Christi Glaubens- und Sittenlehre waren ihr Grundboden, der Dienst der Kirche und ihres Oberhauptes der Trieb ihrer Lebenskraft.

Das war der Geist, der sie schuf und trug, ihre Richtung und ihr Ziel. Von diesem Standpunkt aus beurteilte sie die wechselnden Strömungen im Geistesleben der Gegenwart, suchte sie Zeitrückschritte zu hemmen, Zeitfortschritte zu fördern. An so mancher flüchtigen Augenblickserscheinung ist sie achtlos vorübergegangen, nach den Grundwogen spähend, unbekümmert um das Wellenspiel einer schwankenden Oberfläche. Ihr Programm war Forschen nach den Ewigkeitswerten im Schoß der wandelbaren Zeit, war treues Hüten des unvergänglichen Besitzstandes christlicher Überlieferung, war Fortschreiten mit allem wirklich Erarbeiteten und Erkämpften auf dem Gesamtgebiet der höheren Kultur. Der Zeit wollte sie dienen, ohne ihr zu gehorchen, aus ihrer Zeit für ihre Zeit, zeitgemäß und zeitlos zugleich.

Die „Stimmen aus Maria-Laach" waren und sind Stimmen der Zeit, und so sollen sie in Zukunft auch heißen. Denn das Kloster am See, das die Zeitschrift vor 42 Jahren verließ, blieb nicht lange verödet. Auch das prachtvolle Gotteshaus hat schon lange sein Erstehen gefeiert. Wie vor Zeiten flutet der Chorgesang der kunstsinnigen Söhne des hl. Benedikt durch die wuchtigen Hallen. Mit Bewunderung und Dankbarkeit schauen wir das Blühen und Gedeihen der schönen Abtei des ehrwürdigsten Ordens des Abendlandes. Maria-Laach ist zum Kennwort geworden, zu einem neuen Kulturzentrum von ausgeprägter Eigenheit.

Billig scheint es daher, diese Eigenart zu achten und dem Namen den Vollwert seiner Bedeutung zu lassen, die er verdient. Auf Grund dieser Erwägung haben wir den uns so teuren Namen mit einem andern vertauscht, der, zumal mit seinem Untertitel vereint, das ganze Wesen der Zeitschrift zum Ausdruck bringt und zugleich den geschichtlichen Ursprung festhält: „Stimmen der Zeit, katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart, 88. Band der Stimmen aus Maria-Laach." Maria-

Laach aber, das Kloster am See, möge den Dank empfangen für glückliche Jahre gesegneter Arbeit.

* * *

Wiederum stehen wir in Kriegszeiten. Wie eine Sturmflut sind sie über uns hereingebrochen. Wildes Wehen ringsum, in unserem Vaterland, in Europa, über den Erdkreis hinweg wie Künden einer neuen Zeit. Eine rauhe Faust griff in den Entwicklungsgang der Völker. Sie halten still und lauschen ernst und erwartungsvoll den Stimmen einer Zeit, die im Zeichen des Opfers und Todes steht. Doch es ist ein Sterben zum Leben, so hoffen wir, Ernteseegen verheißend, Früchte von Ewigkeitswert, Gesundung an Seele und Sitte, Vertiefung, Verinnerlichung, ein Drängen zum Gott unserer Väter.

Diese neue Zeit zu deuten, zu werten und ihr zu leben, der Wahrheit zum Zeugnis, ist Sehnsucht und Wille der „Stimmen der Zeit".

Die Redaktion.

Weltkrieg und religiöses Bekenntnis.

Mit dem Ursprung des Weltkrieges, mit den Interessen, die da aufeinanderprallen, mit den Formen des Kampfes hat keine Religion und keine Konfession unmittelbar etwas zu tun. Ursprung, Interessen, Formen gehören der profanen Kulturwelt an und ihren Abteilungen: Politik, Weltwirtschaft, Militärwesen. Um soviel mehr hat die Religion und Konfession mit den ethischen Mächten zu tun, die hüben und drüben vom ersten Beginn bis zum Ausgang immer und überall sich Geltung verschaffen, ja im Mittelpunkte stehen — mit der heroischen Pflichterfüllung, mit der opferbereiten Caritas, mit der Seelengemeinschaft, die uns aufging, mit dem großen Trost im unermeßlichen Leid.

Man hat auf die kulturelle Buntfarbigkeit des Völkergemisches hingewiesen, das an dem gegenwärtigen Kriege teilnimmt: Franzosen und Moskowiter, Engländer und Afrikaner, Indier und Japaner, Belgier und sibirische Reiter. Die religiösen Benennungen, welche die kämpfenden Nationen in hergebrachter Weise führen, geben ein ähnliches Bild; nur ist es noch bunter, noch widerspruchsvoller, noch unmöglicher. Da ist das „katholische" Belgien verbündet mit dem „protestantischen" England und dem „religionslosen" Frankreich, und diese Westmächte wiederum mit dem „heidnischen" Japan und dem „orthodoxen" Rußland, dem erbittertsten Feinde des abendländischen Christentums. Diese Zusammenstellung allein zeigt schon, wie gar keine Rolle das religiöse Bekenntnis in der auswärtigen Politik spielte, die zum Weltkrieg führte, wie unzulänglich die Redensarten sind, die den modernen Nationen einen religiösen oder konfessionellen Stempel aufdrücken wollen. Es gibt heute kein Kulturvolk mehr, das eine religiös einheitliche und eindeutige Macht darstellte. Die Bezeichnungen katholisch, protestantisch oder orthodox drücken zuerst und zumeist nur eine religionsstatistische Tatsache aus: die Majorität eines Bekenntnisses nach der äußeren Zugehörigkeit, welche die Frage der inneren offen läßt, ja sogar, gerade bei den romanischen Völkern, mit dem äußersten Radikalismus von Religionslosigkeit vereinbar und häufig vereint ist. In monarchischen Staaten wird zuweilen nach dem persönlichen Bekenntnis des Herrschers dem Staat selbst ein kon-

fessionelles Beiwort gegeben. In der anglikanischen Hochkirche, den protestantischen Landeskirchen, der orthodoxen Kirche fällt das persönliche Bekenntnis des Landesfürsten um so schwerer ins Gewicht, als es verbunden erscheint mit der höchsten kirchlichen Autorität selbst.

Aber einen Schluß auf das Wesen und Wirken des Volkes, auf seine sittlichen oder kulturellen Qualitäten, auf seine physischen und moralischen Kräfte lassen diese Konfessionsbezeichnungen für sich allein noch nicht zu. Wie für den Beginn des Krieges nicht die Völker im ganzen verantwortlich gemacht werden können, sondern nur ein gewisser Kreis einzelner Kriegsinteressenten, der ehrgeizige, leidenschaftliche oder gewinnsüchtige Wille einzelner schiebender Menschen und Parteien, so sind auch die religiös-sittlichen Leistungen oder Ausschreitungen nicht ohne weiteres dem sog. Bekenntnis des ganzen Volkes auf die Rechnung zu setzen, sondern der religiösen Macht oder Ohnmacht der einzelnen Täter und Anstifter. Und auch das nur in beschränktem Maße. Denn die psychischen Einflüsse, die jetzt auf einen jeden einstürmen, sind so unübersehbar, so unberechenbar und unzusammenhängend, daß wir jetzt geradezu eine Zeit der psychologischen Rätsel und Unmöglichkeiten erleben müssen.

Es wäre also unrecht, aus der Art, wie sich uns die englische Politik jetzt darstellt, auf einen hinterhältigen und zwiespältigen Charakter des Anglikanismus zu schließen, oder aus den berichteten Greueltaten von Belgiern auf eine grausame Wildheit der katholischen Religion. Es ist die Zeit noch nicht gekommen, nach Recht und Billigkeit Verantwortungen für fluchwürdige Untaten festzustellen und aufzuladen. Aber zu allen Zeiten galt doch der Grundsatz: Jede Weltanschauung ist nur für ihre Ideen verantwortlich und nicht für die ihres Widerpartes; nur für die logische und praktische Auswirkung ihrer Ideen und Ideale, nicht für deren Mißachtung und Mißhandlung. Unter all denen, die in Belgien und Frankreich heimtückisch über Verwundete und Gefangene herfielen oder über Diener der christlichen Liebe, die unter dem Schutze des Kreuzes stehen, unter all denen kann auch nicht einer gewesen sein, dem es ernst und ehrlich gemeint ist mit dem katholischen Bekenntnis, dem er vielleicht durch die Geburt angehört. Und die Verwendung der Dum-Dum-Geschosse fällt weder der Hochkirche noch der katholischen Kirche zur Last.

Und doch besteht ein enger und wirksamer Zusammenhang zwischen den weltgeschichtlichen Ereignissen der Gegenwart und den religiösen Kräften, die in der heutigen Menschheit tätig sind. Wenn die religiöse Stellung

und Verfassung eines Menschen schon sein kleines alltägliches Leben im Innersten berührt und bestimmt, welchen Einfluß wird dann die Religiosität oder Irreligiosität haben in einer Zeit, wo alles heroische und gigantische Formen annimmt, wo die Tiefen der Menschenseele aufbrechen und unter ungeheurer Anspannung aller Kräfte die verborgensten Gedanken der Herzen offenbar werden, die urwüchsigen und naturgewaltigen Triebe des Menschenwesens, die sonst in einem barmherzigen Dunkel verborgen liegen! Und von diesen Urgewalten hat man doch schon immer gesagt, daß sie in irgend welcher Gestalt oder Entstellung religiös seien, daß sie einen ewigen Kampf um Gott oder gegen Gott führen.

Dieser Krieg macht es offenbar, wie viel und wie wenig den heutigen Menschen an Gott und Gottes Gebot liegt, wie viel Gott ihnen wert ist und was er über ihre Seelen vermag. Die zweifelsfreie Feststellung aller Erfahrungen ist jetzt noch nicht möglich, nicht einmal die grundlegenden Tatsachen können heute schon mit Sicherheit abgelesen werden aus der verwirrenden Menge widerspruchsvoller Berichte. Aber *eines* ist heute schon unwiderleglich bewiesen: der christliche Glaube übt eine wunderbar erhebende und läuternde Macht aus an den Menschen, die sich ihm ergeben. Er ist seelenstark und mutig, er ist opferwillig und erbarmungsvoll, er ist pflichttreu und ernst, er ist milde und ritterlich auch gegen den Feind, vor allem den geschlagenen und verwundeten Feind. Und dieser Erweis von Geist und Kraft im Christentum ist in überwältigendem Grade den verbündeten Deutschen und Österreichern gelungen. Dafür spricht allein schon die äußerlich bemerkbare Tatsache, daß wir uns nicht zu unchristlicher Wut und Rache fortreißen ließen, daß wir uns nicht befleckten mit unschuldigem Blut und böser Gewalttat. Die entscheidende Gewißheit aber gibt uns das Zeugnis unseres Gewissens, daß unsere Gedanken und Bitten vom Kriegsbeginn an zu Gott flogen, daß unser Herz und Wille gerecht und gerade und der Geist unserer Kriegführung ritterlich und demütig zugleich ist.

Darum bringt dieser Krieg auch eine Bewährung und Beglaubigung der deutschen Katholiken, wie sie glänzender nicht sein kann. Zu den deutschen Erfolgen, die die Welt jetzt staunend erlebte, haben vielerlei Kräfte beigetragen; sie sind zu danken dem natürlichen Charakter des Deutschtums, das in eiserner Pflichttreue und unerschütterlicher Redlichkeit seinen geraden Weg geht; sodann dem altererbten deutschen Idealismus, der zwar nicht laut, nicht überschwenglich, nicht stürmisch sich äußert, der nicht wie ein Rauschzustand sich über die klaren Sinne legt, der aber in

tiefem Gemüt der heiligen Sache dient ohne Rücksicht auf persönliche Opfer. Unsere Erfolge sind zu danken der glücklichen Mischung und Verbindung, die im neuen einigen Deutschland die so verschiedenen Kräfte und Anlagen der deutschen Stämme gefunden haben; sie sind zu danken dem gesunden christlichen Sinn und dem bereits sprichwörtlichen und doch so ehrlichen Gottvertrauen, das immer noch — Gott sei es gedankt — lebendig ist. Endlich aber sind jene herrlichen Kriegsanfänge auch zu danken — und nicht zum geringsten Teil — der langjährigen, unverdrossenen und oft genug entsagungsreichen, mit bittern Erfahrungen durchtränkten Arbeit der deutschen Katholiken: ihrer Seelsorge, die mit Aufgebot eines stillen, aber unsäglich mühevollen Priesterwirkens unser Volk geistig frisch und leiblich gesund erhielt; ihrer zielbewußten und ausdauernden Mitarbeit an einer echt vaterländischen und besonders an einer musterhaft sozialen Gesetzgebung, in der das christliche Solidaritätsprinzip in Fürsorge und Hilfe sich praktisch und segensvoll bewährt hat seit Jahrzehnten; ihrer Presse und ihrem Vereinswesen, die in planmäßiger Erziehungsarbeit das Volk heranschulten zu politischer Reife, zu sozialem Verständnis, zu nationalem Geist, zu religiöser Betätigung. Welch ein ungeheures Kapital an nationaler Kraft hat allein der „Volksverein für das katholische Deutschland" aufgespeichert!

Die besten und feinsten Einflüsse, die von dem katholischen Leben und Streben in Deutschland ausgegangen sind, von den Altären und Kirchen, von den Familien und Schulen, von den Studenten und Arbeitern, von Männern und Frauen, diese zartesten und doch mächtigsten Anregungen, die Tag für Tag hinausströmten in das deutsche Volk, lassen sich überhaupt nicht zahlenmäßig und begrifflich darstellen, sie sind wie flüssiges Feuer hineingedrungen in alle Spalten, zwischen alle Fasern, und sind zusammengeschmolzen mit der reichbegabten Naturanlage und Volksart des Deutschtums.

Die deutschen Katholiken kommen in diesem furchtbaren Völkerzwist auch nicht in Widerstreit mit der Weltweite und der völkerumfassenden Organisation ihres Glaubens. Sie vermögen sich auch zu rechtfertigen gegenüber der Gesamtkirche und den katholischen Brüdern, die jetzt im feindlichen Ausland gegen uns zu Felde ziehen, gehorsam der gleichen vaterländischen Pflicht wie unsere deutschen Krieger. Der rechte vaterländische Sinn steht ja nicht neben dem katholischen Glauben, nicht außerhalb, nicht fremd zur Seite und erst recht nicht gegen ihn. Er will und soll mit dem Glauben eine organische Einheit werden. Und er kann es auch. Der katholische Glaube will sich ausbreiten über die Erde und über jedes Volk; der

nationale Geist aber will ebenso das eigene Volkstum erhalten und ihm einen Weg bahnen in die weite Welt. Beide zusammen in ihrer Vereinigung erzeugen jenes glühende Begehren, das den deutschen Katholiken erfüllt: daß doch jeder Katholizismus in allen Landen gesund und stark und echt und innerlich sein möchte wie bei uns; und umgekehrt, auch unsere gottgesegnete Volksart möchte immerdar bewahrt und befruchtet, verklärt und vergöttlicht werden durch katholischen Glaubensernst und katholische Liebeskraft.

In den Tagen der Mobilmachung, wo so viele lange Nächte hindurch die Militärzüge durch die Stationen rollten mit der eintönigen Genauigkeit eines Naturgesetzes, in jenen wunderbaren Tagen, wo nach den Worten des Italieners Alexander Moissi eine „Vereinigung von höchster Idealität mit dem nüchternsten Sinn für die praktischen Erfordernisse des Augenblicks" sich zeigte, damals schon ward das Geheimnis der deutschen Siege offenbar: der Geist der Wachsamkeit und Treue, der Geist unverbrüchlicher Pflichterfüllung im Großen wie im Kleinen, der Geist eines weiten und weitrechnenden Denkens und eines entschlossenen und geduldigen Handelns. Das aber ist auch der Geist, den die katholische Kirche in all ihren Gläubigen und vor allem in ihren Priestern und Seelsorgern zu sehen wünscht. Derselbe Geist, der, von göttlicher Gnade durchglüht, auch sie in einem unwiderstehlichen Siegeszug heraufgeführt hat auf die Höhe ihrer heutigen Stellung. Die Eigenart des deutschen Volkes ist ein vorzüglich tragfähiger Naturgrund für die Ausgestaltung des katholischen Glaubens, und so wünschen wir deutsche Katholiken, daß an unseres Volkes Wesen dereinstmals alle Völker teilhaben möchten, die in der Zukunft unsere Glaubensgüter durch die Welt zu tragen haben.

Darum ist es auch uns Katholiken Ernst mit diesem Krieg, selbst wo er sich gegen die eigenen Glaubensgenossen richtet. Ein wahrhaft sittlicher und gerechter Krieg ist ja in seinem tiefsten Wesen mehr als ein Massenmord und eine Kulturzerstörung. Er ist ein Wettstreit, in dem die Ideen und Ideale der Völker miteinander ringen. Ein Kampf, in dem das Bessere und Gesündere sich durchsetzen will gegen das Kranke und Faule. Ein Ausgleich ist er, in dem die starken und lebensfähigen Kräfte auf beiden Seiten sich gewaltsam Bahn brechen, um sich miteinander zu vereinigen zu einem neuen, schöneren Friedenswerk. So möchten wir denn unsern Brüdern im Feindesland etwas von dem Segen bringen, den uns Gott geschenkt, und dafür auch wieder von ihnen empfangen. Wo sie geknechtet sind, da sollen sie an unserer Freiheit teilhaben, und dort, wo sie freier und glücklicher und

besser sind als wir, da wollen wir reicher werden durch ihre Größe und Stärke. Und der Krieg soll eben das Bett graben für diese neuen Ströme.

Die Katholiken werden also niemals in jenen Überschwang verfallen, der den vaterländischen Sinn und die Heimatliebe zu einer Mißgestalt verzerrt. Wir sind nicht geneigt, von jetzt an dem feindlichen Ausland jegliche kulturelle Leistung, jede sittliche Tüchtigkeit, jede menschliche Liebenswürdigkeit abzusprechen. Wir wollen uns nicht die Schönheit eines „Englischen" Gartens verdrießen lassen und noch weniger das spießbürgerliche Begehren äußern, ihn umzutaufen in einen „Deutschen" Garten. Wir brauchen uns nicht der Seelenerschütterung zu schämen, die Dostojewskij in uns hervorbringt, und nicht die Helden der Menschenliebe zu verschweigen, die das französische Volk erzeugt hat. Auch jenseits unserer Grenzen sind noch Gewinne einzuheimsen, nicht nur an Gold oder Land, sondern an geistigen Gütern: eine Kriegsentschädigung, die keine Schädigung ist für die Besiegten. Ja, wir hoffen und wünschen, daß gerade auf dem blutigen Boden der heutigen Schlachtfelder endlich eine weiße Blume wachsen wird, die da heißt: Verständnis und Liebe.

Sahen wir ja doch auf dem kampfzerrissenen Boden unseres eigenen Vaterlandes diese Friedensblume bereits aufsprießen. Wo bisher die Parteien sich oft genug in gehässiger Weise bekämpften, da ist nun auf weiten Strecken ein brüderliches Zusammenstehen aller für jeden, ein einträchtiges Zusammenarbeiten und eine Berührung der Herzen eingetreten, wie sie niemals geahnt worden. Und das ist nicht eine flüchtige Stimmung, die heute emporlodert und morgen in kalte Asche zurücksinkt. Nein, etwas Bleibendes wird die nationale Einmütigkeit dieser Tage erzeugen, allen Hetzern zum Trotz: Wir haben nun einander kennen gelernt, weil wir uns trafen in einem gemeinsamen Hoffen und einer gemeinsamen großen Liebe. Da fanden wir, wie sehr wir einander wert sind, auch wenn wir auf andern Gebieten uns als Gegner gegenüber treten. Und das muß geschehen. Die geistigen Kämpfe, die jeder echte Idealismus unaufhörlich auszutragen hat, werden wieder bei uns entbrennen, glühender vielleicht und leidenschaftlicher als je. In diesen Kämpfen wird jeglicher Fortschritt geboren, und wir Katholiken vor allem brauchen sie nicht zu scheuen. Wir können nur dann gewinnen, voranschreiten und erobern, wenn uns irgend ein Krieg des Geistes aufgedrungen wird. Weiß Gott, wir würden sonst einschlafen. Auch der quälendste und ermüdendste Kampf ist vielmals besser als ein träger und bequemer Friede. Wenn also nach dem Kriege

sich die Widersacher unseres Geistes und Glaubens aufs neue gegen uns wenden, dann möge es allen hüben und drüben klar sein, daß unsere Geisteskämpfe zwischen großen Gegnern ausgetragen werden. Denn wir haben eine unvergängliche Stunde erlebt, wo wir uns einig fanden in einem wahrhaften Ideal, in dem Ideal unserer gemeinsamen Vaterlandsliebe.

Doch alle diese Erwägungen hängen noch am Irdischen; sie geben dem Katholiken noch nicht die letzte und entscheidende Lösung des furchtbaren Kriegsproblems, vor allem nicht der einzelnen Seele, der dieser Krieg unmittelbar nichts bringt als ein ungeheures Leiden. Wir müssen tiefer und höher steigen, jeder einzelne von uns muß es für sich allein tun, in der heiligsten Heimlichkeit der eigenen Seele: dort erst, wo uns das Zeichen des Menschensohnes erscheint, begreifen wir ganz und vollkommen diesen Krieg. Da wird uns seine ganze Trübsal zu einer Heimsuchung des gerechten und barmherzigen Vaters im Himmel, ein Anteil an der bittern Passion unseres Heilandes und ein Schmerzensweg, einer von den vielen, die aus diesem Tal der Verbannung hinaufführen zur wahren Heimat der Seele. Ein Weg zum Himmel, und nicht einmal der steilste und mühseligste! Denn wie im Fluge reißt der Krieg unsere Seele los vom Irdischen und hebt sie hinaus über alles Vergängliche und Geringe dieser vorübergehenden Weltzeit. Jetzt verschwinden alle großsprecherischen und wichtigtuenden Anliegen der Erde. Selbst die weltgeschichtlichen Folgen eines solchen Krieges, alle die politischen und kulturellen Umwälzungen erbleichen vor dem Glanze der Glaubenssterne, die uns in dieser Kriegsnacht aufleuchten. Es ist, als senkte sich die Ewigkeit greifbar nahe herab vom nächtlichen Himmel, und ein Vorgefühl von dem feierlichsten aller Tage erfaßt uns, wann die Bewohner der Erde in Schweigen versammelt stehen vor dem furchtbaren Richter. Darum ist uns der Krieg eine heilige Sache; nicht ein lautes Fest und auch nicht eine verzweifelte Klage, sondern eine Gottesdienstzeit voll stillen Ernstes, eine Erfüllung jener Sonntagsmorgenstunden, wo es prophetisch vom Altare und der Kanzel her klang: „Ihr werdet von Kriegen und Kriegsgerüchten hören: Seht zu, daß ihr euch nicht ängstigen lasset. Denn all das muß geschehen; allein das Ende ist es noch nicht. Ein Volk wird wider das andere aufstehen und ein Reich wider das andere, und Seuchen und Hungersnot und Erdbeben werden allenthalben sein. Aber all das ist nur der Anfang der Wehen."

P. Lippert S. J.

Die Summa theologica des hl. Thomas von Aquin als Schulbuch.

Wenige Wochen vor seinem Tode gab Papst Pius X. einen letzten Beweis seines Eifers für die Reinerhaltung der katholischen Lehre. Durch seine machtvolle Bekämpfung des Modernismus hatte er eine drohende Gefahr abgewiesen. Diesmal wollte er die Lehrer und Bildner der künftigen Verkündiger der Glaubenslehre auf ein ausgezeichnetes Mittel hinweisen, ihren Zöglingen eine gründliche und echt kirchliche theologische Ausbildung zu sichern. Es war zwar nichts Neues, was er anempfahl; aber in seiner aufs Praktische gerichteten und tatkräftigen Weise ließ er es nicht bei einer bloßen Anempfehlung bewenden, sondern suchte auch jede Ausweichung oder Verschleppung in der Ausführung seines Wunsches unmöglich zu machen.

Schon oft hatten die Päpste erklärt: Wenn ihr sicher gehen wollt in der Philosophie und Theologie, so folgt dem hl. Thomas, wenigstens soweit es sich um grundlegende Fragen handelt. Wie sehr Leo XIII., der unmittelbare Vorgänger Pius' X., die allgemeine Annahme der philosophischen und theologischen Grundsätze des hl. Thomas zu einem seiner besondern Herzenswünsche gemacht hatte, zeigen die vielen Sendschreiben, in denen er diesen Wunsch mit allem Nachdruck ausgesprochen und begründet hat.

Pius X. ging einen Schritt weiter. Er begnügte sich nicht damit, die Ansicht und Absicht seines Vorgängers zu der seinen zu machen, sondern fügte solche Verordnungen hinzu, durch die innerhalb gewisser Grenzen die Ausführung des Gewünschten an bestimmten kirchlichen Lehranstalten zur unabweislichen Pflicht und Notwendigkeit wird.

Das Motuproprio[1] vom 29. Juni 1914, das für die Philosophie die Lehre des hl. Thomas als Norm und für die dogmatische Theologie seine Summa theologica als Textbuch vorschreibt, gilt nur für Italien

[1] Ein Motuproprio ist die einfachste Art eines päpstlichen Erlasses, bei der abgesehen wird von den üblichen Kanzleiformen, wie sie bei Bullen, Breven usw. beobachtet werden.

und die zugehörigen Inseln[1]. Der Grund dieser Einschränkung dürfte nicht schwer zu erraten sein.

In vielen Ländern ist die philosophische und theologische Fakultät den staatlichen Universitäten organisch eingefügt. Eine solch einschneidende Verordnung, wie sie das Motuproprio enthält, könnte also leicht auf Widerstand seitens der Staatsbehörden stoßen. Um derartige unliebsame Zusammenstöße zu vermeiden, wurde die Verordnung auf Italien beschränkt, wo die theologischen Bildungsanstalten rein kirchlich sind. Damit wird es auch für die Zukunft leichter sein, entsprechend den Erfahrungen, die nach Ausführung des Erlasses gemacht werden, allenfalls nötig erscheinende Änderungen eintreten zu lassen. Insofern die Verordnung sich praktisch bewährt, läßt die Ausdehnung auf andere Länder sich nach und nach anstreben. Wie weit die Bischöfe unterdessen in ihren Diözesen ihren Einfluß in dieser Richtung geltend machen wollen, ist ihre Sache.

Der päpstliche Erlaß handelt im ersten Teil über die Philosophie des hl. Thomas, deren Beibehaltung, wenigstens in ihren hauptsächlichen und grundlegenden Teilen, abermals vorgeschrieben wird als sicheres Schutzmittel gegen Materialismus, Monismus, Pantheismus, Sozialismus und Modernismus. Das ist nur eine Erneuerung früherer Verordnungen.

Der zweite Teil schreibt den Gebrauch der Summa theologica als Schulbuch für den dogmatischen Unterricht vor. Doch nicht einmal für Italien ganz allgemein; denn gleich im Anfang wird gesagt:

„In den gewöhnlichen Klerikalseminarien soll es, falls nur tüchtige Lehrer vorhanden sind, erlaubt sein, Bücher solcher Verfasser zu gebrauchen, welche die aus der Quelle des Aquinaten geschöpften Lehren kompendiarisch erklären; es gibt ja derartige Bücher, die sehr empfehlenswert sind."

Die Vorschrift, Vorlesungen über die Summa des hl. Thomas zu halten, bezieht sich nur auf jene italienischen Lehranstalten, die akademische Grade verleihen können:

„An den Universitäten und großen Athenäen und auch an all denjenigen Seminarien und Instituten, denen die Befugnis, akademische Grade zu verleihen, erteilt worden ist, soll zum Zweck eines gründlicheren Studiums der Theologie die alte Gepflogenheit, von der man nie hätte ablassen dürfen, wiederhergestellt und über die Summa theologica selbst Vorlesungen gehalten werden (de ipsa Summa theologica habeantur scholae)." Wir wollen, daß die Theologieprofessoren

[1] Motu proprio pro Italia et insulis adiacentibus. De studio doctrinae S. Thomae Aquinatis in scholis catholicis promovendo. Acta Apostolicae Sedis 1914, 336 ff.

an den genannten Anstalten „die Summa theologica des hl. Thomas für ihre Vorlesungen als Text gebrauchen und in lateinischer Sprache erklären, und sich eifrig bemühen, ihren Zuhörern die beste Gesinnung gegen sie einzuflößen (in eoque sedulo operam ponant, ut erga illam auditores optime afficiantur)“ [1].

Als Sanktion dieser Vorschrift wird hinzugefügt: „In Zukunft wird keinem Institut die Befugnis, akademische Grade in der Theologie zu verleihen, erteilt werden, wenn in ihm diese unsere Vorschrift nicht pünktlich erfüllt wird. Alle Institute oder Fakultäten aber, auch die der religiösen Orden oder Kongregationen, die bisher schon rechtmäßig die Befugnis haben, in der Theologie akademische Grade oder ähnliche Titel zu verleihen, sei es auch nur ihren eigenen Angehörigen, sollen derselben beraubt werden und als beraubt anzusehen sein, wenn sie innerhalb dreier Jahre, aus welchem Grunde auch immer, selbst wenn er nicht von ihrem freien Willen abhängt, dieser unserer Vorschrift nicht gewissenhaft gehorchen.“

Diese letzte Bestimmung zeigt, wie weise es war, die Verordnung auf Italien zu beschränken; denn ihre Anwendung auf die theologischen Fakultäten an den Staatsuniversitäten würde einen Sturm des Widerspruchs hervorgerufen und bald zu zahlreichen Ausnahmebewilligungen genötigt haben.

Ohne Zweifel aber ist es an sich der Wunsch des Papstes gewesen, daß alle Doktoranden sich auf die Erlangung der theologischen Doktorwürde durch gründliches Studium der Summa des hl. Thomas vorbereiten.

Dieser Wunsch ist sehr begreiflich; denn die scholastische Theologie ist die Theologie der Kirche, und in der Summa des hl. Thomas hat diese Theologie ihren vollkommensten Ausdruck gefunden. Unter scholastischer Theologie verstehen wir hier die dogmatische Theologie, wie sie seit dem 12. Jahrhundert an den unter Aufsicht der Kirche stehenden Lehranstalten vorgetragen wurde.

Als die Zeit der Kirchenväter vorüber war, trat an die Vertreter der kirchlichen Wissenschaft eine dreifache Aufgabe heran. Es galt, erstens die Schätze der Vorzeit so zu sammeln, daß sie dem Gebrauch in Schule und Leben möglichst leicht zugänglich gemacht wurden; zweitens die überlieferte Lehre spekulativ zu begründen; drittens aus dem gesamten Material ein theologisches Lehrgebäude mit festem System und übersichtlicher Ordnung zu errichten. Diese drei Aufgaben sind in der Summa theologica des Aquinaten in vorzüglicher Weise gelöst.

Der hl. Thomas wäre ohne Zweifel der letzte, die Verdienste seiner Vorgänger schmälern zu wollen; und es lag gewiß nicht in der Absicht

[1] In der Ratio studiorum der Gesellschaft Jesu heißt es in der zweiten Regel für die Professoren der scholastischen Theologie: Ponant in eo omnem operam, ut auditores erga illum (S. Thomam) quam optime afficiantur.

des Heiligen Vaters, vom Studium jener Werke abzuraten, die uns den Schlüssel zum geschichtlichen Verständnis der scholastischen Theologie und ihres Werdegangs bieten. Gerade dieses Studium wird die Lösung mancher bisher noch nicht gelösten Fragen ermöglichen. Herausgerissen aus dem Boden, auf dem sie gewachsen, losgetrennt von der Vorwelt, Umwelt und Nachwelt würde auch die Theologie des hl. Thomas zu einer lebenslosen Versteinerung werden, die uns wohl Staunen abnötigen, aber nicht belebend und befruchtend wirken könnte.

Schon die Frage, weshalb in der Summa die positive Theologie verhältnismäßig so spärlich verwertet ist, läßt sich nur erklären aus dem Umstande, daß die Sammelarbeit von den Vorgängern des hl. Thomas geleistet worden war, und daß ihm hauptsächlich die spekulative Durchdringung und der systematische Aufbau der Theologie als Aufgabe zufiel.

Es ist wohl wahr, was Kleutgen schreibt, auch die Summa des hl. Thomas trage sehr viel bei zum Verständnis der Heiligen Schrift und der Kirchenväter; der hl. Thomas bringe zwar nur wenig Worte, aber immer diejenigen, die gerade den Grundgedanken enthalten. Das gelte besonders von den Einwendungen aus den Kirchenvätern und ihren Lösungen. Wenn man die von Thomas beigebrachten Stellen „bei dem Kirchenvater selbst betrachtet, so findet man nicht etwa bloß, daß sie im Zusammenhange eben den Sinn haben, den ihnen Thomas gibt, sondern daß gerade sie den Gedanken enthalten, den der Kirchenvater in der Schrift oder Abhandlung, der sie enthoben sind, ausführlich entwickelt. Ebenso weise und umsichtsvoll sind die Stellen der Heiligen Schrift gewählt, so daß die dem Anscheine nach geringe biblische und traditionelle Gelehrsamkeit im Werke des hl. Thomas jenen Gold- und Silberadern vergleichbar ist, die, während sie dem Wanderer verborgen bleiben, den kundigen und unverdrossenen Bergmann bereichern“ [1].

Aber dazu kommt noch ein anderer Umstand. Zur Zeit des hl. Thomas waren die Libri sententiarum des Petrus Lombardus theologisches Textbuch in den Schulen. Diese aber sind, wie schon der Name andeutet, hauptsächlich eine Sammlung von Aussprüchen (sententiae) der Schrift und der Kirchenväter zum Zweck der Begründung der kirchlichen Glaubenslehren, also ein Kompendium der positiven Theologie. Das Werk des Lombarden erschien um 1150. Als der hl. Thomas (vor Vollendung seiner Summa) 1274 starb, hatte es schon längst seine ganz eigenartige

[1] Kleutgen, Die Theologie der Vorzeit V², 72 f.

Stellung im Betriebe der theologischen Lehranstalten fest behauptet. Das ganze Mittelalter hindurch war Unterricht in der Dogmatik gleichbedeutend mit Erklärung der Sentenzenbücher. Die Kommentare zählen zu Hunderten. Kein anderes theologisches Lehrbuch hat je bedeutendere Erklärer gefunden. Der größte unter ihnen ist der hl. Thomas selbst, dann jene Geistesriesen: Albertus Magnus, der hl. Bonaventura, Duns Scotus, Henricus Gandavensis, Durandus, Ägidius Romanus, die beiden Antipoden Aureolus und Capreolus und so viele andere.

Wenn man die Summa theologica und die Sentenzenbücher auf ihren inneren Wert und ihre praktische Brauchbarkeit miteinander vergleicht, so sollte man glauben, nach dem Erscheinen der Summa hätten die Sentenzenbücher sofort den Platz räumen müssen. Das war aber keineswegs der Fall. Noch fast dreihundert Jahre nach Erscheinen der Summa blieb das Werk des Lombardus allgemein Schulbuch in der Dogmatik. Bis zum 16. Jahrhundert haben wir keinen Kommentar zur Summa. Selbst die Theologen des Dominikanerordens legten ihren Vorlesungen und Schriften die Sentenzen zu Grunde. So z. B., um aus den vielen nur einige zu nennen, im 13. Jahrhundert Petrus de Tarentasia und Hannibaldus de Hannibaldis, im 14. Jahrhundert Herveus Natalis und Petrus de Palude, im 15. Jahrhundert Johannes Capreolus und Didakus Deza (Hispalensis).

Erst vom Ende des 15. Jahrhunderts wird uns gemeldet, daß der Dominikaner Laurentius Gervasius einen Kommentar zur Summa geschrieben habe. Derselbe ist aber nie veröffentlicht worden. Im Jahre 1512 erschien der Kommentar des Konrad Koellin O. P. im Druck, im Jahre 1540 der weit berühmtere des Kardinals Cajetan.

Das Sentenzenbuch verschwand aber noch keineswegs. Wie der Magister neben dem Aquinaten auf dem Konzil von Trient eine bedeutende Rolle spielte, so wurde auch sein Werk noch häufig in den Schulen erklärt und zählte immer noch bedeutende Theologen unter seinen Kommentatoren, so die Dominikaner Martinus de Ledesma und Dominikus Soto. Im 17. Jahrhundert erschienen die sehr geschätzten Kommentare von Wilhelm Estius und Martinez de Ripalda, im Anfang des 18. Jahrhunderts der ausführliche Kommentar des Portugiesen M. Pereyra. Das letzte Werk dieser Art sind des Dominikus Lanzerini Disputationes theologicae iuxta quatuor sententiarum libros distributae, Bononiae 1800.

Wenn man die vielhundertjährige Herrschaft der Sentenzen in den Schulen bedenkt, die Zahl ihrer Kommentatoren, unter denen sich so große

Gelehrte und Heilige befinden, die höchst ehrenvolle Art, wie das vierte Laterankonzil für Petrus Lombardus eingetreten ist, so muß man zugestehen, daß kein anderes theologisches Werk, die Summa theologica des hl. Thomas nicht ausgenommen, mit dem Werk des Sentenzenmeisters rücksichtlich des äußeren Erfolges verglichen werden kann.

Und doch war es ein ungeheurer Fortschritt, als besonders seit dem Konzil von Trient die Summa theologica im theologischen Unterricht immer mehr an die Stelle der Sentenzen trat. Melchior Canus O. P. tadelt die Scholastiker wegen des Mangels an Ordnung in ihren Vorlesungen. Als Grund davon gibt er an, daß sie Schritt für Schritt den Sentenzen des Lombardus folgen, bei diesen aber sei so gut wie gar keine Ordnung[1]. Diese letzte Bemerkung ist übertrieben; aber die Überlegenheit der Summa über die Libri sententiarum in dieser Beziehung ist gewiß ebensogroß wie unverkennbar. Richtige und übersichtliche Ordnung ist ohne Zweifel ein Hauptvorzug eines Schulbuches. Darum war der Übergang von den Sentenzen zur Summa ein Schritt vorwärts.

Weit mehr noch zu betonen ist die große spekulative Sicherheit und Tiefe des hl. Thomas, in Bezug auf die überhaupt jeder Vergleich mit dem Lombarden unangebracht ist, und bei dieser Tiefe meist eine Einfachheit und Durchsichtigkeit des Ausdrucks, daß man fast meinen möchte, so und nicht anders müsse die Sache dargestellt werden. Diese Verbindung spekulativer Gründlichkeit und sprachlicher Durchsichtigkeit erscheint um so bewundernswerter, wenn man bedenkt, daß der hl. Thomas im Verlauf der Summa die allerverschiedensten Gegenstände bespricht, von denen manche zu ihrer richtigen spekulativen Behandlung die größten Anforderungen an die Geisteskräfte des Menschen stellen. Heute beantworten wir manche theologischen Fragen mit Sicherheit und Klarheit, weil die theologische Wissenschaft große Fortschritte gemacht und die Kirche durch ihre lehramtliche Tätigkeit vieles entschieden hat. Aber ein großer Teil dieser Fortschritte und Entscheidungen war zur Zeit des hl. Thomas noch nicht vorhanden; er hat vielmehr durch seinen gotterleuchteten Scharfsinn diese Fortschritte und Entscheidungen vorbereitet und angebahnt. Kaum je braucht man eine seiner dogmatischen Behauptungen damit zu entschuldigen, daß die Sache damals von der Kirche noch nicht definiert oder von den Theologen noch nicht genauer untersucht war. Er hat durchweg so

[1] De locis theologicis 12, 3.

richtig geschaut und so klar geredet, daß seine Anschauungen und seine Ausdrucksweise Gemeingut der theologischen Welt geworden sind und von Päpsten und Kirchenversammlungen angenommen wurden.

Damit ist auch die Hauptsache schon berührt, die Reinheit und Zuverlässigkeit der Lehre des hl. Thomas. Aus den Sentenzen des Lombardus wurde schon im Mittelalter eine Anzahl Sätze zusammengestellt, die mit der von den Theologen allgemein angenommenen Lehre nicht übereinstimmen. In Bezug auf die Summa des hl. Thomas ist das nicht notwendig; denn abgesehen von seiner Lehre über die unbefleckte Empfängnis der allerseligsten Jungfrau, die allerdings mit der späteren kirchlichen Definition nicht übereinstimmt, sind es nur Punkte von untergeordneter Bedeutung, in denen die meisten Theologen sich dem Aquinaten nicht anschließen.

Thomas hat, wie Leo XIII. in der Enzyklika Aeterni Patris vom 4. August 1879 sagt, „nach der Bemerkung Cajetans die alten heiligen Lehrer so verehrt, daß ihm gewissermaßen die Einsicht aller zu teil geworden ist. Er hat ihre Lehren wie zerstreute Glieder eines Körpers gesammelt, ineinander gefügt, wunderbar geordnet und ihnen ein solches Wachstum verliehen, daß er mit Fug und Recht als eine einzigartige Feste und Zierde der katholischen Kirche angesehen wird. . . . In seinen Erörterungen vermißt man weder eine Fülle von Fragen, noch rechte Einteilung, noch gute Methode, noch Festigkeit der Prinzipien und Schlüssigkeit der Beweise, noch Klarheit und Eigenart der Darstellung, noch Leichtigkeit in Erklärung schwieriger Stoffe. . . . Glaube und Vernunft unterscheidet er durchaus und weiß sie doch friedlich zu vereinigen. Beiden wahrt er ihre Rechte und Würde. Und so kann die Vernunft, auf den Schwingen des Aquinaten bis zum Gipfel des menschlich Erreichbaren getragen, sich kaum noch höher erheben; und der Glaube kann von der Vernunft kaum mehr oder kräftigere Unterstützung erwarten, als Thomas sie ihm schon geboten hat."

Es darf also wohl behauptet werden, daß der Schritt von Petrus Lombardus zu Thomas ein großer Fortschritt war.

Nachdem die Bewegung einmal in Fluß gekommen war, ging es rasch vorwärts. Die berühmtesten Universitäten, besonders aber viele Orden wählten den hl. Thomas zu ihrem Lehrmeister und Führer in der Theologie; außer den Dominikanern die Benediktiner, Karmeliten, Augustiner, die Gesellschaft Jesu und fast alle neuere Orden und Kongregationen. Die Kommentare zur Summa wurden immer zahlreicher, so daß es unmöglich ist, sie hier einzeln aufzuzählen. Die Werke des Dominikus Bañes und Bartholomäus de Medina aus dem Predigerorden ergänzen sich zu einem vollständigen Kommentar über die ganze Summa; dann folgen aus

dem gleichen Orden Didakus Nuño Capezudo, Johannes a Sto Thoma, Xantes Mariales und viele andere. Mit Grund berühmt wurde das große Werk der Karmeliter in Salamanca: Cursus Salmanticensis in Summam S. Thomae. Die Gesellschaft Jesu hat von ihren ersten Anfängen an bis auf unsere Tage viele und angesehene Erklärer der Summa hervorgebracht: Toletus, Gregor von Valentia, Suarez, Vazquez, Tanner usw. Die Libri sententiarum sind fast vollständig aus dem Gesichtskreis der meisten Theologen verschwunden, außer insofern es sich um Studien oder Überblicke über die Geschichte der Theologie handelt.

Doch finden wir schon seit dem 16. Jahrhundert immer auch Lehrbücher der Theologie, die keine Kommentare zur Summa, sondern nach selbständigem Plan gearbeitet sind. Ein doppelter Umstand gab Veranlassung zur Abfassung solcher Werke. Erstens konnten und wollten nicht alle Kandidaten des Priestertums so viel Zeit auf die Theologie verwenden, wie ein gründliches Studium der Summa es erfordert. Für die meisten Seelsorgspriester waren kürzere Kompendien Wunsch und Bedürfnis. Es war der gleiche Grund, dessentwegen Pius X. auch jetzt für die italienischen Klerikalseminarien Kompendien anderer Verfasser gestattet. Zweitens aber waren nach und nach viele theologischen Fragen aufgetaucht, die der hl. Thomas noch nicht eigens behandelt hatte und deren Studium für alle Priester notwendig war. Darum wurden neue Lehrbücher geschrieben, die den veränderten Zeitumständen Rechnung trugen. Bald war es mehr die Kürze, bald mehr die Zeitgemäßheit, die man besonders im Auge hatte.

Schon das 16. Jahrhundert sah derartige Werke, wie die Institutiones des Johannes Viguerius O. P. (1553), das Compendium theologicarum institutionum des Klemens Molinianus (1562); im 17. Jahrhundert erschien die Summa theologiae scholasticae des Martin Becanus S. J. (1612). Aber erst im 18. Jahrhundert fingen derartige Werke an, die Summa des hl. Thomas wieder aus den Schulen zu verdrängen. Karl Renart Billuart O. P. betitelt sein bekanntes und vielgebrauchtes theologisches Werk: Summa S. Thomae hodiernis Academiarum moribus accommodata, sive Cursus theologiae iuxta mentem . . . S. Thomae. Das ist sehr bezeichnend. Die damalige akademische Gepflogenheit hatte sich von der Summa des Aquinaten abgewendet und andersgeartete Lehrbücher bevorzugt. Wo der kirchliche Sinn am treuesten gewahrt wurde, lehrte man die Theologie wenigstens im Geiste (iuxta mentem) des hl. Thomas. Im 18. und im Anfang des

19. Jahrhunderts dagegen erschienen theologische Cursus, Compendia, Epitomae, Synopses theologiae, in denen von dem Geist des hl. Thomas auch nicht der leiseste Hauch mehr zu spüren war.

So müssen wir denn leider gestehen, daß der Summa des hl. Thomas in den theologischen Schulen bei weitem kein so großer Erfolg beschieden war wie dem unbedeutenderen Sentenzenwerk des Lombardus. Dieses herrschte 400 Jahre fast uneingeschränkt, die Summa nur 200 Jahre und keineswegs uneingeschränkt; man denke nur an die Skotisten. Dann mußte sie den Werken einer falschen Aufklärung weichen; sie wurde vielfach zum Gegenstand des Gespöttes und der Verunglimpfung selbst bei katholischen Philosophen und Theologen.

Erst nach und nach bahnte sich im 19. Jahrhundert wieder eine gerechtere Würdigung an. Das war das unsterbliche Verdienst jener Männer, die mit Mut und Geist am Neuaufbau einer echt katholischen Philosophie und Theologie arbeiteten. Es genügt, statt vieler den einen Joseph Kleutgen S.J. zu nennen. Freilich war es nicht möglich, gleich wieder die Summa des hl. Thomas als Lehrbuch einzuführen. Ihre ganze Denk- und Redeweise war den meisten ein unverständliches Rätsel geworden. Man mußte zuerst versuchen, durch kürzere, auf die Anfangsgründe sich beschränkende Kompendien die Scholastik wieder verständlich zu machen, dann allmählich überzuleiten zu größeren ad mentem S. Thomae verfaßten Werken und so allmählich die Lust zum Studium des Aquinaten selbst wieder anzuregen. Sollte es gelingen, dieses Studium wieder in allgemeine Aufnahme zu bringen, so wäre es töricht und undankbar, verächtlich auf jene Männer herabzublicken, die durch ihre hingebende und ausdauernde Tätigkeit die Erreichung dieses Zieles möglich gemacht haben.

Jetzt ist die Zeit gekommen, wo man allen, die auf ein tieferes Studium der spekulativen Theologie bedacht sind, ohne Gefahr für einen rückständigen Sonderling zu gelten, ruhig anraten darf: Studiert die Werke des hl. Thomas und vorzüglich seine Summa theologica. Wohlgemerkt, es handelt sich um die Lehre und die Werke des hl. Thomas selbst, nicht um die Deutungen und Auffassungen anderer Theologen, die sich als Anhänger des hl. Thomas bezeichnen und vielfach ihre Erklärungen als den einzig richtigen und wahren Thomismus bezeichnen.

Es ist bekannt, daß auch jene Theologen, die den hl. Thomas zum gemeinsamen Führer hatten, trotzdem über manche Fragen untereinander uneins waren. Das war früher so, das ist jetzt so. Einer der berühm-

testen Thomisten seiner Zeit war Franz von Viktoria aus dem Dominikanerorden, der eine ganze Reihe großer Theologen herangebildet hat, unter ihnen Canus und Tolet. Nun wohl, der dem gleichen Orden angehörende Dominikus Bañes greift seinen berühmten Ordensbruder heftig an, weil er die Lehre des hl. Thomas in verschiedenen Lehrstücken nicht richtig darstelle. So sagt er in seinem Kommentar zum zweiten Teil der Summa[1]: „Gewisse moderne Thomisten, übrigens gelehrte Männer ..., die nicht wollen, daß man meine, sie weichen vom hl. Thomas ab, haben eine wunderliche Erklärung erfunden, und während sie der Ansicht des Scotus folgen, tragen sie diese ihren Schülern vor, als wäre es die richtige Auffassung des hl. Thomas. ... Ich werde aber zeigen, daß ihre Ansicht dem hl. Thomas ganz fremd ist." Das wiederholt er mehrmals gegen den „Magister Viktoria in seiner verworrenen (inextricabili) Erklärung, die du vor Augen hast". Etwas weiter[2] heißt es in Bezug auf eine andere Frage: „Wir werden die Meinung des Magisters [Dominicus] Soto bekämpfen, die eine von dem gelehrten Magister Viktoria eingeführte Neuerung ist. ... Diese Meinung scheint uns gegen die Lehre des hl. Thomas zu sein." Der Leser „möge urteilen, wie viel klarer und folgerichtiger und vorzüglicher die Ansicht des hl. Thomas ist, wie sie von den alten Thomisten und von uns sorgfältig erklärt wurde". Franz von Viktoria erhält noch viele andere schöne Prädikate: „Seine Voraussetzung ist falsch und gegen die Ansicht des hl. Thomas." „Sein Vorangehen in dieser Frage ist ziemlich verworren." „Die Behauptung ist nicht richtig und gegen den hl. Thomas." „Er täuscht sich gewaltig." „Das Folgende ist noch falscher" usw.

In unsern Tagen ist es nicht anders. Leo XIII. bevorzugte persönlich in der Frage über das Wissen Gottes und die göttliche Mitwirkung bei unsern Handlungen die Auffassung des Kardinals Pecci, der sich die Kardinäle Satolli und Lorenzelli, ferner Paquet, Laurentius Janssens u. a. anschlossen. Man höre nun, wie der Dominikanerpater Del Prado im dritten Teil seines 1907 erschienenen Werkes De gratia et libero arbitrio über diese Meinung urteilt. Jene Theologen glauben nämlich, zwischen der scientia media und der praedeterminatio physica der Bañesianer lasse sich ein Mittelweg finden, den schon der Kardinal Cajetan gewiesen habe. Über diese Meinung stellt P. Del Prado[3] folgende Thesen auf: „Jene echten Schüler Cajetans gehen durch eine falsche Pforte ein (errant

[1] In 2, 2, q. 24, a. 6, dub. 2. [2] Ebd. dub. 6.
[3] De gratia et libero arbitrio III 501 ff.

in porta) und entfernen sich von Cajetan bei der eigentlichen Biegung des Weges (in ipso angulo viae) . . ." „Der Mittelweg also, den die Kardinäle Pecci, Satolli, ebenso Paquet und P. Janssens eingeschlagen haben, ist kein Mittelweg zwischen Molina und Bañes, und auch nicht zwischen der scientia media und der praemotio physica." „Pecci, Satolli, Paquet und die übrigen auf dem Mittelweg Wandelnden haben nicht den Faden (oder die Kette, catenam) des echten Thomismus, sondern des echten Kongruismus wieder aufgenommen; und deshalb darf diese Schule nicht Cajetanisch-Thomistisch, sondern muß Bellarminisch-Kongruistisch oder Kongruistisch-Bellarminisch genannt werden, damit der Name der Sache entspricht." „Die Philosophen und Theologen, die den Mittelweg zwischen der scientia media und der physica praemotio betreten, können keinen Schritt tun, ohne entweder links zur scientia media oder rechts zur physica praemotio abzuschwenken." Schon früher heißt es: „Weder Pecci noch Lorenzelli bieten eine Lösung der Frage. . . . Lorenzelli scheint die Kenntnis der möglichen Dinge . . . mit der Kenntnis der bedingt zukünftigen Dinge zu verwechseln. . . . Pecci möchte das materielle Wort scientia media vermeiden, aber das Formelle, worüber zwischen der Schule des hl. Thomas und der Schule des Molina verhandelt wird, scheint er wie ein echter Molinist eher zu lehren und zu behaupten als zu leugnen."[1] Kardinal Billot, der gewiß ein guter Thomist sein will, kommt natürlich ebenso schlecht weg. Doch genug; man muß die mehr als seltsamen längeren Deklamationen bei dem Verfasser selbst nachlesen, wenn man sich das Vergnügen verschaffen will, im 20. Jahrhundert wissenschaftliche Fragen nach Art des 16. Jahrhunderts behandelt zu sehen.

Es ist nun freilich gewiß, daß die Päpste bei der Empfehlung der Lehre des hl. Thomas weder die Auffassung Billots noch die Lorenzellis oder irgend eines jener Kommentatoren empfehlen wollten, die P. Del Prado bekämpft, aber genau ebensowenig die Auffassung Del Prados selbst, sondern eben nur die Lehre des hl. Thomas. Wo die Theologen sich über den Sinn dieser Lehre nicht einigen konnten, ist durch die päpstlichen Verordnungen weder nach der einen noch nach der andern Seite etwas entschieden worden.

Leo XIII. hebt in der Enzyklika Aeterni Patris ausdrücklich hervor: „Sorgt dafür, daß man die Lehre des hl. Thomas aus seinen eigenen Quellen schöpfe oder wenigstens aus solchen Bächlein, die nach der sichern und übereins-

[1] Ebd. 476 f.

stimmenden Ansicht der Gelehrten noch rein und ungetrübt fließen." In dem Breve Gravissime nos vom 30. Dezember 1892 lobt er die Professoren der Gregorianischen Universität, daß sie seinen Wünschen und Vorschriften über die Lehre des hl. Thomas so gut entsprochen hätten, eben jene Professoren, die nach der Behauptung des P. Del Prado in den wichtigsten Fragen von der rechten Auffassung des hl. Thomas sehr weit entfernt sind. In derselben Nummer der Acta Apostolicae Sedis, in der die letzte Verordnung Pius' X. über die Summa des hl. Thomas steht, lesen wir ein anderes Motuproprio, das eine Belobigung und Belohnung des Collegium Anselmianum in Rom enthält: Die Lehrer und Schüler dieses Kollegs ließen es sich immer angelegen sein, die spekulative Theologie im Geist des hl. Anselmus zu pflegen. „Bei diesem Studium sind sie stets dem hl. Thomas als Lehrmeister gefolgt, dessen goldene Lehre die Geister mit ihrem Glanze erleuchtet." Die neue Lebenskraft, die Gottes Güte diesem Orden eingeflößt hat, beruht zu nicht geringem Teile darauf, daß aus dem Collegium Anselmianum tüchtige Lehrer für die Klöster und Anstalten des Ordens hervorgingen. Um diesen Erfolg zu sichern und zu mehren, wird dem Kolleg die Befugnis erteilt, akademische Grade zu verleihen [1]. Nun ist das bedeutendste theologische Werk, das aus dem Collegium Anselmianum hervorging, gerade jene Summa theologica des P. Laurentius Janssens, an der Del Prado so schwere Ausstellungen zu machen hat, weil sie in der Erklärung gewisser Lehren des hl. Thomas irrig sei.

Aus diesen und ähnlichen Tatsachen geht hervor, daß die Päpste bei ihrer Empfehlung des hl. Thomas nicht auch zugleich die Auffassung dieser oder jener Schule oder Richtung mitempfehlen oder gar ausschließlich empfehlen wollten.

Das gilt auch von den Thesen, die „einige Magistri verschiedener Institute" der römischen Studienkongregation eingereicht haben mit der Anfrage, ob diese Thesen die Hauptprinzipien des hl. Thomas in der Metaphysik enthalten, worauf die Kongregation mit Ja antwortete [2]. Insofern diese Thesen die Lehre des hl. Thomas darstellen, werden sie empfohlen. Insofern aber die Theologen uneins sind, wie der hl. Thomas diese oder jene These verstanden habe, ist keine der verschiedenen Deutungen als ausschließlich richtig erklärt worden. So lehren z. B. alle Theologen einstimmig mit dem hl. Thomas, in den Geschöpfen finde sich unabhängig von unserem Denken eine solche Zusammensetzung von Wesenheit und Dasein, daß sie sich dadurch wesentlich von dem reinen Sein, das Gott ist, unterscheiden. Ob aber nach der Lehre des hl. Thomas der Unterschied zwischen

[1] Acta S. Apostolicae Sedis 1914, 333 ff.

[2] Ebd. 383 ff. Die Congregatio studiorum gibt keine Lehrentscheidung (das ist Sache der Congregatio Sancti Officii), sondern nur praktische Anweisungen.

einer geschaffenen Wesenheit und ihrem geschaffenen Dasein ein so massiver ist, wie uns manche Philosophen und Theologen glauben machen wollen, darüber ist nichts entschieden, und man kann auch in Zukunft ruhig annehmen und lehren, daß in dieser Frage die Metaphysik des hl. Thomas etwas tiefer und feinsinniger ist als die krassen Deutungen mancher Kommentatoren. Da übrigens das Motuproprio vom 29. Juni nur für Italien gilt, so kann die Anfrage und Antwort, die sich darauf bezieht, auch keine weitere Geltung beanspruchen. Es ist an sich eben nur eine Antwort, die bestimmten Fragestellern gegeben wurde.

Die verschiedenen Auffassungen und Erklärungen einiger Lehren des hl. Thomas werden auch in Zukunft nicht aufhören. Die Scholastik ist im Geisteskampfe groß geworden, und in geistigem Ringen wird sie wachsen und fortschreiten.

Man wird vielleicht sagen: Wenn von nun an die Theologen nur die Lehre des hl. Thomas sich aneignen und ihm in keinem Stücke widersprechen sollen, wie kann da noch von Fortschritt die Rede sein? Dann ist ja nur mehr ein durch die Jahrhunderte forttönendes Nachsprechen derselben Sätze denkbar.

Nur keine Angst! Wie die katholische Glaubenslehre selbst trotz ihrer Unveränderlichkeit doch die fruchtbare Mutter eines in großartiger Mannigfaltigkeit sich entwickelnden Geisteslebens war, so verhält es sich ähnlich mit der Wissenschaft ihres getreuen Interpreten, des hl. Thomas. Der Kandidat der Theologie muß freilich zunächst in die richtige Kenntnis und das richtige Verständnis der Glaubenslehren eingeführt werden, und sein Führer soll der hl. Thomas sein. Er muß also vor allem seine Erklärungen kennen lernen und sich aneignen. Die Theologie ist ja nicht eine Sammlung von Problemen, die dem menschlichen Scharfsinn zur Lösung vorgelegt werden, sondern eine Wissenschaft mit von Gott geoffenbartem Inhalt. Diesen Inhalt allseitig kennen zu lernen und soweit möglich verstandesmäßig zu durchdringen, ist die erste Aufgabe des angehenden Theologen. Wer die Summa theologica kennt und versteht, hat diese erste und wesentlichste Aufgabe gelöst.

Freilich nicht einmal der Schüler darf dabei stehen bleiben, geschweige denn der Lehrer. Der hl. Thomas deutet manches nur an, was ausgeführt sein will; er beruft sich auf Autoritäten, deren Lehren im Zusammenhang untersucht werden müssen; er kennt manche Schwierigkeiten und Irrtümer nicht, die erst später aufgetaucht sind und deren Kenntnis dem Theologen durchaus notwendig ist. Der Professor, der die Summa als

Textbuch gebraucht, hat also außer der bloßen Wort- und Sinnerklärung noch eine ganze Reihe anderer Aufgaben zu lösen. Die Art dieser Aufgaben und ihrer Lösung wird freilich von den einzelnen sehr verschieden aufgefaßt werden. Zwischen den kurzen und bündigen Kommentaren eines Tolet und den weitläufigen Kommentaren eines Suarez sind sehr viele Mittelstufen möglich. Vazquez schließt sich viel enger an den Text des hl. Thomas an als Gregor von Valentia. Eine Eigenschaft ist aber schon fast allen Kommentatoren des 16. Jahrhunderts gemeinsam: sie ergänzen die Summa nach der Seite der positiven Beweisführung.

Kleutgen schreibt darüber: „Ehe die neueren Scholastiker (seit dem 16. Jahrhundert) eine Glaubenslehre nach ihrer Weise spekulativ behandeln, begründen sie dieselbe aus den positiven Beweisquellen und kehren zu diesen auch oftmals zurück, wenn sie jene mehr spekulativen Fragen untersuchen, die zum Dogma selber nicht gehören. Und diese ihre Beweisführungen aus der Schrift, den Vätern und Konzilien sind nicht erst bei den späteren, sondern auch bei den ersten Scholastikern dieser Epoche, wie bei Gregor von Valentia, Bañes, Suarez, so ausführlich und gründlich, daß die Lehrbücher der Theologie, die in unserem (19.) Jahrhundert erschienen sind, auch in dieser Beziehung mit ihnen gar nicht verglichen werden können." [1]

Einer der neuesten Kommentatoren der Summa, der schon genannte P. Laurentius Janssens O. S. B., sagt in der Vorrede zu seinem Werk: „Die Aufgabe unseres Kommentars ist hauptsächlich eine doppelte, eine erklärende und eine ergänzende, nach dem Spruch der Heiligen Schrift: Neues und Altes. Zur Exegese gehört eine zutreffende Textinterpretation. Diese umfaßt nicht bloß die eigenen Thesen, Beweise und Antworten des englischen Lehrers, sondern auch die von ihm angeführten Belege aus der Heiligen Schrift, den Vätern und den heidnischen Philosophen. . . . Die Beweise aus der Heiligen Schrift müssen, wie uns scheint, sehr genau erwogen werden, denn auf ihnen wird wie auf dem Fundament das ganze theologische Lehrgebäude errichtet. . . . Wir werden die Erforschung des heiligen Textes nach den heute allgemein angenommenen Grundsätzen anstellen . . . uns dabei aber vor philologischen Exzessen hüten. . . . Ähnliches gilt von den Beweisen aus den Vätern und andern Schriftstellern, besonders von den Stellen, die beim hl. Thomas in den Objektionen angeführt werden. . . . Keinem soll etwas zugeschrieben werden, was einem andern gehört, und keine aus dem Zusammenhang gerissene Stellen dürfen in einem vom Verfasser nicht beabsichtigten Sinne auftreten. . . . Weiter erstreckt sich noch die Ergänzungsaufgabe. Wie sehr man auch die Vorzüglichkeit der Summa theologica des hl. Thomas betonen mag, so ist es doch jedem Vernünftigen, der die theologische Entwicklung seit damals und die Bedürfnisse unserer Zeit kennt, einleuchtend, daß das Werk des englischen Lehrers einer Ergänzung bedarf. Seit dem Mittelalter sind viele Fragen, Kontroversen, Häre-

[1] Die Theologie der Vorzeit IV 90.

sien, kirchliche Lehrbestimmungen aufgetaucht, deren geschichtlicher Ursprung und gegenwärtiger Stand keinem entsprechend Gebildeten verborgen bleiben kann. Das alles muß entweder an geeigneter Stelle dem Text der Summa eingefügt oder aber eigens ausführlicher besprochen werden.... Ich werde also suchen, die nötige Erudition zu bieten, ohne doch den Anfänger durch ihr Übermaß zu erdrücken.... Nach Beendigung der theologischen Studien soll auch der mit der Doktorwürde gezierte noch nicht als ein vollendeter Theologe gelten; denn wie könnten dazu die paar Jahre hinreichen? sondern er soll wie ein geistiger Acker den fruchtbaren Samen recht in sich aufgenommen haben, um für die Zeit der Ernte goldene Garben zu verhundertfachen. Vorzeitiges Übermaß von Gelehrsamkeit dürfte aber die Fruchtbarkeit des Geistes eher ersticken als anregen."

„Es gibt auch ein anderes Feld für Ergänzungen. Denn man darf sich nicht so an die Spuren des Aquinaten heften, daß man die andern vorzüglichen Theologen der alten, mittleren oder neueren Zeit unbeachtet läßt. Mag auch der englische Lehrer unter seinen Zeitgenossen der größte gewesen sein, so hat es ihm doch nicht an würdigen Mitbewerbern in der Wissenschaft gefehlt. Es besteht aber die Gefahr, daß ein hervorragendes Genie die Verdienste anderer verdunkelt.... Es sei jedoch ferne, daß der Verkehr, auch der beständige Verkehr mit dem Aquinaten uns andern Geisteshelden entfremdet. Unter diesen werden wir drei Leuchten immer vor Augen zu haben suchen: St Augustin, St Anselm, St Bonaventura.... Außer diesen beiden letzteren großen Scholastikern geziemt es sich, bei gegebener Gelegenheit auch andere bedeutende Lehrer zu hören, die gleichsam ihr Ehrengeleite bilden: den Lombardus, Halensis, die Viktoriner, Albertus Magnus, Heinrich von Gent und andere, nicht zu vergessen Duns Scotus.... Aber die Vorliebe für die älteren Scholastiker wird uns keineswegs den späteren entfremden. Es ist vielmehr sehr nützlich, auch jene Männer der neueren Zeit zu befragen, angefangen von Suarez und Bellarmin bis auf die berühmten Lehrer, die in Rom und anderswo das Licht ihrer Wissenschaft erstrahlen lassen." [1]

Das sind sehr vernunftgemäße Grundsätze, die zugleich zeigen, daß dem Theologieprofessor, der seinem Unterricht die Summa des hl. Thomas zu Grunde legt, immer noch ein weites Feld zu eigener Betätigung offen steht. Wegen der Befolgung dieser Grundsätze hat aber Pius X. noch kurz vor seinem Tode dem Collegium Anselmianum seine volle Zufriedenheit und Anerkennung ausgesprochen. Es ist also gewiß, daß jeder Theologe, der sie befolgt, durchaus den Absichten des Heiligen Stuhles entspricht; und ebenso ist es gewiß, daß jeder, der sie zweckentsprechend befolgt, wahrhaft wissenschaftliche Arbeit in echt katholischem Sinne leistet.

[1] L. Janssens, Summa theol. I VIII ff.

Christian Pesch S. J.

Der große Krieg die Reifeprüfung des Arbeiterstandes.

Tiefe Furchen zieht der große Krieg. Noch läßt sich nicht ermessen, was der Saat, die dort gesät wird, dereinst entsprießen soll. Noch liegt der letzte Erfolg der Waffen in Gottes Hand. Aber gewaltig ist der Gewinn an inneren Werten, den uns schon die ersten Tage der Mobilmachung und des ersten heißen Ringens gebracht haben. Es staunt unser Volk, und mit ihm die Welt, ob der Fülle tiefer, heiliger Kraft, die sich plötzlich in ihm regte. Es hat sich selbst, sein Bestes wiedergefunden in allen Gliedern, in allen Stämmen, in allen Klassen und Ständen. Ebenbürtig, ebenmütig sind sie alle dem Ruf ihres Kaisers gefolgt; von demselben heiligen Feuer beseelt, sind sie zu den Fahnen geeilt, opferfroh und todesmutig.

Gewiß war dies beim deutschen Volk, in dem der Gedanke des Volksheeres seit Geschlechtern so tiefe Wurzeln geschlagen hat, nicht anders zu erwarten. Aber diesmal fand sich in unserem Volk doch ein neuer Faktor, der den Tatbeweis noch schuldig war, daß man, wenn es ernst wird, auf ihn rechnen könne, daß er restlos aufgehe in der großen Summe unseres nationalen Lebens. Als unsere Truppen 1870 auszogen, da war ein selbständiger Lohnarbeiterstand erst in den Anfängen seiner Entwicklung. Heute ist es anders geworden. Der Zuwachs der Bevölkerung seit 1870 ist fast ganz in die Städte gewandert, dort wiederum zum größten Teil in dem neuen Stand aufgegangen. Nach Hunderttausenden und Millionen zählen die Mitglieder der Standesvereine und Verbände, um die sich als festen Kern die losen Massen scharen. Immer mehr erfüllte die schwellende Kraft gerade die Besten des Standes mit dem Bewußtsein der Reife, daß ihre Zeit gekommen sei, daß auch der Arbeiterstand gleich den übrigen Ständen selbsttätig sorgen müsse für das eigene Wohlergehen, einträchtig, aber auch ebenbürtig mit ihnen sorgen müsse für das große gemeinsame Vaterland. Weitschauende Männer haben schon lange diese Entwicklung anerkannt und in ihr, in der Bildung eines selbstbewußten Arbeiterstandes, die Erfüllung eigener Wünsche gesehen. Aber

anderseits gab es doch bis in unsere Zeit manche, auch durchaus wohlwollende Kreise, die den jungen Stand nicht als großjährigen Bruder anerkennen, sondern wie eine liebevolle, aber unverständige Mutter immer noch wie in den ersten Jahren seiner Kindheit leiten wollten. Ihnen allen möge das opfermutige, festgeschlossene Eintreten des Arbeiterstandes zeigen, daß er reif geworden ist, nicht nur in der Feldschlacht, sondern auch im Kampf und Ringen des Alltags in Reih und Glied mit den andern Ständen zu stehen. Die Arbeiterfrage ist auch heute noch nicht restlos gelöst. Aber sie erfordert heute eine andere Antwort als vor vierzig Jahren. Die Lösung ist inzwischen fortgeschritten. In diesem Fortschritt möge der große Krieg den endgültigen Wendepunkt von caritativer zu sozialer Behandlung der Frage bedeuten.

Eine Prüfung an sich schafft keine neuen Werte, sie stellt nur fest, was in langen Jahren allmählich herangereift ist. Die Reifeprüfung bedeutet nur den äußeren Abschluß einer Erziehungsperiode. Wenn wir den großen Krieg als Reifeprüfung des Arbeiterstandes bezeichnen, so sehen wir hierin auch nur den offenkundigen glücklichen Abschluß einer langwierigen Erziehung zu ständischer Reife.

Weit zurück liegen die Anfänge dieser Erziehung. Als der Industrialismus, die neuzeitliche Entwicklung des gewerblichen Lebens, einsetzte, da ging er zunächst verheerend über die großen Massen hinweg. Ungezählte zog er an mit unwiderstehlicher Gewalt und riß sie weg von der Scholle und dem Pflug der Väter, wie aus den Werkstätten des kleinen Mannes, die dem Ansturm der neuen Zeit nicht zu widerstehen vermochten. Eine gewaltige Masse tat sich zusammen, aber noch formlos, kraftlos, hilflos wie ein Kind. Die Hungerrevolten in England und Frankreich sind kaum mehr als ein verzweifeltes Zucken und Rütteln. Es war die Zeit des „Pauperismus". Nicht die vielen einzelnen Armen, die zurückgeblieben waren hinter den Reihen der vorwärtsdrängenden Erwerbsstände, kennzeichnen ihn; es gab einen ganzen Stand der Armen. Sollte er gehoben werden zum gleichwertigen Glied der Gesellschaft, das wie die übrigen für das eigene wie das gemeinsame Wohl selbständig sorgt, dann mußte er zunächst durch Hilfe von außen, aus den alten Ständen heraus, dazu befähigt, erzogen werden.

Treffend zeichnet die damalige Lage des Arbeiterstandes und zugleich die Aufgaben der übrigen Gesellschaft ihm gegenüber das Hoch auf die Armen des deutschen Volkes, das Freiherr v. Ketteler auf dem denk-

würdigen Katholikentag von 1848 ausbrachte. Mit ihm hatte der spätere soziale Bischof von Mainz das Programm für fast ein halbes Jahrhundert aufgestellt. Das Wort zeugt vor allem von dem tiefen Verständnis, das die Forderung der Zeit gerade in den führenden Kreisen des katholischen Deutschlands fand. Es galt, den Arbeiterstand, der in Armut daniederlag, hochzuheben, ihn zu eigenem Leben zu bringen. Die gewaltige Bewegung, die damals einsetzte, tritt würdig neben die großen Taten rettender Liebe vergangener Jahrhunderte. Blieb sie auch mancherorts noch lang auf die Studierstube des Gelehrten beschränkt, so ist doch erstaunlich, zu sehen, welchen Gleichklang und Widerhall das Hoch von Mainz weit über die deutschen Grenzen fand. Im selben Jahre 1848, zwei Tage vor Ausbruch der Februarrevolution zu Paris, in denselben Tagen, da auch das bekannte kommunistische Manifest von Marx erschien, faßte in Frankreich der Gründer der Vinzenzvereine, Ozanam, aus seinen historischen Studien heraus den gleichen Gedanken in die Worte: Passons aux barbares. Wie sich einst Leo III. von Byzanz weg zum Frankenkönig gewandt hatte, so sollte auch jetzt wieder die Kirche aus den engen Kreisen des Ancien régime hinaustreten und sich dem Volk zuwenden, „das zu viel Not und zu wenig Recht hat . . ., das mit Recht größeren Anteil am öffentlichen Leben verlangt, Schutz für die Arbeit und gegen das Elend, das wohl schlechte Führer hat, doch nur, weil es gute nicht findet“[1]. Noch war kein Jahr vergangen, als sich unter dem Einfluß des jungen Erzbischofs von Perugia, Joachim Pecci, auch in Italien auf der Provinzialsynode Umbriens 1849 ähnliche Gedanken in den Synodalbeschlüssen ankündigten. Der Kirchenfürst, der 1846 von der Brüsseler Nuntiatur zurückgekehrt war, hatte dort draußen, wo die französische und die deutsche Bewegung sich berührten, das Werk Ozanams persönlich kennen gelernt und den Blick für die soziale Not des arbeitenden Volkes geschärft. Und daß er Augen hatte für diese Not, daß er nicht nur unter dem Druck der revolutionären Bewegung jener Tage vorging, zeigte schon seine Tätigkeit an der Spitze der Zivilverwaltung Perugias vor Antritt der Brüsseler Nuntiatur. Freilich lag gerade in jenem revolutionären Charakter der damaligen Standeskämpfe der Beweis offen zu Tage, daß die Massen sich wohl mit dem Trotz des Kindes aufbäumen konnten, aber den Weg des reifen Mannes zu seinem Recht, den Weg der Vernunft und Ordnung,

[1] Callipe, Ozanam, Paris 1913, 157.

noch nicht kannten. Langsam nur konnte das große Erziehungswerk heranreifen. Allmählich mehrten sich die helfenden Kräfte. Unsere katholischen Führer erlahmten trotz aller Ungunst der Zeiten nicht. Immer tiefer drang ihr Wort hinein in die Massen. Der Name Ketteler allein war schon ein Programm. Er blieb der Apostel des deutschen Arbeiters. Als dann der große Bischof am 13. Juli 1877 im Kapuzinerkloster zu Burghausen seine Augen schloß, da wurde durch die beiden Hirtenschreiben des Peruginer Erzbischofs über die Kirche und die Gesellschaft vom Jahre 1877 und (10. Februar) 1878 kund, daß das Banner, das der Hand des deutschen Edelmannes entsunken war, aufs neue entfaltet würde, nur weit über deutsche Grenzen hinaus, auf höheren Zinnen. Denn Joachim Pecci bestieg schon am 20. Februar 1878 als Leo XIII. den päpstlichen Thron. Er bezeichnete später wohl selbst den Mainzer Bischof als seinen „großen Vorgänger".

Mächtig schritt nun die Bewegung voran. Wir dürfen mit vollem Recht sagen, daß der katholischen Arbeit dabei nicht der kleinste Anteil zukommt. Es genügt, an die Aufnahme der Arbeiter-Enzyklika Leos in England zu erinnern, an die Wirksamkeit eines Kardinals Manning weit über seine kleine Herde hinaus. Vor allem aber gilt dies für Deutschland. Dank dem Weitblick und der rastlosen Hingabe der Führer, dank der treuen Gefolgschaft des katholischen arbeitenden Volkes hat hier gemeinsame Arbeit einen Erfolg errungen, dessen weittragende Bedeutung sich zur Stunde noch nicht voll abschätzen läßt. Aber eine Genugtuung ist allen, die in den Spuren eines Ketteler unverzagt gewandelt sind, schon heute geworden: sie haben den Kern jener Arbeiterscharen gestellt, die von Anfang an klar und offen das Ziel verfolgten, das heute Gemeingut des ganzen Standes geworden ist. Dieses Bewußtsein mag Entgelt sein für das selbstlose Wirken des Parlamentariers, das nur zu oft schwere Pionierarbeit gewesen ist, für das unverdrossene Wirken des katholischen Klerus, der Industriekapläne, und ungezählter Laien, voran die Arbeitgeber, die sich im „Arbeiterwohl" zusammengeschlossen hatten. Ihr Werk sind hauptsächlich unsere katholischen Arbeitervereine, die in ihrer heutigen Ausgestaltung das beste Bild dessen bieten, was alle angestrebt haben: eines Arbeiterstandes, der kein Sklave mehr ist, sondern Seite an Seite mit allen andern Ständen steht und fällt. Oder um mit den Worten Leos in der Enzyklika Graves de communi zu sprechen: eines Arbeiterstandes, in dem das Bewußtsein wachgerufen

ist, daß sie nicht Tiere, sondern Menschen, nicht Heiden, sondern Christen sind.

Als der neunzigjährige Hohepriestergreis im Januar 1901 die ebengenannte Enzyklika schrieb, konnte er mit Genugtuung feststellen, daß dasjenige, was er in einem Leben von drei Menschenaltern angestrebt, zum guten Teil erreicht war. Die Gedanken, die er vertreten hatte, waren Gemeingut der weitesten Kreise, sie waren herrschend geworden. Das Gespenst des „Pauperismus" war in vergangene Zeiten verbannt oder doch zum guten Teil seiner Schrecken entkleidet. Ein neuer, jugendkräftiger Stand war an die Seite der ehrwürdigen alten getreten und reichte ihnen ehrlich die Hand zu gemeinsamer Arbeit am allgemeinen Wohl. Mit diesem Rückblick deutete aber der greise Papst selbst an, daß nunmehr ein gewisser Wendepunkt in der Behandlung der Arbeiterfrage gekommen sei. Der Arbeiterstand trat aus dem Patronatsverhältnis heraus, er war mündig geworden. Das jüngste Glied der Gesellschaft war um die Schwelle des Jahrhunderts mannbar geworden, volljährig trat es neben die älteren, um mit ihnen fortan gemeinsam zu raten und zu taten.

Der Dienst am vierten Stand war Erziehungsdienst. Ziel und Erfolg jeder Erziehung muß aber darin bestehen, daß der Jüngling zum Manne werde, der nun selbst die eigene Erziehung in die Hand nimmt, selbst an sich arbeitet. Damit tritt die Tätigkeit der Erzieher zurück; sie wird mehr und mehr zum wohlmeinenden Rat des erfahrenen Freundes. Auch in unserem Arbeiterstand vollzog sich dieser Übergang. Ein Blick in unsere deutschen Parlamente kann davon überzeugen. Und deutsche Verhältnisse haben wir hier ja vor allem im Auge. Früher saßen dort einige wenige radikale Führer aus dem Arbeiterstande selbst. In kurzsichtigem Trotz verschmähten sie es, langsam und organisch in den Gesellschaftskörper hineinzuwachsen; sie wollten gleich alles ändern und bessern, alles umstürzen und zerschlagen. Wie Kinder ließen sie sich leiten von märchenhaften Träumen einer kommenden goldenen Zeit und hofften auf den großen Kladderadatsch. Die praktische Arbeit, die Erziehung, Hebung und Stärkung des neuen Standes mußte von den alten Ständen fast allein geleistet werden, teilweise sogar gegen den Willen und im Widerspruch zu den Arbeitern. Heute ist es anders geworden. Gewiß ist das Wachstum und auch die innere Entwicklung des jungen Standes noch nicht vollendet. Aber die eigenen Kräfte sind doch am Reifen. Die Führer, die in immer größerer Zahl aus der eigenen Mitte erwachsen, erkennen selbst, wie not-

wendig die eigene Mitarbeit ist an der stetigen Fortbildung des Bestehenden, an der ständischen Selbsterziehung und damit auch der ständischen Selbstzucht. Mit Freuden ist es zu begrüßen, daß gerade die Gruppe von Arbeitern, die am klarsten diesen Gedanken erfaßt und verarbeitet hat, die im „Westdeutschen Verband" zusammengeschlossenen Vereine, in den letztvergangenen Jahren von allen wohl den erfreulichsten Aufschwung genommen hat.

Eine natürliche Folge dieses Heranreifens des Arbeiterstandes ist die sich langsam aber sicher durchsetzende Umbildung in Auffassung und Behandlung der gesamten sog. sozialen Frage und der ihr dienenden Sozialpolitik. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Begeisterung für „Sozialpolitik" in weiten Gesellschaftskreisen merklich abgekühlt ist. Immer häufiger wird betont, daß Sozialpolitik keineswegs gleichbedeutend sei mit Arbeiterpolitik, die soziale Frage nicht mit der Arbeiterfrage, daß die Not des „kleinen Mannes" im selbständigen Mittelstand wie des Beamten und Angestellten oft noch viel größer und drückender sei als die des gut bezahlten, durch allerhand Renten gesicherten Lohnarbeiters. Manch einer klagt über die Anmaßung des neuen Standes. Indes sind auch diese Erscheinungen nicht überraschend, so peinlich sie manchmal berühren mögen. Wenn wir im Bilde der Erziehung bleiben wollen, dann werden wir sagen: So mußte es kommen, sobald die Entwicklung des Standes sich der Reife näherte.

Solange der Arbeiterstand schwach und klein war und noch hilflos dastand, fanden sich viele, die dem natürlichen Zug des Herzens folgten und gern die Not der „Kleinen" lindern wollten. Jedenfalls wagten sie keinen offenen Einspruch. Aber nicht überall war dieses Handeln von höheren Beweggründen geleitet. Wo der Adel der Gesinnung fehlte, wo nicht völlig die selbstlose Liebe zum Kleinen und Schwachen lebte und wirkte, da mußte die Liebeskraft versagen, sobald das Ziel in erreichbare Nähe rückte, sobald der Schwache stark wurde und nun im Bewußtsein seiner Stärke Sitz und Stimme im Rat der älteren Geschwister verlangte. Man nahm es dem Großgewordenen übel, daß er nicht mehr als unmündiges Kind behandelt, nach Kinderart bemuttert sein wollte. Hier steht heute die Arbeiterfrage. Es handelt sich um Anerkennung dessen, was bisher erreicht wurde: des Arbeiterstandes als einer vollendeten Tatsache. Der Arbeiterstand verlangt seinen Platz an der Seite der übrigen Stände. Rechtsfragen stehen im Vordergrunde der Arbeiterbestrebungen

von heute: ständische Vertretung in Arbeitskammern, Gleichstellung der Parteien beim Abschluß des Arbeitsvertrags, Ausbildung und rechtliche Gestaltung des Tarifwesens, Schutz und Ausgestaltung des Koalitionsrechtes. Charakteristisch für die augenblickliche Phase der Sozialpolitik waren die Vorgänge bei der Gründung des Kartells der schaffenden Stände, in dem bekanntlich der jüngste Bruder keinen Platz gefunden hatte; er sollte minorenn bleiben. Charakteristisch war aber auch, und mit Freuden sei es festgestellt, daß gerade von katholischer Seite, auch aus den Reihen der Beteiligten, betont wurde, daß eine Vollständigkeit des erstrebenswerten Zieles erst durch Anschluß des Arbeiterstandes erreicht werden könne. Von unserem Standpunkte aus ist freilich eine andere Stellungnahme auch kaum denkbar, es sei denn unter Verleugnung unserer ganzen großen Vergangenheit, des Erbes eines Ketteler und Leo.

Anderseits freilich darf der neue Stand nicht vergessen, daß die Anerkennung als gleichberechtigter Stand auch für ihn gewisse Änderungen mit sich bringt, die vielleicht nicht von allen Gliedern sofort als selbstverständliche Folgen der Volljährigkeit erkannt werden. Hierzu ist vor allem die unabweisbare Forderung zu rechnen, daß die soziale Frage und folglich auch die Versuche zu ihrer Lösung heute viel mehr und insbesondere gleichmäßiger die Interessen aller Stände berücksichtigen muß, während früher die Arbeiterfrage fast allein im Brennpunkt des Interesses stand. Dadurch, daß der Lohnarbeiter sich materiell heraufarbeitete, vor allem auch dadurch, daß er die geistige Führung seines Standes übernahm, ist er aus der Stellung eines sorglich gehegten Benjamin herausgetreten in Reih und Glied mit den übrigen Ständen. Damit ist freilich nicht gesagt, daß die Jahre der Kindheit und ersten Jugend des aufgeblühten Standes mit ihren Kämpfen und Leiden und all der sorgenden Liebe, die sie gesehen haben, nun plötzlich ausgelöscht und vergessen sein sollen. Im Gegenteil, wir sind fest davon überzeugt, daß z. B. gerade der große Anteil der Kirche und unseres Klerus am Aufschwung des Standes für alle Zeit ein festes Band gegenseitigen Vertrauens und hilfsbereiter, opfervoller Liebe geschlungen hat, das der jedem Katholiken selbstverständlichen Ergebenheit gegen seine Kirche einen besonders warmen und tiefen Ton gerade im Herzen des katholischen Arbeiters für immer wahren wird.

Wenn hier einer solchen Großjährigkeitserklärung des Standes der Lohnarbeiter das Wort geredet wird mit dem Wunsche, daß der gegenwärtige Augenblick den äußeren Wendepunkt in der Arbeitergeschichte bedeuten möge,

so fällt damit selbstverständlich kein Tadel auf die frühere Periode der vorherrschenden Wohltätigkeit. Es wurde ja schon oben betont, daß jene als eine ihrem Wesen nach erzieherische Tätigkeit naturnotwendig auf die heutige Entwicklung hinsteuern mußte. Noch weniger möchten wir etwa die Liebe oder Liebestätigkeit verbannen. Die Liebe muß auch unter den neuen Verhältnissen bleiben, die Liebestätigkeit aber wird um weite Gebiete auch heute nicht verlegen sein. Ihr kann es nur förderlich sein, wenn sie klar und scharf ihre Aufgaben erfaßt und nicht dort noch länger unnütz verweilt, wo sie ihre Aufgabe bereits erfüllt hat. Wohl aber wird es jetzt gelten, aus den Reihen des neuen Standes selbst heraus möglichst viele tätige Kräfte zu gewinnen, damit der Stand auch in dieser Hinsicht nicht zurückstehe. Denn der helfenden Arme und Herzen sind niemals zu viele. Das Heilandswort: „Arme werdet ihr allezeit bei euch haben", behält seinen Wert auch heute, da Pauperismus und Arbeiterlos schon längst nicht mehr gleichbedeutend sind. Im selben Maße, wie der Arbeiterstand sich hob, löste er sich heraus aus der untersten Schicht des Gesellschaftskörpers; es blieb der „fünfte Stand" zurück, die vom Schicksal oder von eigener Schuld gebrochenen und kranken Existenzen. Sie kommen nicht aus dem Arbeiterstand allein. Unglück, Krankheit, Tod kennt keine ständische Ordnung, so wenig wie Leichtsinn und Laster.

Vor allem aber wird die Liebe auch fernerhin unter den einzelnen Ständen walten müssen. Der Solidarismus, das Zusammenstehen aller Stände und Klassen hat gewiß sein festes Fundament in der gerechten Verteilung von Lasten und Nutzen zum gemeinsamen Besten. Aber seine Weihe, seinen festen Halt empfängt auch er nur vom Geist der Liebe, die allein wahre Treue gebiert, der Liebe zum gemeinsamen Volk und Vaterland, der Liebe zu jedem Glied und Teil des Ganzen. Nur so kann der Wahrspruch des geeinten Volkes: „Alle für einen und einer für alle", auf die Dauer Kraft und Wirkung haben. Die Wucht, mit der diese Gesinnung in diesen Schicksalsstunden des Vaterlandes zum Durchbruch kam, berechtigt zur Überzeugung, daß diese Liebe tief im deutschen Volke wohnt — auch in den Millionen von Arbeiterherzen.

In stürmischer Zeit sahen wir das große Werk der ständischen Erziehung des Arbeiterstandes anheben. Der Bruderkrieg der Barrikaden warf seine düstern Schatten auf jene Stunden. Wieder ist eine Sturmzeit über uns heraufgezogen, wie sie die Welt schon lange nicht mehr durchlebt hat. Heute trennen keine Barrikaden. Schulter an Schulter steht der Aristokrat

des Blutes und des Besitzes neben dem Wehrmann vom Webstuhl und Eisenwerk. Beide Teile haben sich höher werten und achten gelernt. Der junge Stand hat sich als reif erwiesen, die alten haben ihn als reif erkannt. Eine köstliche Frucht ausdauernder Arbeit von Generationen hat der heiße Kampf wie über Nacht zur vollen Reife gebracht. Das große Gut der gemeinsamen Arbeit aller Stände am Wohle des Vaterlandes trotz aller Interessengegensätze auch in Zukunft zu bewahren, muß heilige Pflicht all derer sein, die Zeugen dieser großen nationalen Prüfungsstunde waren.

Constantin Noppel S. J.

Löwen als Kunststätte.

Die kriegerischen Ereignisse der letzten Zeit haben die Aufmerksamkeit aller auf Belgien gelenkt. Besonders wurde ein Ort zum Gegenstande weitesten Interesses, den außerhalb der gelehrten Welt bis dahin nur wenige zu würdigen pflegten, sehr viele selbst von den Gebildeten kaum mehr als dem Namen nach kannten, Löwen, der Sitz einer freien katholischen, durch ihre wissenschaftliche Tätigkeit ausgezeichneten Universität, die, 1832 in Mecheln gegründet, drei Jahre später nach Löwen übertragen wurde. Das Strafgericht, das über die Stadt verhängt wurde, machte sie mit einem Schlage zu einer Weltberühmtheit. Löwen ward bei allen, selbst den früheren Feinden seiner katholischen Universität, zum Sitz echtester Wissenschaft, den „die deutschen Barbaren" durch „schmähliche" Vernichtung ihrer kostbaren Bibliothek zu vernichten gewagt. Löwen, von dessen Kunstdenkmälern, die Kreise der zünftigen Kunsthistoriker ausgenommen, die wenigsten etwas mehr kannten als das Rathaus, wurde zu einer Kunststätte ersten Ranges erhoben, ja man mußte beim Lesen mancher fremdsprachlichen Zeitungen fast zum Glauben kommen, es gebe in Belgien kaum eine zweite Stadt, die sich kunst- und kulturhistorisch mit dem zerstörten Löwen habe messen können.

Ist dieser Glaube begründet? Das ist die Frage, die uns allein beschäftigen soll. Was bedeutet Löwen als Kunststätte?

Löwen war nie ein Mittelpunkt künstlerischen Schaffens. Wohl mag es sich einiger hervorragender Meister rühmen, wie des Dierick Bouts, des Matthias van Layen und einiger anderer; aber sie waren nur vereinzelte Erscheinungen, nicht Frucht und glänzendste Vertreter eines die Stadt durchwallenden und beherrschenden Kunstlebens. Bis zum 15. Jahrhundert hat die Tuchindustrie Löwen reich und berühmt gemacht, später, nach dem Niedergang dieses Gewerbes, die im Jahre 1425 gegründete Universität mit ihren wissenschaftlichen Leistungen. Und so weckt denn das Löwen von heute keineswegs den Eindruck einer Stadt, in der eine große Vergangenheit freigebig die Erinnerungen an ihr kunstfrohes Schaffen verstreut hat. Wer dürfte Löwen auch nur vergleichsweise etwa neben Brügge stellen,

mit seinen tausend Erinnerungen an die vielen großen und kleinen Meister, die dort gewirkt und Herrliches geschaffen haben, mit seinen alten prächtigen Giebeln, deren Anblick uns unwillkürlich in eine ganz andere ferne Zeit zurückversetzt, mit den reizenden Gruppen alter gotischer Bauten, die uns auf Schritt und Tritt begegnen, mit den mächtigen Hallen und den hohen herrlichen Türmen, die immerfort Zeugnis ablegen von der Macht, aber auch von den Idealen, die einst in der Stadt lebten und wirkten. Das heutige Löwen ist eine stille Landstadt von wenig bestimmtem Charakter, mit engen Straßen, krummen Gäßchen, meist schlichten, nüchternen Häusern des 18. Jahrhunderts, in der die frühere Zeit wenig Spuren hinterlassen hat. Selbst die wenigen großen Monumente, welche sich durch die Stürme der Zeit und zumal die Tage der Franzosenherrschaft in die Gegenwart hinein erhalten haben, sind für das Gesamtbild der Stadt von geringer Bedeutung. Wie ganz anders in dem benachbarten limburgischen Maastricht!

Hier beherrschen die zahlreichen alten Baudenkmale aus dem 11. Jahrhundert und der ganzen Folgezeit, kirchlichen wie profanen Charakters, das Stadtbild vollständig, geben ihm Stimmung und Eigenart.

Die Löwener Baudenkmäler sind fast ausnahmslos jüngeren Datums. Aus romanischer Zeit haben sich nur geringe und wenig bemerkenswerte Überreste erhalten, von denen der Turm von St Jakob der bedeutendste ist. Dem 13. Jahrhundert entstammen zwei Grabmonumente in St Peter, das Heinrichs I. von Flandern und dasjenige seiner Gemahlin, Mathilde von Flandern, und seiner Tochter, Maria von Brabant, zweiter Gemahlin Ottos IV. Das 14. Jahrhundert schuf die Hallen, die spätere Universitätsbibliothek, das Schiff von St Gertrud und die Kirche des Beghinenhofes. Beachtung verdienen aber nur die Hallen, und auch sie weniger als Kunstdenkmal denn wegen ihrer geschichtlichen Erinnerungen. Die übrigen mittelalterlichen Bauten Löwens sind Schöpfungen des 15. Jahrhunderts, unter ihnen die beiden Hauptmonumente der Stadt: das Rathaus und die Stiftskirche St Peter. Das Rathaus (Bild 1) ist das Werk des Stadtbaumeisters Matthias van Layen, der den Bau 1448 begann und in zwanzigjähriger Arbeit in der Hauptsache vollendete. Aus dem gleichen Jahrhundert stammen zwei hervorragende flandrische Primitiven, das Martyrium des hl. Erasmus (1466) und das letzte Abendmahl (1468) des Dierick Bouts, die beide beim Brande von St Peter durch deutsche Offiziere gerettet wurden. Tüchtige Arbeiten des Kunsthandwerks aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts sind das Sakramentshäuschen in St Jakob,

eine Nachbildung desjenigen in St Peter (1535), und das 1540 dem Brüsseler Meister Matthias van Waeyer in Auftrag gegebene Chorgestühl in St Gertrud, wohl das reichste in Belgien. Der niederländischen Renaissance gehört das wirkungsvolle Innenportal der Hauptpforte in St Peter an. Das bemerkenswerteste Monument des Barocks ist die stattliche St Michaelskirche, eine Schöpfung des Jesuitenpaters Wilhelm Hesius. Die zahlreichen zur Universität gehörigen Kollegiengebäude datieren erst aus der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts und bieten nichts Bemerkenswertes.

Den Hauptmonumenten Löwens, dem Rathaus, der Peterskirche, St Michael und der Universität seien eingehendere Angaben gewidmet.

Das Rathaus ist in seiner Art eine Perle spätgotischer belgischer Profanarchitektur. Seine Größenverhältnisse sind nicht sehr bedeutend. Der Länge von 34,50 m entspricht eine Tiefe von nur 12,75 m. Die Höhe beträgt bis zu der über dem Kranzgesimse aufsteigenden Zinnenbekrönung 22,30 m, bis zum First des steilen Daches weitere 11 m. Horizontal wird der Bau durch Simse in drei Geschosse abgeteilt; vertikal ist er durch über Eck gestellte Vorlagen an der Front in zehn, an den Seiten in je drei Joche oder Achsen geschieden. Eigenartig ist diesen Vorlagen, daß sie nicht vom Sockel aufsteigen, sondern erst in der Höhe der Fensterbänke des Erdgeschosses auf mächtiger Konsole, die von einem schlanken Säulchen abgestützt wird, beginnen. Oben reichen sie bis etwa zur Mitte des dritten Stockwerkes, um dort in einen von Fialen besetzten schwächeren Pfosten überzugehen, der, das Kranzgesimse durchschneidend, im Zinnenkranz seine Fortsetzung findet. Den Charakter von Streben, d. i. von Mauerverstärkungen, haben die Vorlagen ersichtlich nicht; sie bezwecken nur die vertikale Gliederung der Wand. Noch stärker betont wird dieser rein dekorative Charakter durch die von hochaufragenden Baldachinen bekrönten Statuen, mit denen ihre beiden schrägen Seiten besetzt sind. Kunstgeschichtliche Bedeutung beanspruchen diese Statuen nicht, da sie alle, 282 an Zahl, der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts angehören. Sehr bemerkenswert sind dagegen die Reliefs an den Konsolen der Statuen, die biblische Szenen zur Darstellung bringen. Sie stammen aus der Erbauungszeit des Rathauses, wurden aber im vorigen Jahrhundert, weil sehr schadhaft, restauriert. Die beiden mittleren Joche des Erdgeschosses umschließen je ein mit einem Korbbogen schließendes Portal, die übrigen acht ein zweiteiliges Fenster mit spätgotischem Maßwerk im Bogenfeld. Fenster und Türen sind umrahmt von kräftigen, tief profilierten Kielbogen, die mit Krabben

besetzt sind und in Kreuzblumen enden. Ganz die gleiche Behandlung weisen die zehn Fenster des zweiten und dritten Stockwerkes auf. Über den Fenstern läuft ein Fries von Blendarkaden hin, dem ein zweiter in den darunter liegenden Zwickeln der Fensterbogen entspricht.

Aus den vier Ecken des Baues wachsen achtseitige schlanke Türmchen heraus, die gleichfalls durch horizontale Simse in drei Geschosse aufgeteilt sind. Die beiden vorderen Türmchen sind außerdem durch Nischen, Konsolen, Baldachine und Statuen reich belebt; bei den rückwärtigen bilden die Simse den einzigen Schmuck. Den Abschluß der Seiten und Türmchen bildet eine reizende Galerie in Form einer durchbrochenen, mit zierlichem Fischblasenmaßwerk gefüllten Zinnenbekrönung. Hinter ihr reckt sich das mächtige Dach empor mit dem Zackenfries als Firstbekrönung. Leider wirken die vier Reihen dichtgedrängter Dacherker auf seinen Schrägungen sehr unvorteilhaft und beeinträchtigen nicht wenig seine Wucht, Größe und Ruhe. Aus den Galerien der Ecktürmchen steigen frei und luftig die beiden reich ausgeführten Obergeschosse in die Höhe, gekrönt von einem hübschen durchbrochenen Helm. Einige Meter höher, im übrigen aber den Ecktürmchen völlig gleich geartet, ragt das Türmchen auf der Spitze des Giebels empor.

Reichtum und überraschende Kühnheit in der Konstruktion kann man den Türmchen nicht absprechen. Dennoch wirken sie bei ihren allzuweit vorspringenden Galerien eher bizarr als schön, und erinnern unwillkürlich etwas an eine in großen Verhältnissen ausgeführte Drechslerarbeit.

Das Löwener Rathaus ist ein blendendes Prunkstück. Darin liegt seine Stärke, aber auch seine Schwäche. Alles ist Schmuck, vom Erdgeschoß an bis zum First des Daches und zur Spitze der überragenden Türmchen. Kein Wunder, daß der Bau beim ersten Blick gefangen nimmt. Aber er vermag nicht auf die Dauer unser Interesse zu fesseln; bei öfterem Betrachten verliert er. Es fehlt ihm die Architektur. Über dem üppigen Dekor verschwindet der Organismus des Aufbaues fast bis zur Bedeutungslosigkeit. Die großen Linien gehen unter in dem Gewirr von Konsolen, Statuen, Galerien, Baldachinen, Fialen, Friesen, Reliefs und sonstigen zierenden Zutaten. Sogar die Vorlagen, welche die Wände vertikal gliedern, wollen, weil verhüllt von dem Statuen-, Baldachin- und Konsolenschmuck, geradezu gesucht sein. Dabei wirken die langen Zeilen der Fenster mit den stets gleich und unabänderlich sich wiederholenden Motiven recht einförmig. Die Ecktürmchen aber scheinen

eigens dazu eingefügt, um diese Einförmigkeit erst recht fühlbar zu machen. Van Layen war ein großer Dekorateur; aber der große Meister des architektonischen Empfindens und der architektonischen Behandlung war er nicht.

Um wie viel höher steht architektonisch das fast ein Jahrhundert jüngere prächtige Rathaus zu Audenarde (Bild 2). Sein Erbauer, der Brüsseler Meister Jan van Pede, hat ganz offenbar das Löwener Rathaus zum Vorbild genommen, freilich unter Veränderungen und Verbesserungen, die bei aller Liebe zu Schmuck und Prunk doch die Hauptsorge dem architektonischen Aufbau zuwendet.

Dem Rathaus gegenüber, an der andern Seite des großen Platzes, liegt die Stiftskirche St Peter. Sie zeigt, wie so manche Kirche ihrer Art in Belgien, den Typus der spätgotischen französischen Kathedralen. An ein dreischiffiges Langhaus von sechs Jochen, die an den Seiten durch Einziehung der Strebepfeiler von Kapellen begleitet sind, schließt sich ein einschiffiges Querhaus; den Abschluß bildet der von einem Kapellenkranz umgebene, aus sieben Seiten eines Zehnecks gebildete Chor. Die lichte Gesamtlänge der Kirche beträgt 92,50 m, die lichte Breite 26,85 m, die innere Höhe 25,15 m, ansehnliche, wenn auch nicht gerade außergewöhnliche Maße.

Von dem Äußern des Baues kommt die herrliche Chorpartie vortrefflich zur Geltung. Das Langhaus liegt nur an der Nordseite frei; am Großen Platz wird es zum Teil durch Häuser verdeckt. Die Architektur der Kirche bildet einen starken Gegensatz zu dem gegenüberliegenden Rathaus; er könnte kaum schärfer sein. Größte Einfachheit und ein fast völliger Mangel an Ornament, aber ein architektonischer Aufbau von äußerster Bestimmtheit, Zielstrebigkeit und Durchsichtigkeit. Am klarsten offenbaren sich diese Vorzüge in der vornehm hingelagerten, ruhig, aber entschieden aufstrebenden Chorpartie. Unten, dem Beschauer zunächst, die polygonalen, mit Galerie abschließenden und mit Zeltdach bedeckten Kapellen des Chorumgangs, darüber die kraftvoll, aber gefällig zum Lichtgaden des Chores sich hinüberschwingenden Schwibbogen, dann der elegante, siebenseitige Lichtgaden des Chorhauptes mit seinen hohen zweiteiligen Maßwerkfenstern und der bekrönenden Galerie, die zugleich die Belastung der Lichtgadenmauer bildet, schließlich das hohe, mit einem weit ins Blaue hineinragenden Kreuze endende Dach — in Wahrheit das Muster edler Schlichtheit, vortrefflicher Verhältnisse und straffster architektonischer Geschlossenheit.

Mustergültig sind auch die Verhältnisse des Innenraumes. Das Sims, welches das Arkadengeschoß gegen das Triforium begrenzt, liegt in halber Höhe der Wand. Leicht und frisch ist der Aufstieg des Mittelschiffes, dessen Höhe etwa das Doppelte der Breite beträgt. Das Triforium wird von profilierten Pfosten gebildet, zwischen die oben und unten Drei- und Vierpässe eingesprengt sind. Nach oben setzen sich diese Pfosten durch die an den Geradseiten des Chores und im Langhaus vierteiligen Lichtgadenfenster fort, nach unten in den Zwickeln der Arkaden als Bogenfriesfüllung. Ein Mangel des Innenbaues ist eine gewisse Nüchternheit. Pfeiler und Dienste sind zwar ausgiebig gegliedert, aber hart und ohne Ausdruck. Kapitelle fehlen. Die Profilierung der Pfeiler und Dienste setzt sich ohne Unterbrechung im Profil der Scheidbogen bzw. der Gewölberippen und Gewölbegurten fort. Für die Steigerung der Höhenwirkung des Innern mag das günstig sein, für den ästhetischen Eindruck wirkt es nachteilig. Der Mangel an Ornament trägt auch nicht gerade zu einem wärmeren Ton bei. Der fade, frostige Kalkanstrich der Wände und das Fehlen einer durchgehenden farbigen Verglasung vollenden dann den kahlen, kalten Eindruck.

Von den Ausstattungsgegenständen der Kirche verdienen zwei besondere Beachtung: der Lettner mit dem darüber sich erhebenden Triumphkreuz und das Sakramentshäuschen.

Der Lettner sitzt nach dem Chor zu auf den Vierungspfeilern und zwei freistehenden Mittelpfeilern, nach dem Schiff zu auf vier leichten Rundsäulen auf. Pfeiler bzw. Säulen sind durch Korbbogen miteinander verbunden, von denen die der Front mit spätgotischen, willkürlich gebildeten Hängekämmen verziert und von einem Eselsrückenbogen eingefaßt sind. Krabben und Kreuzblume der Bogen zeigen schon jenen an getriebene Metallarbeiten erinnernden Charakter, der für das spätgotische flandrische Blattornament in Stein wie Holz so bezeichnend ist. Die Bogenzwickel sind mit Maßwerk belebt; Konsolen mit Baldachinen über den Säulenkapitellen verraten uns, daß hier einst Statuetten standen oder doch vorgesehen waren. Über den Bogen zieht sich, duch Kreuzblumen unterbrochen, ein reicher Nischenfries hin, der Statuetten des Heilandes, der Gottesmutter, der Apostel und anderer Heiligen umschließt.

Belgien ist bekannt durch seine Lettner, die sog. Jubes. Sie gehören der Zeit der Spätgotik, der Renaissance und des Barocks an. Von den Lettnern aus gotischer Zeit ist der Löwener wohl noch der einfachste. Ungleich

Bild 1. Das Rathaus zu Löwen.

Bild 2. Das Rathaus zu Audenarde.

Bild 3. Der Lettner zu Tessenderloo.

Bild 4. Der Lettner zu Löwen.

reicher sind beispielsweise die Lettner zu Lier, Aerschot oder Tessenderloo. Man vergleiche nur den Lettner zu Löwen mit dem von Tessenderloo (Bild 3 und 4). Der Nischenfries über den Bogen mit seinen reichen Baldachinen und den noch reicheren Gruppen aus der Leidensgeschichte ist geradezu glänzend. Die Krabben und Kämme erscheinen wie förmliches Metallwerk. Das höchste in dieser Art leistet der Lettner zu Dixmude. Die Feinheit und Zierlichkeit seiner Ornamente erinnert an duftige Spitzen. Dagegen kommt das Bildwerk nur in beschränktem Maße zur Verwendung, ein untrügliches Zeichen vom Niedergang des Geschmackes, der in technischen Bravourstücken und einem Überschwang des Ornaments seine Ideale sah.

Das Sakramentshäuschen, das an der linken Seite des Chores frei zwischen zwei der Chorpfeiler steht, ist wie seine Kopie in St Jakob eines der edelsten und schönsten in Belgien. Freilich, die Bedeutung der Sakramentshäuschen im Münster zu Ulm, in St Lorenz zu Nürnberg und anderer auf deutschem Boden erreicht es nicht.

Den Unterbau bilden sechs Pfosten, die, durch einen benasten Bogen verbunden, sich um eine Säule als mittlere Stütze gruppieren. Die Ecken sind mit Statuetten verziert. Die Seiten weisen unten schöne, mit Maßwerk gefüllte Gitter und Türchen aus Bronze auf, oben Reliefs, die sich auf das heilige Sakrament beziehen. Über ihnen steigen Baldachine auf mit hochragendem, den Oberbau des Sakramentshäuschens flankierendem Helm. Dieser Oberbau besteht aus zwei durchbrochenen, mit Verstrebungen und Fialen versehenen, sich stark verjüngenden Geschossen und dem verhältnismäßig niedrigen Helm. Der Engel, mit dem er abschließt, reicht bis zum Scheitel der Arkade, unter der das Monument errichtet ist.

Von den nachgotischen Ausstattungsgegenständen der Kirche ist am bedeutendsten das Innenportal der Westfassade, eine Holzschnitzarbeit der belgischen Renaissance. An den Ecken des Portals stehen zwischen zierlichen korinthischen Säulen die Statuen der vier lateinischen Kirchenväter, an denen der Attika in gleicher Anordnung Statuetten der Evangelisten. Die Felder der Türöffnungen und der Attika enthalten in Relief biblische Szenen; über den Ecken sitzen in Erinnerung an gotische Fialen luftige, mit Säulchen besetzte Kuppeltempelchen. Friese und Leibungen sind mit elegantem Frührenaissanceornament überzogen, die Bogenzwickel mit Engelfiguren gefüllt, alles in der leichten maßvollen Sprache, die der Frührenaissance eigen ist.

Interessante Barockstücke sind die Kanzel und die Kommunionbank der Sakramentskapelle im Chorumgang. Die Kanzel ist charakteristisch für den belgischen Barock. Die statuarische Darstellung an ihrem Fuß verherrlicht die Bekehrung des hl. Norbert. Ein Gewirr von Felsen, Bäume, Engel, Tiere (Eichhörnchen, Kaninchen usw.), ein zu Boden gestürztes Pferd, der Heilige und seine Begleiter haben sich zu einer Gruppe vereint. Es war zweifellos eine gründliche Geschmacksverirrung, solche Szenen von Lebensgröße unter der Kanzel anzubringen. Sieht man aber hiervon ab und nimmt man die Darstellungen in sich, so wird man manchen die Anerkennung als tüchtigen, ja künstlerischen Arbeiten nicht versagen können und nur bedauern, daß sie am unrechten Orte stehen.

Von den Gemälden, welche die Kirche birgt, sind zwei sehr wertvoll, Hauptwerke des Dierick Bouts, das Martyrium des hl. Erasmus (1466) und das letzte Abendmahl (1468). Ein vorzügliches Werk des Quentin Matseys, die heilige Sippe, ist nicht mehr vorhanden. Es wurde 1879 für 200 000 Franken an die belgische Regierung verkauft. Nicht Original, doch immerhin frühe Kopie, ist die Kreuzabnahme nach Roger van der Weyden. Wichtig für die Kenntnis der Art des Jan van Villaert sind vier Tafelgemälde dieses Meisters: das Martyrium des hl. Johannes d. T., das der hl. Katharina, der Engelsturz und eine Szene aus dem Leben des hl. Kornelius. Interessante, in jüngerer Zeit in der Annakapelle des Chorumganges aufgedeckte, spätmittelalterliche Fresken, Engeldarstellung, sind leider stark beschädigt.

Die Altäre der Kirche können hier außer acht bleiben. Schwere Barockbauten in Ädikulaform, zum Teil von Marmor, bieten sie nichts über das Gewöhnliche hinausgehende. Der beiden Hochgräber aus dem 13. Jahrhundert wurde schon gedacht.

Bezüglich der ehemaligen Kollegskirche der Jesuiten St Michael darf ich mich wohl unter Verweisung auf das 95. Ergänzungsheft der „Stimmen aus Maria-Laach", in dem ich sie ausführlich behandelt habe, mit einigen kurzen Angaben begnügen. Der Bau wurde 1650 nach den Plänen des P. Wilhelm Hesius begonnen und 1666 bis auf die Kuppel vollendet. Da man fürchtete, die Tragpfeiler möchten sich als nicht stark genug erweisen, stand man von der Ausführung der Kuppel ab.

Die Kirche, eine dreischiffige, kreuzförmige Basilika mit Apsis an Chor und Querarmen, also eine Dreikonchenanlage, ist von mittleren Abmessungen. Bei einer lichten Länge von 48 m ist sie im Querschiff 30,50 m, im Lang-

haus 20,40 m breit. Ungewöhnlich ist die Höhenentwicklung des Innern, steigt doch das Mittelschiff bei einer Breite von nur 10,20 m bis zu 24 m hinauf. Stilistisch ist die Kirche ein Gemisch von Gotik und Barock. Barock ist die Formensprache und die Bildung aller Bauglieder, gotisch die Konstruktion, und zwar so gotisch, wie nur irgend ein Bau aus der besten Zeit. Drängten sich nicht von allen Seiten die schweren Barockformen und Barockornamente hervor, so könnte man glauben, sich in einem Werk der Frühgotik zu befinden. Der Barockcharakter offenbart sich im Innern, namentlich in dem mächtigen, über den Arkaden des Mittelschiffes sich hinziehenden Gebälk mit seinen wuchtigen Verkröpfungen, den Riesenkartuschen im Scheitel der Arkaden und dem schweren, aber schönen Rankenfries.

Sehr deutlich tritt die gotische Konstruktion im Äußern des Baues in die Erscheinung. Nur die großen ungeteilten, in Stichbogen endenden Fenster und die geschweifte Form der mächtigen Streben des Lichtgadens verraten uns, welcher Zeit der Bau angehört. Sonst könnte man versucht sein, ihn um etliche Jahrhunderte früher anzusetzen. Die stattliche Fassade verleugnet freilich ihre Entstehungszeit nicht. Ihre bossierten Pilaster und Säulen, die Riesenschnecken über den Seitenjochen, der glänzende, mit Putti durchsetzte Rankenfries des Gebälks und der imposante, mit Schmuck allzu reichlich bedachte Aufsatz des Obergeschosses des Mitteljoches kennzeichnen den Barock. Leider ist sie nicht der organische Abschluß des Langhauses, sondern wie so manche Barockfassade lediglich eine verdeckende Kulisse.

Das Universitäts-Bibliotheksgebäude, die „Hallen", wurde 1317 begonnen als Verkaufshalle der Löwener Tuchmacher. Die inneren Unruhen, welche die Stadt im 14. Jahrhundert ständig durchwogten, brachten der so blühenden Tuchindustrie den Niedergang. So konnte man der neugegründeten Universität die Mitbenutzung der Hallen gestatten, bis diese 1669 in den alleinigen Gebrauch der Universität übergingen.

Die Hallen bilden ein Rechteck von 61 m Länge und 21 m Breite. Von den zwei Geschossen ist nur das untere ursprünglich. Es schloß oben mit einem Arkadenfries ab, Ecktürmchen flankierten das hohe Satteldach. Die zahlreichen Portale wurden später zum Teil vermauert. Das Untergeschoß bildete eine einzige gewaltige Halle. Zwei Reihen mächtiger Rundbogen, die auf gotischen mit Blattkapitellen versehenen Rundpfeilern ruhten, trugen die schwere Balkendecke. Das 1723 von Kaspar Larchier erbaute Obergeschoß mit seinen zahlreichen großen stichbogigen Fenstern zeigt die

nüchterne Architektur seiner Entstehungszeit. Einen irgendwie hervorragenderen architektonischen Wert hatten somit die Hallen weder in ihrer ersten Gestalt noch nach dem Umbau von 1732. Wer wirklich großartige Hallen sehen will, Prachtstücke gotischer Architektur, muß weiterziehen, etwa nach Brügge oder Ypern.

Damit sei von den Monumenten Löwens Abschied genommen. Wir dürfen zuversichtlich hoffen, daß nicht nur der Schaden, den sie durch die teilweise Einäscherung der Stadt erlitten haben, nach Wiedereinkehr des Friedens völlig gedeckt und ersetzt wird, sondern daß sie unter den sorgsamen Händen sachverständiger Restaurateure verjüngt zu neuem Glanz erstehen.

Zu bedauern ist, daß es so lange währte, bis über die Einäscherung Löwens, ihren Umfang und ihre Wirkungen sichere und genaue Feststellungen vorlagen. Allzulang mußte man sich mit vagen Schilderungen und Angaben behelfen, wie sie aus dem Munde verwirrter Flüchtlinge oder auf Grund eiliger Besuche geschrieben worden waren. Rasche Aufklärung über den tatsächlichen Umfang der Beschädigungen hätte mancher Anklage die Spitze abgebrochen; denn so beklagenswert diese sein mögen, was die Fama aus ihnen gemacht hatte, übersteigt nun doch alles Maß. Aber auch den Freunden der deutschen Sache wäre die schmerzliche Trauer erspart geblieben, die jeden ergreifen mußte, welcher die herrlichen Monumente Löwens kannte und dann aus all den ersten Meldungen über Löwen und seine Bestrafung immer das Eine herauslas: Löwen, die Stätte der Wissenschaft und Kunst, nunmehr ein Trümmerhaufen und ein Greuel der Verwüstung. Glücklicherweise ist es nicht wahr. Löwen, die Kunststätte, ist fast unversehrt erhalten.

Joseph Braun S. J.

Tokio.

Ein stattlicher Band ließe sich darüber schreiben, wollte man den Gegenstand erschöpfend behandeln. Tokio, die Hauptstadt, die Kaiserstadt, das Paris, das Mekka, das Babel Japans; Tokio, mit seinen 2 200 000 Einwohnern der volkreichste Ort nicht nur Asiens, sondern des weitaus größten Teiles der Erdoberfläche, den die Strahlen der aufgehenden Sonne in 18 aufeinanderfolgenden Stunden bestreichen; Tokio, der nie versiegende Quell neuer Eindrücke und Anregungen, das ergiebigste Feld für das Studium des ostasiatischen Volkslebens: Tokio — ob es wohl noch einer weiteren Begründung bedarf, oder gar einer Entschuldigung, wenn ich es versuche, im folgenden ein flüchtiges Bild der Stadt zu entwerfen, das geeignet wäre, sie dem Verständnis und Interesse derer in der fernen Heimat näher zu rücken?[1]

* * *

Geschichte und Lage der Stadt ist durch die Bezeichnung Tōkiō [sprich Tohkjoh], „östliche Residenz", angedeutet. Auf diesen Namen wurde das alte Jedo (Eddo) umgetauft, als im Jahre 1869 der letztverstorbene Mikado seinen Hof von Kioto [Kjōhto], der westlichen Residenzstadt — in der alten Missionsgeschichte unter der allgemeinen Benennung: Mijako, d. i. Hauptstadt, aufgeführt —, hierher verlegte. Sehr alt war Jedo nicht. Erst im 15. Jahrhundert wird das kleine Fischerdorf an der heutigen Bucht von Tokio erwähnt, in dessen Nähe ein Ritter namens Ota Dokwan sich ein durch Wall und Graben und Bambuspalisaden befestigtes Schloß erbaute. Im Jahre 1598 wählte Ijejasu, der spätere allgewaltige Majordomus aus der Familie der Tokugawa, auf Anraten seines Kriegsherrn, des „Taikosama", den unbedeutenden, aber günstig gelegenen Ort als Residenz, erneuerte und erweiterte die schon von Dokwan angelegten Befestigungen auf dem 20—30 m hohen, flachen Hügel, in der Mitte des heutigen Stadtbezirkes Kojimachi. Seine Nachfolger vollendeten das Werk und schufen so eine Zwingburg, von doppelten und dreifachen Wällen und Gräben geschützt, durch Dutzende von Toren behütet, die nach damaligen Begriffen schlechterdings uneinnehmbar war. Nach einer oberflächlichen Schätzung muß die Gesamtlänge der annähernd konzentrischen oder teilweise verschlungenen Befestigungsgräben über 20 km betragen haben, der von der äußersten Umwallung eingeschlossene Raum etwa 12 qkm. Hand in Hand mit der physischen ging die politische Stärkung der Schogunalgewalt der Tokugawa. Mehr und mehr konzentrierte sich das öffentliche Leben, alle Macht und

[1] Der Aufsatz wurde am 27. Juli, wenige Tage vor Ausbruch des großen Krieges, von Tokio abgeschickt. (Anm. d. Red.)

aller Reichtum des Landes in und um die Hofburg von Jedo. Entscheidend war der Befehl des unerbittlichen Schoguns Ijetsuna (1651—1680), der es allen Lehensträgern des Landes zur Pflicht gemacht, für ein halbes Jahr mit zahlreichem Gefolge bei Hofe zu erscheinen und während des andern halben ihre Familie unter der Aufsicht des Schogun in der Hauptstadt zu belassen. Jedo war Japan, das Land stand leer, und in der alten Kaiserstadt Kioto schmachtete der angestammte Herrscher in hermetischer Abgeschlossenheit und entwürdigender Bevormundung.

Vieles ist seit 1868 anders geworden. Der Name eines Schogun wird nicht mehr genannt, und der von Jedo lebt nur noch in einigen Zusammensetzungen fort. Aber der alte Nimbus der Stadt ist nicht erblaßt, die Anziehungskraft, die von Jedo ausging, lebt im heutigen Tokio fort. Die Anlage der alten Stadt ist allerdings durch Brände, durch Straßenerweiterung und -verlegung, durch Ausfüllen eines Teiles der Befestigungsgräben, durch neuentstandene Stadtgebiete einigermaßen verwischt; aber ihre Grundzüge sind dieselben geblieben, und die malerischen Ringmauern und Wallgräben in und um Kojimachi bilden noch heute die Zierde und das Wahrzeichen von Tokio.

* * *

Die Stadt liegt an der nordwestlichen Krümmung der gleichnamigen seichten Bucht, dort, wo der schleichende Sumida seine stark getrübten Wasser zögernd entläßt, um sie bei der nächsten Flut vom Stillen Ozean her mit Zinseszinsen zurückzuerhalten. Der Stadtplan fügt sich bequem in ein Rechteck, dessen süd-nördliche Seite auf $12^1/_2$, die westöstliche auf 10 km anzusetzen ist. Nur die Südostecke ist durch die Bucht in weitem Bogen ausgeschnitten. Das übrige weist eine deutlich konzentrische Anordnung auf, die noch dem alten Jedo entstammt. In der Mitte erscheint auf allen Karten eine auffallend leere Stelle. Die Ehrfurcht vor der Majestät verbietet, die Einzelheiten der kaiserlichen Schloßgebäude einzutragen. Die Verwaltung hat Tokio in 15 Bezirke (ku) eingeteilt, die sich aus früheren Bevölkerungszentren langsam entwickelt haben und wie manche ähnliche historische Gebilde verwickelte Umrisse und ganz verschiedene Größenverhältnisse aufweisen. Um Kojimachi-ku, die umwallte Schogunstadt von ungefähr 7 qkm Flächeninhalt, gruppieren sich die übrigen 14 Ku, westlich in einfacher, östlich in doppelter Anordnung. Dann folgt ein unregelmäßiger Kranz von Vorstädten, Vordörfern und tentakelartig in die weiten Reisfelder verlaufenden Landstraßen mit zahlreichen Häusern rechts und links. Der Bodenbeschaffenheit nach zerfällt die Stadt in zwei fast gleichgroße Teile: das flache, vom Sumida durchflossene Tiefland im Osten und das mit 20—30 m hohen, plateauartigen Hügeln bedeckte westliche Gebiet. Jeder Verwaltungsbezirk zerfällt wieder in Distrikte (cho) historischen Ursprungs, und diese zerfallen meist wieder in Unterdistrikte.

* * *

Das flache Dach unseres großen neuen Schulgebäudes ist zum geographischen Anschauungsunterricht wie geschaffen. Die Aussicht hier oben ist unbeschreiblich

schön an einem kristallklaren Frühlingsmorgen, und dankbar sind wir den japanischen Häuschen da unten, daß sie uns den Ausblick in die Ferne nicht verkümmern. Noch weht eine frische Brise von Sibirien her, aber drunten ist's schon lange Frühling. Überall grünes Laubwerk, dazwischen hinein, hier vereinzelt, dort zu dichtgedrängten Dorfschaften vereint, unter stahlgrauen, zierlich gerippten Ziegeldächern die Heimstätten vieler tausend geschäftiger Menschen. Von überallher, aus dem Buschwerk, aus dem prosaischen Dachgewirr grüßen uns hochzeitliche Blütensträuße, das makellose Rosaweiß weithin leuchtender Kirschbäume. Auf und ab schwillt das Gelände mit seinem Festschmuck. Wir stehen hier am westlichen Ende von Kojimachi, also mitten in dem Hügelland, über das hin Tokios vornehmes Residenzviertel sich ausdehnt. Unbehindert schweift das Auge bis zu den gekräuselten Silhouetten des äußersten Bildsaumes. Am westlichen Horizont thront unsere Schweiz, wenigstens jetzt noch, denn die verzackten Gipfel der Chichibuberge tragen noch schwer an dem silbernen Email auf düsterbraunem Grund. Doch es sind nur die Vasallen, sie entschwinden, sobald der Blick auf den König der Berge fällt. Eine helleuchtende Wolke schwebt gerade zu ihm hin, dem unvergleichlichen Gipfel des Fujisama. Der Leser kennt den Liebling der Japaner von den unzähligen Bildern her, die seinen Ruhm der Welt verkünden. Hier liegt er trotz der 100 km Entfernung in seiner ganzen Majestät vor uns. Silber ist zu hart, Schnee zu kalt, Ausdrücke für Form und Linien zu prosaisch, die makellose Schönheit des ätherischen Gebildes wiederzugeben, das wie ein Morgengebet zu den Himmelshöhen strebt. Ich lasse das Wort einem Japaner, dem Dichter Jamabe no Akahito, der schon vor zwölf Jahrhunderten, unsere Gefühle ahnend, schrieb:

Wenn aus weiter Ferne nach dem
Himmelszelt empor ich blicke,
Und den Fuji-Berg in Suruga
Seit der Zeit, wo Erd' und Himmel
Einst sich voneinander trennten,
Hoch erhaben ragen sehe,
Wird sogar der Glanz der Sonne,
Die am Himmel leuchtend wandelt,
Mir verdunkelt, und des Mondes
Lichtstrahl scheint sich zu verbergen,
Selbst die weißen Wolken zagen,
Über ihn hinwegzuschweben,
Und der Schnee fällt unaufhörlich
Auf ihn nieder. Diesen hohen
Fuji-Gipfel wird man ewig
Fort und fort zu preisen wissen.
Von ihm singen, von ihm sagen
Zu den spätesten Geschlechtern [1].

Leider raubt ihm der nahende Sommer den königlichen Hermelin und verhüllt ihn dann mitleidsvoll vor profanen Blicken, oft für Wochen und Wochen. Haben wir dann wieder einmal das langersehnte Glück, so überrascht die schroffe Wandlung von leuchtendem Weiß zu trübem Erdgrau. Aber ein Herrscher ist er geblieben, voll stolzer, schwungvoller Kraft.

Und nun zurück in unsere allernächste Nähe. Kann man sich eine romantischere Nachbarschaft wünschen als den mittelalterlichen Burgwall, von dem nur ein schmaler Weg uns trennt? In weitem Bogen zieht sie vorbei, die Prozession der dickstämmigen, knorrigen hundertjährigen Föhren, die in aufgelöster Doppelreihe dem grasbewachsenen Hügel folgen. Einer der Riesen

[1] Übersetzung von Dr Karl Florenz, Geschichte der japanischen Literatur 98.

neigt sich vornüber und streckt uns seine grünen Tatzen zum Gruß entgegen. Zwischen den Ästen hindurch leuchtet der glitzernde Spiegel des äußeren Stadtgrabens von Kojimachi. Und das ist nur der Vordergrund, der Rahmen zu dem Bilde in der freundlichen Lichtung, die über den dunkeln Nadelkronen beginnt. Hier so fremd und doch so bekannt: die weiße Fassade eines herrschaftlichen Schlosses. Treppen, Auffahrt, ein weiter vornehmer Schloßhof mit Terrassen, zierlichen Balustraden, mächtigen Vasen. Vor dem hohen Eisengitter Parkanlagen, von breiten, geradlinigen Kieswegen durchschnitten, alles in reiner Renaissance, Versailles im kleinen Maßstab. Ein Prunkstück unter den europäischen Gebäuden Tokios ist der kaiserliche Akasakapalast, auch Palast des Kronprinzen genannt. Dahinter im Schloßpark, unter dichten Baumkronen versteckt, liegt der einstöckige japanische, der Aojamapalast. Das ist der Palast, wo jedes Jahr im November das weltbekannte Blumenfest des Hofes abgehalten wird. Mit den Sternen auf der Brust, mit Gefühlen der Dankbarkeit im Busen für die hohe Ehre der Zulassung, erscheint dann die Elite der Hauptstadt in der Blumenhalle von Aojama mit der Farbenwunderwelt der kaiserlichen Chrysanthemen. Links von dem ebenerwähnten Schloßpark schließt sich noch mehr von dem schönen grünen Wald an, und größere villenartige Gebäude schauen da und dort aus dem dichten Laubwerk. Hier liegen die Schlösser dreier Prinzen von kaiserlichem Geblüt, andere herrschaftliche Residenzen und hübsche Regierungsbauten. Ganz nahe die österreichische Botschaft, dreifach geflaggt: in der Mitte der Doppeladler auf gelbem Grund. Weiter weg flattert's über den Wipfeln so anheimelnd und traut: Schwarzweiß-rot. In dieser Gegend von Kojimachi standen zur Tokugawazeit die Jaschiki der Daimio, der Feudalherren des Landes — Könige nennt sie die alte Missionschronik. Heute sind die einstmaligen Fürstenwohnungen, die alle aus Holz aufgeführt waren, verschwunden, und von der ganzen Herrlichkeit ist nichts geblieben als ein gewisser vornehmer Ton, der im Gebiet der neuen breiten Straßen herrscht. Protzige Automobile, frischlackierte Kutschen und Rikschas, mit zwei Mann davor, denen man hier vorzugsweise begegnet, lassen vermuten, daß hinter den gut gepflegten Hecken und den langen Umfassungsmauern hohe Herrschaften wohnen. Nach Osten erscheint über den letzten Dächern und Baumspitzen die friedliche Bai von Tokio mit den weißschimmernden Segeln der Fischerboote. Nach Nordosten und Norden ein ganz anderes Bild, das echte Tokio: ein unabsehbares Gedränge von dicht aneinander und ineinander geschobenen, kräftig hervortretenden Dachfirsten und gerippten Dachflächen, das eintönige Stahlgrau angenehm gemildert durch reichen Einschlag von Grün. Unschön wirken nur die allüberall aufdringlich hervorschauenden Telegraphen und Telephonstangen — die Häuschen sind ja nur ein paar Meter hoch — und das weitmaschige Riesennetz der Leitungsdrähte. Von der Rauchplage sind wir, Gott sei Dank, verschont. In den Häusern brennt man Holzkohle. Die einzigen Schornsteine in der nächsten Nachbarschaft — für Telegraphenstangen möchte man sie halten — sind die hohen, dünnen Kaminröhren der öffentlichen Bäder. Das bläulichweiße Rauchfähnchen verkündet, daß das „verehrte warme Wasser" zum Bad bereit steht. Da unten kommen gerade zwei, die soeben die tägliche Wohltat genossen, barhaupt, barfuß, mit Handtuch und

Seifenbüchse, den hellen Wechselkimono lose umgeworfen. Gerade gegenüber eine andere Gruppe: die zwei, die da vor dem Hause auf und ab promenierend mit der fußlangen Zahnbürste einer ziemenden Tätigkeit obliegen.

Nur ein Tempeldach ist in der Nähe sichtbar. Die größeren Tempel liegen zu weit weg und sind überhaupt so in den dichten Baumkronen des Tempelparkes versteckt, daß sie für das Panorama nicht in Betracht kommen. Und die Kirchen der Zweimillionenstadt? Hier und dort lugt so etwas wie ein Turm schüchtern hervor, ob's aber wirklich Kirchen sind? Entschieden das schönste christliche Gotteshaus hierselbst haben sich die Russen gebaut. Zwar reicht die vorteilhaft auf einem Hügel gelegene weiße Kathedrale mit dem zierlichen Turm und der grünen Kuppel nicht entfernt an die imposanten Dome Europas. Aber sie bringt sich in Tokio doch zur Geltung. Die Kirche ist von hier am nordöstlichen Horizont deutlich sichtbar. Ihr Erbauer, der langjährige Vorsteher der russisch-schismatischen Kirche, der kürzlich verstorbene Erzbischof Nikolai, erfreute sich in Tokio wie kein anderer Missionär allgemeiner Beliebtheit und Achtung und war vielleicht der populärste Ausländer in der Stadt. Das Volk nennt die russische Kirche schlechthin Nikorai-dō, Nikolaikirche (die Japaner sprechen l wie r aus). Die russische Kirche zählt gegenwärtig 33 377 Anhänger in ganz Japan; das ist ungefähr die Hälfte der Mitgliederzahl der katholischen Kirche.

Wo sind denn aber die katholischen Gotteshäuser mit ihrem Wahrzeichen, dem kreuztragenden Turm? Geduld! Der bescheidene Dachreiter, der das nächste Kirchlein in Azabu uns verraten könnte, hält sich irgendwo hinter einem Baume versteckt. Außerdem gibt es noch fünf andere Kirchen, darunter die „Kathedrale". Aber sie sind so weit entfernt, daß man schon ein Fernrohr brauchte und eine feine Unterscheidungsgabe für Dächer, wollte man sie in dem Häusergewirr ausfindig machen. Da muß noch viel Wasser den Sumida herunterfließen, bis aus den 4000 Katholiken eine Million geworden und die Vision zur Wirklichkeit wird, die uns in die weite Leere über den Dächern himmelanstrebende gotische Türme, mit dem Triumphzeichen des Kreuzes geschmückt, hineinragen läßt. Augenblicklich gehört das Revier noch unbestritten den Raben von Tokio. [Ihr lautes, freches „Kah, Kah", so krächzen nämlich unsere Rabenvögel, weckt die Sehnsucht nach harmonischem feierlichem Glockenklang, zumal am Sonntagmorgen, wenigstens am hochheiligen Osterfest. Das ist eine der größten Entbehrungen, die das Leben in der östlichen Hauptstadt dem christlichen Gemüte auferlegt: das Fehlen aller sinnfälligen Äußerungen weihevoller Festesstimmung. Am heiligen Weihnachtsmorgen dasselbe geschäftige Alltagsleben wie an jedem beliebigen Werktag.

* * *

Und nun zu den Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt. Damit wir unsere Erwartungen nicht allzu hoch spannen, eine kurze Erklärung. Tokio ist nicht reich an Sehenswürdigkeiten in der landläufigen Bedeutung des Wortes. Was es bietet, liegt nicht so sehr auf architektonischem oder historischem Gebiet, sind nicht Dinge, welche uns hohen ästhetischen Genuß gewähren oder uns mit Bewunderung und Staunen erfüllen. Tokios Größe liegt anderswo. Die Haupt-

sehenswürdigkeit, besser der Hauptgenuß, der uns die weite Reise nach Japans Metropole reichlich lohnt, das ist nicht das tote Tokio, nicht was die Menschen gebaut, sondern die Menschen von Tokio, das pulsierende Leben der Hauptstadt, wie es sich zumal auf der Straße reich und bunt entfaltet. Wo immer man Tokio packt, da ist es interessant. Schlagen wir einmal die allgemeine Richtung zum Schloßbezirk ein, dann weiter östlich oder nördlich, wie es uns paßt, wo der reichste Ertrag winkt. Und wenn wir müde sind, benützen wir die Straßenbahn, die heute nach allen Richtungen hin Tokio durchquert. Das Nacheinander wollen wir nicht zu eng nehmen; soll ja der Bericht nicht dazu dienen, den Weg so in seinen Einzelheiten zu beschreiben, daß der Leser ihn gegebenenfalls wiederfinden und verfolgen könnte, sondern einzig dazu, die Haupterscheinungen im Getriebe und im öffentlichen Leben der Hauptstadt, und was sonst erwähnenswert scheint, in losem Zusammenhang vorzuführen.

Aus einem kurzen engen Gäßchen treten wir auf die Kojimachi-dōri, „Kojimachi-Durchfahrt", eine der ältesten Straßen der Stadt. Hier drängt sich Östliches und Westliches in hartem Nebeneinander und buntem Durcheinander. „Hei, Hei!" ertönt der Ruf des flinken Wagenziehers ins dumpfe Surren der Straßenbahnmotoren; es knirscht die letzte Schicht der losen Kiesdecke unter dem puffenden, quiekenden Automobil gerade wie ihre längst in den Boden gestampften Unterlagen es taten, als zur Tokugawazeit die Daimio-Prunkzüge sich darüber hinwegbewegten. Buntflatternde Kimonos neben dem steifen Inventar der europäischen Garderobe. Holzsandalen und Lackschuhe, Zylinder von heute und Damenfrisuren, die nach hundert Jahren noch nicht aus der Mode gekommen. Offene Basare, deren Inhalt: Fische, Gemüse, Kunstgegenstände, Nippsachen, Korbwaren, Küchengeräte, Handwerkszeug, auf schiefer Ebene in die Straße zu fluten droht. Daneben wohlverschlossene Schaufenster mit Uhren, Grammophonen, elektrischen Bedarfsartikeln, Modellen von Flugmaschinen. Groteske Ladenschilder mit schwungvollen Reihen chinesischer Hieroglyphen, teilweise dem westlichen Verständnis näher gebracht durch eingeschaltete lateinische Schriftproben und ein paar englische Brocken. Ein Dutzend japanischer Bretterhäuschen von verwittertem Düstergrau, dann eine europäische Hausfront mit glitzernden Fenstern und freundlich hellem Bewurf. Die festlich leuchtenden Papierlaternen gehen jetzt im heftigsten Winde nicht mehr aus. Den veralteten Kerzendocht hat seit geraumer Zeit die elektrische Glühlampe verdrängt.

Das sind so einige Zwitterblüten westöstlicher Kulturmischung, wie sie Kojimachi-dōri und die hauptsächlichen Verkehrsstraßen Tokios aufweisen. Aber noch gibt es unzählige Sträßchen und Gäßchen, in denen das echt japanische Leben in althergebrachter Eigenart pulsiert. Da rauscht und wuselt und flimmert und flattert es an dem staunenden Ankömmling vorüber, ein buntes Traumbild, eine fortgesetzte Theatervorstellung, wobei man sich nur wundert, daß sie es so ernst nehmen und daß unser unberufenes Erscheinen das Stück nicht in Unordnung bringt. Es klappt ja alles, wie es im Programm steht, wie man es als Kind im Bilderbuch geschaut und lieb gewonnen. Da sind die emsigen Hausierer in ihrem Element. Schnittblumen und blühende Reiser hat der eine feil, Fische,

Schalentiere, Oktopoden ein anderer, Tōfu, einen gallertartigen, weißen Bohnenkäse, der dritte. In je zwei Körben oder Bütten oder Kasten schwankt die Last am knarrenden Tragholz. Im Eilschritt schreitet der Geschäftige dahin, von Zeit zu Zeit unartikulierte Gurgellaute hervorquetschend. Andere stoßen in ein verkürztes Nachtwächterhörnchen oder suchen durch irgend eine originelle Rappel-, Rassel- oder Klopfvorrichtung die Aufmerksamkeit der Anwohner auf ihr Dasein zu ziehen. Der Milchjunge, oft Universitätsstudent im Nebenfach, klirrt mit seinen leeren Flaschen um die Ecke. Der flinke Zeitungsverkäufer kennt nur Sturmschritt. Sein weithinschallendes gōgai, gōgai (Extrablatt), der Schellenbund am Gürtel, und vor allem der Stoß neuester Neuigkeiten unter dem Arm erzwingen ihm Interesse. Rasch drückt er einem Kunden den Zettel in die Hand, und weiter geht es, bevor die Sache kalt wird: gōgai, gōgai, klingkling, klingkling. Hier marschiert ein soldatisch gekleideter Patentmedizinverkäufer, die Harmonika bearbeitend, von einer Kinderschar begleitet, seiner Wege; dort umstehen andere kleine Schwarzköpfe einen alten Mann, der farbige Papiersäckelchen zu vergeben hat. Jetzt ein zischender Dampfstrahl, und ein fadendünner, ohrenzerreißender Pfiff entsteigt dem sonderbaren Gefährt des Pfeifenreinigers. Er betreibt sein Geschäft mit Dampf. Für ein paar Pfennige hält er inne und läßt den läuternden Strahl durchs belegte Rohr streichen. Hernach schmeckt's Pfeifchen wieder doppelt so gut. Und dort die Kirmes im kleinen, Bilder mit erschrecklichen Moritaten, Papierfähnchen, Trommelschläge und Trompetengeschmetter, sogar ein Kasperletheater, alles führt der Süßigkeitsverkäufer mit sich auf seinem zweirädrigen Schiebkarren. Ein Kreis andächtiger Gesichtchen umdrängt den Wunderkasten und seinen beneidenswerten Eigentümer, der so süß zu reden weiß und an die, die es sich leisten können, gegen schwere Kupfermünzen leuchtende braune Lutschklümpchen verabfolgt. Mag auch ein daherkommender Sprengwagen seinen Inhalt teilweise auf die Kleider unachtsamer Besitzer ergießen, man kichert, läuft auseinander, und gleich schließt sich wieder die Lücke. In all dem Trubel, bei den tausend Anlässen für Zusammenstöße, Verkehrsstockungen, Anrempelungen, Ausbrüchen von Ungeduld kein hartes Wort, immer derselbe unverwüstliche Humor. Kein Mißton in dem fremdartig sprudelnden Leben. Und das soll die werktägliche, rauhkantige Wirklichkeit sein?

* * *

Nun haben wir die äußere Umwallung der kaiserlichen Hofburg erreicht. Der weitere Weg führt an der Außenseite des Schloßgrabens entlang, der hier, einem mäßigen Fluß vergleichbar, in weitem Bogen das bewaldete Schloßplateau schützend umgibt. Gerade dieses Stück scheint mir das anziehendste der ausgedehnten Befestigungsanlage zu sein. Eine wirkliche Sehenswürdigkeit, eine historische Idylle. Auf dem friedlichen Spiegel in der grünen Schlucht treiben Wasservögel ihr munteres Spiel. Und drüben, träumend von vergangener Macht, die altertümliche Umwallungsmauer auf der Höhe der Uferwand, über die ein wohlgepflegter Rasenteppich, unten abermals durch ein niedriges Mauerwerk

verbrämt, ins Wasser hinabgleitet. Junge Fichten, auf halber Höhe festgewurzelt, sind die einzigen Zeugen, daß das düstere Drohen der Zwingburg nicht mehr so ernst gemeint ist. Sie sollen nur da bleiben, denn sie geben dem Fall der glatten Böschung die nötige Verzögerung und bilden mit ihrem Spiegelbild im stillen Wasser und den wieder aufwärts strebenden Kronen den Übergang zu den alten Baumriesen auf der Rampe, die ihre grünen Fittiche schützend über die kommende Generation ausbreiten. Je mehr sich unser Weg senkt, um so stolzer hebt sich auf der Gegenseite die Brüstung der alten Tokugawaburg von der gemeinen Umgebung ab. Bald jedoch lenkt auch unser Nachbar in die Ebene ein. Statt der freundlichen Rasenbank steigt jetzt trotzig und unvermittelt eine zyklopische Mauer vor uns auf. Rechts dagegen schaut's schon ganz modern drein. Die zierlichen Fassaden der neuen Justizgebäude erinnern an bekannte Motive heimatlicher Bauart. Eine breite, aber menschenleere Straße kommt auf uns zu, setzt sich über die hübsche Brücke fort, die hier über den Schloßgraben führt, und mündet in die Sakura-da-mon (Kirschfeldtor) genannte Bresche der Schloßmauer. Es ist nur das äußere Tor. Das Haupt- und innere Tor liegt weiter zurück und ist rechtwinklig dazu gestellt, ein wahrer Engpaß mit hausartigem, weißgetünchtem Überbau, der früher zu Verteidigungszwecken diente. Dieser Durchgang wurde im Falle des Angriffs durch massive Torflügel verschlossen, und der Feind, der das erste Tor erbrochen und nun weiterdrängte, fand sich in dem engen viereckigen Raume zwischen beiden Toren in einer Falle, den Geschossen der Verteidiger widerstandslos ausgesetzt. Die noch vorhandenen Doppeltore dieser Art bilden mit ihren oft mehrstöckigen und mehrdachigen Verteidigungstürmen eine fremdartige Zierde der romantischen Umwallung.

Heute hat sich am Sakura-da-Tor eine große Menge Volkes eingefunden. Um 2 Uhr ist Ausfahrt. Überall Schutzleute zu Fuß, zu Pferd, damit ja nichts Unpassendes vorkomme. Das Verhalten des Publikums ist bei solcher Gelegenheit durchaus verschieden von dem unsrigen. Doch still; der Kaiser kommt. Ein bedeutungsvoller Wink fliegt die dunkeln Reihen entlang. Letztes Rascheln vor der Windstille. Auf der Brücke erscheint hoch zu Roß ein Lakai — Pause — eine Kavallerie-Eskorte sprengt aus dem Tor — die Hüte herunter! Eine Frau neben mir, deren Säugling gerade zu gurren anfängt, gerät in große Bestürzung und weiß sich nicht anders zu helfen, als daß sie dem Kleinen die Lippen zusammenpreßt. Jetzt sind sie schon vorüber, die kaiserlichen Lanzenreiter. Es folgt die Kaiserstandarte: Goldene Chrysanthemumblüte auf Goldbrokat. Die kaiserliche Equipage — S. Majestät in einfacher, hellgrauer Offiziersuniform. Ehrfurchtsvoll verneigen sich die dichten Reihen. Kein Hurra, kein Jubel, kein Gruß aus dem Volke, kein Gegengruß aus dem Wagen. Allseitig andächtige, weihevolle Stimmung wie beim Gottesdienst, so erfordert es die Ehrfurcht vor der kaiserlichen Majestät.

Und nun ein Wort über die unscheinbaren, schmächtigen Kerlchen — Pardon! die hochverdienten Hüter der Ordnung, die man bei solchen Anlässen des näheren studieren kann. Bei all ihren menschlichen Unvollkommenheiten, die sich meiner Kenntnis entziehen, scheinen sie mir in manchen polizeilichen Stücken schlechthin

vorbildlich. Im ungezwungensten „Rührt euch!" stehen sie auf ihrem Posten, die Menge mit einem Wink der Hand regierend. Selbstbeherrschung, eisige Gelassenheit zeichnet sie aus, durch die aber so was wie Stahl durchblitzt, an dem man sich schneiden kann. Im regelrechten Dienst gehören immer drei zusammen. Der eine steht bei dem weißen Wachthäuschen an der Straßenecke auf Posten, der zweite, „O-mawari-san", der „verehrte, die Runde machende Herr", geht das dazu gehörige Revier ab, der dritte ruht sich aus. Alle acht Stunden wechseln sie, und dabei gedeiht die öffentliche Ordnung vorzüglich. Sehr selten gibt's einen wirklichen Zusammenstoß, und immer nur mit dem hauptstädtischen Mob. Am nächsten Tage streiten sich dann die Zeitungen, wie der Krawall hätte vermieden werden können.

Der Schloßplatz, zu dem wir durch das Sakura-da-Tor gelangen, besteht in einer parkartigen, ermüdend weitläufigen Fläche, deren Mitte die übermäßig breite kiesbestreute Auffahrt einnimmt. Dort, wo wir das Schloß erwarten als Mittelpunkt und Abschluß des Ganzen, erhebt sich wieder eine waldgekrönte Terrasse mit hochgelegenen Toreingängen und den malerischen, weißgetünchten Wachttürmen. Auch einige Dächer erscheinen im Kranz der vorderen Baumreihe, aber nichts Schloßartiges. Bis zur Niju-Brücke vor der linken Einfahrt dürfen wir uns wagen. Das übrige läßt sich nur im Geiste ausmalen: die Gärten und Teiche des inneren Schloßbezirks, Hügel, Wiesen, Felsgruppen mit künstlichen Wasserfällen, uralte Baumriesen, Wolken von Kirschblüten und kaiserlicher Frühlingssonnenschein; und in solcher Umrahmung ernst, vornehm, prunklos, im strengen altjapanischen Baustil gehalten, aber aus dem edelsten und dauerhaftesten Holze mit unendlicher Sorgfalt zusammengefügt, das kaiserliche Residenzschloß. Dafür erschließt sich um so mehr im Innern die fürstliche Pracht. Schon die Empfangsräume, so erzählt man, glitzern feenhaft von all dem Spiegelglas, das hier als Ersatz für Seidenpapier bei den tausend und mehr Füllungen der verschiebbaren Wandgitter (shoji) zur Verwendung kommt. In der Ausschmückung der Decken, Simse, Pfeiler und Wandflächen hat das japanische Kunstgewerbe sein Bestes geleistet. Holzschnitzereien, Lackarbeiten, Wandteppiche, Seide, Brokatgewebe, alles von unübertrefflicher Güte, von wundervoller Ausführung im einzelnen und von bestrickender Harmonie in der Gesamtwirkung. Das Prunkstück des Ganzen soll der Bankettsaal sein, von dessen geschmackvoll gegliederter Decke, einer Fläche von 450 qm, ein Regen von Gold und Farbenpracht herniederrauscht, während die weiten Wandflächen im zartesten Schmelz kostbarer Seidengewebe erstrahlen. Bezeichnend für die japanische Eigenart ist die Tatsache, daß, während die edle Pracht in den mehr für die Öffentlichkeit bestimmten Räumen nur bei der Grenze des Könnens Halt zu machen scheint, die kaiserlichen Privatgemächer durch den strengen schmucklosen Stil der Schinto-Architektur sich auszeichnen.

Der weite Schloßhof, auf dem wir stehen, und was davor und was nach Süden liegt, war zur Tokugawazeit mit Daimio-Wohnungen erfüllt. Der neue Kurs fegte sie weg. Jahrelang lag die Gegend verödet. Wo das Unkraut am üppigsten schoß, die Wassertümpel sich am behaglichsten sonnten und verwilderte

Hunde ihr Unwesen trieben, erstand der schöne Hibiyapark. Jetzt kann man sich dort im wonnigen Mai zwischen rotglühenden Azaleenbüschen ergehen, an heißen Sommernachmittagen klassischer Orchestermusik lauschen oder nebenan dem amerikanischen Baseballspiel der Studenten zusehen, auch wohl mal im Winter in Gefahr geraten, bei einer polizeilich unterdrückten Protestversammlung des politisierenden Jungjapan so oder so eine Erinnerung mit heimzubringen.

Recht imposante Bauten, die jeder europäischen Großstadt zur Zierde gereichen würden, sind schon in der Nähe des Parkes emporgewachsen. Andere sollen folgen. Erwähnung verdient der weiter östlich gelegene mächtige Neubau des Zentralbahnhofs, dessen Eröffnung die Schleusen des Verkehrs in diesen noch vielfach brachliegenden Stadtteil leiten und der Bautätigkeit nicht wenig förderlich sein dürfte.

Hier befinden wir uns bereits in der Unterstadt, auf dem flachen, seichten Ufergelände des Sumidaflusses, das, von dem eben erwähnten häuserarmen Ostdistrikt Kojimachis abgesehen, die dichtbevölkertsten und regsamsten Bezirke Tokios umfaßt. Der Unterschied tritt bald zu Tage. Es geht nicht mehr auf und ab. Statt der baumreichen Residenzgärten, der grünen Abhänge und schattigen Hohlwege ein engmaschiges Netz gleichartiger grauer Häuserreihen, durchwoben von zahlreichen breiten und schmalen Kanälen. Zur Verschönerung tragen sie wenig bei, diese geradlinigen, zwischen düstern Warenhäusern, grauen Ufermauern, verwitterten Bretterwänden träge daherschleichenden schlammigen Wasser, wenn auch die langen Reihen schwer belasteter Barken, die zahlreichen Brücken und Stege ein neues Motiv ins nüchterne Stadtbild fügen. Hier pulsiert japanisches Geschäftsleben in allen seinen Phasen vom blühenden Großhandel bis zum armseligen Pfennigverschleiß. Hier liegen die meilenlangen Geschäfts- und Verkehrsadern der Stadt, Ginza-dōri an der Spitze mit ihren europäischen Großbauten, den hohen Schaufenstern, den geschmackvollen Auslagen aller denkbaren Warengattungen. Wenn ein Artikel sonst nirgends zu haben ist, dann gilt als letzter Rat: Gehen Sie einmal nach Ginza. Die Preise sind auch danach.

Wie nicht anders zu erwarten, macht sich in den übervölkerten Stadtteilen der Sumidaebene die Armut stellenweise mehr bemerkbar als anderswo, jedoch von sog. „Slums" ist auch hier nicht die Rede. Arm ist hier nicht gleichbedeutend mit verrufen, Armut nicht mit Schmutz, Lumpen, zerfallenen Wohnungen, lichtscheuem Gesindel. Bettler sind es nicht, die in den engen, dumpfen Gäßchen ihr Dasein fristen, sondern Leute, die, mit wenig zufrieden, sich das Wenige im Schweiße ihres Angesichts von Tag zu Tag erarbeiten. Ohne Gefahr angefallen oder auch nur belästigt zu werden, kann selbst ein des Landes Unkundiger ohne Begleiter zwischen den zusammengepferchten Baracken, den weit offenstehenden dunkeln Wohnkammern einherwandeln. Er ist höchstens erstaunt ob der verhältnismäßigen Ordnung und Reinlichkeit, die da herrscht, dem zufriedenen Gesichtsausdruck der Anwohner, der muntern, alles überflutenden Kinderschar. Allerdings sind diese Quartiere ein wenig berüchtigt wegen der nicht selten dort ausbrechenden Epidemien, die aber, dank der schneidigen Gesundheitspolizei und einem rücksichtslosen Vertilgungsfeldzug gegen das unzählige Volk der Kanalratten, für gewöhnlich im Keime erstickt werden.

Bei dieser Gelegenheit verdient noch hervorgehoben zu werden, wie verschwindend wenig von all dem physischen, sozialen und moralischen Elend, das naturgemäß hinter der Zweimillionenzahl stecken muß, an der Oberfläche des gewaltigen Menschenmeeres uns sichtbar entgegentritt. Man darf wohl dreist behaupten, daß in dieser Beziehung Tokio eine lobenswerte Ausnahmestellung unter den Millionenstädten der Welt einnimmt. Das verdient um so mehr Anerkennung, als dem Anschein nach die weniger bemittelten Klassen ungleich stärker vertreten sind als in amerikanischen und europäischen Großstädten. Hier herrscht noch nicht in dem Maße der schroffe Gegensatz zwischen bitterer Armut und protzenhaftem Wohlleben wie in westlichen Städten von annähernd derselben Größe. Ernährungs- und Wohnungsbedürfnisse sind nicht wesentlich verschieden für arm und reich. Der „erhabene kaiserliche Reis" wird nach demselben Rezept gekocht wie der für den letzten Rikschazieher. Die Matten der Reichen sind nicht weicher als die der Armen. Die japanische Kleidung hat denselben Schnitt, dieselben Bestandteile für den Millionär und den Taglöhner. Es gibt wohl ein Kostbarer oder Wohlfeiler, ein Feiner oder Gröber, ein Mehr oder Weniger; aber Extreme, wie sie sich im westlichen Volksleben entwickelt haben, kennt die japanische Lebensart noch nicht. Noch nicht; denn leider beginnt auch hier schon der Luxus die Kluft zwischen arm und reich bedenklich zu erweitern.

Im Sommer erscheinen wohl die gewöhnlichen Handwerker und Kulis bei der Arbeit in einem uns ungewohnten Minimum von Kleideraufwand — aus Bequemlichkeit; europäische Kleidungsstücke erfahren bei ebenderselben Volksklasse nicht immer die einer deutschen Hausfrau nötig erscheinende Ausbesserung — aus Mangel an Vertrautheit mit dem Gegenstand. Aber zerrissene Kimonos, nein. Dazu versteht sich denn doch die japanische Penelope zu gut auf den Gebrauch von Nadel und Zwirn. Lehrreich ist ein Blick in die erste beste Volksschule. Wenn man sie dasitzen sieht, die schwarzäugigen Reihen properer, niedlicher Püppchen, alle in schmucken Kattunkleidchen, so sollte man nicht meinen, daß hier überhaupt gesellschaftliche Unterschiede beständen. Und so frisch, gesund und wohlgenährt schauen sie alle drein! Ja, es steht fest, daß der Gesundheitszustand gerade in den von den ärmeren Klassen besuchten Schulen am wenigsten zu wünschen übrig läßt. Ältere Kinder, die zu Hause mitanpacken müssen oder als Lehrlinge, Wagenzieher und Laufjungen sich viel in der frischen Luft bewegen, strotzen oft von Gesundheit und haben ein paar Backen, daß sie ein Posaunenengel beneiden müßte.

Abgesehen von den melodischen Rufen der Hausierer, dem rhythmischen Singsang, mit dem die Kulis sich die Arbeit erleichtern, dem mutwilligen Singen und Lärmen spielender Kinder erfreut sich das Straßenleben einer für orientalische Verhältnisse lobenswerten Stille und Eingezogenheit. Lautes Singen, Gejohle, Lärm des Lärmes wegen ist verpönt; Fluchen unerhört. Von den widerlichen Erscheinungen der Trunksucht bleibt die Öffentlichkeit ebenso verschont wie von Verstößen gegen die gute Sitte. Mag das Privatleben sein wie es will, von gewissen, hinlänglich bekannten und von anständigen Menschen gemiedenen Quartieren abgesehen, bemerkt man auf offener Straße nichts, weder Blicke noch Gebärden noch Reden, die entfernt unlautere Absichten oder Gesinnungen verrieten

An den Auslagen der Buch- und Bilderläden kann jedes christliche Kind ohne Gefahr stehen bleiben und sich erfreuen.

Aber prüde sind die Japaner nicht. In manchen Dingen, besonders was das schickliche Maß der Körperbedeckung betrifft, geht ihre naive Weitherzigkeit nahe bis an die Grenzen, vielleicht manchmal darüber hinaus. Zu ihrer Entschuldigung verdient hervorgehoben zu werden, daß sittenstrenge Japaner, durch Herkommen und Erziehung an vieles gewöhnt, nicht so sehr an einer objektiven Sache Anstoß nehmen, als vielmehr an der sich dabei offenbarenden bösen Absicht und gemeinen Nebengedanken, an allem, was man als bewußt Verführerisch bezeichnen könnte.

Alles in allem darf man also mit Tokio zufrieden sein. Und hat auch der Fremde aus dem Westen Kleinigkeiten auszusetzen, wie da sind die oft sehr zudringliche Neugierde der weniger gebildeten Klasse, das ständige Ausweichen in den engen bürgersteiglosen Straßen, die offenen Abzugsrinnen, die peinigenden Kiesel, die überfüllten Straßenbahnwagen und anderes mehr, so ist Tokio doch ein recht wohnliches Fleckchen Erde, wo sich's leben läßt, auch wenn Kirschblüten des Frühlings welken und das Ahornglühen im Herbst erlischt.

Wie schnell und nachhaltig sich eine moderne Errungenschaft in die altjapanische Umgebung hineinpaßt, ja volkstümlich wird und die Lebensverhältnisse durchgreifend beeinflußt, das mag uns die Straßenbahn zeigen. Vor zehn Jahren wurden die ersten Probefahrten auf der Ginza-dōri veranstaltet, und heute läuft die Elektrische auf allen wichtigen Straßen der Stadt in einer Gesamtlänge von 220 km. Weitere 150 km sind geplant und zum Teil bereits in Angriff genommen. Über 1000 Wagen sind im Betrieb. Die Höchstzahl der an einem Tage beförderten Personen hat kürzlich die Million überschritten. Ganz abgesehen von der billigen Fahrgelegenheit, die dem einzelnen zugute kommt, vom Ministerialbeamten und Offizier bis zur armen Taglöhnerin, ist die Stadt als solche der neuen Einrichtung zu unsterblichem Dank verpflichtet. Hat sie doch Licht und Luft gebracht, geradlinige Verkehrswege und eine willkommene Übersichtlichkeit geschaffen. In die alten engen Gäßchen paßt eine Elektrische gerade so wenig wie ein Bernhardiner in eine Puppenstube. Es mußte Raum geschaffen werden. Und das geht hier sehr einfach. Eines schönen Tages wird die rechte oder linke Häuserfront ins zweite Glied kommandiert, die Gosse verlegt, und alles ist für den Eindringling bereit. Zur Verschönerung der Straße pflanzt man dann noch zu beiden Seiten junge Bäumchen: Ginko, Ahorn, Kirschbäume und dergleichen, und Tokio wundert sich, daß es von Jahr zu Jahr hübscher und wohnlicher wird.

Wer es nicht glauben will, wie zähe die Stadtbevölkerung nun schon an der praktischen Einrichtung „hängt", der komme um 6 Uhr abends an eines der vielen Verkehrszentren und schaue sich die dunkeln Immenschwärme an, die bis hinten aufs Trittbrett herunterhängen, und die übrigen, die einen überfüllten Wagen nach dem andern ratlos umdrängen. Und das sind noch die glücklichsten. Denn die drinnen hatten große Not, hinein-, und noch größere, herauszukommen. Mō shōshō naka ye negaimasu — „Schon noch ein bißchen mehr nach der Mitte hin, bitte", ist das ständige Flehen des unermüdlichen Männchens mit der

großen Ledertasche; dazwischen Ankündigung der Haltepläße, z. B. in der Nähe unserer Anstalt: Yotsu-ya mi-tsuke de gosaimasu, d. i. etymologisch genau: „Viertäler Ausschau seiend ist Ihr hehrer Sitz", will aber nur besagen: „Das ist jetzt Yotsu (vier) ya (Täler) mi-tsuke (Ausschau)", womit noch heute die Bresche in der Umwallung bezeichnet wird, wo früher ein Wachtturm stand.

* * *

Sollten wir es nicht einmal mit der billigen Fahrgelegenheit versuchen, um vom „Blitzwagen" aus (das bedeutet das japanische Wort Den-sha) noch einige Sehenswürdigkeiten, wenn auch nur ganz obenhin, kennen zu lernen?

Bei der Sonnenaufgangbrücke steigen wir ein. Es ist eine von den vielen Kanalbrücken, die Nihon-baschi, aber allbekannt im ganzen Lande. Hier endigen die großen Heerstraßen, von hier werden die Entfernungen gemessen. Der gleichnamige Stadtbezirk ist das kommerzielle Zentrum von Tokio. Die Fische des Wassers sind hier am billigsten zu haben, aber das Land am teuersten. Bis gegen 2000 Mark kostet das Quadratmeter. Nach Südosten geht es über den 300 m breiten Sumida in den Bezirk Fukagawa, Tokios Venedig, von zahllosen Kanälen, rechteckigen Teichen und Lagunen durchsetzt. Statt zierlicher Gondeln träge Dschunken, die auf die nächste Flut warten, und Holz, viel Holz; denn das ist der Haupthandelsartikel von Fukagawa.

Zurück auf der Ryōgoku-baschi nach Asakusa. Asakusa ist ein anderer Stadtbezirk, der volkreichste von allen. Aber nicht daran denkt der Tokioer Bürger, wenn ihm von ungefähr der Name zugerufen wird. Asakusa ist für ihn die große, immerwährende Kirmes, die bei dem alten Gwannontempel im Schatten prächtiger Ginkoriesen und im weiten Umkreis darüber hinaus abgehalten wird. Wer die Volksseele in ihrem Drang nach Glückseligkeit studieren will, der mische sich unter die wogende Menge, die den alten Tempel, die Jahrmarktsbuden, die langen bilderreichen Theaterreihen und all die tausend Wunderdinge staunend, suchend, befriedigt, enttäuscht umdrängt. Bis in den Tempel hinein geht das bunte Treiben. Bonzen verkaufen Amulette und Zettel mit Zaubersprüchen. Neugierige stehen umher und gaffen. Tauben und Spatzen haben im Gebälk eine Freistatt gefunden. Auch buddhistische Pilger sind da, die Göttin der Barmherzigkeit zu verehren. Sie klatschen, falten die Hände zum Gebet und werfen nach verrichteter Andacht Kupfermünzen aus zwei, drei Schritt Entfernung auf den Rost des meterhohen und doppelt so breiten „Opferstockes".

Weiter in derselben Richtung nach Westen bringt uns die Bahn in die Nähe des größten Parkes von Tokio. Ueno heißt das geräumige Plateau, auf dem so ungefähr alles vereinigt ist, was dem edleren Menschen Genuß und Abspannung verschaffen kann; für den Naturfreund: alte Baumriesen, schattige Spaziergänge, Wolken von Kirschblüten im Frühling und ein See von wogenden Lotuspflanzen im Sommer; für den Gelehrten, Lernbegierigen, Geschichtsjünger: Tempel und Schogungräber aus der Tokugawazeit, Bibliothek, Museen, Kunstschulen, der Zoologische Garten und immer eine oder die andere Spezialausstellung.

Fast unmittelbar daneben, im Stadtteil Hongo, erhebt sich auf weitem Plan eine weniger anspruchsvolle Gruppe typischer Schulgebäude. Es ist die kaiserliche

Universität, der Brennpunkt japanischen Geisteslebens, in der die auserlesensten Lehrkräfte des Landes einer Elite von 5000 Studenten die Schätze des modernsten Wissens vermitteln.

Rückwärts in südöstlicher Richtung führt uns die Elektrische in das Verkehrszentrum Kanda und von da hinauf zum Kudanhügel, zum ersten und offiziellen Schintoheiligtum der Stadt. Wir überschreiten den denkmalgeschmückten Platz, bewundern die gewaltigen Dimensionen des Bronze-Torii, jener jochartigen, alleinstehenden Torumrahmung, welche für den Schintokult charakteristisch ist, und stehen vor einem tief herabsinkenden Tempeldach, dessen First mit goldenen Rosetten verziert ist. Das Tempelinnere, zu dem mehrere Stufen hinanführen, berührt uns frostig kahl. Kein gewundenes Schnitzwerk, kein blinkendes Metall, kein bunter Farbenschmuck unterbricht die weite Leere. Besser konnte man das Wesen der Schintoreligion nicht symbolisieren. Auf das wichtige Woher und Wohin keine Antwort; statt einer ausgebildeten Sittenlehre die Mahnung: Ehre Götter und Ahnen und gehorche den Erlassen des Mikado; für das übrige sorgt die gesunde Vernunft. Dem Ahnenkult ist daher auch der Schōkonscha, der „Geister anrufende Tempel" auf Kudan gewidmet. Die Namen der Tapfern alle, die seit Beginn der Meiji-Ära im Dienste des Mikado gefallen, werden hier von Regierungs wegen durch Darbringung von Opfergaben nach einem althergebrachten Ritus geehrt. Die Hauptgedächtnisfeier findet zweimal im Jahre statt. Dann erscheinen hier die Spitzen der Behörden in Galauniform. Die höchsten Offiziere und ein Prinz in Vertretung des Kaisers bekunden ihren Patriotismus durch ihre Teilnahme. Turmhoch wachsen dann die Opfergaben: Körbe und Kisten mit Obst, Gemüse und Fischen, Fässer vom edelsten Saké und gewaltige Plätze aus Klebreis. Draußen amüsiert sich das Volk nach echt japanischem Brauch. Ringkämpfe finden statt, Feuerwerk wird abgebrannt, und auf dem großen Platz vor dem Tempelhof wuselt es von morgens bis abends um die Schau- und Verkaufsbuden des großen Jahrmarkts von Kudan.

Und dann das Gegenstück zum kahlen und nüchternen Schintotempel, das buddhistische Heiligtum Tokios im Stadtbezirk Schiba: Sojōji. In den zahlreichen Bauwerken dieses Tempelkomplexes tritt uns die höchste Entfaltung des buddhistischen Stiles entgegen. Zwar ist der Haupttempel vor Jahren ein Raub der Flammen geworden und seitdem nicht wieder aufgebaut, aber was noch steht, besonders die Mausoleen der Tokugawa-Schogune, geben uns eine Idee von dem, was der buddhistische Künstler, unterstützt von einem allmächtigen Mäzen, zu leisten imstande war. Blendende Pracht an Gold und Farben und wunderbarem Schnitzwerk empfängt den Beschauer. Es lebt und rauscht und flammt vor uns auf wie im Traumland eines Märchens, echt orientalische sinnenbestrickende Schönheit, der Glanz des Tokugawageschlechtes in der Halle der Toten.

Es ist die zweite Sehenswürdigkeit von Tokio. Sie soll unsere Rundfahrt beschließen. Im schattigen Tempelhain unter dem Grün der träumenden Kryptomerien möchten wir ausruhen und all die wechselnden Eindrücke zu einem Bilde gestalten, und das Bild heißt: Tokio.

Fritz Hillig S. J.

Besprechungen.

Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch in gemeinverständlicher Darstellung. Unter Mitwirkung von **Hermann Gunkel** und **Otto Scheel** herausgegeben von **Friedrich Michael Schiele** und **Leopold Zscharnack**. 5 Bände. Lex.-8° (XVI u. 2128, XII u. 2194, XII u. 2448, VIII u. 2368, XV u. 2260 Sp.) Tübingen 1909—1913, Mohr. Geb. *M* 145.—

Das Nachschlagewerk ist laut Vorwort bestimmt für alle geistigen Führer des modernen Lebens und deren Gesinnungsgenossen im Volke: die Akademiker aller Fakultäten, die modernen Politiker im weitesten Sinne, die Pfarrer aller Kirchen, die Lehrer aller Schulen, die gebildeten und bildenden Frauen, die Journalisten und Schriftsteller und alle, welche ein selbständiges Interesse an der religiösen Bewegung der Gegenwart nehmen. Besonders dachte man an den Leserkreis der „Religionsgeschichtlichen Volksbücher" und ähnlicher Publikationen. Sollten schon die „Religionsgeschichtlichen Volksbücher" keine Tendenzschriften sein, so noch viel weniger dieses Lexikon; wollten jene „lediglich auf offene Fragen offen und bescheiden wissenschaftlich begründete Antworten geben", so mußte dies hier gewiß noch ernster die Absicht der Herausgeber sein. Allein die „Religionsgeschichtlichen Volksbücher" hatten selbst der „Evangelischen Luthardtschen Kirchenzeitung" vollberechtigten Grund zu einem harten Urteil gegeben (1905, Hft 1), das eine besondere Bedeutung erhält, weil Schiele es wie eine Charakteristik seiner Volksbücher mit eigentümlicher Offenheit abdruckt, und weil die „Religionsgeschichtlichen Volksbücher" und das „Handwörterbuch der Religion" sich als eines Geistes Kinder erweisen.

„Das letzte Jahr", so schreibt die genannte Kirchenzeitung, „hat uns den verhängnisvollsten Fortschritt der ‚neuen Religion' gebracht, der sich denken läßt. Sie ist aus den Hörsälen zum Volk herabgestiegen in jenen literarischen Unternehmungen, wie es die ‚Religionsgeschichtlichen Volksbücher' sind. Schon ihr Titel sagt, daß sie nichts von Offenbarung wissen oder von einer Heilsgeschichte Gottes, sondern von einer Religionsgeschichte der Menschen. Das Christentum ist eine Religion unter Religionen, zwar die bisher beste, aber immerhin aus der Menschheit erwachsen, daher auch der Umänderung durch Menschen fähig. Der letzte Rest biblischer Autorität wird hier hinweggefegt, und das mit einer Anmut der Sprache, einer Blendung der Logik, einer Sicherheit wissenschaftlicher Überzeugung, daß nur Geübtere die Schwächen herausfinden. Zu denen gehören aber die nicht, für die diese Bücher bestimmt sind, unsere Studenten und Gymnasiasten, unsere Schullehrer und gebildeten Laien. Rettungslos müssen sie sich das Netz über den Kopf werfen lassen...." Ohne diese Kritik abzuwehren, fügt Schiele wie zur Rechtfertigung bei, nachdem er auch

die Befürchtungen der Mittelpartei registriert hat: „Um so freudiger war die Begrüßung der Religionsgeschichtlichen Volksbücher in den Kreisen, für die sie bestimmt waren. Zumal bei der akademischen Jugend, den Volksschullehrern und dem gebildeten Bürgerstand fanden die Religionsgeschichtlichen Volksbücher offene Türen" (V 1723—1724). 436 327 Hefte seien bis jetzt (Ende 1913) verkauft.

Das vorliegende „Handbuch der Religion" ist nun, wie gesagt, durchaus vom nämlichen Geist beherrscht wie die „Religionsgeschichtlichen Volksbücher": grundsätzliche Ablehnung der Offenbarung als mit modernem Denken unvereinbar; völlige Rationalisierung sowohl der Person Jesu als des Christentums; Darbietung von Hypothesen liberaler Theologen als allein berechtigt oder als „Ergebnisse", wogegen die Forschungen katholischer Gelehrter selten nach Gebühr gewürdigt werden. Wer die Probleme kennt und auf Schritt und Tritt handgreiflichen Verstößen gegen die gesunde Methode begegnet, wird nur peinlich berührt, wenn er hört, man folge dem Gesetz der „moralischen Voraussetzungslosigkeit aller Wissenschaft" oder dem Gesetz der „Aufrichtigkeit, die jede wissenschaftliche Überzeugung auf den deutlichsten, den deutschesten Ausdruck zu bringen sich treulich bemühe" (vgl. V 1723). Aber es wird vollends unbegreiflich, welchen Sinn die Grundsätze der wissenschaftlichen Voraussetzungslosigkeit und Aufrichtigkeit haben mögen, wenn man selbst in diesem Nachschlagewerk, das doch auch zur Orientierung über Katholisches bestimmt ist, sich immer wieder einer Unkenntnis des Katholischen gegenübersieht, die stellenweise abgründig ist. Es ist eine sehr traurige Tatsache, daß man im wissenschaftlich so stolzen Deutschland, das nur objektives Wahrheitsstreben kennen will, nicht die wissenschaftliche Selbstüberwindung besitzt, einer Religion, zu der mehr denn ein Drittel der Nation sich bekennt, eine sachlich zutreffende Darstellung zu gewähren.

Daß die Verfasser der Abschnitte über Hexen, Ketzer, Ultramontanismus nicht den ruhigen Ton gefunden haben, den eine tiefer greifende historische Auffassung geboten hätte, ist nicht allzu verwunderlich. Daß man sich füglich über alle Vorurteile gegenüber den Jesuiten und andern Orden erheben würde, erwartete wohl niemand. Allerdings hätte Köhler-Zürich auch über Pascals Lettres provinciales bei Duhr, Jesuitenfabeln, den er doch selbst unter der Literatur anführt, noch Genaueres erfahren können (Duhr, Jesuitenfabeln[4] [1914] 460 ff). Bei Duhr sind ebenfalls schon längst die beiden „Beispiele" geschichtlich behandelt (746—749 u. 841—842), die Köhler aufs neue als Beweise bringt: „Belobigung des Mörders Heinrichs III. von Frankreich, Jak. Clement, 1589 durch die Jesuiten; Aussage des Mörders des Prinzen Wilhelm von Oranien [1584], Balthasar Gerard, von einem Jesuiten in seinem Vorhaben bestärkt zu sein" (III 341). Verwunderung aber, wenn nicht Heiterkeit, erweckt Köhlers ernste Behauptung (III 340): „Die kurialistische Dreibundpolitik (Kurie, Frankreich, Rußland gegen Deutschland, Österreich, Italien), das ‚non possumus' Italien gegenüber, waren und sind jesuitisch. Man wird also dem Jesuitenorden mit doppelter, ja dreifacher Vorsicht begegnen müssen. . . . Sogar Spanien, dessen politische Rückständigkeit den Jesuiten aufs Konto gesetzt wird, hat die von den Jesuiten veranlaßte Ermordung Ferrers (1909) alsbald durch die Preisgabe des klerikalen Kabinettes Maura und dessen Ersetzung durch das liberale Kabinett Moret ausgleichen müssen." Was Köhler am Schluß seines Artikels berichtet, daß

„auch Vorkämpfer des Evangelischen Bundes sich für die gänzliche Aufhebung des Jesuitengesetzes ausgesprochen haben" (III 342), klingt wie neue Botschaft.

Unter dem Stichwort „Katholizismus" hat der gleiche Gelehrte einen Abriß der katholischen Dogmatik gegeben, in dem vieles knapp und richtig gesagt ist. Doch finden sich darin sehr zahlreiche Irrtümer und Mißverständnisse, von denen nur einige notiert werden können.

Köhler verwechselt beständig Glauben und Gehorsam und verkennt auch, daß die Kirche einen wirklich inneren Gehorsam verlangt, wenn er schreibt (III 1033): „Glaube ist Gehorsam und Unterwerfung unter die Autorität der kirchlichen Lehrbestimmungen, d. h. Anerkennung des in der Kirche Geglaubten. Auch hier wieder tritt der Staatscharakter der katholischen Kirche hervor. Die Glaubensnormen sind die Staatsgesetze, für die der Staat einfach Gehorsam verlangt, ganz einerlei, wie sich der einzelne innerlich zu den Gesetzen stellt. Wenn er sie freudig bejaht und freudig erfüllt, um so besser; aber es ist nicht notwendig." Die Fides implicita, d. i. den Glaubensakt, der, in allgemeiner Fassung gehalten, mehrere Glaubenssätze einschließt, ohne daß man diese formuliert oder selbst im einzelnen kennt — wie wenn einer spricht: ich glaube, was Gott geoffenbart hat — nennt Köhler „Köhlerglauben" (III 1033). Einseitig bestimmt er ferner das katholische Lebensideal als Askese, gipfelnd im Mönchtum (III 1040). Aber der Katholizismus hat nicht weniger „lebendige Mannigfaltigkeit kraft individueller Willensbetätigung und Zwecksetzung" als der Protestantismus; er hat so viele Ideale, als es Stände und Berufe gibt, alle von Gott gewollt, nur haben die Berufe eine objektive Abstufung. III 1039 gibt sich Köhler bei der Erwähnung der Heiligenverehrung dazu her, gegen die Katholiken einen ebenso schweren wie ungerechten Vorwurf zu erneuern. Ein Blick auf die katholische Volksfrömmigkeit zeige, daß die theoretischen Kautelen gegen den Götzendienst tatsächlich durchbrochen würden, und es sei Schuld der Kirche, besonders der Bischöfe, hier die systematische Aufklärung zu unterlassen. „Das Volk betet tatsächlich doch den Heiligen an und sieht in seinem Bilde nicht sein Symbol, sondern ihn selbst, mit dem es Fetischdienst treibt." Etwas später folgt dann die verbindliche Wendung (III 1041): „Gewiß wird protestantische Persönlichkeits- und Freiheitsreligion sich niemals in diese Religion der Autorität und des Schematismus hineinfinden können; aber der Protestantismus erfordert eine Höhe und Reife religiösen Empfindens, die einstweilen (sic!) den Katholizismus noch nicht entbehrlich gemacht haben."

An Kenntnis des Katholizismus und seinem Takt Köhler in etwa ebenbürtig schreibt Professor Baumgarten-Kiel über katholische Seelsorge (V 529): „Durchweg freilich fällt diese Seelsorge durch die Werkheiligkeit in jüdische Gesetzlichkeit. Die Kirche wird sakramentale Versicherungsanstalt, der Klerus herrschend durch die Verwaltung desselben; das persönliche Moment der Überzeugung wird hintangestellt dem institutionellen des Gehorsams; an die Stelle der Lehre tritt das Wunder und Sakrament, das sich an die Sinnlichkeit und Einbildungskraft wendet ... mit der Selbsterziehung wird nicht mehr ernstlich gerechnet." Und weiter (V 530): „Der Seelsorger als Staatsdiener wirkt durch seinen Charakter indelebilis, nicht durch seinen persönlichen christlichen Charakter. Die römische Kirche als Kleinkinderbewahranstalt (!) für ewig Unmündige, die es bequem finden, in religiösen Dingen unmündig zu bleiben, begnügt sich bei ihren Laien mit geringerem Erkenntnismaß, mit Fides implicita gegenüber einem abgeschlossenen Ring von äußeren Zeugnissen,

denen man, ohne sich aus fortschreitender Geschichts- und Naturforschung ein Gewissen zu machen, sein selbständiges Denken ‚aufopfert' oder — fernhält. Diese Schrankenlosigkeit des Eingriffes der Kirche in das Seelenleben der Unmündigen spricht sich am stärksten aus in dem wichtigsten (sic!) Institut der katholischen Seelsorge, in den Sterbesakramenten und Totenmessen, durch die sie ins Jenseits übergreift, ihre Beichtkinder nicht einmal mit dem Tode entlassend." Wollte man aus diesem Teil alles Unzutreffende streichen, was bliebe übrig? Und wozu dieser beleidigende Ton?

Ganz derselben Art ist leider auch der Artikel über katholische Volksfrömmigkeit von Prediger Dr W. E. Schmidt-Herrnhut. Zuerst meint der Verfasser (V 1727), das Bewußtsein der eigenen Frömmigkeit sei unter Katholiken recht häufig; sie sei eine Eigenschaft, die man für sich in Anspruch nehme, ohne zu ahnen, daß bewußte Frömmigkeit einen inneren Widerspruch in sich trage. Schmidt weiß wohl nicht, daß wir katholische Seelsorger in Unterricht und Beichtstuhl stets auf eine klare Scheidung dringen zwischen echter Frömmigkeit, die wesentlich Willensrichtung ist, vom Menschen also erarbeitet werden kann, und den zufälligen Gefühlen, die der Mensch sich nicht zu geben vermag, die also ethisch den Menschen weder besser noch schlechter machen. Nach einigen Ausführungen über „Widersprüche" in der katholischen Frömmigkeit fährt Schmidt fort (V 1728): „Viel von diesen Widersprüchen wird erträglicher, wenn man sieht, wie primitiv die religiösen Vorstellungen des katholischen Volkes sind. Das große katholische System ist dem schlichten Frommen unzugänglich, der Katechismus halb vergessen. Es bleiben sehr massive Vorstellungsreihen. Der Herrgott ist dem katholischen Frommen das Dreieck (!) mit dem allwissenden Auge, das er fürchtet, oder der Mann mit dem langen weißen Bart. Wenn Katholiken protestantisch geworden sind, geht ihnen noch jahrelang dies Bild nach." (Vielleicht liegt im letzten Satz eine Andeutung über die Quellen, aus denen Schmidt geschöpft hat.) „Gott-Vater bleibt den Frommen innerlich recht fern.... Die Lehre von der Transsubstantiation gar rückt den ‚Gott in Brotgestalt' in unverständliche Ferne. Da ist Christi Blut, das Herz Jesu dann etwas viel Realeres...." „Der Heilige wird am meisten verehrt, dessen Wunderwirkungen am begehrenswertesten erscheinen, soweit es nicht für die besondern Nöte des Frommen feste (!) Heilige gibt. Sind schon bezüglich der Gottheit die Vorstellungen recht verworren, so steigert sich die Verwirrung in den niederen Himmelsregionen. Was nach der Meinung des Volkes die Heiligen vermögen, reimt sich mit keiner Kirchenlehre. Sie können gesund machen, ja den armen Seelen helfen! Kein Gedanke an bloße Fürbitte. Daß der strenge Monotheismus in alledem polytheistische Züge findet, ist nicht zu verwundern". Dann wieder (V 1729): „Nicht in der Festigkeit und Klarheit der religiösen Vorstellungen, sondern in der Stärke und leichten Erregbarkeit des religiösen Gefühls liegt die Kraft der katholischen Volksfrömmigkeit... Die Andacht steigert sich beim Empfang des Altarssakraments, des ‚Engelbrotes'. Von der Verklärung des Antlitzes, von der glühenden Andacht bei seinem Empfang schwärmt man und denkt dabei nicht nur an Heilige." Ganz verworren ist, was Schmidt über Vorsatz und Aufopferung sagt (V 1730): „Häufig opfert man aber das Leiden, das Widrige Gott auf; so soll man die Todesschmerzen erdulden. Zahnschmerzen können den gleichen Dienst tun. Der in seinem Berufe unglückliche Priester denkt daran, sein zwiespältiges Leben Gott aufzuopfern." In dieser Art geht es weiter. Man müßte alle neun Spalten des Artikels abdrucken, wollte man alle Entstellungen buchen. Und wie oft nähert sich die Darstellung

objektiv genommen einer Verdächtigung! Und das wird im Namen der deutschen Wissenschaft den Deutschen geboten! Wenn Schmidt (V 1735) meint, auch auf die Überzeugungskatholiken wirke „die Vornehmheit und Festigkeit, die Überlegenheit der nicht katholischen Weltanschauung", so täuscht er sich gründlich.

Über die katholischen Volksmissionen schreibt der gleiche Verfasser (Bd IV, Sp. 401), man sei auf katholischer Seite darauf aus, durch die Missionen auch in evangelische Kreise hineinzuwirken.

Gewiß werde in der Diaspora vor allem mit den Mitteln der Diplomatie an einzelnen gearbeitet. „Aber als ein Mittel zur Bekehrung von Protestanten sind sicherlich (!) auch die ‚ganz innerlichen' Volksmissionen in protestantischen Ländern gemeint, so gut wie die prächtigen katholischen Kirch- und Spitalbauten in evangelischen Hauptländern nicht nur für die oft sehr geringen katholischen Minderheiten berechnet sind. Würden die Missionen in Deutschland völlig freigegeben, so dürfte diese Seite der Volksmission wohl bald stärker hervortreten." Mit diesem grundlosen Tadel vergleiche man die jubelnden Worte des Stadtpfarrers Lachemann-Leonberg zur Los von Rom-Bewegung (III 2381): „Daß dieser Bittruf (Kommt herüber nach Österreich und helft uns!) in Deutschland nicht unerhört verhallte, ist das große Verdienst des Evangelischen Bundes und der von dorther unter Führung von Friedrich Meyer-Zwickau als ‚Ausschuß für die Förderung der evangelischen Kirche in Österreich' geschaffenen Organisation. Diese wandte sich an das evangelische Deutschland mit einem Aufruf, der das zu unternehmende Liebeswerk (sic!) an dem Brudervolk in Österreich nach seiner Notwendigkeit, Eigenart und Begrenzung beschrieb, und begann seine positive Arbeit gemäß dem Grundsatz: „Dem Streitrufe ‚Los von Rom!' muß der Friedensruf: ‚Hinein ins Evangelium!' zur Seite treten; sonst entbehrt die ganze Bewegung ihre Weihe und verfehlt ihr Ziel.""

Von der katholischen Heidenmission klagt Missionsinspektor Pastor Witte-Berlin (Bd II, Sp. 1974—1975), daß sie weniger durch Predigt der Gottesliebe in Wort und Tat zu bekehren suche als durch viele andere Mittel.

In Afrika habe sie lange Jahre durch den massenhaften Ankauf von Sklavenkindern ihre Schulen gefüllt. „So hat sie von je bis heute auf verschiedenen Gebieten den Heiden den Übertritt dadurch wesentlich erleichtert, daß sie heidnische Sitten und Laster als mit dem Christentum vereinbar duldete (!) und heidnische Fetische und Götter einfach durch katholische Amulette und Heilige ersetzte (Akkommodations- und Substitutionsmethode). Auch verschmäht sie es nicht, durch Darbietung äußerer Vorteile den Entschluß zum Übertritt zu beschleunigen. Auch die mancherlei sozialen Hilfeleistungen, welche die katholische Mission infolge ihrer reichen Mittel (sic!) den heidnischen Völkern überall gewähren kann, sind ebenso wie die Schulen und Anstalten zur Erlernung praktischer Fertigkeiten in erster Linie darauf gerichtet, die Heiden unter den allbeherrschenden Einfluß der Kirche zu bekommen. Daher nimmt die katholische Mission auch keinen Anstand, die Taufe so schnell als möglich zu erteilen, sobald die Heiden nur irgendwie zu ihrem Empfang bereit sind." Um die Schäden dieses Vorgehens zu erweisen, beruft sich Witte „statt vieler Beispiele als bezeichnendes Beispiel auf das Urteil eines katholischen Missionars" in den „Katholischen Missionen" 1874, 101; 1879, 106 ff. Allein die Belege sind unzutreffend. Denn an der ersten Stelle (1874, 101) klagt ein Missionär in Lagos über die geringe Zahl der Missionskräfte, die den Christen kaum gerecht werden könne. Die Redaktion aber fügt in einer Anmerkung bei: „Wie schon bemerkt

(nämlich im selben Artikel), besteht der größte Teil der Katholiken von Lagos aus ehemaligen brasilianischen Sklaven, die dort getauft wurden und einen allerdings ungenügenden Religionsunterricht empfingen." An der Überzahl der Christen war also der Missionär nicht schuld. Es ist auch nicht ausgesprochen worden, ob der Unterricht vor der Taufe ein ungenügender gewesen oder später vernachlässigt worden sei und durch wessen Schuld. Der zweite Beleg betrifft ebenfalls Lagos. Ein Missionär beschreibt seine Bemühungen um eine arme Negerfrau, die auch aus Brasilien gekommen war und sich — es wird nicht gesagt durch welche Umstände — wieder dem Götzendienst ergeben hatte. Der „weiße Vater" verlangte natürlich von dem Weibe, daß es dem Igbi und den andern Nagosfetischen entsage. Also vielmehr ein ausgesprochenes Zeugnis für das Bestreben der Missionäre nach bester Unterweisung! Rückfälle von Negerchristen werden auch bei den ernstesten Bemühungen nicht vermieden werden können.

Es war für mich eine lästige Pflicht, von den zahllosen Unrichtigkeiten, auf die ich beim Durchgehen der fünf Bände überall stieß, wenigstens einen kleinen Teil mitzuteilen. Aber ich mußte mein oben gegebenes Urteil begründen. Gewiß soll nicht in Abrede gestellt werden, daß sich auch eine gute Zahl sachlicher Artikel über Katholiken und Katholisches findet (z. B. Katholikentage, Extra Ecclesiam nulla salus, Unbefleckte Empfängnis). Anderseits werden auch gläubige Protestanten über viele Darstellungen dieses Handbuches zu klagen haben. Darüber mögen sie selbst befinden.

Um nur noch auf das speziellere Gebiet der Religionsgeschichte einzugehen, so enthält das Lexikon sehr gute Übersichten, so über die indischen Religionen, die ägyptische, babylonisch-assyrische, den Islam. Doch hätte der Hinduismus ein Stichwort verdient. Wo die so viel besprochenen Beziehungen zwischen Buddhismus und Evangelien erörtert werden, kann ich nicht mehr angeben. Es kommt mir vor, als hätte ich eine Darstellung gelesen. Allein weder „Buddhismus" noch „Evangelien" noch „Christentum" noch „Seydel" enthalten sie. Im Artikel „Kindheitsevangelien" schreibt Rud. Knopf-Wien nur (III 1124): „Die zeitgenössische Frömmigkeit, die uralte religiöse Frömmigkeit des Orients bot vielen Stoff an verschiedensten Wundern"; und zur sog. Erzählung des Thomas (III 1125), „es schimmere alte, bunte Legende aus der heiligen Überlieferung des fernen Ostens, Indiens, hindurch". An dieser und den oben genannten Stellen war ein Verweisungszeichen auf den Ort, an dem die Beziehungen Buddhismus — Evangelien dargestellt sind, doch sicher erfordert. Oder fehlt eine solche Darstellung überhaupt?

Im Gegensatz zu den indischen Religionen ist die Chinas recht kümmerlich bedacht worden. Bei der großen Schwierigkeit der Deutung der Quellen durfte wohl auf die Artikel im Dictionnaire apologétique (Herausgeber A. D'Alès) verwiesen werden, in denen ein so bedeutender Sinolog wie Leo Wieger eine unmittelbar aus den Quellen geschöpfte Darstellung gegeben hat. — Die Religion der Mexikaner wird ziemlich eingehend behandelt, freilich durchaus astral aufgefaßt. Die Frage nach der Anerkennung *eines* höchsten Wesens bleibt unerörtert. Man vermißt unter der Literatur das allerdings schon ältere Werk von Theodor Waitz. — Leider ist die Religion der Indianer, wie es scheint,

völlig übersehen worden, ebenso wie die der Peruaner und Inka. Für die Religionsgeschichte wie für die Religionsphilosophie und -psychologie hat aber die Religion der Indianer große Bedeutung, da sie ein Beispiel ist, wie die Idee des einen Gottes und Schöpfers ungestört neben dem unbändigsten und verworrensten Zauberwesen bestehen kann. — Am meisten aber ist gewiß zu beklagen die völlig unzureichende Behandlung der sog. primitiven Völker. Das wenige, was über sie gesagt ist, findet sich obendrein verstreut, zumeist in dem monströsen Artikel „Erscheinungswelt der Religion", auf den dann mit einem I B 2, α β (o. ä.) verwiesen wird. Selbst die Stichwörter für Pygmäenvölker, Australier fehlen (unter „Australien" ist nichts von der Religion der Eingebornen zu lesen). Und doch steht die Religion der Primitiven seit einem Jahrzehnt im Vordergrunde des religionsgeschichtlichen Interesses wegen des neuerlich unerwartet klar bezeugten Eingottesglaubens dieser tiefest stehenden Völker. Während nun Männer wie Bölsche eine bibliographische Notiz erhielten, sucht man den Namen des hervorragenden Darstellers der Religion der Primitiven, Msgr Le Roy, ja sogar Autoritäten wie Andrew Lang und P. W. Schmidt, den verdienten Herausgeber des „Anthropos", vergebens. Gerade diese Gelehrten haben in den letzten Jahren die Kenntnis der Religion der Naturvölker machtvoll gefördert. Ebenso fehlt die Behandlung der Ethnologie, die eine der besten Hilfen in der Erforschung der Religionen geworden ist. Hierüber müßte sehr vieles im beabsichtigten Ergänzungsband nachgetragen werden.

Auch die Darstellung der hellenistischen Periode weist empfindliche Mängel auf. Es fehlen notwendige Stichwörter, wie Ma, Men, Kabiren. Unter „Synkretismus" wird nur der heidnische ausführlich dargelegt; die Beziehungen zum Christentum sind unter „Heidenchristentum" erörtert, zum Teil auch unter „Abendmahl", da freilich ebenso weitschweifig wie oberflächlich. Dem Sonnenkult hätte gewiß eine gesonderte Darstellung gewidmet werden dürfen, zumal er vor allem einen Einblick in die Psychologie des Hellenismus gewährt. Allzu kurz endlich ist der Kaiserkult abgetan. Toutains Werk Les Cultes Païens (Paris 1907 bis 1911) konnte wohl noch benützt werden; seine klaren Untersuchungen über Divus durften auch dem Artikel zugute kommen.

Die Herausgeber haben das zu behandelnde Gebiet nicht eng abgegrenzt. Außer der gesamten Religions- und Kirchengeschichte wurde Philosophie, Geschichte, Literatur, Kunst, Politik, Recht, Volkswirtschaft, Volkserziehung mit einbezogen. Wenn auch im Vorwort zum ersten Band (S. IX) betont wird, daß diese Disziplinen, weil „nicht mehr Dienerinnen der Kirche und Mägde der Theologie" nicht nur in ihrem Rückwirken auf die Theologie und Kirche, sondern selbst dargestellt würden, so mußte sich die Darstellung doch auf „die der Religion zugewandte Seite ihres Wesens" beschränken. Aber es wurde doch ein großer Reichtum des Inhalts erzielt. Vor allem bedeutet die so ermöglichte rasche Orientierung über die Zusammenhänge entschieden einen Gewinn. Freilich treten auch in der Behandlung dieser Gegenstände überall die einseitigen Grundsätze zu Tage, die eingangs besprochen wurden. Vielleicht findet sich noch Gelegenheit, auf Gruppen dieser Artikelserien besonders einzugehen.

Der Verlag J. C. B. Mohr teilt mit, daß man sich entschlossen habe, einen Registerband erscheinen zu lassen. Dieser soll enthalten: 1. eine systematische Übersicht, 2. ein alphabetisches Stichwortregister, 3. ein Register der Mitarbeiter und der von ihnen verfaßten Artikel, 4. Berichtigungen und Ergänzungen, 5. Nachträge zu den Literaturangaben. Preis noch unbestimmt.

Der Registerband wird manche bei Werken dieser Art unvermeidliche Mängel ausgleichen und die Benützung sehr erleichtern. Von den wünschenswerten Berichtigungen wird ja nur der allerkleinste Teil Aufnahme finden können. Das Handbuch wird auf weite Strecken immer noch ein unzuverlässiger Führer bleiben. **Alfons Pirngruber** S. J.

Die Philosophie von Friedrich Paulsen. Ein Beitrag zur Kritik der modernen Philosophie. Von Dr **Bonifaz Schulte-Hubbert** O. Pr. gr. 8° (X u. 146) Berlin 1914, Divus Thomas. *M* 3.—

Paulsens (1846—1908) philosophischer Einfluß ist mit seinem Tode bereits so stark abgeebbt, wie es zu erwarten stand. Denn Paulsen wirkte vor allem als akademischer Lehrer; was seine zahlreiche Schülerschaft anzog und begeisterte, war die Gabe, anschaulich darzulegen, einleuchtend zu entwickeln, das Ernste mit Anmut zu schmücken und mit Wärme zu durchdringen. Auch außerhalb des Hörsaales trat er der akademischen Jugend nahe; wie er den Verkehr mit seinen Freunden sorgfältig pflegte und aufs höchste schätzte, so war er auch den Studierenden ein leicht zugänglicher Berater und Förderer. Nun die persönliche Anziehung im Tode erloschen ist, kommt nur noch das philosophische Lehrgebäude mit seiner inneren Kraft oder Schwäche zur Geltung. Daß aber Paulsens idealistischer Monismus unter der angenehmen Form viele Angriffspunkte und wenig starke Ursprünglichkeit bot, konnte der sachlich kühlen Beurteilung nie verborgen bleiben. Ein Kritiker bemerkt zu der vielbenutzten „Einleitung in die Philosophie" nicht übel: „Die Darstellung ist ausgezeichnet durch Klarheit und leichte Verständlichkeit und anregend durch die subjektive Färbung der persönlichen Stellungnahme. Das stürmische Meer der Metaphysik wird freilich mehr durch das Öl der Beredsamkeit für den Augenblick gestillt als kraftvoll überwunden." Zumal einer so eindringenden Nachprüfung, wie P. Bonifaz Schulte-Hubbert sie anstellt, kann Paulsens System nicht standhalten. Wo immer diese Nachprüfung ansetzt, ob bei der Erkenntnistheorie oder dem ontologischen oder kosmologischen Problem oder der Ethik, überall treten bedenkliche Mängel der Beweisführung und Unausgeglichenheiten der Systembildung zutage. P. Schulte-Hubbert macht seinen Lesern die Mitarbeit leicht durch eingehende, auch für das Auge übersichtliche Anführungen aus Paulsen, durch Klarheit der Kritik, die sich den Anführungen in entsprechender Anordnung anschließt, und durch scharfgeprägte Rückblicke; ohne viel Suchen oder mühsames Zusammenfassen kann, wer das Buch als Ratgeber zu behalten wünscht, sich über einzelne Lehren Paulsens oder auch größere Abschnitte unterrichten. Der pantheistische Zentralgedanke wird mit Recht als die Höhe und zugleich die Tiefe des Systems bezeichnet; Paulsen ist in der bedeutungsvollsten aller Fragen tat-

sächlich von bedauerlichster Oberflächlichkeit. Was soll man sagen zu der Behauptung, die kirchliche Schöpfungslehre lasse sich begrifflich nicht vom Pantheismus trennen? zu der versuchten Verwischung von Immanenz und Transzendenz? Und dann jene famosen „Schemata"! Das Verhältnis des Einzelgeistes zum angeblichen Allgeist wäre zu fassen „nach dem Schema" des Verhältnisses, in welchem zum Einzelgeiste seine einzelnen „Momente", seine Gefühle, Bestrebungen, Gedanken stehen. Das „Schema" für die Unsterblichkeit des Einzellebens wäre das Behalten des Vergangenen in der Erinnerung; „und nichts hinderte zu denken, daß ihm auch relative Selbständigkeit und Bewußtseinseinheit innerhalb des Ganzen bliebe". So behandelt man große Fragen! Die Zerbrechung dieser „Schemata" wird dem Kritiker nicht schwer. So sehr der „starke Zusatz nicht wissenschaftlicher Art", den P. Schulte-Hubbert nachweist, die Freude am Ganzen benimmt, soll indessen einzelnes Wohlgelungene keineswegs verdunkelt werden. Zumal auf dem Gebiete der Pädagogik, wo Paulsen bedeutenden Einfluß übte und noch übt, und in der speziellen Ethik hat der Blick in das wirkliche Leben der Vergangenheit und Gegenwart die Lebensfremdheit seiner Spekulation zurückgedrängt. Die anerkennenswerten Leistungen in diesen Sparten waren es, die dem Pantheisten Freunde auch bei gläubigen Christen warben.

Otto Zimmermann S. J.

Die Seele, ihr Verhältnis zum Bewußtsein und zum Leib. Von Dr **Joseph Geyser.** [Wissen und Forschen, VI.] 8° (VI u. 118) Leipzig 1914, Meiner. *M* 2.50; geb. *M* 3.—

Der Verfasser hat schon in seinem größeren Lehrbuch der allgemeinen Psychologie, wohl dem besten, welches wir gegenwärtig in deutscher Sprache besitzen, die Grundfragen über das Wesen der Seele und ihr Verhältnis zum Körper sehr gründlich behandelt. In der vorliegenden Abhandlung beabsichtigt er, mit Vermeidung größeren wissenschaftlichen Apparates die Hauptfragen in leichterer Sprache einem größeren Publikum vorzuführen.

Zunächst (Kap. 1) wird die Eigenart der seelischen Tatsachen entwickelt und der Begriff des Bewußtseins festgelegt. Das zweite Hauptkapitel liefert dann den Beweis der substantiellen Seele aus der Einheit des Bewußtseins. Da wir die Relation der Bewußtheit unmittelbar erfahren, müssen wir auch das Dasein ihres Subjektes ebenso unmittelbar wahrnehmen. Mithin wird die Seele selbst unmittelbar erfahren, und zwar in ihrer Einheit und Individualität. Gegenüber den berühmt gewordenen Einwänden Kants wird das Zwingende dieses Schlusses eingehend durchgeführt. Kap. 3 leitet die Grundeigenschaften dieser Seele ab. Aus der Erinnerung ergibt sich ihre identische Dauer. Gegenüber der mehr passiven Empfindung wird die Aktivität der Seele im Vorgang des Denkens und im freien Wollen nachgewiesen. Kap. 4 enthält Beiträge zum Problem des seelisch Unbewußten. Geyser sieht in den Gedächtnisdispositionen nicht, wie es gewöhnlich geschieht, gänzlich unbewußte Zustände der Seele, sondern aktuelle Bewußtseinserscheinungen im äußersten Grade der Unklarheit, sozusagen in der

äußersten Peripherie des Bewußtseins. Die Assoziationen bilden deren erkannte Beziehungen, die bei der Reproduktion den zweiten Terminus wecken können. Auch wenn man diesen Annahmen nicht folgt, wird man mit Nutzen ihre Begründung und Verbindung mit den Tatsachen nachprüfen. Die ganze bisherige Darstellung gipfelt in der Realdefinition der Seele als des Einzelwesens, das die Zustände des Vorstellens und Fühlens, die Tätigkeiten des Denkens und Wollens in sich trägt und sich dieser Lebensvorgänge bewußt ist.

Die letzten zwei Kapitel gehen noch kurz auf das Verhältnis zwischen Leib und Seele ein. Einfach und schlagend ist die Widerlegung des Materialismus. Wesentlich schwerer ist der subtile, in seinen Formen proteusartig sich beständig verändernde Parallelismus zu treffen. Der Verfasser geht diesen Formen sehr ins einzelne nach. Es sind das wohl die schwersten Partien des Büchleins. Da weiter auch die Descartessche Wechselwirkungstheorie zur Erklärung versagt, bleibt als einzige Möglichkeit die geniale Lösung durch die substantielle Vereinigung, welche einst Aristoteles geschaffen hat. Joseph Fröbes S. J.

Geschichte der deutschen Kultur. Von Prof. Dr **Georg Steinhausen.** Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. II. Band. Mit 127 Abbildungen im Text und 12 Tafeln in Farbendruck und Kupferätzung. Lex.-8° (VIII u. 536) Wien und Leipzig 1913, Bibliographisches Institut.

Der erste Band der zweiten Auflage ist in dieser Zeitschrift Jahrgang 1913/14 Bd 86, S. 228 besprochen worden. Was dort über Geist und Anlage des Buches berichtet wird, gilt auch vom zweiten Bande. Überall, wo das religiöse Gebiet berührt wird, offenbart sich eine gewisse Herbheit des Urteils zu Ungunsten der Katholiken, ja des Christentums überhaupt. Beispiele von Befangenheit dieser glaubensfeindlichen Geschichtschreibung sind in der Besprechung des ersten Bandes angeführt worden; sie ließen sich aus diesem Bande noch vermehren. Die kurzen Zitate aus zeitgenössischen Schriftstellern genügen offenbar nicht, die sarkastischen Urteile zu begründen und als typisch hinzustellen, was nur als Ausnahme gelten kann. Kein Katholik, weder der Fachmann noch der Gebildete, kann Steinhausens Angaben ohne Nachprüfung benützen. Diese erscheint aber für den Fachmann schwierig, für den, der nicht Fachmann ist, nahezu unmöglich. Der Autor stützt sich vielfach auf Quellen zweiter Hand, was bei einem derartigen Werke eine Notwendigkeit ist; denn eine Kulturgeschichte, die den feinsten Niederschlag des geschichtlichen Fortschrittes auf allen Gebieten festzustellen hat, setzt ein geradezu polyhistorisches Wissen voraus. Aber da die Fundorte meistens nicht angegeben sind und ein Literaturnachweis leider fehlt, so läßt sich nicht nachprüfen, wie der Verfasser seine oft höchst anfechtbaren Urteile beweist. Diese kurzen Andeutungen über Steinhausens Weltanschauung und Geschichtsauffassung mußten zur Orientierung der katholischen Leser gemacht werden.

Sieht man von dem mangelnden Verständnis für religiöse und kirchliche Fragen ab, so muß anderseits anerkannt werden, daß das Werk die riesige

Menge der Einzelheiten aus andern Gebieten des Kulturlebens unter große, leitende Gesichtspunkte gruppiert und viele treffende Urteile aufweist und Erkenntnisse gefördert hat.

Der zweite Band beginnt mit dem 14. Jahrhundert und führt bis zur Gegenwart. Er gliedert sich in folgende Kapitel: 1. Geschichte der deutschen Landschaft vom 14. Jahrhundert bis zur Gegenwart. 2. Blüte und Vorherrschaft einer städtischen Kultur volkstümlicher und materieller Färbung. 3. Das Zeitalter des Zwiespaltes: Die materiell-volkstümliche Kultur und neue geistige Mächte. Soziale, geistige und religiöse Krisen. 4. Sinken der kulturellen Kräfte: Zurückdrängung des Volkstums und Vorbereitung eines Kulturwandels unter fremdem Einfluß. Geographische Verschiebung des kulturellen Schwerpunktes. 5. Die Säkularisierung und Modernisierung der Kultur unter fremdem Einfluß und unter Führung der Hofgesellschaft. 6. Begründung einer nationalen Kultur durch einen gebildeten Mittelstand. Geistige Vorherrschaft Deutschlands in Europa. 7. Der Beginn eines völlig neuen, auf naturwissenschaftlich-technische Umwälzungen gegründeten Zeitalters äußerlich-materieller Kultur.

Als Probe des reichen Inhaltes diene eine kurze Skizze des in die zweite Auflage neu hinzugekommenen Kapitels: Geschichte der deutschen Landschaft.

Im Gegensatze zur vorhergehenden Zeit vollzieht sich vom 14. bis 18. Jahrhundert die Umgestaltung der Landschaft langsamer. Die Ausbau- und Rodungstätigkeit steigt in die Gebirge hinauf, in die deutschen Mittelgebirge und in die Alpen. Der Hauptgrund für die Abnahme der Rodungstätigkeit ist die von den Landesherren und Grundherrschaften ausgehende Reaktion gegen die fortgesetzte Waldverwüstung; denn die noch überwiegenden Holzbauten verschlangen sehr viel Bauholz, und ein lohnender Holzhandel vermehrte darum die Wertschätzung des Waldes. Zu seinem Schutze führte auch die von den Herren befürchtete Beeinträchtigung der Jagd. Der schönere Laubwald tritt zurück hinter dem anspruchsloseren Nadelwald. Ein Schauplatz umfassender Kultivierungstätigkeit ist später außer Pommern, Ost- und Westpreußen auch der Nordwesten Deutschlands. Seit 1700 werden die gewaltigen Moore im heutigen Oldenburg, Hannover und Nordwestfalen und schon im 17. Jahrhundert in Ostfriesland und Papenburg meliorisiert und kultiviert. Damit steht in Verbindung das Verschwinden breiter Wasserflächen, wie sie besonders im Frühjahr jene Gegenden charakterisierten. Auch das Kulturland erlebte einen Wechsel. Der Weizenbau nimmt zu; im 15. Jahrhundert tritt der orientalische Buchweizen auf. An Futterkräutern kommen zum früher wild wachsenden Klee im 16. Jahrhundert die Luzerne, im 17. die Esparsette. Rüben- und Rapsbau sind seit dem 16. Jahrhundert für die Goldene Au belegt. 1630 beginnt der Tabakbau in Deutschland; anfangs wird dieses amerikanische Gewächs nur als Zier- und Heilpflanze in den Gärten gezogen. Dagegen geht der Anbau des Waid, der altheimischen Farbpflanze, durch die Einfuhr des Indigo zurück, um im 19. Jahrhundert ganz aufzuhören.

Im Siedelungswesen beginnt für die Stadt die eigentliche Blütezeit. Die Städte werden durch ihre festen Mauern, die ragenden Kirchen, die Wehrtürme und Tore zum beherrschenden Mittelpunkt der Landschaft. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts entsteht das malerische Straßenbild der mittelalterlichen Stadt mit der Gewundenheit der Straße, den Ecken und Winkeln, den Überhängen, Lauben und Erkern der Häuser, den phantastischen Wasserspeiern, aber auch mit dem Mangel an Luft und Licht.

Außerhalb der Stadt fügen sich die Gewerbstätten harmonisch in den Rahmen der Landschaft: in der windoffenen Ebene Niederdeutschlands unterbrechen die Windmühlen reizvoll die horizontale Fläche, in den Tälern der mittel- und süddeutschen Gebirge gewähren die Wassermühlen idyllische Bilder. Mit der Glanzzeit der Burgen war es zu Ende, seit die Kultur im ausgehenden Mittelalter in die Städte gezogen war. Der hohe Adel residierte wie der Fürst in der Stadt, und mit dem wirtschaftlichen Verfall der verarmenden Ritter kam auch der Verfall der Burg. In den Kriegen des 15., 16. und 17. Jahrhunderts wird mit zahlreichen Burgen aufgeräumt. Die Bauern nutzten die verfallenen Überreste oft als Steinbruch. Aber auch als Ruinen haben die Burgen einzelnen Teilen der deutschen Landschaft ein geschichtliches Relief gegeben und ein höchst malerisches Element eingefügt. Die in den Städten liegenden Wohnburgen der Fürsten werden nun zu Stadtschlössern, zu Palästen. An diese Sitze der Fürsten knüpft sich auch die höhere Gartenkultur. Noch überwiegt der Nutzgarten.

Mit dem Ende des 15. Jahrhunderts wird die eigentliche Gartenkunst aus Italien übernommen. An den Sitzen der Fürsten und Herren entsteht der geometrisch-formale italienische Renaissancegarten, der die Natur umformt, aber nicht nachahmt. In der Barockzeit wird er zum architektonischen Garten im Zusammenhang mit der Architektur des Hauses. Er entwickelt sich immer mehr zu Unnatürlichkeiten und trägt den Charakter würdevoller Steifheit. Der französische Gartenstil nach dem Muster des Versailler Gartens wird der Garten der Großen auch in Deutschland und wandelt sich in die zierlichen, graziösen Anlagen der Rokokozeit. Als Reaktion gegen den französischen Garten mit seinen Verzerrungen im Rokoko tritt im 18. Jahrhundert der Park auf, der Landschaftsgarten, die verfeinerte natürliche Landschaft. In dem romantischen Stadium des Naturgefühls zog dann in den englischen Garten auch ein gekünsteltes Element ein: die Tempel der Freundschaft, Steine und Bänke mit rührenden Inschriften, künstliche Ruinen, Eremitagen. Später kam man von diesen theatermäßigen Zutaten zurück und pflegte den Naturpark reiner. Neben ihm findet in der Biedermeierzeit der einfache Hausgarten behagliche Pflege; Laube und Laubgänge sind Hauptstücke desselben. Als gekünsteltes Element erscheinen in ihm die Glaskugeln auf hölzernen Gestellen.

Als Gartenpflanze wird die aus Italien kommende Nelke im 18. Jahrhundert zur Lieblingsblume; es kamen hinzu die Levkoje und Feuerlilie und aus der Türkei die Narzisse, die Hyazinthe und die Tulpe. 1840 bringt v. Humboldt die Georgine aus Mexiko, die bald die Modeblume der Gärten wird. An Ziersträuchern werden aus Italien eingeführt: die Zypresse und Myrte, aus der Türkei die Syringe, der Goldregen und Kirschlorbeer. Der Nutzgarten wird mit Obstkultur bereichert, und seit dem 17. Jahrhundert legt man bei den Schlössern Orangerien an. Von Gemüsepflanzen erscheinen der Kürbis und der Blumenkohl; die Gurke, der Kopfkohl, die weiße Rübe und der Meerrettich bedecken ganze Fluren. Vom 16. Jahrhundert an ist von der Spargelzucht die Rede. Der Obstbau nimmt im 16. Jahrhundert bedeutend zu; dagegen geht der Weinbau zurück und beschränkt sich schließlich auf die heute bekannten Weingegenden, zum Teil auch wegen des siegreichen Vordringens des Bieres. Mit dem steigenden Bierkonsum vermehrt sich auch stark der Hopfenbau.

Eine nicht unwesentliche Veränderung des Landschaftsbildes bewirkte im 18. Jahrhundert das Aufkommen der Kunststraßen mit den französischen Geist repräsentierenden Pappel-, Linden- und Roßkastanienalleen. An diesen Straßen entwickelten sich ganze Fuhrmannsorte, bis das Frachtfuhrwesen seinen Todesstoß erhielt durch

die Eisenbahnen. Die von Telegraphenleitungen begleiteten Schienenstränge passen sich nicht mehr der Landschaft an, sondern bilden gerade Schnittlinien durch eintönige wie durch wechselvolle Gegenden. Sie zeigen, daß die Bodengestaltung der Technik keine Schwierigkeiten mehr bietet, aber sie drücken der Landschaft auch oft den Stempel poesieloser Technik auf, die alle ihre Eigenarten mißachtet.

Wenig erfreulich ist die landschaftliche Umgestaltung der neuesten Zeit mit ihren Fabriken und Industrieanlagen, mit der immer zunehmenden Bildung von Großstädten auf Kosten der kleinen Städte des Landes. Dampfwolken begleiten die Eisenbahnzüge, Rauchwolken den Lauf der Dampfschiffe auf Flüssen und Seen, Rauchschwaden entströmen den hohen Schornsteinen der immer zahlreicher werdenden Fabriken. Dieses Industrie- und Verkehrselement in der Landschaft ist im Westen und Norden Deutschlands allerdings stärker als im Süden und Osten. Die Verbreitung feineren kulturellen Empfindens kann die schlimmsten Auswüchse der Umgestaltung der Landschaft wohl verhindern, aber nicht ganz beseitigen; denn das schöpferische Leben behält immer die Oberhand. „Jede Zeit hat die ihr gemäße Landschaft", schließt der Verfasser dieses schöne Kapitel seines Buches.

Alfred Gökel S. J.

Der Ehrwürdige Diener Gottes Franz Josef Rudigier, Bischof von Linz. Von Domkapitular **Balthasar Scherndl.** gr. 8° (452) Linz 1913, Selbstverlag. Vom Verfasser bezogen *K* 3.—

Die hehre Gestalt des Bischofs Rudigier ist zum erstenmal vor 20 Jahren von Konrad Meindl in einer groß angelegten Biographie gezeichnet worden. Im Anschluß daran brachten diese Blätter die anziehende Schilderung vom „Leiden und Streiten eines katholischen Bischofs" (XLV 321 ff). Zwei Jahre später konnte dank den Bemühungen von Rudigiers ehemaligem Sekretär und zweitem Nachfolger Bischof Doppelbauer der erste, bischöfliche, Seligsprechungsprozeß begonnen werden. Schon am 6. Dezember 1905 bestätigte Pius X. den Beschluß über den Beginn des zweiten, päpstlichen, Prozesses. Das Interesse an den Lebensschicksalen des nunmehr „Ehrwürdigen Dieners Gottes" war infolgedessen von neuem erwacht. Es machte sich das Bedürfnis geltend, neben dem zweibändigen, 1760 Seiten starken Werke des Stiftspropstes von Reichersberg eine kürzere, volkstümlichere Lebensbeschreibung zu besitzen, in der auch das beim Seligsprechungsprozeß zu Tage geförderte neue wertvolle Material benutzt werden sollte. Auch dafür hat Bischof Doppelbauer noch gesorgt. Er hatte schon dem ersten Biographen die Feder in die Hand gegeben; er hat auch den Verfasser des vorliegenden Buches, wie wir aus dem Vorwort ersehen, zu seiner Arbeit angeregt, die ihrem doppelten Zweck durchaus zu entsprechen scheint. Stattlich genug ist das Buch noch immer ausgefallen, dabei aber so wohlfeil, daß der Preis seiner weiten Verbreitung gewiß nicht im Wege stehen wird. Sehr dankenswert sind die guten Autotypien auf Glanzpapier, die den Text in ebenso schöner wie sachgemäßer Weise illustrieren.

Während Meindl durchweg die chronologische Abfolge der Ereignisse erzählt, tut Scherndl dies nur für die ersten 42 Lebensjahre bis zur Bischofsweihe. Von da an folgt er mehr sachlichen Gesichtspunkten, indem er den Bischof in den

verschiedenen Beziehungen und Betätigungen seines oberhirtlichen Amtes zur Darstellung bringt. Sein Privatleben, sein Verhältnis zum Klerus, zu den Seminarien, Klöstern, Volk, Papst und Kirche, Kaiser und Vaterland werden in reich dokumentierten Kapiteln behandelt. In besonders eingehender Weise wird der Streiter für Recht und Freiheit der Kirche gegen die inzwischen vom Konkordat abgefallene liberale Regierung geschildert. Vor der Erzählung seines gottseligen Hinscheidens handelt ein eigenes Kapitel zusammenfassend über das Tugendleben des Verblichenen. „Sein Ruf und Leben nach dem Tode" ist eine Charakterzeichnung durch Äußerungen aus Freundes- wie Feindesmund. Hier wird auch der bisherige Verlauf des Seligsprechungsprozesses mitgeteilt. Das Schlußkapitel bringt als willkommene Ergänzung ein aus den eigenhändigen Aufzeichnungen Rudigiers ausgearbeitetes Tagebuch von der Bischofsweihe am 15. Juni 1853 bis zur Beisetzung in der Gruft des Mariendomes am 3. Dezember 1884.

Was dem Werke Scherndls sein besonderes Gepräge gibt, ist die Fülle der Zitate aus den Reden, Hirtenschreiben und Briefen des Bischofs, sowie aus den Zeugenaussagen beim Seligsprechungsprozeß. So werden wir gleichsam in lebendigste Berührung mit dem großen Manne gebracht; wir sehen und hören ihn und fühlen uns unwillkürlich unter dem erhebenden Eindruck seiner einheitlichen, machtvollen Persönlichkeit. Vielleicht hätte aber bisweilen die zusammenfassende Bearbeitung dieses Materials noch größere Wirkung erzielt. Die mehrmalige Wiederholung des gleichen Inhaltes könnte jetzt an einigen Stellen eine Ermüdung des Lesers zur Folge haben. Mancher würde auch wohl ab und zu für eine genauere Zeichnung des religös-politischen Hintergrundes dankbar gewesen sein, den man sich jetzt bisweilen mit Hilfe des Textes selbst konstruieren muß, aber auch kann. Doch tun diese kleinen Mängel, die in einer neuen Auflage leicht verbessert werden können, der Vortrefflichkeit des Ganzen keinen weiteren Eintrag.

Ein Zug großartiger Folgerichtigkeit geht vom Anfang bis zum Ende durch das Leben Bischof Rudigiers. Von dem einmal erkannten Wahren, Guten und Notwendigen ist er niemals auch nur um eines Fingers Breite abgewichen, dafür war er bereit, ins Martyrium zu gehen. Der Grund dieser staunenswerten Standhaftigkeit lag in seinem felsenfesten Glauben. Des hl. Paulus Wort, daß der Gerechte aus dem Glauben lebe, war in Rudigier zu Fleisch und Blut geworden. Daher stammte seine aufrichtige Demut, ebenso seine unbesiegbare Festigkeit im Kampfe für die Rechte der katholischen Kirche, daher seine tiefe Frömmigkeit, seine unerschöpfliche Nächstenliebe und seine oft heroische Feindesliebe, endlich seine hinopfernde Amtstreue bis zum letzten Atemzuge. Eigentlich Außergewöhnliches findet sich ja nicht bei Bischof Rudigier. Wenn aber, wie wir hoffen, der päpstliche Prozeß in absehbarer Zeit sein glückliches Ende findet, dann werden im seligen Franz Joseph das christliche Glaubensleben und der christliche Glaubensmut einen Himmelspatron erhalten, wie ihn unsere Zeit so sehr bedarf. Inzwischen aber werden zweifelsohne zahlreiche Priester und Laien aus der Beschreibung seines Lebens reiche Anregung und Ermutigung schöpfen zu einer rückhaltlosen Hingabe an unsern Glauben und unsere Kirche, deren herrliches Vorbild er gewesen ist. **Konrad Kirch** S. J.

Année Sociale Internationale 1913—1914. Bilan des Idées et des Institutions. 4me Année. 8° (XVI u. 1236) Reims 1914, Action Populaire. *Fr.* 10.—

Zum vierten Male läßt die Action Populaire von Reims, das Volksvereinshaus Frankreichs, ihr groß angelegtes „Soziales Jahr" erscheinen. Schon dieser äußere Erfolg des starken Bandes weist darauf hin, daß er durch seinen gediegenen, reichen Inhalt sich in mancher Bücherei ein Heimatrecht erworben hat und stets wieder freudige Aufnahme findet. In der Tat ist hier Dank der systematischen Sammelarbeit der Zentralstelle und eines über beide Welten ausgedehnten Stabes von Mitarbeitern das Ergebnis der jüngsten sozialen Entwicklung aus der gesamten Kulturwelt mit Bienenfleiß zusammengetragen. Indes macht das „Soziale Jahr" mit Recht darauf Anspruch, nicht nur ein schlicht registrierendes Jahrbuch zu sein. Es will vor allem auch den inneren Gehalt der neu auftauchenden Anregungen und neu geschaffenen Einrichtungen abwägen und so das Material verarbeiten, eine Bilanz bieten. Hierbei ist es allerdings unvermeidlich, öfters auf die früheren Jahrgänge zu verweisen, soweit das laufende Jahr zu den dort entwickelten Gedankengängen und Tatsachen nur Ergänzung und Ausbau, aber keine neuen Wesenselemente brachte. Das Werk ruht auf der Grundlage einer vom katholischen Geist erfüllten und von ihm geleiteten Sozialpolitik. Von dieser Grundlage aus ist es den Verfassern gelungen, nicht nur den einzelnen Nationen, sondern ganz besonders auch den einzelnen Klassen und Ständen gerecht zu werden.

Daß dies gerade für den Katholiken Frankreichs mit Recht als ein Verdienst hervorgehoben werden darf, lehren einige einleitende Seiten über die Vorurteile gegen die soziale Arbeit. Es ist ja leider nur zu bekannt, wie gerade die Arbeiterkreise der Kirche in Frankreich entfremdet und fremd gegenüberstehen. Ihr Mißtrauen zu zerstreuen, ihr Vertrauen durch soziale Arbeit an der Hebung und Veredlung ihres Daseins zu gewinnen, hat sich die Action Populaire zur Aufgabe gemacht. Wir sind geneigt, das Schwere dieser Arbeit zunächst in der Glaubensleere der Massen selbst zu suchen. Mit Freimut aber weist das Jahrbuch auf das größte Hemmnis hin, ein Hemmnis, das nicht erst den Erfolg, sondern die Arbeit selbst schon behindert. Die soziale Arbeit ist in den Kreisen der Besitzenden, der Unternehmer — mit wenigen rühmlichen Ausnahmen — nicht populär. Aber gerade hier in diesen Kreisen findet heute die Kirche in Frankreich ihre treuesten Anhänger, verhältnismäßig weit mehr als in den breiten Schichten des Volkes. Es wird diesen wohlhabenden Kreisen ungemein schwer, sich von den altüberkommenen, bequemen patriarchalischen Begriffen des Arbeitsverhältnisses loszumachen und zu erkennen, daß auch eine freiere Gestaltung dieses Verhältnisses nicht nur Platz hat in der Kirche, sondern sogar den sozialen Lehren, wie sie in den großen Enzykliken niedergelegt sind, vollauf entspricht. Der nächstfolgende Abschnitt über soziale Erziehung zeigt, wie man bestrebt ist, auch diesen Widerstand allmählich niederzuringen.

Das ganze Werk gliedert sich in folgende Hauptteile: 1. Die Familie. Hierzu sind gezählt die Bevölkerungspolitik, Wohnungsfrage, soziale Hygiene einschließlich der Kinderfürsorge, Lebensmittelpreise, öffentliche Moral, ein Teil des Gebietes

der Frauenfrage. 2. Die Organisationen der Produzenten und Konsumenten: Gewerkschaften, Unternehmervereinigungen, das ganze Genossenschaftswesen und schließlich die verschiedenen neuzeitlichen Formen des Zusammenschlusses des Kapitals. 3. Der staatliche Arbeiterschutz. Hier angefügt findet sich eine Abhandlung über die Staatsbeamten. 4. Sozialismus und Anarchismus. 5. Versicherungswesen. Die Behandlung geschieht in der Art, daß meist zuerst die französischen Verhältnisse besprochen werden und sich daran die Berichte der übrigen Länder reihen.

Ohne weiter auf Einzelheiten einzugehen, sei hier noch auf einiges verwiesen, das gerade für deutsche Verhältnisse besonderes Interesse bietet. Hierher rechnen wir zunächst die Abhandlung über die Bevölkerung. Wir sehen hier das Endziel einer Entwicklung, die auch unser Volksleben immer mehr erfaßt. Die Zahlen über die Sterblichkeit, den Gesundheitszustand in der Armee, die Tuberkulosesterblichkeit zeigen, daß die Qualität des Nachwuchses keineswegs ersetzte, was die Quantität vermissen läßt. — Von großer Bedeutung ist auch die grundsätzliche längere Abhandlung über die Syndikate bzw. die Gewerkschaften. Es wird hier unter anderem die Frage behandelt, inwieweit die beruflichen wirtschaftlichen Vereinigungen eine naturnotwendige Gesellschaft, wie Staat und Familie, darstellen und dementsprechend Zwangscharakter besitzen. Unter Anerkennung des natürlichen Rechts zur Vereinigung wird diese extreme Auffassung zurückgewiesen. Das Vereinigungsrecht trägt, wie z. B. auch das Recht auf Arbeit, zunächst nur negativen Charakter, es verbietet die Behinderung seiner Ausübung. Immerhin steht an sich der Einführung einer Zwangsorganisation durch Gesetz kein unbedingt unter allen Umständen zwingender Grund entgegen. Zutreffend erscheinen auch die Ausführungen über die Gründe, warum die paritätischen Vereinigungen der Unternehmer und Arbeiter nur in beschränktem Umfang gedeihen. Zu dem Wunsche nach Organisationen der Arbeitgeber auf katholischer Grundlage sei auf den alten Industriellenverein „Arbeiterwohl" verwiesen, der gerade in der hier gewünschten Beeinflussung des „Allgemeingewissens" in den modernen Betrieben sich große Verdienste erworben hat. Die lehrreichen Einblicke in das französische Gewerkschaftswesen zeigen, wie zerfahren und ungereift die Verhältnisse dort überall noch sind, wie auf positiver katholischer Seite kaum mehr als schwache Ansätze vorliegen. Hier tritt der eingangs geschilderte Übelstand vor allem zu Tage. Die Zurückhaltung der besitzenden Kreise hat Mißtrauen gegen alles erweckt, was von katholischer Seite kommt. Es ist zu hoffen, daß die in den katholischen Vereinen gesammelten jungen Leute auch hier eine bessere Zukunft anbahnen.

So bietet die Année Sociale neben reicher Materialfülle auch manche neue Anregung zunächst für ihr Heimatland, dann aber auch über dessen Grenzen hinaus. Auch die deutschen Verhältnisse finden eine umfassende, von vollem Verständnis getragene Würdigung. Dank seines ausgesprochenen, jedoch nie aufdringlichen katholischen Charakters ist das Werk zugleich in der Lage, die Probleme, die uns Katholiken besonders nahe stehen, eingehender zu beleuchten und, ähnlich wie unter den Nachschlagewerken unser Staatslexikon, in der Reihe der sozialwissenschaftlichen Jahresbilanzen Katholiken wie Nichtkatholiken schätzenswerte Dienste zu leisten.

Constantin Noppel S. J.

Lehrbuch der Pädagogik. Geschichte und Theorie. Von Professor Dr **Cornelius Krieg.** Vierte, vielfach verbesserte Auflage, bearbeitet von Dr **Georg Grunwald.** 8° (XVI u. 626) Paderborn 1913, Schöningh. *M* 7.80; geb. *M* 9.—

Zum viertenmal tritt dieses bedeutsame Buch vor die Öffentlichkeit, das im Jahr 1893 zuerst erschienen war, 1900 die zweite, 1905 die dritte Auflage erlebt hatte. Dem hochverdienten Prälaten Krieg war es leider nicht mehr vergönnt, diese Neuauflage zu besorgen. Er wäre aber sicher mit ihr zufrieden gewesen. Dr Grunwald, der in der pädagogischen Literatur kein Unbekannter mehr ist, hat das Buch auf die Höhe der Forschung gebracht. Überall findet man seine feilende, ergänzende, bessernde Hand. In einem eigenen Paragraphen führt er den historischen Überblick fort bis auf die modernsten Meister christlicher Pädagogik, Willmann und Foerster, und die modernsten Spezialgebiete, Experimentalpädagogik, Kunsterziehung, Arbeitsschule. Im zweiten, systematischen Teile ist stilistisch und terminologisch eine schärfere Fassung angestrebt und erreicht worden (wie es die Besprechung der zweiten Auflage in dieser Zeitschrift [LIX 354] schon gewünscht hatte; eine Kritik der ersten Auflage siehe XLVI 213 ff). Dabei hat aber der Herausgeber das Werk pietätvoll in seiner Eigenart erhalten. Es lag für ihn wohl die Versuchung nahe, tiefer greifende Veränderungen vorzunehmen, besonders nach der didaktischen Seite. „Wir haben versucht, die Grundsätze der Erziehungstätigkeit darzustellen", sagt der Verfasser am Ende seines Werkes und charakterisiert es damit selbst: das erzieherische Moment steht ihm im Vordergrund, auf Kosten der Didaktik; und auch hier steigt er nicht auf den Boden der tausendfältig differenzierten Verhältnisse des praktischen Lebens herab, sondern stellt sich auf die hohe Warte der allgemeinen Grundsätze. Trotzdem sind wir dem Herausgeber zu Dank verpflichtet, daß er der Versuchung widerstanden und uns den alten Krieg wiedergegeben hat. Es wäre sonst wohl der wohlbemessene Rahmen des Werkes gesprengt, seine Hauptvorzüge, seine Harmonie und christliche Weihe gemindert worden.

Harmonisch ist das Werk in seinem Aufbau wie in seinen Forderungen. Dem systematischen Teil geht der historische als grundlegend voraus (S. 30—280). „Denn die Geschichte ist die Probe auf die Prinzipien und die Methode des Erziehens" (S. 25). In trefflich aufgenommenen plastischen Bildern zieht Theorie und Praxis der Pädagogik an unserem Auge vorüber. Wir bekommen zu Gesicht das Bildungsideal der Völker des fernen Ostens, der Griechen und Römer, des auserwählten Volkes (S. 30—89). Mit Christus kommt der große Wendepunkt; er gibt der Erziehung neue Fundamente, neue Ziele, neue Methoden, neue Motive. Wie Christi Geist die griechisch-römische Kultur durchdrungen, regeneriert, zu einem Bildungsfaktor ersten Ranges gemacht hat, zeigt ein erster Abschnitt (S. 90—117). Mit besonderer Liebe verweilt der Verfasser dann beim vielgeschmähten Mittelalter (S. 118—171). Mit Recht: die Barbaren der Völkerwanderung und der wunderbar geschlossene Bau der Kultur des 13. Jahrhunderts, das sind Gegensätze, wie sie schroffer kaum gedacht werden können. Die Überbrückung des zwischen

ihnen liegenden Abgrundes ist nicht bloß eine Großtat der christlichen Erziehung, sie ist wegweisend auch noch für unsere Zeit, die im Materialismus zu versinken droht. Die Pädagogik der Neuzeit passiert Revue in den vier letzten Abschnitten, die das Zeitalter der Renaissance und Reformation, des Realismus und Pietismus, der Aufklärung, das 19. Jahrhundert behandeln (S. 172—280). Dieser historische Teil, den wir für den besten des ganzen Werkes halten, zeichnet sich aus durch Klarheit der Darstellung, scharfe Betonung des Wesentlichen, Unparteilichkeit des Urteils, die Freund und Feind gegenüber Lob und Tadel nach Verdienst zu verteilen sucht.

Auf diesem Hintergrund pädagogischer Erfolge und Irrungen hebt sich nun die Theorie der Erziehung scharf ab (S. 281—601). Ein erster allgemeiner Teil entwickelt Begriff und Wesen der Erziehung, ihre Bedeutung, ihre allgemeinen Grundsätze, Erzieher und Zögling, die Erziehungsmittel (bis S. 467). Darauf folgt die Erziehungslehre im besondern, die Erziehung des Leibes (bis S. 487) und der Seele, der Vernunft, der Gefühle und des Willens. An diesem systematischen Teil mag man aussetzen, daß durch die Art der Disposition sich manche störende Wiederholungen ergeben, und daß manches wichtige Problem nur kurz gestreift oder (wie Arbeitsschule, sexuelle Aufklärung) ganz übergangen ist. Aber was positiv gefordert wird, ist urvernünftig und stellt eine glückliche Harmonie dar zwischen Leib und Seele, Verstand und Wille, Natur und Übernatur, Individuum und Gemeinschaft, Nationalismus und Kosmopolitismus. Und immer sind wenigstens die Grundsätze angegeben, die eine Stellungnahme zu modernen Problemen ermöglichen. So z. B. bezüglich der so laut geforderten sozialen Erziehung. Wie das Aufgehen des Individuums im Staat im Sinne der antiken Staatsidee abgelehnt wird, so wird anderseits die Pflege der sozialen Tugenden entschieden betont, der Unterordnung, Selbstbeschränkung, Beherrschung der selbstischen Triebe, des Gerechtigkeitsgefühls, des Mitgefühls (vgl. S. 297 332 346 357 571). Rückständig wird mancher „Moderne" finden, was der Verfasser über die Koedukation sagt (S. 410: „sie ist zu verwerfen, besonders an höheren Lehranstalten"), über das Naturrecht der Eltern auf die Erziehung (S. 366), über das Gott gegebene und historisch erworbene Recht der Kirche (S. 377 ff), über die Stellung des Staates, der durch seine unberechtigten Übergriffe den Nährboden zerstöre, worin er seine Wurzeln habe (S. 382). Ganz „unmodern" ist auch die Wertschätzung der Gewöhnung (besonders S. 423 ff), die Verurteilung des „Athletenwesens", des sportmäßig betriebenen Kultus des Fleisches (S. 342).

Was an dem Werke besonders angenehm berührt, ist die religiöse Weihe, die über dem Ganzen schwebt und das Ganze beherrscht. Wenn man manche Wortführer der modernen Pädagogik hört, hat erst unsere Zeit die Frage nach den Problemen richtig gestellt und im Experiment den Weg zur Lösung gefunden. Als ob die Jahrtausende vor uns nicht auch gedacht und gearbeitet hätten. Das Experiment mag ja noch manches Dunkel lösen, noch manchen didaktischen Fingerzeig geben: die Grundfaktoren der Pädagogik und die Lösung der Hauptprobleme sind durch die Offenbarung gegeben. Hervorgehen aus Gottes Schöpferhand,

Verderbnis durch die Erbsünde, Glückseligkeit im Himmel als Lohn für tugendhaftes Erdenwallen, das ist Ausgangs- und Zielpunkt unserer Pädagogik. Daß der Verfasser die Religion zum Fundament seiner Erziehungslehre so voll und ganz macht, das danken wir ihm besonders. Denn wir stellen uns ganz auf den Standpunkt des Herausgebers: „Was nottut, ist Rückkehr zu den sichern Prinzipien des Christentums mit Beibehaltung dessen, was die Neuzeit an gesunder Methodik erzeugt hat" (S. 280). V. Hugger S. J.

1. **Joseph Führich.** Von **Moritz Dreger.** Herausgegeben vom k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht. 1 Textband (256) mit 44 auch farbigen Illustrationen in Lex.-8° und 1 Tafelband (60 Tafeln) in gr. Folio. Wien 1912, Artaria. *M* 82.—
2. **Joseph Führichs Werke.** Nebst dokumentarischen Beiträgen und Bibliographie. Gesammelt von **Heinrich v. Wörndle** unter Mitwirkung von **Erich Strohmer.** Herausgegeben vom k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht. Mit 8 Bildbeilagen. Wien 1914, Artaria. *M* 13.—; geb. *M* 14.50.

Das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht hat den sehr verdienstvollen, auch im patriotischen Interesse gelegenen Entschluß gefaßt, die wichtigsten österreichischen Künstler in vornehm ausgestatteten Monographien der Öffentlichkeit bekannter zu machen. Ohne staatliche Zuschüsse wäre es wohl nie möglich gewesen, unserem großen Führich ein so herrliches Denkmal zu setzen, wie es die drei Bände darstellen. Man muß den beiden verdienten Verfassern das Zeugnis ausstellen, daß sie mit großer wissenschaftlicher Genauigkeit gearbeitet und manches verschollene Dokument wieder ans Tageslicht gezogen haben. Welche Unsumme von Mühen und Geduld z. B. hinter der Wörndleschen Arbeit steckt, kann nur ein Historiker ahnen, der an Ausgrabungsarbeit gewohnt ist und weiß, wie oft die Schaufel umsonst angesetzt werden muß, um hier und dort einmal ein Körnchen gediegenen Goldes zu finden.

Ursprünglich hatte Moritz Dreger beabsichtigt, alle wichtigeren Vertreter der religiösen Romantik des 19. Jahrhunderts in Österreich zu berücksichtigen, wie Steinle, Kupelwieser, Scheffer v. Leonhartshoff, Sutter, Tunner, Flatz, Mader u. a., doch hatte sich der Stoff bald so gehäuft, daß eine Beschränkung auf den „selbständigsten und wohl auch größten" aus ihnen, Joseph Führich, geboten erschien. Man könnte nun freilich darüber streiten, ob Führich oder Steinle der größere Künstler gewesen sei, und auch an Selbständigkeit steht Steinle ganz gewiß ebenbürtig neben Führich. Da aber Steinle bereits eine größere Monographie erhalten hat (siehe die Besprechung in dieser Zeitschrift 1911, 205 ff), konnte nur mehr Führich in Betracht kommen, denn die übrigen genannten Künstler stehen an Bedeutung weit hinter diesen beiden.

Man sieht es dem Werke auf jeder Seite an, daß es mit Liebe und Hingabe geschrieben ist, und wenn auch in dem Hauptwerk die stilistische Form

vielleicht nicht immer ganz glücklich ist, so will das bei einem historischen Werke nicht viel bedeuten: der reiche Gehalt muß auch dem rigorosesten Kritiker lebhafte Anerkennung abzwingen. Gewiß macht der Verfasser, obwohl er auch die Schwächen des Meisters nicht übergeht, von seiner Vorliebe für ihn kein Hehl; allein wer soll denn einen Künstler am besten würdigen, wenn nicht derjenige, dessen eigene Empfindungswelt mit der des Künstlers übereinstimmt? Soll etwa der Atheist der geborene Kritiker religiös-innerlicher Kunst sein, dem doch jedes Einfühlungsvermögen in den transzendentalen Ideenkreis mangelt und der zudem wie etwa R. Muther von der Voraussetzung ausgeht, die christliche Weltanschauung sei im 19. Jahrhundert bereits tot gewesen und könne keine innerlich gefühlten Kunstwerke mehr hervorbringen?

Führichs Selbstbiographie, die im Jahre 1844 zum erstenmal erschien, bildet als zweites Kapitel den Mittelpunkt der ganzen Darstellung. Sie ist unverändert wiedergegeben; die wenigen Zusätze und Verbesserungen sind durch Klammern kenntlich gemacht. Als erstes Kapitel behandelt der Verfasser die Geschichte der Familie Führich, die sich hauptsächlich auf das illustrierte „Gedenk- oder Erinnerungsbüchel" Wenzels Führichs, des Vaters unseres Künstlers, stützt. Vieles daraus mußte weggelassen oder ergänzt und berichtigt werden. Der Verfasser hat es an mühsamen Nachforschungen nicht fehlen lassen. Das dritte Kapitel umfaßt den letzten Lebensabschnitt des Meisters.

Die Kunst, Musik sowohl wie Malerei, war in der Familie Führichs stets heimisch. Und so regte sich auch in dem „Seppl" sehr bald der Kunsttrieb. Schon der Sechsjährige hatte ein eigenes „Zeichenbüchl", in das er seine „Inventionen" zeichnete, kindlich zwar noch, aber doch schon bezeichnend für eine außergewöhnliche Begabung. Manches erregt freilich den leisen Verdacht, daß Vater Wenzel seine nachbessernde Hand im Spiele hatte oder auch der spätere Führich noch Korrekturen anbrachte. Das „Schulfest" vom Jahre 1813 ist aber schon eine ganz respektable Leistung des Dreizehnjährigen, auch wenn es wohl keine ganz originelle Arbeit sein wird.

Als dann Joseph im Jahre 1819 an die Akademie nach Prag kam, hatte er bereits bedeutende Vorkenntnisse, so daß der Direktor Bergler ihn schon damals auffordern konnte, etwas für die Kunstausstellung zu malen. Die Bilder machten Aufsehen und wurden vom Grafen Thun angekauft. Man kann sich denken, wie sehr ein solcher Erfolg die Schaffenslust des jungen Künstlers anspornen mußte. Im Verlauf seiner Studien wirkte namentlich Dürers Kunst, die er 1821 zum erstenmal kennen lernte, auf ihn wie die Offenbarung einer höheren Welt. In den Werken Führichs aus dieser Zeit ist denn auch der Einfluß des großen Nürnbergers handgreiflich. Ein dreijähriger Studienaufenthalt in Italien, der ihm durch edle Wohltäter, an deren Spitze Fürst Metternich stand, ermöglicht wurde, brachte die künstlerische Ausbildung zum Abschluß. In Rom wurde er von Overbeck sogar zur Ausschmückung der Villa Massimi herangezogen, ein Beweis, wie hoch seine Kunst bereits geschätzt wurde. Ein sechswöchiger Aufenthalt in Florenz wurde namentlich durch die starken Eindrücke, die Fra Angelico auf ihn machte, bedeutsam. In die Heimat zurückgekehrt, vermählte er

sich 1832, erhielt 1834 die Stelle eines zweiten Kustoden an der gräfl. Lambergschen akademischen Gemäldegalerie zu Wien und wurde 1840 zum Professor der Historienmalerei ernannt. 1846 war der berühmte Kreuzweg in der Johanneskirche an der Praterstraße vollendet, in den fünfziger Jahren entstand dann der große Freskenzyklus in der Altlerchenfelder Kirche, der ihm den Eisernen Kronenorden und damit den Adelstitel eintrug. In den letzten 15 Jahren seines Lebens stand seine Schaffenskraft auf dem Zenit, und es entstand ein berühmtes Werk nach dem andern, eine fast unübersehbare Reihe ganzer Folgen von Zeichnungen, die bis ins höchste Alter hinein keine Spur von Senilität an sich tragen.

Führich war ohne Zweifel einer der bedeutendsten Meister der christlichen Kunst aller Zeiten. Gerade in der Komposition war er hervorragend, und es ist sehr zu bedauern, daß ihm ein gütiges Geschick nicht mehr Aufgaben monumentaler Art zugedacht hat. Darin hätte er Großes geleistet und Steinle weit übertroffen.

Die Feinfühligkeit im Koloristischen war freilich Führichs starke Seite nicht, und mit Steinle kann er sich hier nicht messen. Bezeichnend ist der drastische Ausdruck, den Führich einmal gebrauchte: „Wenn nur der Satan die Farben auf wenigstens 50 Jahre holen möchte." Manche Bilder sind ja gewiß auch farbig besser gelungen, allein die Mehrzahl ist recht unerfreulich, wie z. B. die beiden Gemälde in der Schack-Galerie, von denen der Besitzer mit Recht gesagt hat, sie wären wohl besser ausgefallen, wenn sie der Meister grau in grau ausgeführt hätte. Führich war ein ausgesprochener Romantiker, was vielleicht nichts so deutlich zeigt wie die reizvollen Landschaften, die er erfand. Wir erinnern nur an das prachtvolle, liebliche Bild „Gang Mariens über das Gebirge" im Wiener Historischen Hofmuseum. Seine Phantasie war unerschöpflich, und er konnte ein und denselben Stoff in immer neuen Variationen komponieren, ohne sich zu wiederholen oder langweilig zu werden. Diese Fülle der Phantasie ist wohl beispiellos in der Kunstgeschichte.

Als akademischer Lehrer scheint Führich weniger Erfolg gehabt zu haben. Er legte den Nachdruck mehr auf die Einordnung der Kunst in die allgemeinen Fragen der Weltanschauung als auf die rein künstlerischen Probleme. In seinen Schriften schneidet er oft tiefe philosophische Fragen an, denen seine wissenschaftliche Ausbildung nicht gewachsen war. Doch sind sie reich an schönen, beherzigenswerten Gedanken.

Als Mensch war Führich zugleich ein ganzer Mann und ein naives Kind, ein Charakter von Eisen und eine weiche, empfindungsreiche Seele. Von Haus aus schüchtern, konnte er auch herb und hart sein in seinen Urteilen. Die katholische Religion wurzelte tief in seinem Innern, nachdem einige Schwankungen während seiner Studienjahre glücklich überwunden waren. Es berührt wehmütig zu vernehmen, daß der greise Meister noch kurz vor seinem Tode von Glaubenszweifeln gepeinigt war, die er doch so sehr verabscheute. Die herben Schicksalsschläge, von denen seine Familie heimgesucht wurde, ertrug er als aufrechter Kreuzträger, demütig ergeben in Gottes Fügung. Den Titel „Ritter" verdiente also Führich in einem viel höheren Sinn als in dem ihm zugedachten.

So ist diese wahrhaft fürstlich ausgestattete Publikation sowohl im Interesse der Kunst- wie der Kulturgeschichte aufs freudigste zu begrüßen und weckt das Verlangen nach baldiger Fortsetzung der Sammlung. Das k. k. Ministerium verdient für seine nachahmenswerten Bestrebungen unser aller Dank.

Joseph Kreitmaier S. J.

Das deutsche Theater und Drama im 19. Jahrhundert mit einem Ausblick auf die Folgezeit. Von **Wilhelm Kosch.** 8° (238) Leipzig 1913, Dyksche Buchhandlung. *M* 4.—; geb. *M* 4.80

Der Czernowitzer Germanist Wilhelm Kosch ist dank seiner erstaunlichen Arbeitskraft trotz weiter Entfernung von den alten Mittelpunkten deutschen Lebens mit der Literatur seines Mutterlandes in fruchtbarer Verbindung geblieben. Neben seinem Beruf als Hochschullehrer hat er nicht nur eine ansehnliche Zahl fachwissenschaftlicher Werke und Artikel veröffentlicht, sondern auch noch eine reiche populärwissenschaftliche Tätigkeit entfaltet. Was er diesmal über das Theater des 19. Jahrhunderts bietet, ist nach seiner Versicherung ebenfalls zum größten Teil aus volkstümlichen Vorlesungen entstanden.

Es soll „lediglich eine Übersicht über die Entwicklung" sein. Für das Drama ist dieser nützliche Plan in vollerem Maße verwirklicht als für das Theater, wo eigentlich nur die Zeit von Iffland bis Immermann und die Kreise um Laube und Savits eingehender behandelt werden. Die Gruppierung der dramatischen Dichter entspricht insofern glücklich dem Zweck des Buches, als das Bestreben vorherrscht, den Verlauf jeder literarischen Richtung, auch wenn andere Strömungen ihren Weg kreuzen, von ihrem Auftreten bis zur Gegenwart im Zusammenhang darzustellen. Am klarsten ist die Linie von Hebbel bis Hauptmann gezogen. Dagegen ist nicht einzusehen, warum das Kapitel über „Grillparzer und die klassischen Epigonen" wohl Wildenbruch, Fulda und Adler, nicht aber die — auch sonst übergangenen — Neuklassizisten Paul Ernst, Lublinski und Scholz behandelt. Ebenso hätte manches von dem, was als „neue Ziele und Strömungen" in den letzten Abschnitt zusammengedrängt ist, vor allem die Neuromantik, an früheren Stellen den rechten Platz in der Entwicklungsreihe gefunden. Lehrreich sind die Annalen, die von 1805 bis 1913 die wichtigeren Dramen nach dem Erscheinungsjahr verzeichnen.

Die Wertungen decken sich erfreulicherweise durchaus nicht immer mit den „üblichen" Urteilen. Vor einer Überschätzung Hebbels und Wagners wird gewarnt, Wedekind und Schnitzler werden scharf abgelehnt. Zu milde ist die Ansicht des Verfassers über die religiösen und sittlichen Wirkungen der Stücke Anzengrubers. Im ganzen darf das hübsch illustrierte und mit den nötigsten Literaturnachweisen versehene Buch allen empfohlen werden, die eine erste Einführung in die deutsche Dramatik des 19. Jahrhunderts suchen; die angegebene Literatur ist allerdings nicht unterschiedslos, sondern mit der nach den Umständen gebotenen Vorsicht zu benutzen.

Jakob Overmans S. J.

Umschau.

Kaiser Wilhelms II. Bündnistreue. In der gegenwärtigen Zeitlage liest man nicht ohne Bewegung einen Tagebucheintrag des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe, der vom Zweifrontenkrieg gegen Rußland und Frankreich handelt. Er ist „Straßburg, 31. März 1890" datiert; also elf Tage nach Bismarcks Rücktritt geschrieben. In diesen kritischen Tagen war Hohenlohe in Berlin gewesen. Die vier Eintragungen, die er während dieses Aufenthaltes vornahm, bezeichnen innere Staatsangelegenheiten und die bekannten Fragen des Geschäftsganges als die Ursachen von Bismarcks Rücktritt. Gegensätze zwischen Kaiser und Kanzler betreffs der auswärtigen Politik werden nur einmal erwähnt. Als der Großherzog von Baden dem Fürsten Hohenlohe über das große Ereignis des Tages sprach, wies er auch darauf hin: „dazu kam das Mißtrauen des Kaisers in die auswärtige Politik des Fürsten. Der Kaiser hatte den Verdacht, daß Bismarck die Politik nach seinen, dem Kaiser unbekannten Plänen leiten und es dahin führen wolle, Österreich und die Tripelallianz aufzugeben und sich mit Rußland zu verständigen, während der Kaiser dies nicht will und an der Allianz festhält" (26. März 1890, II 465). Als der Fürst-Statthalter wieder nach Straßburg zurückgekehrt war, besuchte ihn General v. Heuduk und erzählte, was Kaiser Wilhelm den kommandierenden Generälen eröffnet habe. „Dann sagte der Kaiser den Generälen, Rußland wolle Bulgarien militärisch besetzen und dabei die Neutralität Deutschlands haben. Der Kaiser sagte, er habe dem Kaiser von Österreich versprochen, ein treuer Bundesgenosse zu sein, und werde dies halten. Die Besetzung Bulgariens durch die Russen sei der Krieg mit Österreich, und er könne Österreich nicht im Stich lassen." So weit dürften die Mitteilungen v. Heuduks reichen. Die nun folgenden Sätze sind Erwägungen Hohenlohes, die sich ihm aus dem ergaben, was in den Worten des Großherzogs von Baden und in dieser Mitteilung aus Militärkreisen nach gleicher Richtung wies: „Es scheint mehr und mehr, daß die Meinungsverschiedenheit zwischen dem Kaiser und Bismarck über die russischen Pläne zum Bruch geführt hat. Bismarck wollte Österreich im Stich lassen[1]. Der Kaiser will mit Österreich gehen, selbst auf die Gefahr hin, mit Rußland und Frankreich in einen Krieg verwickelt zu werden[2]. Daraus erkläre ich mir die Äußerungen Bismarcks, der sagte, Kaiser Wilhelm treibe Politik in der Weise Friedrich Wilhelms IV. Das ist der schwarze Punkt in der Zukunft" (II 466). Was diesen Eintragungen neben der erwähnten Gegenwartsbedeutung besonderes geschichtliches Gewicht gibt, sind nicht

[1] Eine Ansicht Hohenlohes, die man durchaus nicht zu teilen braucht.

[2] Hier gesperrt.

die persönlichen Erwägungen Hohenlohes. Schwerbegreiflicherweise rechnete er mit dem Zerfall Österreichs wie mit einer Möglichkeit von morgen oder übermorgen und beurteilte danach die Allianz. Vielmehr ist es der politische Hintergrund dieser Reden, Eröffnungen und sich daran schließender Gerüchte. Die bulgarischen Schwierigkeiten in den Anfängen König Ferdinands, die da erwähnt wurden, sind nur die Probe aufs Exempel des Bismarckschen, Europa beherrschenden Bündnisbaues. Der Hintergrund ist die damals (März 1890) schwebende Erneuerung der sog. russischen Rückversicherung, wie man es aus den „Enthüllungen" des Jahres 1896 abnehmen kann.

Durch den Vertrag mit Österreich-Ungarn von 1879 war Deutschland die Verpflichtung eingegangen, Österreich-Ungarn im Falle eines russischen Angriffs mit aller Macht Hilfe zu leisten; durch die Rückversicherung mit Rußland aber neutral zu bleiben, wenn Rußland angegriffen wird. Mag bei diesem Angriff auf Rußland vorab an England als den Angreifer gedacht worden sein, wie jüngst von hervorragender Seite behauptet wurde, aus der Rückversicherung ergab sich doch die Notwendigkeit, neutral zu bleiben, wenn Rußland von Österreich-Ungarn angegriffen würde, eine Möglichkeit, die nach Hohenlohes Eintragungen von 1890 nicht für ausgeschlossen galt. Der Neutralität Deutschlands wollte Rußland auch für den Fall seines Einmarsches in Bulgarien versichert sein. Da dies aber zu einem Konflikt mit Österreich-Ungarn führen mußte, aus dem sich ein Kriegsfall ergeben mochte, trat bei Gelegenheit dieser bulgarischen Frage, nicht zum erstenmal, die schwache Seite des verwickelten Bündnisgeflechtes zu Tage. Es konnte der Augenblick kommen, wo jeder der Gegner, im andern den Angreifer sehend, kraft der bestehenden Verträge seine Forderungen stellt, Forderungen, die unvereinbar sind. Der eine erwartete nach dem Bündnisvertrag Hilfe wider den andern, der andere erwartete nach dem Rückversicherungsvertrag volle Neutralität.

Als diese Angelegenheit bei Enthüllung des Rückversicherungsvertrages am 16. November 1896 im deutschen Reichstag zur Sprache kam, hat Freiherr von Marschall in musterhaft seiner Ausführung die Schwierigkeiten dieses eigenartigen Bündnisgeflechtes erörtert. Der durchscheinende Sinn seiner Rede ist etwa dieser: Die Staatskunst des Fürsten Bismarck in höchsten Ehren, allein uns ist dieses System von Versicherungen nach zwei Seiten zu verwickelt und dünkt uns geeignet, das Imponderabile zu gefährden, das für uns erste Wichtigkeit hat: Vertrauen um Vertrauen.

Kaiser Franz Joseph sprach bei seinem Berliner Besuch am 13. August 1889 von der „Verbrüderung und Kameradschaft" zwischen „dem tapfern Heer des Freundes und Alliierten, der seinem Herzen so nahe stehe, und seiner eigenen", der k. und k. „Armee". Ein halbes Jahr später trat eine Krise ein. Kaiser Wilhelm II. sagte zu seinen Generälen, er habe dem Kaiser von Österreich versprochen, ein treuer Bundesgenosse zu sein, und werde dieses Versprechen halten. Treue um Treue wurde das oberste Gesetz des neuen Kurses. Als Treue bis in Not und Tod bewährt sie sich vor unsern Augen; sie ist Gemeinbesitz geworden, der Deutschland und Österreich-Ungarn unlöslich verbindet.

Robert v. Nostitz-Rieneck S. J.

Der hl. Thomas von Aquin und der Krieg. Ist Krieg und Kriegsdienst mit Gottes Gebot und Christenpflicht vereinbar? Diese Frage hat schon in alter Zeit manche Gemüter beschäftigt und wird auch heute noch stellenweise, allerdings nicht von Katholiken, mit nein beantwortet. Einzelne Sekten, wie Mennoniten und Quäker, verwerfen nicht nur den Kriegsdienst selbst, sondern auch den soldatischen Waffendienst in Friedenszeiten, weil dieser ja nur als Vorbereitung zum Krieg gelten könne. Andere, mehr modern gerichtete Theologen außerhalb der katholischen Kirche sind ebenfalls der Ansicht, daß der Krieg im Evangelium unbedingt verworfen und verboten sei, behelfen sich dann aber mit dem Troste, daß man im praktischen und besonders im staatlichen Leben sich nicht immer nach den Vorschriften der christlichen Religion richten könne. Zur Bekräftigung dieser eigentümlichen Lehre hat man sich nicht gescheut, Krieg und Duell als wesentlich gleichwertig auf eine Stufe zu stellen. Beide Arten von Waffengebrauch seien zwar gegen das Gebot der christlichen Religion, trotzdem seien sie bis auf weiteres als Mittel zu einem guten Zweck unvermeidlich und darum eine staatliche Notwendigkeit. Wegen der Übertretung des göttlichen Gebotes habe jeder sich mit Gott und seinem Gewissen abzufinden. (Vgl. diese Zeitschrift LXXXV 503.)

Ein solches Abfinden mit dem lieben Gott, damit er vor der Sünde ein Auge zudrücke, kennt die katholische Religion nicht. Eben weil das Duell unbedingt Sünde ist, fordert sie, daß ihre Bekenner sich desselben enthalten, es koste, was es wolle. Warum gilt nun dasselbe nicht auch vom Krieg?

Befragen wir darüber den Fürsten der Theologen, den Engel der Schule, den hl. Thomas. In seinem Hauptwerk, der theologischen Summa, handelt ein Hauptstück (2, 2, q. 40) de bello, „vom Krieg".

Zuerst führt Thomas die Gründe an, welche man für die Ansicht, daß jeder Krieg unerlaubt sei, geltend machen kann. Er nennt deren vier. Den ersten bietet das Wort des Herrn im Evangelium: „Jeder, der das Schwert ergreift, wird durch das Schwert umkommen" (Mt 26, 52). Der zweite ist in dem Gebot der Bergpredigt enthalten: „Ich aber sage euch, ihr sollt dem Bösen nicht widerstehen, sondern wenn dich jemand auf die rechte Wange schlägt, so biete ihm auch die andere dar" (Mt 5, 39), womit auch das Wort des Apostels Paulus übereinstimmt: „Schaffet euch nicht selber Recht" (Röm 12, 19). Drittens: der Krieg ist der Gegensatz der Tugend der Friedfertigkeit und Nächstenliebe (über diese Tugend handelt Thomas auf den vorhergehenden Blättern seines Werkes); das aber, was der Tugend widerstreitet, ist Sünde; also ist jeder Krieg sündhaft. Viertens endlich kann man sagen: Wenn der Krieg erlaubt wäre, müßte man auch die Waffenübungen als Vorspiele und Vorbereitungen zum Krieg erlauben. Nun sind aber derartige Übungen, nämlich Turniere und Zweikämpfe, von der Kirche streng verboten. Also ist auch der Krieg unbedingt verboten.

Diesen Einwänden gegenüber (Sed contra est) hat schon der hl. Augustinus gesagt: „Wenn das christliche Sittengesetz allen Krieg für sündhaft erklären wollte, so hätte den Soldaten auf ihre Frage, was sie zu tun hätten, im Evangelium der Rat erteilt werden müssen, sie sollten die Waffen fortwerfen und sich dem

Kriegsdienst ganz entziehen. Es ist ihnen aber nur gesagt: ‚Verübet gegen niemand Erpressung oder Unbill und seid zufrieden mit eurem Solde' (Lk 3, 14). Der Kriegsdienst ist ihnen also nicht verboten" (Aug., Ep. ad Marcell. [Migne, Patr. lat. XXXIII 531]).

Nach dieser Darlegung des Für und Wider gibt nun Thomas seinen Bescheid in folgenden Worten: Es ist zu sagen: Damit ein Krieg gerecht sei, sind drei Dinge erfordert: Erstens der Befehl der zuständigen Staatsgewalt oder des Fürsten, in dessen Auftrag der Krieg geführt werden muß; denn es ist nicht Sache einer Privatperson, Krieg anzufangen; diese kann und soll vielmehr ihr Recht bei der Obrigkeit nachsuchen. Ebenso steht es keinem Untertanen zu, das Volk in seiner Menge oder den Heerbann aufzubieten, wie es im Krieg zu geschehen hat. Die Sorge für das Gemeinwohl ist den Fürsten anvertraut, und ihre Sache ist es, den Staat, das Reich oder die Provinz zu schützen; und wie sie ihr Gebiet erlaubterweise mit dem Schwert gegen innere Feinde verteidigen, indem sie die Übeltäter strafen gemäß dem Wort des Apostels: „Nicht umsonst trägt sie (die Obrigkeit) das Schwert; sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Bestrafung für den, der Böses tut" (Röm 13, 4), so steht es ihnen ebenfalls zu, das Gemeinwohl gegen äußere Feinde zu sichern. Darum gilt auch den Fürsten das Wort: „Rettet den Armen und befreiet den Elenden von der Hand des Sünders" (Ps 81, 4). Aus diesem Grunde sagt Augustinus: „Die natürliche auf den Frieden gerichtete Ordnung unter den Menschen verlangt, daß das Recht des Entschlusses zum Krieg bei den Fürsten sei" (C. Faustum 22, 75 [Migne XLII 448]).

Die zweite Bedingung für die Erlaubtheit des Krieges ist ein gerechter Grund; d. h. diejenigen, welche mit Krieg überzogen werden, müssen den Angriff durch ihre Schuld verdient haben. Augustinus sagt darüber: „Kriege werden dann für gerecht erachtet, wenn sie Unrecht strafen, wenn nämlich ein Volk sich weigert, das Böse zu sühnen, das die Seinigen begangen haben, oder wiederzuerstatten, was zu Unrecht entrissen ist" (Quaest. in Heptat. VI, in Iosue 10 [Migne XXXIV 781]).

Das dritte Erfordernis endlich ist die rechte Absicht der Kriegführenden. Diese soll darauf gerichtet sein, das Gute zu fördern oder das Böse abzuwehren. Daher heißt es bei Gratian: „Bei den wahren Dienern Gottes sind selbst die Kriege friedfertig, weil sie nicht aus Raublust oder Grausamkeit, sondern um des Friedens willen geführt werden, damit die Bösen in Schranken gehalten und die Guten aufgerichtet werden" (Decr. II, Causa 23, c. 1). Es kann aber vorkommen, daß der Krieg zwar von der rechtmäßigen Staatsgewalt aus einem gerechten Grunde erklärt ist und doch wegen der sündhaften Absicht unerlaubt wird. Denn mit Recht sagt Augustinus: „Die Begierde Schaden zu tun, die grausame Rachsucht, der unversöhnliche Geist, der wilde Aufruhr, die leidenschaftliche Begier zu herrschen und was dergleichen Beweggründe sind, diese werden im Kriege mit Recht als Sünde angerechnet" (C. Faust. 22, 74 [Migne XLII 447]).

Die Lösung der zu Anfang aufgeworfenen Gegengründe gibt Thomas wieder durchweg im Anschluß an die Aussprüche des hl. Augustinus, der über alle diese

Fragen schon viel Licht verbreitet hat und dessen Gedanken auch für die katholische Theologie von heute noch gelten.

Auf den ersten Einwurf sei zu sagen: Wer auf eigene Faust und ohne von der Obrigkeit ermächtigt zu sein, das Schwert ergreife, der handle gegen den Befehl Christi und verdiene, durch das Schwert umzukommen, nicht aber der andere, welcher den drei vorgenannten Bedingungen Genüge leiste.

Ähnlich sei es mit dem zweiten Einwand: In der Gesinnung müsse der Christ immer bereit sein, lieber Unrecht zu leiden, als Böses mit Bösem zu vergelten; trotzdem wäre es in vielen Fällen eine Verletzung der Standes- und Christenpflicht, wenn man zu allem Unrecht schwiege und dem Bösen freien Lauf ließe.

Darum bestehe die rechte Friedfertigkeit, welche vom dritten Einwand betont wird, nicht darin, daß es gar nie zu Streit und Krieg komme, sondern darin, daß der Zweck des Kampfes nicht der Kampf, sondern Gerechtigkeit und dauernder Friede sei.

Waffenübungen endlich seien erlaubt, wenn sie sich in den vernünftigen Schranken halten. Daß man damit auskomme, hätten die alten Römer mit ihrem Heerwesen gezeigt. Die Turniere seiner Zeit (und die heutigen Duelle) hätten mit dem angeblichen Zweck wenig zu tun und nur böse Folgen.

Der heilige Lehrer erwähnt dann noch drei Einzelfragen aus der Moral des Krieges, nämlich über Krieg und Kriegslist, Krieg und Sonntagsruhe, und an erster Stelle die Frage, ob auch Geistliche Kriegsdienst leisten dürfen, und diese Frage hat auch heute noch ihre Tragweite. Konnte man doch erst jüngst aus der Feder eines protestantischen Geistlichen einen Artikel lesen, der es als bitteres Unrecht beklagt, daß man den Geistlichen den Kriegsdienst mit der Waffe verwehre. Da ist es nun lehrreich zu sehen, wie Thomas ein Gesetz, welches den Geistlichen diese Betätigung untersagt, als vernünftig und geziemend dartut. Er beweist den Satz fast mit den nämlichen Gründen, die auch die „Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche" (XI^3 [1902] 110) für die gleiche Ansicht mit Nachdruck geltend macht. Eines, sagt er, schickt sich nicht für alle, auch wenn es nicht an sich unerlaubt ist. Geistliche aber können sich dem Vaterlande und den Mitmenschen zur Zeit des Krieges auf andere Weise viel nützlicher machen, als wenn sie mit eigener Hand Blut vergießen helfen. Darum sei das kirchliche Gesetz, welches das verbietet, vollauf berechtigt. **Matthäus Reichmann** S. J

Zur Jahrhundertfeier Roger Bacons. Seit einigen Jahrzehnten hat sich die geschichtliche Forschung mit der Philosophie des 13. Jahrhunderts überhaupt und insbesondere auch mit der Franziskanerschule eingehend beschäftigt. Dabei hat nicht an letzter Stelle der 1214 geborene englische Franziskaner Roger Bacon das Interesse der verschiedensten wissenschaftlichen Kreise gefunden. Die Geschichtsforscher erhofften mit Recht aus seinen temperamentvollen, individuell gehaltenen und reichen Angaben über die zeitgenössischen Gelehrten und über die verschiedenen intellektuellen Strömungen des geistesmächtigen 13. Jahrhunderts ergiebige Ausbeute. Die heute herrschende Vorliebe für die induktive Methode, für Empirie und Sprachwissenschaft mußte sich instinktiv einem Manne

verwandt fühlen, der wie Bacon mit seiner Betonung des Experimentes und des Sprachstudiums, mit seinen phantasievollen Einfällen über Automobil, Aeroplan u. dgl. wie ein mittelalterlicher Vorläufer des modernen Menschen erscheint. Und eine Zeit, die sich so autonom fühlt, so kritisch eingestellt ist wie die unsere, berührt es sympathisch, daß ein Mönch aus einer sonst so dogmatisch, korporativ und autoritätsfürchtig denkenden Umgebung heraus seine Stärke im Verneinen zeigt und sich mit prinzipieller, ätzender Kritik selbst an Männer wie Alexander von Hales, Albert den Großen und Thomas von Aquin wagt.

Damit ist schon angedeutet, daß Bacons große Verdienste durch unleugbare Schatten bedauerlich verdunkelt werden. In dem Charakterbilde, das Dr P. Hugo Höver O. Cist. seinem außerordentlich gründlichen Buche über „Roger Bacons Hylomorphismus" einfügt, erscheinen die Schatten vom philosophischen Standpunkte aus sogar recht tief. Höver zeigt, daß Bacon kein Aristoteliker war, obschon er es zu sein behauptete; daß er die Aristoteles-Texte für seine Lehrrichtung erklärte, umbog und vergewaltigte, obschon er sich gern als wahren Kronerben des Stagiriten ausgab. Auch die Unart, zahlreiche wissenschaftliche Größen seiner Zeit, vor allem den sel. Albert den Großen und den hl. Thomas, aber auch seinen eigenen Ordensbruder, den hochgefeierten Alexander von Hales, maßlos zu verkleinern, um im gleichen Atemzuge sich selbst und seine Wissenschaftlichkeit um so höher anzupreisen, wird leider urkundlich belegt. Höver hebt dann noch die starke Abhängigkeit Bacons von den Arabern und besonders von dem jüdischen Philosophen Avencebrol hervor und schließt mit dem Ergebnis, „daß der Philosoph ... in Bacon zu kurz gekommen ist.... Er hatte keine Zeit und Lust, um sich mit philosophischen Spekulationen abzugeben.... Den Zeitumständen sich fügend, konnte er die Philosophie nicht ganz unberücksichtigt lassen, und so nahm er denn aus vorhandenen Werken, was er für notwendig fand, ohne zur Weiterbildung der Philosophie beizutragen.... Er blieb rückständig auf philosophischem Gebiete".

Allerdings bewertet Höver die Lebensarbeit Bacons nach Maßstäben, die nicht immer zu den Aufgaben des Philosophiehistorikers taugen. Er redet öfters fast so, als ob Scholastik mit Thomismus, Thomismus mit der Lehre des hl. Thomas identisch wären. Es ist beispielsweise eine starke, wohl nur vom extremen Thomismus aus verständliche Behauptung: „Das Gefährliche dieser ganzen Erleuchtungstheorie liegt darin, daß sie dem Subjektivismus in der Philosophie Tür und Tor öffnet" (S. 253). Diese Erleuchtungstheorie vertreten der hl. Augustin, Alexander von Hales, der hl. Bonaventura, Heinrich von Gent, die jüngere Franziskanerschule, der vom hl. Thomas hochgeschätzte Hugo von St Viktor, überhaupt klangvolle Namen der Frühscholastik. Hier und an andern Stellen läßt Höver nicht die dem Historiker notwendige Weite des Urteils walten. Glücklicherweise offenbart er aber eine so völlige Beherrschung der Baconliteratur und eine so genaue Kenntnis der platonisch-aristotelischen und thomistischen Gedankengänge, daß seine Monographie, die auch eine wichtige Handschrift zum erstenmal veröffentlicht, ein wertvoller Beitrag zur Würdigung des hervorragenden Scholastikers geworden ist. Bernhard Jansen S. J.

Ordensstatistik. Ein nachahmenswertes Beispiel hat der Prämonstratenserorden mit seinem Catalogus Generalis Ordinis Praemonstratensis (von Dr Basilius Graßl. kl. 8° [200] Pilsen 1912, Westböhmische Druckerei) gegeben.

Der Katalog ist ein Schematismus des gesamten Prämonstratenserordens, einschließlich des zweiten und dritten Ordens, in dem bei jeder einzelnen Niederlassung sämtliche Mitglieder namentlich aufgeführt sind mit Angabe ihres Geburtsortes, Geburtsdatums, des Datums des Eintritts in den Orden, der Profession (bei Priestern auch der Priesterweihe) und des Amtes, das sie bekleiden. Wir erfahren, daß der erste Orden in vier Circarien (Österreich, Ungarn, Brabant, Frankreich und Provence) 1 Bischof, 1 Apostolischen Vikar, 19 infulierte Prälaten, 918 Kanoniker, 56 Novizen, 91 Laienbrüder und 16 Postulanten, insgesamt also außer den Prälaten 1081 Mitglieder zählt. Vom ersten Orden werden 202 Pfarreien und 12 Missionen mit insgesamt 423278 Gläubigen, 11 Gymnasien mit 3191 Schülern verwaltet und 19 Zeitschriften herausgegeben. Sicherlich eine sehr anerkennenswerte Leistung für eine so wenig zahlreiche Genossenschaft. Der zweite Orden zählt 239 weibliche Mitglieder in drei Circarien, der dritte Orden 47. Der Katalog unterrichtet in vorzüglicher Weise über den Prämonstratenserorden und dessen segensreiche Wirksamkeit, und es wäre nur zu wünschen, daß auch andere Orden diesem Beispiel folgend durch zuverlässige Angaben über ihre Genossenschaften den Übertreibungen oder Verkleinerungen der Gegner des Ordenswesens den Boden entzögen. H. A. Krose S. J.

Das Diözesanmuseum zu Paderborn. Der Diözesanmuseumsverein von Paderborn hat jüngst den zweiten Jahresbericht versandt und darin auch Mitteilungen gemacht über die Entwicklung und den heutigen Stand des Museums. Der Fortschritt, den dieses im letzten Jahre erzielt hat, ist sehr erfreulich.

Erst am 18. Juni 1913 eröffnet, darf es schon jetzt kühn mit weit älteren Gründungen seiner Art in Wettbewerb treten. Es ist geradezu erstaunlich, was alles schon gesammelt wurde. Sind doch, um nur einiges zu nennen, bereits vorhanden: 34 Muttergottesstatuen einschließlich 10 Vesperbilder, 11 Darstellungen der sog. Selbdrittgruppe (der hl. Anna mit Maria und dem Jesuskind), 20 Steinfiguren der romanischen und gotischen Zeit, 11 gotische Holzfiguren, zahlreiche Renaissance- und Barockskulpturen, 28 Kaseln und Kaselkreuze, 11 Kelche, 11 Monstranzen usw.

Die Idee des Diözesanmuseums hat ersichtlich gute Aufnahme, warme Freunde und tätige Förderung gefunden, ganz besonders auch durch leihweise Überlassung zahlreicher Gegenstände seitens mancher Kirchengemeinden und Privaten. Es kann nur gewünscht werden, daß solches auch fernerhin geschehe. In den Kirchen der weiten Paderborner Diözese steht noch manches Stück, das dem Museum überwiesen werden sollte. Gewiß haben eine Statue, ein Taufstein und anderes aus vergangener Zeit ihren vollen Wert nur da, wo sie zu Hause sind. Dort sind sie nicht bloß kunsthistorisch und künstlerisch mehr oder weniger bemerkenswerte Antiquitäten, sondern sie verknüpfen auch die Gegenwart mit der Vergangenheit, leiten Blick und Gedanken hinüber aus unserer nur zu sehr auf

das Jetzt bedachten Zeit auf frühere Tage, Tage regen Glaubens, reger Religiosität und regen Eifers für die Zierde des Mittelpunktes der Gemeinde, des trauten Gotteshauses. Man soll sie darum auch nicht ohne Grund dieser Umgebung entreißen, mit der sie durch die Jahrhunderte wie mit tausend Fäden verbunden sind. Ich sage nicht ohne Grund; denn wenn und wo ein solcher vorliegt, wenn z. B. ein Gegenstand unbrauchbar geworden ist, aber aus der einen oder andern Ursache nicht entsprechend aufgehoben werden kann, wenn Gefahr ist, daß er nicht gut aufbewahrt und konserviert wird und infolgedessen verkommt, oder daß er gar — wie das trotz allem noch immer zu oft der Fall ist — verschleppt und für einen Spottpreis an irgend einen Antiquar verhandelt wird, so ist sicher sein bester Platz im Diözesanmuseum, nicht in irgend einer privaten Sammlung, und auch nicht in jedem beliebigen städtischen oder staatlichen Museum. Zeugt er dann auch nicht mehr von dem gläubigen Denken und dem frommen Sinn der Vergangenheit an eben jenem Orte, wo er sich befand, so legt er doch Kunde ab für das, was innerhalb des Bereiches der Diözese zur Ehre Gottes und in Förderung der christlichen Kunst in früheren Tagen geschah, und zwar, weil vereint mit vielen andern aus allen Teilen der Diözese, in besonders nachdrücklicher Weise. Und nicht bloß das, er wirkt nun auch in weit höherem Grade befruchtend und anregend auf neues Schaffen im Dienste des Heiligtums, als wenn er vereinzelt und unbeachtet in seinem vom großen Markt des Lebens weit entfernten vereinsamten Dorfkirchlein geblieben wäre.

Es war schon recht spät, als man zu Paderborn vor Jahresfrist das Diözesanmuseum eröffnete, und es ist in den letzten Dezennien aus den Kirchen der Diözese zweifellos manches in private und öffentliche Sammlungen gewandert, was seinen Platz im Diözesanmuseum hätte erhalten sollen, und ebenso ist manches zu Grunde gegangen, für dessen Erhaltung das Museum die besten Garantien geboten hätte. Aber wenn auch spät, so ist es doch noch nicht zu spät, und wenn der Museumsgedanke in gleichem Maße wie bisher weiter Wurzeln schlägt, wird in Anbetracht dessen, was in der Diözese noch vorhanden ist und dem Museum überwiesen werden kann, dieses sich unschwer zu einem der hervorragendsten seiner Art entwickeln.

Soll freilich ein Diözesanmuseum werden, was es sein soll, dann muß es seine Ziele weise auf das, was die Diözese bietet, beschränken. Darüber hinausgehen, heißt die Kraft verzetteln, ganz abgesehen davon, daß die verfügbaren Mittel doch nicht gestatten, mit den großen Museen, den reichen Sammlern und den zahlungsfähigen Händlern in Konkurrenz zu treten. Das, was die Diözese hat und was unbeschadet eines Nachteiles der betreffenden Kirchengemeinde in das Museum gebracht werden kann, das vor allem möge man im Museum vereinen. Was auf diesem Wege in wenigen Jahren geschaffen werden kann, zeigt in geradezu überwältigender Weise das von Bischof Jos. Morgades y Gili in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in kürzester Frist geschaffene bischöfliche archäologische und kunsthistorische Museum zu Vich (Katalonien); ein Museum, das durch den Reichtum an Werken des Mittelalters und der neueren Zeit zu den ersten in ganz Spanien gehört und dabei ganz und gar katalonisch

ist; das, wie es ein beredtes Zeugnis ablegt für den religiösen Sinn der alten Katalanen, so zugleich den vorzüglichsten Einblick in die religiöse katalanische Kunst von ehedem gewährt. Wer in diese sich vertiefen will, darf an Vich und seinem Diözesanmuseum nicht vorübergehen; wer dann aber dessen Schätze studiert hat, braucht anderswo nur zu ergänzen, was er dort gewann. Freilich waren die Zeiten für das Sammeln noch günstiger, als Bischof Morgades sein Museum schuf. Aber auch jetzt noch läßt sich bei weisem Beschränken auf das, was man kann und was man soll, mit dem Vorhandenen in Paderborn ein Diözesanmuseum schaffen, das selbst große staatliche Museen beneiden werden.

Ein gut eingerichtetes, gut geleitetes und gut ausgebeutetes Diözesanmuseum hat auch heute noch für die Pflege der kirchlichen Kunst in der Diözese eine große Bedeutung, ja diese Bedeutung ist vielleicht heute größer denn je angesichts sowohl der minderwertigen Fabrikerzeugnisse, mit denen unsere Kirchen überschwemmt werden, wie der Mode, des Subjektivismus und der stilistischen Anarchie, die unter dem vollklingenden Namen „moderne, den Ausdruck der Zeitseele bildende Kunst" mit allen Mitteln der Reklame und einer Flut von Phrasen auch in das kirchliche Kunstschaffen eingeführt werden sollen. Je eingehender wir uns mit den Schöpfungen früherer Zeiten beschäftigen, um so mehr lernen wir auch die einfache künstlerische Handarbeit schätzen, um so mehr aber auch, uns ein selbständiges Urteil bilden gegenüber einer Kunst, die, wie künstlich erzeugt, so auch nur ephemeres Produkt ist und sein kann, mag man uns auch tausendmal versichern, daß nun das Ziel erreicht und die Form geschaffen wurde, „in der die deutsche Seele in ihrem Wesen und ihrer Schönheit ihren vollkommenen Ausdruck finde". So hat man auch vor etwa eineinhalb Jahrzehnt gesagt, und heute liegen die Formen von damals zerbrochen vor uns und werden allgemein als Verirrung bezeichnet. Und so wird man auch nach einigen Jahren sagen von dem, was man heute als die höchste Offenbarung des künstlerischen Geistes preist. Schon steht wieder eine neue Richtung vor der Tür. Merkwürdig genug. Man hat den sog. historischen Stilen nicht genug die Existenzberechtigung in heutiger Zeit absprechen können, und man landet — daran kann wohl kein Zweifel mehr sein — beim allerletzten aller historischen Stile, dem Klassizismus.

Der kirchlichen Kunst kann es sicher nicht frommen, alle Wandlungen des Modegeschmackes mitzumachen. Was sie schafft, wird nicht wie ein Warenhaus oder eine Zimmereinrichtung für die kurze Spanne eines oder des andern Jahrzehnts ins Dasein gerufen. Es soll lange seinen Wert behalten, soll auch spätere Geschlechter noch erbauen. Aber eben darum muß sie hoch über den Launen der Mode und schrankenlosem künstlerischen Subjektivismus stehen. Gewiß wird sie neue technische Errungenschaft verwerten dürfen, ja es wäre zweifelsohne ein Fehler, wollte sie sich technischen Fortschritten verschließen, wo deren Verwendung durch die Umstände angeraten ist. Indessen ist nicht jeder technische Fortschritt in sich schon ein ästhetischer, und ebensowenig ist einzusehen, daß die technischen Fortschritte auch einen neuen Stil bedingen. Das ist ja oft genug behauptet worden, aber freilich auch nur behauptet.

Joseph Braun S. J.

Im Lande der Seligen. Stimmung! — Es ist doch mehr als der wohlklingende Laut eines echt deutschen Wortes. Wen sie mit ihrem Zauberstab berührt, kann sich ihrer Macht nicht leicht erwehren. Das habe ich zu allerjüngst wieder einmal an mir selbst erfahren. Vor einiger Zeit hatte ich Gasserts erzählende Dichtung „Der Fähnrich von Freiburg und seine Braut" gelesen, so wie man Poesie durchgeht, über die man von Amts wegen Bericht geben soll, ohne besonders davon eingenommen worden zu sein. Einen Monat später aber, unter dem mächtigen Eindruck der gewaltigen Kriegsereignisse, nahm ich dieselbe poetische Erzählung aus Freiburgs Franzosenzeit von 1796 wieder zur Hand. Wie ganz anders las ich jetzt! Nicht bloß ergriff mich die lebendige Dichtung, ich wurde geradezu hingerissen und konnte nicht eher aufhören, bis ich den Einbruch des französischen Revolutionsheeres in Süddeutschland mit seinem traurig berühmt gewordenen Rückzug über den Schwarzwald und Freiburg unter Moreau in einem Sitz sozusagen verschlungen hatte. Dabei erregte jede Schilderung eines Gefechtes, besonders jeder Sieg der tapfern Deutschen und Österreicher, meine innigste Anteilnahme. Das Einst wurde mir zum Jetzt, so lebte ich in dem Werke des Dichters; ja manche Stelle habe ich zweimal gelesen, um sie ganz genießen zu können, wie z. B. das feierliche „Großer Gott, wir loben dich" nach dem letzten blutigen Strauß im Höllental, mit dem sanft nachklingenden Ave des Oswaldglöckleins, als wär's im tiefsten Frieden. Und jetzt erschienen mir die beiden Hauptgestalten der Dichtung, Else von Schaffenburg und ihr Fähnrich, Franz Trautmannsdorf, in noch viel verklärterem Lichte: die treueste bräutliche Liebe, in Kampf und Not bewährt, so zart und doch so stark, echt deutsch, voll frischer Gesundheit und unzerstörbaren Frohmutes: ganz so und nicht anders muß das Bild des deutschen Brautpaares gezeichnet werden. Auch die Sprache in ihrer schlichten Einfachheit heimelte mich jetzt viel trauter an; da stört auch nicht ein Strichlein von verderbter moderner Färbung den Genuß, und gerade in dieser Anspruchslosigkeit liegt die besondere Schönheit des Blankverses. Vordem, nach meinem ersten Leseversuch, wollte ich Gasserts Heimatdichtung anerkennend empfehlen, die Stimmung der Gegenwart hat mich zur Bewunderung des vaterländischen Heldenliedes gezwungen, so daß ich jetzt dem durch und durch zeitgemäßen schmucken Werkchen die allerweiteste Verbreitung wünschen möchte.

Dieselbe Stimmung, nur zarter und vergeistigter, erhöhte mir auch den Genuß an Gasserts zweitem Lied, „Im Lande der Seligen" (Freiburg 1914, Caritas-Verlag). Es klingt anscheinend befremdend, wie die mit stets gesteigerter Spannung aufgenommenen Nachrichten von den blutigen Kriegsschauplätzen die Freude an einer so tief friedlichen Dichtung aus der seligen jenseitigen Welt nicht stören, vielmehr noch steigern konnten. Sie übten in der Tat diesen wohltätigen Einfluß aus und machten so die ganz eigenartige Phantasieschöpfung zugleich recht zeitgemäß. Ein Lied vom Paradies, aber keine Dantesche Poesie, vielmehr alles idyllisch und anmutsvoll, nein, gar nichts Gewaltiges, sondern eher eine Art verklärter Romantik, das ist, kurz gesagt, Gasserts Meisterwerk. Der Dichter schildert die Wanderungen einer Kinderseele — es ist die seines eigenen Sohnes — durch die Gefilde der Seligen, und so mutet das Ganze wie die Trostschrift eines trauernden Vaters an, der das schmerz-

lich entrissene geliebte Kind im Lande der Seligen, bei der ebenfalls schon früher dahingeschiedenen Mutter, in dem ewigen Himmelsglück zu schildern unternimmt. Das kleine Bild erweitert sich wie von selbst zu einem großen Gemälde der hohen Himmelsräume und ihrer Bewohner in ihrer unverlierbaren Wonne. Und darin liegt das Zeitgemäße der Dichtung, daß sie den Blick ins glückliche Jenseits emporrichtet, Trost spendend, besonders in den schrecklichen Tagen, wo der Tod auf den blutigen Schlachtfeldern so grausam unerbittliche Ernte hält.

Das Lied beginnt mit „den letzten Tagen auf Erden", in denen der todkranke Knabe, „dem erst elfmal der Frühling hat gelacht", seine erste und zugleich seine letzte heilige Kommunion feiert und dann „leicht" und „freudig" von der noch kaum gekannten Irdischkeit auf immer Abschied nimmt:

In Gott lebt wohl, in Gott auf Wiedersehen!
Weint nicht zu sehr um mich, weint nicht zu lange;
Denn mir ist wohl, der Schmerzen bin ich heil.
Wenn ihr mich sucht, bei Gott könnt ihr mich finden!

Das hat ein gottgeweihter Dichter geschrieben, der es als tief bekümmerter Vater und gerade hier mit seiner Kunst ratlos gewordener Arzt doppelt schmerzlich empfinden mußte, und deshalb weckt dieser erste, in seiner frommen Eigenart unübertroffene schöne Gesang herzliches Mitempfinden in der weihevollsten Stimmung.

Vom Trauerhause war der fromme Priester
Zum hohen Dome ernst zurückgekehrt;
Zum hohen Dome waren ihm die Engel
Und seines Kindes Seele still gefolgt.

So führt der zweite Gesang überleitend die Erzählung weiter. Hier findet zunächst für die Kinderseele das besondere Gericht statt mit dem huldvollen Urteilsspruch des göttlichen Kinderfreundes vom Tabernakel aus: „Dein ist das Himmelreich!" Nachdem dann der Engel die beglückte Seele seines Schützlings aufgefordert hat, sich das Bild des „wunderbaren" Domes — es ist das berühmte Freiburger Münster — recht tief einzuprägen, um es in der Ewigkeit nicht zu vergessen („denn selig sein heißt lieben, nicht vergessen"), schwingt er sich mit ihr in die weiten Räume „zwischen Erde und Himmel" empor und deutet ihr im Fluge die erhabene Pracht all der Weltenkörper:

O Erdenkind, willst Gottes Übermacht
Erkennen du, blick auf zum Sternenhimmel,
Zu dieser Wunderwelt des Firmaments,
Wo Millionen von Planeten kreisen
Um ihre Sonnen. . . .

Und darauf entrollt der Dichter auf wenigen Seiten das ganze großartige Weltsystem. Jauchzend und aufjubelnd ob der Herrlichkeiten Gottes in dieser hocherhabenen Sternenwelt wird die Seele des Kindes vom Geiste des Gotteslobes nach oben gerissen.

„Wo ist das Paradies?" Als Antwort auf diese Frage der kindlichen Seele,

Da zuckte durch den Raum wie Wetterleuchten
Ein mächtig Licht, ein wunderbarer Sang
Erklang, als spielten tausend Hände
Auf Harfen ungesehn ein heilig Lied.

Es ist die Einleitung zum Empfang im Paradiese. Zunächst gelangen die erfreuten Ankömmlinge in eine reizende Landschaft, nicht ungleich der Heimat des Kindes, nur viel schöner noch, als es eine irdische Gegend sein kann; denn was der Mensch an reinen Freuden und an wahrem Glück auf Erden erwarb, „das bleibt im Himmel ewig ihm erhalten, nur vermehrt wird es ihm werden". Nun kommen frohlockende Engelscharen, dann der Siegeszug der Apostel, das strahlende Kriegerheer der Märtyrer und der Bekenner großer Kreis. Sie alle nehmen freudig die reine Kindesseele auf, um sie zu ihrem Heiland zu geleiten. Als das Kind demutsvoll fragt, woher einer armen Kindesseele so viel an Ehr und Liebe zu teil werde, gibt ihm sein Engel zur Antwort: „So viel ist wert vor Gott die allerärmste Menschenseele, wenn sie hier einzugehen würdig ist". Zuletzt naht der reine Chor der Jungfrauen, geführt von der Königin des Himmels. Auch sie begrüßen das selige Kind, indem sie das Lied singen, das sonst niemand singen kann. So steht plötzlich der Zug vor dem Throne der heiligsten Dreifaltigkeit, um mit der Kindesseele das dreimal „heilig!" anzustimmen. Die großartige Feier krönt der Heiland, indem er als göttlicher Kinderfreund die junge Seele in seine Arme schließt mit den trostvollen Worten:

Ich bin dein Hirte, du der Schäflein eines,
Das ich mir auserwählt. So geh denn hin
Und weide auf den Au'n des Paradieses!

Mit den drei Gesängen könnte das Gedicht schließen; sein Held, die Kindesseele, hat das ersehnte Ziel erreicht — „im Lande der Seligen". Doch so einfach hat der Dichter seine Aufgabe nicht verstanden; für ihn bilden diese Gesänge fast nur die Einleitung zum eigentlichen Lied, zur Schilderung der ungeahnten Himmelsfreuden. Diese beginnen mit „einem Wiedersehen" — „ein Mutter- und ein Kindesherz im Himmel!" Das läßt sich nicht kurz nacherzählen, das muß man ganz lesen, um den Segensspruch der heiligen Jungfrau zu verstehen:

Glückselig jede Frau und jede Mutter,
Die hier im Himmel wiedersieht ihr Kind;
Glückselig jedes Kind, das wiederfindet
Im Himmel seiner Mutter goldnes Herz!

Der folgende Gesang „Seliges Erinnern" bildet die erweiterte Fortsetzung des Wiedersehens: Mutter und Kind tauschen ihre Erlebnisse aus. Die Erzählung der Mutter von ihrer Läuterung im Reinigungsorte, bei der ein Blick in die Hölle ihr das entsetzlichste Leid bereitete, füllt den größten Teil der Schilderung aus, die hier (S. 81—89) den Spuren Dantes nachgeht. Das Wiedersehen erweitert sich noch, indem auch der Mutter Eltern den seligen Enkel erwarten, um sich seiner zu freuen. Die übereinstimmenden Titel der letzten Gesänge: „Im Reiche des Vaters", „— des Sohnes", „— des Heiligen Geistes", deuten an, daß es drei Teile eines größeren Ganzen sein sollen. Die kleine Familiengruppe des seligen Kindes bleibt insofern auch hier im Vordergrunde, als sie gleichsam die Führerrolle übernimmt wie Dantes „Beatrice".

„Im Reiche des Vaters" führt uns der Dichter an erster Stelle die Glaubensboten seiner engeren Heimat vor: St Trudpert und die mit ihm einst aus Irland hergewallt waren, wie Fridolin, Pirmin und Landolin, samt den heiligen Frauen Lioba und Notburga. Ihrer aller Verdienste um das Heimatland werden gebührend hervorgehoben als Maß ihrer jetzigen Verherrlichung. Diesem Zuge der Seligen

„schließen sich neue Seelen an, die einst in diesem Tal als Menschen lebten“: Helden, mit Eichenlaub bekränzt, die für das Vaterland gefallen sind. Besonders genannt werden zwei Jünglinge, „die in dem letzten großen Einheitskampf auf Frankreichs Feldern fielen“, und drei andere,

Die auch den Heldentod, den frühen, starben,
Den schönen, heil'gen Tod fürs Vaterland,
Als halb Europa im Befreiungskampfe
Mit seinem mächtigen Erobrer rang.

Ihnen folgt „ein kleiner Reitertrupp aus Ludwigs, Prinz von Baden, kühnen Tagen“ zur Zeit der Türkenkriege, und zuletzt beendet den Zug ein Fähnlein Ritter, die einst voll Gottbegeisterung ins Heilige Land gezogen waren, doch den Heimweg nicht mehr fanden. Dann dehnt sich das enge Heimatbild zu einem großartigen deutschen Vaterlandsgemälde aller seiner Helden aus. Karl der Große eröffnete den Reigen, „und von des alten Reiches einst'gen Kaisern fehlte fast keiner“; doch war der Glanz ihrer Kronen nicht bei allen gleich und nicht derselbe, „den Dichtung und Geschichte ihnen gab“. Auch von den Kronenträgern des neuen Reiches werden zwei gesehen: „Der Greis, der sieg- und arbeitsreiche, der einst zum Kranksein hatte keine Zeit“, und sein Sohn, „das Urbild eines Helden, im Kampfe stark, im Leiden stärker noch, im Angedenken seines Volks unsterblich“. Von den Heerführern der beiden Kaiser reihte sich in den Zug:

Der greise Feldherr aus unsern Tagen,
Dem Gott den kühnen Plan des Einheitskampfes
In seine große, stille Seele legte.

Als letzter Recke erschien „der gewaltige Mann“,

Der Deutschland einigte mit Blut und Eisen,
Und der da sagte, daß ein Deutscher nichts
Und niemand außer Gott im Himmel fürchte.

Dem Kreise dieser weltlichen Kämpfer folgte „der Gottesstreiter große Schar“, aus der als „herrlichster“ von allen der hl. Bonifatius erstrahlte. So zog ein ganzes Heer von Seligen vorüber.

Es waren jene Helden ohne Zahl,
Die in gerechtem Kampfe je gefallen,
Sei es als Krieger für das Vaterland,
Sei es für Christus selbst als Glaubenshelden,
In ungezählten Reihen schritten sie.

An sie alle richtete der Ewige Worte der Anerkennung und Belohnung und enthüllte ihnen etwas aus der nächsten Zukunft des deutschen Volkes, dessen Staatsschiff ein Kaiser lenke, der nach dem klaren Stern des Völkerfriedens stetig den Kompaß gerichtet halte. Als Antwort auf Gottes lobende Anerkennung deutscher Treue stimmten die Völkerhirten und die Glaubensboten das „Großer Gott“ an, und all die andern Seligen fielen ein. Nur jener eisenharte, starke Mann mußte noch eine Sonderbitte für sein deutsches Volk vortragen, „daß es in seinem Marke nicht verdürbe“.

Wesentlich anderer Art sind die Bilder aus dem „Reiche des Sohnes“. Ein Chor von Kindern, die Seelenschar der Knaben und Mädchen, begrüßten hier des „Kindes sel'ge Seele“; dann folgten ländliche Szenen, die Seelen solcher, die in

Geduld und Zufriedenheit den Acker pflügten; ihnen reihten sich in dichtgeschlossener Schar jene an, die das Werkzeug, der Arbeit Zeichen, in ihren Händen hielten. Weiter kam „in glorienreicher Herrlichkeit ein neuer Zug von Seelen", die der Barmherzigkeit, in mannigfachen Gruppen. Alle hörten aus des Heilands Munde das Lob der Arbeitstreue und der Nächstenliebe.

Wen wir „im Reiche des Heiligen Geistes" zu erwarten haben, ist nicht schwer zu erraten: die Vertreter von Kunst und Wissenschaft. Da fühlt sich der Dichter auf seinem eigensten Gebiet, und wie der Schlußgesang an Umfang der größte ist, so bringt er auch den reichsten Inhalt. Dieser kann daher hier nur mit einzelnen Stichworten angedeutet werden. Die alten Meister der Musik

Hörten im Meer- und Waldesrauschen,
Was einst ihr Geist in Gottbegeisterung sang;
Denn was der Mensch aus Gott tut, ist unsterblich.

Sie werden in ihren Hauptschöpfungen aufgeführt bis herab zu dem Tonkünstler, der das Wunderwerk „Parsifal" geschaffen hat. Die Meister der Baukunst mit den vielen herrlichen Domen, der Erzguß und die Holzschnitzkunst in ihren schönsten Werken, die Maler mit ihren wundersamen Gottesbildern aus alter und neuer Zeit in stattlicher Zahl, zuletzt die Dichter, das sind

All die, in deren Brust ein Hauch des Geistes
Das Feuer reiner Freude unterhielt,
Die Flammen heiliger Begeistrung nährte —

der ganze Kunstreichtum steht hier verklärt. Die Wissenschaft ist vertreten durch eine Schar von Forschern und Denkern, „die Zwiesprach halten mit dem Geist des Herrn, und hören dort die ew'ge Wahrheit reden".

Der Schluß der ganzen Dichtung kehrt in gewisser Weise zum Anfang zurück. Der Engel des Kindes, der als Schutzgeist auf die Erde zurückgekehrt war, erscheint unerwartet wieder und verkündet seinem früheren Schützling, daß sein Schwesterlein zum erstenmal das Himmelsglück der heiligen Kommunion kosten dürfe und deshalb den Bruder und das Mütterlein zu Gaste lade. Die Einladung wird angenommen, und so klingt das Lied in ein heilig schönes Familienfest aus.

Von oben aber scholl wie Glockenklang
Des Heilands hehre Stimme: „Lieb' um Liebe!"

Je öfter ich die trostvollen Bilder aus der ewigen seligen Welt las, desto weniger habe ich an Kritik gedacht, sondern mich nur im Genusse gefreut. Und so ist es mir aus der Seele geschrieben, was eine geistvolle Feder als Schluß einer warmen Empfehlung in die kurzen Worte gefaßt hat: „In goldener Schale wird hier ein Trank geboten aus den ewigen Quellen, ein Trank, der heilt und kühlt und neues Leben einflößt, der Heimweh weckt wie mildert. Er wird ein Labetrunk werden für viele müde und dürstende Seelen. Das lohne Gott dem edlen Sänger!" N. Scheid S. J.

Ist das lenkbare Luftschiff eine deutsche Erfindung? Als Erfinder des lenkbaren Luftschiffes, der gleich nach den ersten Aufstiegen der Kugelballone (Montgolfier und Charles) die wesentlichen Eigenschaften eines Lenkbaren mit bewunderungswürdiger Klarheit festgesetzt habe, wird einstimmig Jean Baptiste

Marie Charles Meusnier bezeichnet. Es ist sicher, daß dieser französische General und Physiker, der am 19. Juni 1754 zu Tours geboren war, hervorragende Anlagen besaß. Als er nach sehr guten Studien seine Aufnahmeprüfung in die École du génie machte und ihn einer der Professoren fragte: „Was wissen Sie?" entgegnete er selbstbewußt: „Fragen Sie mich über das, was Sie wissen." Zur Zeit, da Montgolfier und Charles die ersten erfolgreichen Versuche anstellten (Juni und August 1783), war Meusnier Leutnant des Geniekorps zu Paris. In heller Begeisterung wandte er sich der neuen Errungenschaft zu und reichte bereits am 3. Dezember 1783 der Akademie der Wissenschaften ein Mémoire sur l'équilibre des machines aérostatiques ein. Von der Akademie, die den jungen Gelehrten schon 1784 zum Mitglied ernannte, wurde er beauftragt, Studien über die Vervollkommnung der Luftkugeln und ihre Verwendung bei wissenschaftlichen Untersuchungen anzustellen und darüber zu berichten. Das Ergebnis dieser Studien finden wir zum Teil in einem Aufsatze, der im Juli 1784 im Journal de Physique erschien, und in einem kurzen Überblick über die verschiedenen Arbeiten, der in der Akademie am 13. November 1784 verlesen wurde. Aber der größere Teil der Untersuchungen, die durch 16 Blätter mit Zeichnungen erläutert wurden, ist nur in einigen Abschriften auf uns gekommen.

In der Frage nach der für die Fortbewegung günstigsten Form entscheidet sich Meusnier für die elliptische Gestalt des Ballons. Doch soll die größere Achse nicht mehr als das Doppelte oder Dreifache der kleineren betragen, damit ein Stampfen und Schlingern vermieden werde. Der Gasballon ist mit einem Luftsack, d. h. mit einer atmosphärische Luft enthaltenden Hülle zu vereinigen. Und zwar kann entweder das Gas den oberen, die Luft den unteren Teil der Gesamthülle einnehmen, oder die Gashülle kann den Luftsack umschließen, oder der Luftsack kann um die Gaskugel gelegt werden. Als Vorteile dieses sog. Ballonets bezeichnete Meusnier selbst die Erhaltung der Form des Tragkörpers, die Erzielung des vertikalen Gleichgewichtes und die Möglichkeit, ohne Gasverlust auf- und abzusteigen. Das einzige Mittel, dem Ballon eine von den Winden unabhängige Bewegung zu geben, erblickte Meusnier in der Schraube; er nennt sie „sich drehende Ruder" (rames tournantes).

Zu einer Verwirklichung dieser bis in die kleinsten Einzelheiten ausgearbeiteten Vorschläge kam es zunächst nicht, wenigstens wenn wir von den Versuchen der Brüder Robert absehen. Diese beiden, die schon Charles bei der Herstellung seines ersten Ballons unterstützt hatten, erbauten im Auftrage des Herzogs von Chartres nach Meusniers Ideen einen länglichen Ballon mit einem Luftsack und machten damit im Juli und September 1784 Aufstiege. Doch war der Ballon nur klein, auch verwandten sie als Fortbewegungsmittel nicht eine Schraube, sondern Ruder in Regenschirmform. Darum war der Erfolg in der Lenkung wohl noch unbedeutender, als die allerdings ohnehin schon bescheidenen Angaben vermuten lassen.

Meusnier, der sich in der Naturwissenschaft auch sonst einen angesehenen Namen erworben hatte, wurde im Alter von 39 Jahren als Platzkommandant

von Kastel bei Mainz bei einem Ausfalle durch eine preußische Kugel tödlich verwundet und starb am 13. Juli 1793. König Friedrich Wilhelm II. soll dem gelehrten Offizier Heilmittel und Erfrischungen geschickt und bei seinem Tode ausgerufen haben: „Er hat mir viel Leids getan, aber fürwahr, Frankreich hat keinen größeren Mann hervorgebracht." Die preußischen Kanonen feuerten bei der Leichenfeier eine Ehrensalve.

Die Handschriften Meusniers waren in Cherbourg geblieben, an dessen Befestigung er vor Ausbruch der Revolution mitgearbeitet hatte. Von da kamen sie in die Nationalbibliothek, nachdem eine Abschrift für die École aérostatique de Meudon gemacht worden war. Schon nach einem Jahre zog man jedoch die Schriftstücke wieder aus der Bibliothek zurück, weil das Direktorium bei der Wichtigkeit der Sache es für besser hielt, sie geheim aufzubewahren. In der Folge wurden noch einige Abschriften angefertigt, während das Original verschwunden ist. Ein Exemplar kam 1870 bei der Einnahme von Metz in deutschen Besitz und wird in der Bibliothek des Kgl. Preußischen Generalstabes in Berlin aufbewahrt. Das Deutsche Museum in München besitzt eine Nachbildung. Auch heute noch erregen die Darlegungen allgemeine Bewunderung.

Diese Bewunderung teilte auch ich, bis mir ein kleines, 1784 bei Faber und Nitschke in Kopenhagen und Leipzig veröffentlichtes Werkchen in die Hände fiel, das den Titel führt: L'art de naviguer dans l'air. Exposé par C. G. Kratzenstein, professeur royal de physique expérimentale et membre de plusieurs académies.

Nach den Angaben der Allgemeinen Deutschen Biographie war Christian Gottlieb K. Kratzenstein am 30. Januar 1723 zu Wernigerode als Sohn des dortigen Bürgermeisters geboren[1]. Nachdem er in Halle Naturwissenschaft studiert und die Würde eines Doktors der Physik erlangt hatte, wirkte er in derselben Stadt von 1746 an als Physiklehrer. Durch gelehrte Abhandlungen erwarb er sich bald ein solches Ansehen, daß er 1748 als Akademieprofessor für Mathematik und Mechanik nach St Petersburg berufen wurde, wo er besonders das Seewesen studierte und verschiedene nautische Instrumente verbesserte. 1753 erhielt er einen Ruf als Professor der Experimentalphysik nach Kopenhagen. Dort machte er Beobachtungen und Entdeckungen auf den verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaft und wirkte als allseitiger und tüchtiger Lehrer, bis er am 6. Juli 1795 starb. Panum, Professor der Physiologie in Kopenhagen, schreibt von ihm: „Ich glaube, daß man bei näherer Bekanntschaft mit seinen Arbeiten erkennen muß, daß K. nicht nur ein tüchtiger und scharfsinniger Experimentator, sondern auch ein wirklich genialer Mann und seiner Zeit voraus war. Man wird das erkennen, wenn man bedenkt, welche Probleme es waren, mit denen er

[1] Zur Geschichte der Frauenbewegung sei hier angemerkt, daß ein anderer Sohn, der als Rechtslehrer an der Hochschule zu Helmstedt wirkte, Institutes du droit civil pour les dames schrieb, worin er für gelehrte Bildung und Emanzipation der Frauen eintrat. Er hatte vor, in ähnlicher Weise die Pandekten für die Frauen zu bearbeiten.

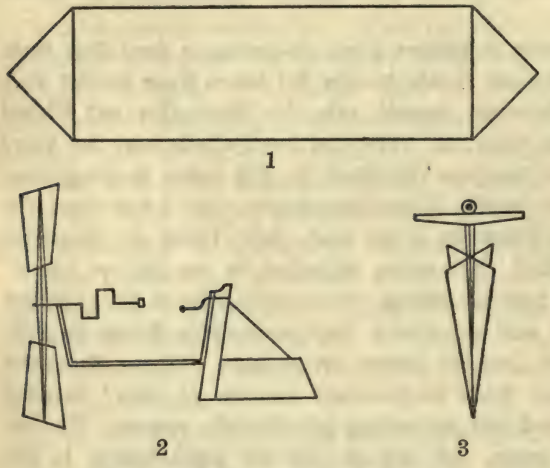
sich beschäftigte. Man wundert sich, zu sehen, wie er ... auf eine erstaunliche Weise Gedanken entwickelt hat, die man gewöhnlich Physikern unserer Zeit, namentlich Helmholtz, König und Esselbach, zuschreibt. So hat er schon die Meinung aufgestellt, daß der Laut und das Licht so miteinander übereinstimmen, daß man ebensowohl von Lichtoktaven wie von Lautoktaven reden und den Laut ‚sichtbar machen kann', so daß wohl einmal mit der Zeit die Rede davon sein könne, eine Augenmusik auszuführen, und daß man, indem man die Laute auf eine bestimmte Weise einen Widerhall geben ließe, Vokallaute nachahmen könne." Kratzenstein hatte in der Tat schon eine Maschine hergestellt, die vier Silben deutlich wiedergab.

In dem schon genannten Schriftchen L'art de naviguer dans l'air macht der gelehrte Mann zunächst auf ehrliche deutsche Art seinem Ärger darüber Luft, daß er nicht selbst die Erfindung gemacht habe, die Montgolfier und Charles geglückt sei, „obwohl man schon seit 1776 aus den Beobachtungen des Herrn Cavendish wußte, daß die brennbare Luft (Gas) spezifisch leichter ist als gewöhnliche Luft". Nicht minder deutsch ist die Gutmütigkeit, mit der er nun seine reiche Erfahrung in den Dienst der neuen Sache stellt, indem er „eingehende Anweisungen über die Kunst, mit einiger Sicherheit in der Luft zu fahren", geben will. Er hält sich dazu für befähigt; denn einerseits hat er seit 40 Jahren darüber nachgedacht, wie man auf Grund der hydrostatischen Gesetze ein Luftschiff bauen könne, wie es „vor 98 Jahren der berühmte Italiener Franziskus Tertius de Lanis in seinem Buche Magisterium naturae et artis[1] dargelegt hat". Anderseits ist er auch mit der Lenkung der Seeschiffe vertraut. Die nun folgenden Ausführungen zeigen, daß wir es nicht mit phantastischen, in Eile zusammengerafften Ideen, sondern mit jahrelang durchdachten Plänen und eingehenden Berechnungen zu tun haben. Obwohl das Büchlein nur 99 Seiten zählt, würde es zu weit führen, den reichen Inhalt auch nur kurz anzugeben. Es sei darauf hingewiesen, daß Kratzenstein bereits eine Tabelle für den Barometer- und Thermometerstand und die Dichtigkeit der Luft in verschiedenen Höhen (bis 10000 Fuß) bietet, daß er von Luftschiffhallen, Luftschiffkarten und starren Tragkörpern aus Eisenblech spricht, daß er Anweisungen gibt für die Führung des Luftschiffes nach der Karte, nach dem Kompaß und nach Sonnen- oder Sternenhöhe und für die Bestimmung der Fahrtgeschwindigkeit. Auch die Ausnützung des Schlepptaues, wie sie seinerzeit Santos Dumont besonders geübt hat, und die Möglichkeit, durch Schrägstellung des Luftschiffes sich zu heben oder zu senken, wie wir sie bei unsern Lenkbaren finden, werden von ihm besprochen.

Überraschender als alles das ist die Feststellung: **Kratzenstein zeigt in seinen Ausführungen merkwürdige Übereinstimmung mit Meusnier.** In der Untersuchung über die günstigste Form kommt auch Kratzenstein zu dem Ergebnis, daß eine **längliche**, zylinder-kegelförmige Gestalt

[1] Im II. Bande, der 1686 erschien. P. Francesco Lana S. J. hatte aber schon früher, nämlich in dem 1670 veröffentlichten Prodromo, die Idee seines Luftschiffes entwickelt.

am geeignetsten für ein Luftschiff sei (Abb. 1). Ferner bezeichnet er in einer besonders eingehenden Darlegung als das einzig aussichtsvolle Fortbewegungsmittel das Ruder, und zwar in Radform angeordnete Ruder, mit einem Wort die Schraube (Abb. 2). Er nennt diese Vorrichtung roue à rames ... étant tournée par deux hommes. Er berechnet sogar schon den günstigsten Steigungswinkel der Schraubenblätter, den er mit 35° 16′ angibt. Auch zum Ballonet finden wir bei Kratzenstein einen Ansatz. Obwohl er immer darauf bedacht ist, Gasverlust möglichst zu vermeiden, zieht er doch auch die Möglichkeit in Erwägung, daß dem Luftschiffer kein anderes Mittel zum Herunterkommen übrig bleibt. Für diesen Fall empfiehlt er, den Tragkörper oben und unten mit je einem Ventil zu versehen, das mittelst einer Schnur von der Gondel aus im Notfalle geöffnet werden kann, so daß dann gewöhnliche Luft unten eindringt und Gas oben ausströmt. Weil aber dabei Gefahr bestehe, unnötigerweise Gas zu verlieren, sei es noch besser, von der Gondel aus zwei Röhren in das Innere des Ballons hineingehen zu lassen, und zwar eine kürzere, die unten, und eine längere, die oben im Tragkörper mündet. Sie sollen zugelötet sein und im Notfalle mit dem Messer geöffnet werden, damit durch die kürzere atmosphärische Luft einströmen und durch die längere Gas nach unten entweichen kann. Von da zum Ballonet war nur noch ein Schritt, zumal da Kratzenstein an einer andern Stelle darauf aufmerksam macht, daß man das Gas, das beim Steigen aus dem Füllansatz eines starren Ballonkörpers herausgepreßt wird, in einem eigenen Ballon auffangen und dann in ein Gefäß pumpen und komprimieren könne. Bei Angabe der verschiedenen Methoden, einen Metallballon zu füllen, spricht er auch von Zwischenhüllen.



Aus den Zeichnungen Kratzensteins.

1. Eine von den vorgeschlagenen länglichen Formen. 2. Gondel mit Schraube (links) und Steuer (rechts). Die Schraube sollte um 90° drehbar sein, um auch als Hutschraube Verwendung zu finden. 3. Harpunenartiger Wurfanker.

Nun sei zugegeben, daß diese Übereinstimmung in den Hauptpunkten auch eine zufällige sein könnte. Was aber mit zwingender Notwendigkeit auf eine Abhängigkeit beider Schriftsteller voneinander schließen läßt, ist die Übereinstimmung auch in Einzelheiten und nebensächlichen Dingen.

So empfehlen beide einen langen, schmalen Wurfanker, der harpunenartig geschleudert in den Boden eindringen soll (Abb. 3). Beide geben Anweisung, wie man das zur Verwendung kommende Material, besonders oen Stoff zur Hülle und die Halttaue, auf ihre Widerstandskraft prüfen soll. Beide kommen zu dem Ergebnis, daß mit einfachen Rudern nichts zu erreichen und selbst mit den „sich drehenden Rudern", mit der Schraube, nur die bescheidene Schnelligkeit von etwa 4 km in der Stunde möglich ist. Man könne also nicht gegen den Wind angehen und müsse vor allem darauf bedacht sein, die verschiedenen Windströmungen auszunützen. Beide geben eingehende Berechnungen des Gewichtes und der Kosten. Beide gebrauchen auch gleiche oder ähnliche Ausdrücke, z. B. tyau für den zum Tragkörper führenden Schlauch, rames tournantes bzw. roue à rames für die Schraube. Diese Übereinstimmungen ließen sich sicher noch um vieles vermehren, wenn jemand in der Lage wäre, beide sehr seltenen Werke gleichzeitig einzusehen und zu vergleichen. Ich konnte leider Meusniers Schriften nicht selbst nachprüfen und war auf die mehr und minder ausführlichen Angaben anderer angewiesen. Doch dürfte das Angeführte mit genügender Sicherheit beweisen, daß zwischen Meusnier und Kratzenstein eine Abhängigkeit bestehen muß.

Aber wer ist von dem andern abhängig? Aus der Zeit läßt sich nichts abnehmen. Meusnier verfaßte seine Arbeiten im Laufe des Jahres 1784; aber auch das Werkchen Kratzensteins trägt die Jahreszahl 1784. Indes gegen die Annahme, Kratzenstein habe Meusnier benützt, sprechen verschiedene Gründe. Zunächst: wie hätte die Handschrift nach Kopenhagen kommen sollen? Des weiteren gibt sonst Kratzenstein genau an, wenn er das Forschungsresultat eines andern benutzt, wie er auch Montgolfier und besonders Charles unverhohlene Bewunderung zollt. Endlich zeigen Meusniers Ausführungen da und dort einen Fortschritt, eine Weiterführung gegenüber den Darlegungen Kratzensteins. Es besteht aber auch ein gewichtiger positiver Grund für die Abhängigkeit des Franzosen von dem Deutschen. Kratzenstein hat sein Werkchen Charles gewidmet, und in dem Zueignungsschreiben erklärt er in etwas überschwenglicher Weise, daß er sich glücklich schätzen würde, wenn seine schwachen Einfälle etwas zur Vervollkommnung der neuen Erfindung beitragen könnten. Charles möge daher gestatten, daß er diese Gedanken seinem Urteile unterbreite. Da ist es doch selbstverständlich, daß der Verfasser seine Schrift, sobald sie aus der Presse kam, in einem oder mehreren Exemplaren nach Frankreich an Charles sandte, so daß Meusnier, der eben begonnen hatte, sich mit Luftschiffahrt zu befassen, das Büchlein kennen lernen mußte. Auf diese Weise wäre sehr natürlich erklärt, wie Meusnier plötzlich mit so reifen, fertigen Ideen über ein lenkbares Luftschiff hervortreten konnte. Er benutzte eben das, was der deutsche Gelehrte aus Wernigerode in vier Jahrzehnten ersonnen hatte. Meusnier wird allerdings als sehr ehrenhafter Mann geschildert. Aber zunächst ist gar nicht ausgeschlossen, daß er in seinen mündlichen Berichten der Vorarbeiten Kratzensteins gedacht hat. Ob er die auf uns gekommenen schriftlichen Aufzeichnungen genau in dieser Form ohne weitere Zusätze in den Druck gegeben hätte, ist sehr fraglich. Schon am 24. Januar 1784 hatte Brisson in

der Akademie einen kurzen Bericht über die Lenkbarmachung der Ballone verlesen und ebenfalls eine längliche Form des Tragkörpers verlangt. Sollte auch dieser Bericht von Kratzenstein abhängig sein, so müßten wir annehmen, daß sein Büchlein sehr bald, Ende 1783 oder jedenfalls in den ersten Tagen von 1784, nach Paris gelangte. Dafür spricht der Umstand, daß Brisson noch viel genauer als Meusnier die von Kratzenstein vorgeschlagene Form nennt, nämlich die eines Zylinders mit je einem Kegel an den Enden, so daß die Länge des Tragkörpers ungefähr das Fünf- bis Sechsfache der Breite beträgt. Ferner schreibt Kratzenstein ausdrücklich, er hoffe, daß seine Erwägungen und Ratschläge in Paris Nutzen bringen würden, da man ohne Zweifel nur den Anbruch des Frühlings abwarte, um an die Herstellung eines dauerhaften Luftschiffes zu gehen. Er muß also seine Schrift noch im Winter 1783 geschrieben haben.

Alles in allem wird man somit sagen dürfen, der Lenkbare sei von Kratzenstein oder wenigstens von Kratzenstein und Meusnier erfunden worden. Jedenfalls aber verdient unser deutscher Landsmann, den ich bis jetzt noch in keiner Geschichte der Luftschiffahrt gefunden habe, darin einen Ehrenplatz.

B. Wilhelm S. J.

Wie der Weltkrieg kam.

1. Durchblick und Einleitung.

Der weltgeschichtliche Zeitraum vom Abschluß des Frankfurter Friedens bis zum Ausbruch des Weltkrieges ist voll von feingewobenen, ineinanderverschlungenen Plänen, reich an weltumspinnenden und weltumspannenden Entwürfen und Unternehmungen und scheint deshalb nicht wenig verwirrt zu sein. Und doch dünkt uns, daß ein deutlicher Durchblick durch die Vorgeschichte des Weltkrieges sich wie von selbst darbietet, wenn man die Fülle der Gesichte nach drei Leitideen zusammenfaßt: der kontinentalen Großmachtpolitik des neuen Deutschen Reiches, dem Aufschwung seiner aufkommenden Weltpolitik, dem Zusammenschluß aller Gegnerschaften wider das eine und das andere. Mit diesem Durchblick tut sich ein Einblick auf: der Anteil der maschinellen Technik am Schicksal des Weltkrieges tritt zutage.

Nachdem das Deutsche Reich begründet und aufgerichtet war, galt es, diese neue Großmacht dem alten Europa ohne weitere Erschütterungen einzufügen, ihr eine kontinentale Großmachtstellung zu geben und zu sichern, die dem Umfang und der Bedeutung Deutschlands entsprach. Eine würdige Aufgabe für Bismarcks Staatskunst. Gleichzeitig mußte der innere Ausbau des Reiches vollendet werden und die auswärtige Reichspolitik, die auch ein völlig Neues war, in feste Formen kommen. Wie Bismarck sie führte, kann man im Umriß an der Folge der namhaften Ereignisse ablesen: das Einvernehmen der drei Kaiser, der Berliner Kongreß, der Zweibund, dessen Erweiterung zum Dreibund, Neutralitätsvertrag und Rückversicherung, Veröffentlichung des Bündnisvertrages zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn. Die kontinentale Großmachtstellung der im Dreibund verseinten Reiche wurde erheblich gefestigt und gesteigert. Allerdings nur zu Verteidigungszwecken. Allein die außerhalb gebliebenen kontinentalen Großmächte konnten den Dreibund zum Anlaß nehmen, um behufs Wahrung des „europäischen Gleichgewichts“ sich ihrerseits zusammenzuschließen. Was seit nahezu zwei Jahrzehnten in der Luft lag, trat in die Erscheinung: das franko-russische Bündnis.

Geschah dieses bekanntlich erst nach dem Rücktritt des Fürsten Bismarck, so hat er vorher noch ein anderes Neues vorzubereiten verstanden: die Weltpolitik des Deutschen Reiches. Bezeichnete der Berliner Kongreß einen Höhepunkt in Bismarcks deutscher Europapolitik, so erscheint die Berliner Kongokonferenz als erheblich großer Erfolg in Bismarcks deutscher Weltpolitik. Nur deren Anfänge leitete er; erst zur Zeit seines Abganges und in den folgenden Jahren kam das neue Zeitalter zu vollem Durchbruch: das der Weltmächte. Europäische Großmächte wurden Weltmächte und außereuropäische traten auf den Plan. Das Deutsche Reich konnte sich diesem Wandel nicht entziehen. Denn die treibende Kraft in dem Vorgang ist die Entfaltung der maschinellen Technik zu Riesenbetrieben und zum Welthandel. Das neue Reich wurde aber in Produktion und Umsatz erst ein Industriestaat, und schon ein solcher ersten Ranges. Durch die Wucht dieser Tatsache in die vorderste Reihe der Weltstaaten eingeführt, sah es sich genötigt, das Erreichte zu schützen und eine der Weltstellung entsprechende Kriegsflotte in Bau zu nehmen.

Nun gab es aber unter den Weltmächten eine, die ward es nicht erst, die war es schon lange. Als der deutsche Einfluß durch alle Poren der Weltwirtschaft zu dringen begann, konnte der Weltgeschäftsstaat nicht ruhig bleiben. Seit langem gewohnt, alle Märkte der Welt anzusehen, als seien sie ihm hörig und zugehörig, verfiel es wildem Geschäftsneid. Die geschäftliche Zwangswahnvorstellung, welche im Wettbewerb Angriff sieht, blieb nicht aus. Die von der Weltstellung geforderte Schutzmaßregel, die deutsche Kriegsflotte, erschien ihm als eine unter den eigenen Geldschränken angebrachte Höllenmaschine, deren Zündschnur immerzu fortglomm. Die Feindschaft Englands wider Deutschland verdichtete sich zu dem Wort, es gebe keinen Engländer, der durch den Ruin Deutschlands nicht reicher würde. Mit andern Worten: Alle, denen Reicherwerden alles ist, müssen wünschen, daß Deutschland ruiniert werde. Als Gipfel aller geschäftlichen Gerissenheit erschiene es, wenn der Sturz von Deutschlands Weltmachtstellung durch mit England verbündete Staaten besorgt werden könnte und diese obendrein als Konkurrenten Englands, was sie eben doch auch sind, sich dabei selbst ruinierten. Auf solcher Höhe stand die Einkreisungspolitik Eduards VII.

Sie leitete beide Strömungen in ein Bett: die feindliche Gegenströmung wider des Deutschen Reiches kontinentale Großmachtstellung, das franko-russische Bündnis, und die feindliche Strömung wider des

Deutschen Reiches Weltmachtstellung, den Haß Englands. Die Einkreisungspolitik bezweckte, daß Deutschland auf dem Kontinent durch eine ringförmige Koalition erdrosselt werde und zudem das überseeische Deutschland aller Raffgier dann als gute Prise erscheine. Die kontinentale Einkreisung Deutschlands gelang nicht in dem Maße, als gehofft wurde, weil Österreich seinen Beitritt glatt versagte. Der letzte Besuch Eduards VII. in Ischl war vergebliche Mühe. Daher mußte Österreich-Ungarn in die Einkreisung einbezogen und zu diesem Behuf Englands Balkanpolitik neu orientiert werden. Dort überstürzten sich die Ereignisse, und in der bosnischen Krise bekam die Einkreisung einen Sprung, der erst wieder verlötet werden mußte. Eduard VII. war es nicht vergönnt, zu erleben, was er vorbereitet hatte. Erst fünf Jahre nach seinem Tod explodierte seine Maschinerie. Sie entlud sich in einem der furchtbarsten unter den Kriegen, welche den Erdboden mit Leichenhaufen bedeckt, das Antlitz der Erde verstört und verwüstet haben. Daß der eleganteste, üppigste Weltmann von Europa die Aussaat des grausamen Unheils als Lebenswerk betrieb, das gehört zum Ganzen. Suchte man eine feine Vignette für das grauenvolle Buch vom Weltkrieg, so könnte die Marienbader Balkonszene vorgeschlagen werden, welche die Einkreisungskünstler, Eduard VII., Clémenceau, Iswolski, nach dem Déjeuner dînatoire vor Europa zur Schau stellte. Erklärender Text: Rache für Ischl. Als Einführungsvignette des ersten Kapitels empfähle sich das Bildchen, das im Oktoberheft der „Deutschen Rundschau" vom Einzug Poincarés in Petrograd hingeworfen wurde: „der Präsident der Republik fuhr Seite an Seite mit dem Zaren durch die blutigen Straßen; der kleine, heimlich feiste Silen im Zylinder mit dem großen, leeren Niemand aus dem Hause Romanow" [1].

Rein Persönliches, individuelle Eigenart, leidenschaftliche Feindschaften spielen in der Vorgeschichte des Weltkrieges eine große Rolle. Eine größere noch die Gegensätze und Wettbewerbswiderstreite der Völker. Es ist aber, als sähe man hinter dem Schicksal des Weltkrieges die Umrisse eines schreckhaften Weltgespenstes, eine internationale Urheberschaft, den Anteil der maschinellen Technik. Keine Mythendichtung träumte von einem Unhold, der diesem Kulturfatum vergleichbar wäre. Es verlieh der Menschheit ein Göttergeschenk, groß, glänzend, glorreich wie keines, preiswürdig und vielgepriesen als Inbegriff nie dagewesener Errungenschaften, als Fortschritt zu

[1] J. Schaffner, Paris. (Deutsche Rundschau 161, 106.)

nie dagewesenen Kulturhöhen. Begleiterscheinung aber wäre die Ära der Weltkriege. Denn die maschinelle Technik ruft Weltreiche hervor und deren Wettbewerb. Der verläuft aber nicht in Parallelen. Er erzeugt Spannungen, die sich periodisch in Kämpfen ums Dasein entladen. Zugleich rüstet die maschinelle Technik die Daseinskämpfer mit Waffen aus, Überwundern der Technik, welche alle Wunder der Technik zu zerstampfen geeignet und bestimmt sind. Von den Myriaden zu geschweigen, welche die entfesselte Furie des Krieges dabei zur Strecke bringt. Wo bleiben die Richtlinien des Kulturfortschritts in dieser beginnenden Epoche der Weltgeschichte?

Als ein Wagnis erscheint es, auf Grund lediglich allgemein bekannten Materials an die historische Auszeichnung dieser Konturen heranzutreten. Allein die weltbewegenden Ereignisse nehmen alle Gedanken gefangen. Und wenn man das Unglück tragen muß, nicht dabei sein zu können, bohrt sich die Seele um so tiefer in das Weltschicksal ein, von dem heute niemand sagen kann, ob es im kulturellen Belang am letzten Ende als eine Götzendämmerung oder als die Götterdämmerung erscheinen wird.

* * *

Einleitend ist vom neuen Deutschen Reich auszugehen. Deutschland, seit Jahrhunderten politisch eine Null und Nonvaleur, stand mit einemmal als die große europäische Großmacht da. Diese Tatsache an sich ergab Verschiebungen der Machtverhältnisse, Veränderungen der Gleichgewichtslagen und weitreichende Folgen von beidem. Zwar ist die Zahl der Großmächte nicht vergrößert worden, wie das bei der Gründung der sechsten Großmacht, des Königreichs Italien, der Fall war. Vom europäischen Standpunkt gesehen, trat das Deutsche Reich an die Stelle der Großmacht Preußen. Für jeden benachbarten Großstaat war die Aufrichtung des Deutschen Reiches Einbuße und etwas wie Schädigung, lucrum cessans, damnum emergens. Denn die Ohnmacht Deutschlands war für alle ein politischer Vorteil, die Obmacht Deutschlands schien eine heraufziehende, drohende Gefahr; die Neubildung eines diplomatisch, militärisch, finanziell, wirtschaftlich, handelspolitisch so geschlossenen und leistungsfähigen Großreiches, das sich unter die Großmächte Europas mitten hineinstellte, war niemand willkommen.

Von Frankreich nicht zu reden. Es hatte die Kosten zu tragen gehabt. Aber wenn man auch davon absähe, von lauerndem Haß, von sprungbereiter Rachsucht als Ergebnissen des Krieges und des Friedens, die bloße Tatsache, daß an Stelle des einstigen ohnmächtigen Nachbargebietes nun

vom Wasgau bis zu den Ardennen ein Großstaat voll Lebenskraft dräute, war schon eine sehr mißliche Wandlung, wie Thiers es seit 1866 vorauszusagen nicht müde wurde. Dazu kam, daß die schon durch Jahrhunderte verfestigte politische und kulturelle Vormachtstellung Frankreichs sich nun verflüchtigen und Frankreich eine europäische Machtstellung sich erst wieder von neuem schaffen mußte. Die Aufgabe, solchem Nachbarn auch nur gewachsen zu sein und zu bleiben, lastete schwer; man mußte ihm aber überlegen werden, sollte die Wiedervergeltung Aussicht auf Erfolg haben, die Revanche, welche nach Gambettas „gemäßigter" Formel die fixe Idee auch derjenigen zu sein hatte, die sie aus Vorsicht nicht hinausschrien, sondern im Busen bargen.

Mit starker Hand hielt Kaiser Franz Joseph in der Krise von 1870 das Steuer seines Staates; hohen Sinnes entbot er dem neuen Reich ehrlichen Willkommgruß, dem die Tat bald folgte, sein Besuch in Berlin. Beustens halsbrecherische Tanzkünste blieben Privatbetätigungen ohne politische Folgen und wurden Vorläufer seines Abganges. Allein die Geschichte, die Nationen, die Geographie sind gegebene Größen, an denen keine Staatskunst etwas zu ändern vermag. Hatte das Jahr 1866 Österreich gewissermaßen negativ und bis auf weiteres, so hatte das Jahr 1870 es positiv und sozusagen für immer aus Deutschland ausgeschlossen. Es lag nahe zu besorgen, daß das geeinte Deutschland allgemach auf die Deutschen in Österreich eine Anziehungskraft ausüben werde, welche eine zentrifugale Tendenz mehr in das Reichsgefüge brächte, das in einem eben erst angefertigten und noch viel befehdeten Verfassungsbau sich zu verjüngen versucht hatte. Zudem genügt ein Blick auf die Landkarte und die Erinnerung an die traditionelle russisch-preußische Freundschaft, um die Möglichkeit einer Allianz auftauchen zu sehen von solcher Übermacht und Nähe, daß keine Allianz, welche sie sei, Österreich-Ungarn wirksame Hilfe dawider zu verbürgen vermocht hätte.

Freilich waren die russischen leitenden Staatsmänner und erst die sog. öffentliche Meinung des europäischen Ostens weit davon entfernt, das neue Reich mit Entzücken zu betrachten. Auch für die russische Kontinentpolitik war es ein Vorteil, daß Deutschland politisch nicht zählte und die Vielstaaterei Gelegenheit bot, Exposituren russischen Einflusses in Deutschland warm zu halten. Man denke, wie sehr die russische Politik dynastische Politik ist, wie tief durch die Verwandtschaft mit nord-, mittel- und süddeutschen Fürstenhäusern der russische Einfluß nach Deutschland reichte. Gewiß, die

verwandtschaftlichen Beziehungen zum Hohenzollernhause waren besonders innige, und die staatlich-nachbarlichen gestalteten sich danach. Man war von Berlin aus in der polnischen Krise der 1860er Jahre entgegenkommend gewesen; während der Kriege von 1866 und 1870 hat Rußland dem werdenden Deutschen Reich unschätzbare Dienste erwiesen; es war sicher, nicht gestört zu werden, wenn es sich nun bezahlt machte, indem es die Kriegswirren benützte, um die Neutralität des Schwarzen Meeres dem völkerrechtlichen Antiquitätenkabinett zu widmen. Als der Nachbar aber so gewachsen war, daß er von Königsberg bis Straßburg, von der dänischen Grenze bis zum Bodensee sich erstreckte, da mußte man in Petersburg inne werden, daß auch die preußischen Grenzwälle um vieles erhöht und gefestigt waren, daß es mit der in der Macht der Verhältnisse liegenden Gönnerrolle von einst für Rußland vorbei war. Erstaunt sah man hinüber, ob die deutsche Einheit wirklich würde und zusammenhielte. Wenn Alexander II. 1876 zum Botschafter Prinzen zu Reuß von der „leider noch nicht festgekitteten deutschen Einheit" sprach, so mag man dieses Bedauern Alexanders II. als bare Kaisermünze ansehen, im Munde seines vielgeschäftigen, überall zettelnden Staatskanzlers Gortschakow hätte das „leider" genau den Sinn von „hocherfreulicherweise" gehabt mit einem Unterton von Hoffnung auf gesteigertes Leid.

In der Reichstagssitzung vom 16. Februar 1874 hat Moltkes abgeklärte Weisheit in ein paar markigen Sätzen es ausgesprochen, daß die Begründung des neuen Reiches kaum einem der Nachbarn willkommen war, daß die großen Erfolge der jüngsten Vergangenheit Scheelsucht auslösen mußten und Mißtrauen betreffs der Zukunft, daß die kontinentale Stellung Deutschlands ungemeine Forderungen stelle an die Bereitschaft der Reichswehr:

„Ein großes weltgeschichtliches Ereignis wie die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches vollzieht sich kaum in einer kurzen Spanne Zeit. Was wir in einem halben Jahr mit den Waffen errungen haben, das mögen wir ein halbes Jahrhundert mit den Waffen schützen, damit es uns nicht wieder entrissen wird. Darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben: wir haben seit unsern glücklichen Kriegen an Achtung überall, an Liebe nirgends gewonnen. Nach allen Seiten stoßen wir auf das Mißtrauen, daß Deutschland, nachdem es mächtig geworden, in Zukunft ein unbequemer Nachbar werden könnte."

Das war vorsichtig gesprochen; denn weit verbreitet war nicht bloß Mißtrauen dem unbequemen Nachbar gegenüber, sondern hochgradige Furcht

vor dem bedrohlichen. Deshalb flatterten immer wieder Gerüchte über Gerüchte auf, das neue Reich sei geborener Friedensstörer und müsse und werde Eroberungspolitik treiben. Von solcher Notwendigkeit war das Reich so weit entfernt, daß vielmehr friedliche Allianzpolitik als die auswärtige Bedingung seines Gedeihens erschien.

Unabänderliches ist immer zuerst in Rechnung zu stellen, Unabänderliches wie die geographische Lage eines Staates. Wiederum zeigt ein Blick auf die Landkarte, daß das neue Reich als gegebenes Objekt von Koalitionen dasteht, daß es demnach allianzbedürftig ist und die auswärtige Reichspolitik mit nichts so sehr zu rechnen hat als mit diesem Umstand.

* * *

Jedermann kennt die Schuwalow-Bismarck-Anekdote, steht sie doch in den „Gedanken und Erinnerungen" (II 224): In einem hochpolitischen Moment und Gespräch sagte der russische Diplomat zum deutschen Reichskanzler, wie eine Zwangsvorstellung scheine ihn die Sorge vor Koalitionen zu verfolgen. Darauf erwiderte Fürst Bismarck, das sei notwendig, könne nicht anders sein. Dieser Ausspruch fällt auch wegen desjenigen ins Gewicht, an den er gerichtet war. In der ungeheuren Menge von Statisten, Subalternen, von Vielzuvielen, von Nützlichen und Brauchbaren, die Bismarck um sich sah, ragten nur wenige zu der Höhe empor, daß sie den Titanen abstießen oder anzogen. Anders freilich wirkte das eine, anders das andere. Auch geringere Leute konnten ihn abstoßen, und das entband zumeist Elementargewalten; sympathisch waren ihm fast nur einige wenige große Figuren, und es ging selten über freundliche Stimmung hinaus. Was er aber diesen sagte, und zu ihnen gehörte Graf Paul Schuwalow, war meistenteils echter Bismarck.

Schon während des Krieges bereitete die Sorge ihm schlaflose Nächte, daß eine Koalition der Neutralen sich in die Angelegenheit des Friedensabschlusses einmengen könnte. Mit großer Kunst beseitigte er diese Gefahr. Er ließ nach Rußland eine leise Anregung gelangen, den Artikel des Pariser Vertrags von 1856 zu beseitigen, der die Neutralisation des Schwarzen Meeres betraf. Als Rußland dieses am 31. Oktober 1870 einseitig durchführte, war das englische Kabinett, und nicht bloß dieses, darüber sehr aufgebracht. Die Neutralen waren nun reichlich beschäftigt; Stöße von Korrespondenzen häuften sich auf. Bismarck fiel wie von selbst die Vermittlerrolle zu; er leitete die Londoner Konferenz in die Wege. Ehe sie

zusammentrat, mußte ihr ausschließlicher Gegenstand festgestellt werden. Selbstverständlich war es der Streitpunkt, aber lediglich dieser, die Artikel des Pariser Vertrags von 1856, welche das Schwarze Meer betrafen. Die Gefahr einer Einmischung der Neutralen in die deutsch-französischen Friedensunterhandlungen verschwand von der Bildfläche.

Vom Augenblick an, da Bismarck nun mit der Reichskanzlerschaft die Aufgabe übernahm, des neuen Deutschen Reiches auswärtige Politik zu führen, sah er deutlich eine Begleiterscheinung des neu gegründeten Reiches, die nicht vorübergehend war, wie jene Einmischung der Neutralen bei dessen Gründung, sondern untrennbar mit der geographischen Lage des Reiches verbunden erschien wie der Schatten mit dem Körper: die Koalitions-, die Einkreisungsgefahr mit möglichem Mehrfronten-Landkrieg.

Unter den fünf kontinentalen Großmächten sind *zwei*, die an drei Großmächte grenzen; beide sind der Möglichkeit eines Dreifronten-Landkrieges mit Nachbargroßmächten ausgesetzt: das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn. Unter den fünf kontinentalen Großmächten sind *drei*, die der Möglichkeit eines Zweifronten-Landkrieges mit Nachbargroßmächten ausgesetzt sind: außer den genannten auch Italien; während zwei Großmächte gesicherte Rückseiten haben: Frankreich die ozeanische Küste, Rußland die weit über die Grenze des Weltteils sich dehnende Erstreckung des Reiches. Wohl wäre Rußland in einen Zweifronten-Landkrieg geraten, wenn während des japanischen Krieges die westlichen Nachbarn einen Streit gesucht hätten. Die durchaus friedliche Defensiv-Eigenart des deutsch-österreichischen Bündnisses, die dessen veröffentlichter Wortlaut bewies, bestand da die unwiderlegliche Probe aufs Exempel. Allein derlei Möglichkeiten gehören der Weltpolitik an, und wir richten hier die Aufmerksamkeit auf die kontinentale Stellung der europäischen Großmächte. Aus der Lage des Deutschen Reiches in Europa ergibt sich die Notwendigkeit, das Absehen auf geschriebene, langfristige, erneuerbare Defensivbündnisse zu richten, welche die schwerste Koalitionsgefahr geradezu ausschließen: den Dreifronten-Landkrieg mit Nachbarmächten, und die Gefahr anderer Koalitionen, den Zweifronten-Landkrieg, möglichst mindern. Das kann nur durch mehrere Bündnisse, also ein Allianzsystem, erreicht werden. Drei leitende Ideen scheinen bei der Begründung eines Allianzsystems maßgebend: man muß ein festes Bundesverhältnis mit derjenigen Macht eingehen, deren Feindschaft an sich oder im Bund mit andern die größte Gefahr darstellt; man muß, handelt es sich um ein bleibendes Bundesverhältnis, Allianzen mit solchen

Staaten bevorzugen, mit denen der eigene Staat durch Interessengemeinschaft bleibenden Charakters verbunden ist; endlich muß man Allianzen bevorzugen, in denen volle Gegenseitigkeit herrscht, d. h. in denen jeder der vertragschließenden Staaten dem andern gleich viel an Sicherungen gewährt. Sonst gibt der eine mehr, als er empfängt; der andere empfängt mehr, als er gibt. Damit kann aber die Großmacht, welche mehr empfängt, ins Schlepptau der andern kommen, während diejenige, welche mehr gibt oder gewährt, eines Tages mitten im Bündnisstand sich und ihre Hilfe versagen könnte, weil ihr eigenstes Staatsinteresse dabei mehr gewinne.

Gegen die Möglichkeit eines Dreifronten-Landkrieges wird das Deutsche Reich gesichert durch ein Bündnis mit Frankreich oder mit Österreich-Ungarn oder mit Rußland. Frankreich war deshalb ausgeschlossen, weil die Reichsgründung sich auf seine Kosten vollzogen hatte. Ein Bündnis mit Rußland gewährt dem Deutschen Reich mehr als Rußland, da dieses vom europäischen Standpunkt aus nicht einmal wider einen Zweifronten-Landkrieg irgendwelche Bürgschaft braucht. Dagegen bietet ein Bündnis zwischen Deutschland und Österreich beiden Reichen die vollkommene Sicherung gegen den Dreifronten-Landkrieg mit benachbarten Großmächten. Schon deshalb gibt kein Bündnis der auswärtigen Politik dieser Reiche so viel Ruhe und Festigkeit als ihr gegenseitiges, bleibendes Defensivbündnis.

Wären so die beiden mitteleuropäischen Großmächte gegen den Dreifronten-Landkrieg gesichert, so bedürfte dieses Bündnis noch einer weiteren Sicherung wider die möglichen Zweifronten-Landkriege. Da die Einbeziehung Frankreichs in das Allianzsystem des Deutschen Reiches aussichtslos war, dagegen die Italiens auch in dessen Interesse gelegen schien, hat die Erweiterung des Zweibundes zum Dreibund sich, wenn nicht aufgenötigt, doch nahegelegt.

Die Inangriffnahme des Allianzsystems, das Deutschlands Interessen am besten entsprach, hat Bismarck nicht überstürzt. Zunächst hat das Einvernehmen der drei Kaiser, das sich schon 1872 kundgab, gezeigt, daß Deutschland nicht isoliert war. Wir sagen „zunächst"; denn Bismarck sah darin nicht das langfristige und bleibende Allianzsystem, dessen Deutschland bedurfte. Er wußte wohl, daß balkanische Fragen früher oder später auftauchen würden, daß Rußland seine Interessen auf dem Balkan mit der Ideologie des Panslawismus zu verbrämen und zu befördern sich nicht werde enthalten können, und desbalb ein Einvernehmen zwischen Rußland und Österreich-Ungarn der Belastungsprobe durch Balkanfragen kaum je

ſtandhalten möchte. Das vorläufige Einvernehmen der drei Kaiſer gewährte ihm aber die Möglichkeit, zu beobachten und vorzubereiten. Die vorbereitende Aufgabe beſtand vorab darin, daß das neue Reich ringsum Vertrauen einflöße. Wie Bismarck dies wollte, zeigt ſein Wort vom „ehrlichen Makler"; wieviel er erreichte, die Gelegenheit, für die es geprägt wurde, der Berliner Kongreß.

Es würde den Rahmen dieſer Skizze ſprengen, wenn hier auf den Kulturkampf eingegangen würde; auch iſt im gegenwärtigen Augenblick durchaus nicht die Zeit, es zu tun. Immerhin mag im Vorübergehen bemerkt werden, daß in der großen Literatur über den Kulturkampf bei Erörterungen über deſſen Urſprung die auswärtige Politik Bismarcks keine oder keine ausreichende Würdigung fand. Für Bismarck, und vielleicht für ihn allein, ſind Rückſichten der auswärtigen Politik auch hierin geradezu ausſchlaggebend geweſen. Er ſah im internationalen Katholizismus ein Bindemittel antideutſcher Koalitionen; wirkſamſte Abwehr dünkte ihm, auch andere Staaten zu Kulturkampfpolitik zu veranlaſſen; man nannte das die Internationaliſierung des Kulturkampfs. Deshalb betrieb er dieſe durch zwei oder drei Jahre mit äußerſtem Nachdruck. Allgemein zugeſtanden wird, daß Bismarck den Katholizismus als religiöſe Volkskraft tief unterſchätzt, vor dem Beginn des Kulturkampfs kaum geahnt hat. Zur Ergänzung muß bemerkt werden, daß er den Katholizismus als politiſch einflußreiche Staatsmacht in überaus erſtaunlichem Übermaß überſchätzte. Wir ſagen, den Katholizismus als politiſche Staatsmacht, und meinen damit den Katholizismus, den Staatsmänner als Bindemittel politiſcher Staatenbündniſſe werten und geltend machen. War im Europa des XIX. Jahrhunderts ſolche katholiſch-politiſche Staatsmacht kaum bemerkbar, ſo ſtand ſie für nüchterne katholiſche Kenner der katholiſchen Verhältniſſe und der Perſönlichkeiten keineswegs um 1871 irgend in Ausſicht. Oder wo waren in Öſterreich, in Italien oder gar in England und Rußland die Staatsmänner in leitender Stellung, oder auch nur ſolche Staatsmänner, die auf leitende Stellen ernſte Anwartſchaft hatten, welche den Katholizismus aus Prinzip oder als Vorwand zur Bildung von politiſchen, von Staatenbündniſſen defenſiver oder offenſiver Art zu verwenden geneigt geweſen wären? Wo und wer waren dieſe Staatsmänner?

Wir haben Frankreich nicht genannt. Man könnte in dieſem Zuſammenhang von Frankreich abſehen, da zu einem Allianzſyſtem *ein* Staat nicht ausreicht. Allein in der Tat, dahin richtete ſich Bismarcks Mißtrauen, auf

die De Broglie, die Decazes. Wenn es diesen gelang, die Monarchie wiederherzustellen, vielleicht Heinrichs V. Königtum herbeizuführen, wer mochte nach ihnen die auswärtige Politik Frankreichs leiten? Durch die Wiederherstellung der Monarchie hätte sich Frankreichs Allianzfähigkeit erheblich gehoben, so sagte Bismarck oft und auch die, welche von ihm richtunggebende Ansichten bekamen. Dem bourbonischen Königtum aber hat Bismarck es wohl zugemutet, den Katholizismus nach Österreich hin zu Annäherungs- und Bündniszwecken zu verwenden. Unter allen denkbaren gegen Deutschland gerichteten Bündnissen war Bismarck das Allianzsystem am widrigsten, das er das Kaunitzsche nannte: Frankreich, Österreich, Rußland. Er sah sehr wohl, daß bloß dieses Deutschland an seinen Grenzen mit einem Dreifronten-Landkrieg zu bedrohen vermag. Zweimal erwähnt er es in den Teilen der „Gedanken und Erinnerungen", die von den Zeiten nach der Reichsgründung handeln. Er sah es als einen Erfolg seiner Politik an, damit gerechnet und jeden Gedanken daran beseitigt zu haben. Öffentlich sprach er davon am 14. Juni 1882 im Reichstag; am 6. September 1883 zu Gastein in einem Privatgespräch mit Hohenlohe. Und auch sonst noch.

In dem Maße, als Gambetta in den 1870er Jahren emporstieg, verflüchtigte sich die Annahme, daß der französische Katholizismus ein Bindemittel antideutscher Koalitionen werden könne. Im gleichen Maße minderte sich Bismarcks Interesse am Kulturkampf.

Vier Jahre nach der Reichsgründung zeichnete sich indes eine andere „Allianz" am Horizont der politischen Lage Europas ab. Die Allianz, welche fast 40 Jahre später den Weltkrieg entfesselte: England, Frankreich, Rußland. Es war damals freilich keine Allianz; man möchte es nur den flüchtigen Schattenriß einer möglichen Allianz nennen, um das Ereignis nicht aufzubauschen. Es mutet aber heute doch seltsam an, wenn man liest, wie ein Zeitungsartikel vom 9. Juni 1875, ein ungewöhnlich gut informierter, dieses französisch-russisch-englische Einvernehmen wider Berlin „das schüchterne Vorspiel einer keimenden Koalition" nennt. Wie dieses schüchterne Vorspiel von 1914 im Jahre 1875 inszeniert wurde und welchen Einfluß es auf Bismarcks Bündnispolitik übte, soll in einem folgenden Artikel dargelegt werden.

A. v. Rostitz-Rieneck S. J.

Die Geschichte einer Seele.

„Ich möchte die Geschichte meiner Seele schreiben, denn diese würde nichts anderes sein als ein Loblied auf deine erbarmungsreiche Güte, o mein Gott, und als die Verdemütigung einer Seele, die deiner gnadenvollen Bevorzugung ganz unwürdig ist." — Diese Worte schrieb am 23. Juni 1906 ein junger Benediktiner nieder, dessen Lebensbild, zuerst in französischer Sprache herausgegeben, nun auch in deutscher Bearbeitung vorliegt[1].

Selten hat uns eine Lesung so tief innerlich ergriffen wie diese schlichte Lebensbeschreibung. Nicht der äußere Rahmen, der das Lebensbild umgibt, hat uns gefesselt. Nicht die anregenden Belehrungen des Verfassers über benediktinische Eigenart geben dem Büchlein sein Gepräge. Was zu Herzen geht, ist die Geschichte einer Seele, die sich in diesen Blättern selbst offenbart. Die Geschichte einer hochherzigen, opferfreudigen, liebenden und leidenden Seele, deren intimste Gedanken und Regungen wir wahrnehmen, deren innerste Kämpfe wir miterleben. In zwei Tagebüchern hat sie uns ihr reiches inneres Leben erschlossen. Das eine enthält „Anmutungen und Gedanken" über große und kleine Fragen des geistlichen Lebens. Le Carnet du Bon Dieu nennt sich das andere und führt uns in das innerste Heiligtum dieser gottinnigen Seele ein. Es gewährt Trost und Freude, verleiht Mut und Stärkung, auf seinem Lebenswege solchen Seelen zu begegnen, sich mit ihnen vertrauter befassen zu dürfen.

Am 8. Dezember 1897 trat ein siebzehnjähriger Jüngling namens Iwan de Hemptinne in die weltberühmte Benediktinerabtei von Maredsous in Belgien ein. Obwohl ein Kind tieffrommer Eltern und in der Klosterschule von Maredsous erzogen, obwohl durch die Gnade mächtig zum Ordensleben angetrieben und erst nach langer Überlegung dazu entschlossen,

---

[1] Une âme bénédictine. Dom Pie de Hemptinne, moine de l'abbaye de Maredsous (1880—1907). Deuxième édition. Paris 1912, Lethielleux. — Mehr Liebe. Lebensbild des Dom Pius de Hemptinne O. S. B. Deutsche Bearbeitung von Benedicta v. Spiegel O. S. B. [Mit einem Vorwort von S. v. Oer O. S. B.] 12° (XVI u. 272; 3 Tafeln) Freiburg 1913, Herder. *M* 2.80; geb. in Leinw. *M* 3.40.

blieb er vor bangen Zweifeln und harten Seelenkämpfen um den Beruf nicht bewahrt. „Meine begeisterte Sehnsucht nach dem entscheidenden Augenblick", schreibt er kurz vor seinem Eintritt, „kühlt sich allmählich bedeutend ab angesichts der Schwere des Opfers, das ich bringen will." Im Schoße einer Familie geboren, in der die ausgezeichneten Eltern den zahlreichen Kindern die sorgsamste Pflege angedeihen ließen; im Kreise liebender Geschwister auferzogen, unter denen die unbefangenste Heiterkeit und die schönste Eintracht herrschten; von Natur aus für edle Liebe und Freundschaft sehr empfänglich, empfand er tief das Opfer jener unvergleichlichen stillen Freuden, die Gott im Schoße des Familienlebens verborgen hat. Bis zur letzten Stunde schwankt sein Gemüt hin und her. Bald erscheint ihm das Ordensleben als begehrenswertes Ideal, bald wieder als „greuliches Unternehmen". Sogar nach seinem Eintritt ins Kloster kommt ihm der Dienst Gottes „gar nüchtern und traurig" vor. „Bis jetzt", schreibt er am 12. Dezember, „habe ich noch nichts anderes empfunden als die Bitterkeit der Trennung und die Schwierigkeiten des Anfangs, die ebenfalls wenig süß sind. Aber es kommt mir vor, als sähe ich jenseits dieser Dornenhecke die zarten Farben eines Rosengartens, und süßer Duft dringt bis zu mir." Kaum hatte er am 16. Dezember das Kleid des heiligen Vaters Benediktus angezogen, da schwanden alle Bedenken; die fröhliche Freiheit des Geistes kehrte wieder, und er konnte seinem in Rom weilenden Abte mitteilen: „Drei Worte genügen, um Ihnen zu sagen, was meine Seele empfindet: Ich bin glücklich."

Der junge Mönch hatte das Glück, als Novizenmeister einen jener Männer zu treffen, die das geistliche Leben auf die kürzeste Formel bringen und gleich auf das nächste Ziel der Askese lossteuern, auf die Selbstverleugnung. Die rauhe Arbeit der Selbstentsagung, der Losschälung von den Geschöpfen eröffnet die Seele dem geheimnisvollen Wirken der Gnade, bereitet sie zur Vereinigung mit Gott im Gebete vor. Je hochherziger und ritterlicher der Novize den heiligen Kampf gegen das selbstsüchtige, begehrliche Ich führte, um so inniger wurde sein Verkehr mit Gott, um so tiefer drang er in die Schönheiten des liturgischen Gebetes ein und lernte jenen Geist der Sammlung, der Gottinnigkeit, ohne den das Ordensleben ein freudenloses Dasein, eine gähnende Leere bedeutet. Gewissenhafte Treue in Beobachtung der heiligen Ordenssatzungen, unentwegtes Kämpfen gegen die Eigenliebe, demütiges Sichunterwerfen, tägliches Absterben dem Eigenwillen, „diesem größten aller Feinde", das Bestreben, klein, ganz klein zu werden, sind die spezifischen Züge des werdenden Geisteslebens des jungen Ordensmannes.

Bei allem Eifer und Bemühen hatte aber seine Seele jene Ruhe und Sicherheit, jenes tiefste Glück noch nicht gefunden, das Gottes Gnade dem Bereitwilligen nicht zu versagen pflegt. Sie suchte tastend ihren Weg. Da sandte ihm Gott im September 1900 einen Exerzitienmeister, der es verstand, die alles überragende Persönlichkeit Christi in den Mittelpunkt seiner Vorträge zu stellen und das ganze innere Seelenleben an die Nachfolge Jesu anzuknüpfen. Diese geistlichen Übungen machten auf den jungen Benediktiner einen unauslöschlichen Eindruck, gaben seinem asketischen Streben einen kraftvollen Aufschwung. Zum erstenmal vertraut er dem Carnet du Bon Dieu seine innersten Gedanken und Gefühle an. „Süßester Jesus, mein Herr und Meister! Aus Dankbarkeit für die Erleuchtungen, welche du mir während dieser Exerzitien zu teil werden ließest, verspreche ich dir, alles zu tun, was in meinen Kräften steht, um meine Seele zu heiligen. Mit glühendem Verlangen wünsche ich zur Heiligkeit zu gelangen, und mit festem Willen will ich danach streben."

Die Liebe zu Christus hat sich seiner Seele bemächtigt und brennt darin wie ein stilles, aufwärtsdrängendes Feuer. „O mein Gott und mein einziges Gut! Mein Herz strömt von Freude über, weil du es gelehrt hast, daß alles Liebe ist und daß es außer der Liebe nichts gibt. Ja, mein Jesus, meine Seele hat diese Wahrheit nun sich zu eigen gemacht, und von nun an wird sie nur mehr durch die Liebe leben."

Am 12. Oktober wurde Fr. Pius — es ist dies sein Klostername — nach der Abtei des Mont César in Löwen geschickt, um dort vier Jahre lang dem Studium der Theologie obzuliegen. Am 14. Oktober schreibt er nieder: „Mein guter Meister! So hat sich also alles um mich her verändert, und mehr als je fühle ich, daß du allein immer derselbe bleibst im stillen Tabernakel und in meinem so unwürdigen Herzen; daher suche ich eine Zuflucht bei dir; niemals mehr will ich dich verlassen, dich allein will ich lieben. O heiliger Geist, stärke mich! Da ich fortan dem Studium der Theologie mich widmen will, bitte ich um die Gnade, dies ganz in der Abhängigkeit von dir und unter deiner Leitung zu tun. Möchte ich immer mehr von dir durchdrungen sein, auf daß meine Vereinigung mit Christus jeden Augenblick inniger werde."

Seit dieser Zeit weist das innere Leben des jungen Fraters eine geradlinige Entwicklung auf, ein stetes Fortschreiten auf dem Wege der Liebe, mit allen charakteristischen Zeichen dieses Frühlings des geistlichen Lebens. Das Verlangen nach liebender Einigung mit Christus wird

ungeſtümer und nachhaltiger. „Jeſus, du biſt mein einziges Gut“, ſeufzt er am 27. Januar 1901, „warum doch ſtrebt nicht mein ganzes Weſen dir allein zu? Wie kommt es, daß meine Seele, die nur nach dir verlangt, gar ſo wenig von deiner Liebe entflammt iſt? Zeige mir meine Mängel und Gebrechen, damit du mich ſtärken könneſt mit jener Kraft, die du ſelbſt biſt. Komm zu mir; ich liebe dich; ich bedarf deiner ſo ſehr! Alles erhoffe ich von dir, mein guter Meiſter, und wenn dieſe Hoffnung noch zu ſchwach iſt, ſo bitte ich dich, vermehre ſie, denn ich will nur mehr lieben durch dich.“

Im Laufe des Jahres 1901 empfand er den bei Chriſtusliebhabern ſich ſo oft einſtellenden Drang, ſich durch feierliche Weiheakte dem menſchgewordenen Gottesſohn und ſeiner gebenedeiten Mutter hinzugeben. „Laß mich, geliebteſte Mutter“, ſo redet er am 23. Juni die allerſeligſte Jungfrau an, „laß mich einen Vertrag mit dir ſchließen. All mein Glück beſteht darin, mich Jeſus hinzugeben, aber ich fühle mich zu ſchwach, als daß ich es vermöchte. Deshalb verſenke ich mich ein für allemal in dein Herz, worin du mir ein Plätzchen geben wirſt, nicht wahr? Da deine Hingabe vollkommen iſt, wird auch die meine es dann ſein. Ich möchte dir hierdurch meine zärtlichſte Dankbarkeit erweiſen. Du biſt es, die mich zuerſt gelehrt hat, auf dem Wege innigſter Vereinigung mit deinem göttlichen Sohne zu wandeln, und ohne Vorbehalt habe ich mich in dieſem Jahre dem in deinem Schoße verborgenen Jeſus geweiht. . . . Du allein weißt aber, welcher Sorgfalt und Sammlung ich mich befleißen muß, damit Jeſus in meiner Seele wachſe. . . . Mit dir will ich daher leben; denn ich habe nur ein Verlangen, Jeſus anzugehören und durch ihn dem Vater.“

Das ſtille Wirken der Gnade treibt die chriſtusliebende Seele vor allem zu einem Leben der Sammlung und der Innerlichkeit. „Sich zum Nachteil der inneren Sammlung mit ſorgenden Gedanken tragen, iſt ein Zeichen wenig erleuchteter Liebe; heißt das doch irgend einem Ereignis den Vorzug geben vor dem Frieden Chriſti, der das einzige wahre Gut und die Quelle alles Guten iſt. Unſere Tätigkeit muß alſo aus der inneren Sammlung hervorgehen und aus ihr alle Fruchtbarkeit ſchöpfen, ohne jemals uns vollſtändig in Anſpruch zu nehmen.“ — „Wenn eine Seele ſich der Gegenwart Gottes in ſich bewußt werden will, ſo möge ſie lernen, in Schweigſamkeit und völliger Hingabe vollſtändig in ſich geſammelt zu leben; gar bald wird ſie dann gewahr, wie ein geheimnisvolles inneres Wirken ſie leitet, ſtützt und trägt, und ſo wird ſie verſtehen, auf welche Weiſe Gott in ihr wohnt.“

Das Streben nach Vereinigung mit Christus drängt die Seele zur Läuterung von allen Fehlern und Unvollkommenheiten, die ihr noch anhaften. Je mehr Fr. Pius in der Liebe fortschreitet, um so mehr fühlt er seine Schwächen und Armseligkeiten. „Sage mir, o mein Gott, welches ist das Übel, das dein Wirken in mir hemmt? Zeige mir die Unvollkommenheiten und Schwächen, welche mir hindernd in den Weg treten, wenn ich mich durch jene innige Vereinigung, nach welcher meine Seele sich sehnt, in den Abgrund deiner Liebe versenken möchte. Warum entzündet deine unendliche Liebesglut die Seele nicht mit jenem Feuer, welches läutert und verklärt? Wäre das nicht heilsamer, als sie so oft ihrer eigenen Schwäche zu überlassen? Warum zögerst du, o Herr, und läßt die Seele schmachten fern von dir, durch den allein sie lebt? O ich weiß nicht warum." — Doch an anderer Stelle findet er die Antwort: „Ist nicht auch dies eine Wirkung der Liebe? Es scheint, als wolleſt du den Schwung der Seele hemmen, während sie dich zu erreichen wähnt, damit sie lerne, häufiger in dir zu ruhen, und dann, getragen von deinen Flügeln, um so sicherer und um so schneller sich aufschwinge zu dir."

Zwei Hauptfehler nahm die zartfühlende Seele an sich wahr: „ein übermäßiges Bedürfnis nach vertraulichem Herzensaustausch und eine törichte Art, über alles lehrhaft zu urteilen". Mit welcher Unerbittlichkeit sie diese angeborenen Neigungen bekämpfte, geht aus den Aufzeichnungen rührend hervor. „Es wird ernste Anstrengung kosten, dieses Übel auszurotten, denn es ist tief in meiner verderbten Natur eingewurzelt." — „Aber um keinen Preis werde ich in meiner Seele das Geringste dulden, das dir, mein Jesus, mißfallen könnte." — Viel Arbeit scheint ihm die Regelung seines tiefempfundenen Dranges nach Freundschaft und Vertrautheit bereitet zu haben. Öfter spricht er sich darüber aus. Seine Auffassung von Freundschaft war die reinste und edelste. „Allen Menschen schulden wir Liebe. Unsere Freundschaft aber beschränkt sich gewöhnlich auf die eine oder andere Seele, welche Gott sich vorbehält uns zuzuführen. Liebe bringt die Herzen einander nahe, Freundschaft aber verschmilzt sie zur Einheit. Die Vereinigung der Liebe ist innig, schließt aber nicht eine gewisse Zurückhaltung aus; Freundschaft hingegen erheischt steten und vertraulichen Verkehr. Wenn eine Freundschaft wahr ist, wird stets Gott ihr Siegel, ihre Kraft und ihre Hut sein. Dieses Band kann aber nur bestehen zwischen Seelen, deren Liebe glühend ist wie die lohende Flamme, rein wie der Kristall, keusch wie das Licht." Doch sollte seiner

liebesuchenden und mitteilsamen Seele der Trost der Freundschaft versagt sein. „Mein liebster Jesus, ich fühle und verstehe deinen Willen, daß meine Seele keinen andern Freund suchen soll als dich. Daher verlange ich auch nicht danach. Du bist mein höchstes Gut, sei du mein alles. . . . Ich bin losgetrennt von allem, nur du allein bist mir geblieben. Aber du genügst mir, meine Liebe. O schenke mir dein göttliches Herz, auf daß es mein Vertrauter, mein Freund, mein Führer, mein Meister sei. . . . Wäre es möglich, daß du selbst dich würdigen wolltest, der einzige Vertraute meiner armen, kleinen Seele zu werden? O wenn dem so ist, mein göttlicher Meister, so laß es mich auf irgend eine Weise erkennen, enthülle mir die Geheimnisse, die Liebesgluten deines Herzens, ist doch solch innige Vertrautheit die einzige Grundlage wahrer Freundschaft. Du weißt es gut, wie völlig ich mich deiner Führung überlasse, und zweifelst nicht an meiner freudigen Dankbarkeit. Ich liebe dich so innig im Verlangen meiner Seele und dennoch so wenig in Wirklichkeit. O wandle mich um, unerschaffene Liebe!“

Diese Umwandlung fand unmerklich, aber unaufhaltsam statt. In dem Zeitabschnitt von 1901 bis 1904 geben die Aufzeichnungen in ergiebiger Weise die Eindrücke seiner Seele wieder und künden ihren Fortschritt auf dem Wege der Liebe. Große göttliche Erbarmungen werden ihm zu teil, die feierliche Gelübdeablegung am 21. März 1902, die heiligen Weihen mit ihrer Krönung, dem Priestertum, am 30. August 1903. Alle diese Gnadenerweise Gottes bedeuten *Aufstiege seiner Seele zu den Höhen vollkommener Liebe*. Diese wird immer vertrauter, immer kühner, immer verklärter. „O Gott, mein Gott, wann werde ich dich lieben? Wann werde ich meines Jesus Herz erkennen lernen? . . . Gütiger Jesus, gehe in meiner Seele auf wie die Morgenröte eines schönen Tages. Es dürstet mich nach deinem Lichte, göttliche Sonne der Wahrheit. Durchstrahle meine Seele, die sich sehnt nach dir. Überflute sie mit deiner himmlischen Klarheit und dem verzehrenden Feuer deiner Liebe. . . . Möge deine milde Wärme, die Glut deiner Liebe, dein liebentflammtes Herz mein ganzes Wesen erwärmen, durchglühen und verzehren, mögen unter deiner Liebe Strahlen alle Tugenden in meiner Seele keimen und wachsen, möge sie erstarken in dir, ihrem göttlichen Lehrmeister, ihrem anbetungswürdigen Vorbild, ihrem Leben, ihrer Liebe, ihrem ein und alles.“

Die Liebe wird dieser heldenhaften Seele zum *unblutigen Martyrium*. „Wenn die Liebe von einer großmütigen Seele Besitz ergreift,

so fordert sie, daß diese ihr alles opfere, bis ihr nichts, gar nichts zu eigen bleibt. Dann fängt die Seele an, ihre gänzliche Ohnmacht zu erkennen, zugleich aber fühlt sie sich stark in Gott." — Das Gefühl der eigenen Unwürdigkeit, die Vereinsamung mitten unter den Geschöpfen, da sie nirgends Trost finden kann außer in Gott, das Bedürfnis nach trauter Aussprache, das ungestillt bleibt, bereiten ihr qualvolle Stunden der Unruhe und Verwirrung. „Ich weiß es wohl, o mein Gott, daß du Seelen, die dich aufrichtig lieben, durch bittere Stunden gehen läßt, in welchen dunkle Schatten deines Lichtes Trost verhüllen und sie in Unruhe und Finsternis stürzen, Stunden, in welchen der Versuchung Stürme unser Herz bis auf den Grund aufwühlen, so daß wir kaum noch imstande sind, diesen Aufruhr unseres ganzen Wesens zu beschwichtigen und in den Grenzen deines heiligen Gesetzes zu halten. O Herr, in welcher Verwirrung ist dann unsere Seele. . . . Von wannen aber sollte sie in solcher Not ihr Heil erwarten, wenn nicht von dir, Christus Jesus, der du in ihr schlummerst wie einst in Petri Schifflein und mit einem Worte aus deinem Munde auch dem wildesten Sturme Stille gebietest!"

Seiner Seele prägt sich tief der Gedanke ein, daß der Ordens- und Priesterberuf eine Leidensschule ist. „Mein gebenedeiter Erlöser", schreibt er am 10. September 1903, „seitdem ich Priester bin, fühle ich viel lebhafter das unsagbare Elend meiner sündigen Seele. . . . Es scheint mir, als wolltest du sie in das kräftige Erdreich der Leiden verpflanzen und sie dort großziehen. Nun wohl, tue mit mir, wie es dir beliebt, aber stütze meine Schwachheit. Ja, ich will leiden mit dir, um lieben zu können mit dir und wie du; denn fürwahr, du bist das Leben meiner Seele, ihr Geliebter, ihr einziges Gut." — „Das Kreuz", klagt er leise, „lastet manchmal gar sehr auf mir, mein Jesus, ich aber danke dir dafür. Meine Seele leidet; aber ich habe mich der Liebe anheimgegeben, und die Liebe soll in mir wirken, was immer ihr beliebt."

Was in den Aufzeichnungen über das Leiden gesagt wird, gehört mit zu den schönsten und ergreifendsten Blättern der asketischen Literatur. „Der göttlichen Liebe sich anheimgeben, heißt sich dem Leiden weihen; die Seele, in welcher die Liebe Gottes am heißesten loht, wird auch die tiefsten Abgründe des Leidens durchkosten müssen. . . . Das Leben einer geheiligten Seele wendet sich ebenso naturgemäß dem Leiden zu, wie der Strom sich in das Meer ergießt. Eine solche Seele nähert sich Christus, und immer ist Christus für den Menschen ein verborgener, leidender und verachteter

Gott." — „Eine Vereinigung im Leiden iſt gewiſſermaßen eine Vereinigung im tiefſten Grunde der Natur; denn ſeit dem Sündenfall iſt unſer ganzes Daſein von Leiden durchdrungen. Mit der Offenbarung der geheimnisvollen Leidensgeſchichte ihres Lebens enthüllt eine Seele den innerſten Grund ihres Weſens: ſie hat damit alles geſagt." — „O ſüße Tröſtungen des Leidens! O ſelige Einſamkeit des Kreuzes! Nur einem liebenden Herzen iſt es gegeben, dies zu verſtehen. . . . Im Leiden löſt ſich das Herz von der Kreatur; wenn es Gott kennt, gibt es ſich ihm zu eigen; iſt Gott ihm fremd, ſo bleibt ihm nichts. Alles Geſchaffene ging ihm verloren, und das Göttliche gehört ihm nicht. Sich mit dir vereinen, o mein Gott, während das gekreuzigte Fleiſch, der gedemütigte Geiſt, das geläuterte Herz in großem Schweigen verſtummt und alles Irdiſche zu vergeſſen ſcheint, iſt nicht nur leben, es iſt lieben. Das Leiden tröſtet, und der Tod belohnt."

Die innige Chriſtusliebe ſchließt aber die Seele nicht in den ſtets kleinen Kreis des eigenen Ich ein. Sie drängt zum Apoſtolat. „Wenn eine Seele anfängt zu lieben, ſo wendet ſie ſich zu Gott. Schreitet ſie fort in der Liebe, ſo neigt ſie ſich auch dem Nächſten zu, weil ſie in ihm Gottes Ebenbild ſieht; ſie ahmt Jeſus nach in ſeiner Liebe zu den Seelen." — P. Pius gehörte nicht zu den Engherzigen, die das Feuer der Liebe ſo ſehr im eigenen Buſen zu verbergen trachten, daß es nicht leuchten und erwärmen darf. Es mag ihm daher nur willkommen geweſen ſein, als im Herbſt 1904 ſeine Obern ihn mit dem Amte eines Erziehers bei den Zöglingen der Abteiſchule betrauten. In welchem Geiſte und in welcher Geſinnung der gehorſame Ordensmann das neue Amt auf ſich nahm, beſagen ſeine Aufzeichnungen vom 24. September. „Ich ſtehe nun im Begriff, ein neues Leben zu beginnen, ſo wie du es ſelbſt für mich angeordnet haſt. Ich vertraue darauf, o Herr, daß du meine Schwäche unterſtützen wirſt inmitten all dieſer Beſchäftigungen, die mich, ſo will mir ſcheinen, unfehlbar ablenken müſſen von der beſtändigen ſüßen Erinnerung an dich. . . . Wolle mir jene tiefe, wahre Liebe zu dir und dem Nächſten einflößen, deren ich bedarf, um dir jene Seelen zuzuführen, die du mir anvertraut haſt."

Vielſagend iſt, daß während der zwei folgenden Jahre die beiden Tagebücher faſt ganz ſchweigen. Die unmittelbare apoſtoliſche Tätigkeit im Dienſte der Seelen nimmt ſeine Zeit ſo ſehr in Anſpruch, daß zum Aufſchreiben ſeiner Seelenſtimmungen keine Muße übrig bleibt. Es iſt dieſes neue Leben äußerlich ſo ganz anders geartet als das frühere. Statt der langen, ungeſtörten, trauten Stunden vor dem Tabernakel die mühſame,

zerstreuende Aufsicht über mutwillige Knaben. Statt ununterbrochener Geistessammlung und Herzensvereinigung mit Gott in trostreichem Gebete die fortwährende Sorge um andere, das Aufgehen in tausend Kleinigkeiten und Zufälligkeiten. Und doch waren diese Jahre für die Entwicklung seiner Seele nicht minder fruchtbar als die Tage, da er sich still einem Leben sorgloser Beschauung hingeben durfte. Das tätige Leben im Dienste des Nächsten weckt neue Energien, offenbart und entwickelt ungeahnte Charaktereigenschaften, gibt dem Tugendstreben altruistische Richtung und bedingt daher auch eine Anpassung der Frömmigkeitsart an die veränderten Verhältnisse. „Mehr als je fühle ich", schreibt der junge Erzieher am 23. Mai 1906, „welch unerschöpfliche Fülle liebender Aufopferung mein Herz beseelen muß, damit ich meinen Pflichten als Präfekt der Zöglinge vollauf genüge. Rückhaltlos widme ich mich dem Wohl dieser frohen Jugend, die ich mit wahrer Zärtlichkeit liebe. . . . Deine Liebe, o Herr, und alle Glut meiner Liebe zu dir drängt mich trotz allem zu einer immer vollständigeren Hingabe."

Inmitten aller Beschäftigungen bemüht er sich, Gott zu suchen und seine Seele bei Gott zu halten. Daher auch das tiefinnerliche Glück, das er genoß. „Glauben Sie nicht", schreibt er um diese Zeit an einen Bekannten, „daß ich traurig bin. Meine Seele ist sehr glücklich, weil sie in ihrem tiefinnersten Grunde stets das lebendige Verlangen nach Gott findet; und ich weiß ja, daß er selbst es ist, der diese Sehnsucht nährt, um sie, wenn ich seiner Gnade treu bleibe, einst zu befriedigen."

Leider wurde dieser vielversprechenden Wirksamkeit ein plötzliches Ende bereitet. Am 28. Juni 1906 melden die Aufzeichnungen: „Gestern abend hatte ich zum erstenmal sehr heftiges Blutbrechen. Ich fühlte mich sehr elend und zweifelte sogar, ob ich es überstehen werde. . . . Deinen Händen, mein göttlicher Meister, will ich mich vollständig hingeben und will mich in keiner Weise bekümmern, was mit mir geschehen mag oder was man über mich bestimmen wird. Möge meine Liebe zu dir, so schwach sie auch ist, alle Dinge zu meinem Besten, das heißt zu deiner Verherrlichung in mir, dienen lassen.

Man brachte den Kranken ins Elternhaus. Zu den körperlichen Schmerzen gesellten sich lästige innere Leiden, Gewissensängste, Versuchungen, peinliche Gefühle gänzlicher Verlassenheit und Trostlosigkeit. „O Gott der Erbarmung! siehe die Trauer meiner Seele über so zahlreiche Fehler, die dein Mißfallen erregen; siehe ihr sehnliches Verlangen, frei zu sein von jedem Schatten der Befleckung; ihr bangt vor der Zukunft. . . . Meine Augen füllen sich mit Tränen, mein Herz schwillt an vor Leid, und tiefer

Schmerz drückt es nieder. Warum doch muß es geschehen, daß wir immer wieder versinken in den Schlamm der Sünde? ... Wie lange werde ich leben in dieser traurigen Verlassenheit? Ich will dich lieben, Gott, mein Gott, aber ich zittere in dem Gedanken, daß mein Leben vielleicht lange noch dahin fließen wird, mühsam, fruchtlos und ohne die Glut jener einzigen Liebe, die sein Mittelpunkt sein sollte."

Doch vermochten die aufgeregten Wellen die Tiefen seines Gemütes auf die Dauer nicht zu erschüttern. „Der Lohn rückhaltloser Hingabe an Gott ist ein unwandelbarer Friede, eine sanfte Ruhe, welche die Seele inmitten der größten und scheinbar unüberwindlichsten Schwierigkeiten zu bewahren weiß, weil sie mit liebendem Vertrauen sich fest an Gott klammert."

Die Tage der Krankheit ließen den Goldgrund dieser Seele, ihre vollendete Selbstlosigkeit, ihre unwandelbare Treue nur noch herrlicher leuchten. „Wie der Quell seine Wasser in das Tal ergießt, wie die Blume sich dem Lichte zuwendet, wie die scheue Hindin in die tiefste Einsamkeit flüchtet, so möge meine Seele, o Herr, nur dir sich hingeben, allzeit sich in deinem Lichte sonnen und sich jetzt und für immer verlieren in jener geheimnisvollen Einsamkeit, welche deine göttliche Gegenwart in ihr schafft." Die Sehnsucht nach der Heimat seiner Seele verläßt ihn nicht mehr. „O wie sehne ich mich nach dem glücklichen Augenblick, wo Jesus meine arme Seele ganz und gar in seine anbetungswürdigen Hände nehmen wird!" — Dieser Augenblick sollte nicht mehr gar fern sein. Am 27. Januar 1906 erlosch dieses junge Leben, das sich wirklich in Liebe verzehrt hatte.

Eine edle Blume, an St Benedikts altehrwürdigem heiligem Stamm aufgeblüht, reich an Farbenpracht goldener Liebe und Innigkeit, war im blütenvollen Lebenslenz von Gottes Hand gepflückt worden.

Dankbar sind wir, so oft eine heilige Seele einen Einblick in „das Land ihrer Liebe" uns gewährt. Wir bleiben uns aber dessen bewußt, daß sie ihr Tiefstes und Innerstes uns nie zu erschließen vermag. „Eine beschauliche Seele ist eine Welt von heiligen Gedanken und liebeglühenden Anmutungen, von bewährten Tugenden und wunderbar zartem Gefühl. Sie ist eine geheimnisvolle Einsamkeit, die der göttliche Meister in zärtlicher Liebe aufsucht. Er allein kennt ihre Reize; er weiß die Blüten zu finden, die nur für ihn erblühen. ... Das eigentliche Seelenleben, so unergründlich in seinen Tiefen und so wechselvoll, wird stets ein Geheimnis bleiben."

Paul v. Chastonay S. J.

Krieg und Volkswirtschaft.

Die wissenschaftliche Literatur hatte sich in den letzten Jahren wiederholt mit dem Thema „Krieg und Volkswirtschaft" beschäftigt. Wir erinnern beispielsweise an die wirtschaftsgeschichtliche Arbeit von Sombart über „Krieg und Kapitalismus", an mancherlei Schriften über Rüstungs- und Kriegsbedarf, an Rießers Arbeiten über finanzielle Kriegsbereitschaft, an Blausteins Vorschlag, eine Studiengesellschaft für Kriegswissenschaft zu gründen, die wirtschaftlichen Problemen besondere Aufmerksamkeit zu schenken hätte, an des russischen Staatsrates v. Bloch Untersuchungen über den Krieg usw.

Aus der Kriegslage erwachsen ja in der Tat in volkswirtschaftlicher Hinsicht zahlreiche und große Schwierigkeiten, Beängstigungen, Befürchtungen, es melden sich eine Reihe ernster Probleme, es müssen neue Wege gesucht werden, um die Erfüllung der volkswirtschaftlichen Aufgaben zu sichern; schließlich ergeben sich aus wirtschaftlichen Anforderungen zur Kriegszeit aber auch mancherlei Lehren, die theoretisch und praktisch für die zukünftige Friedenszeit von nicht geringer, zum Teil von entscheidender Bedeutung sind.

I. Beginnen wir mit den Schwierigkeiten, welche der gegenwärtige Krieg tatsächlich hervorrief, deren Eintreten wenigstens befürchtet, von den feindlichen Mächten gewünscht wurde.

Vielen Unternehmungen schienen in der Tat die Vorbedingungen der Produktion und damit ihres Fortbestandes zu entfallen. Sie wurden in ihrer Betriebsführung durch die Entziehung der leitenden Persönlichkeiten, ihrer Angestellten, ihrer geschulten Arbeiterschaft schwer geschädigt und gehemmt. Der Bezug ausländischer und überseeischer Rohstoffe ward behindert. Ein Mangel der notwendigsten Hilfsstoffe stand in Aussicht. Hatten die Zechen, bei niedergehender Konjunktur, vor dem Kriege zwar ihre Lager gefüllt, so war der Kohlenindustrie doch durch die Mobilmachung die Hälfte der Belegschaft entzogen; die ausländische Zufuhr ließ nach; der Bedarf der Eisenbahnen, der Heeres- und Marineverwaltung stieg gewaltig und war an erster Stelle zu befriedigen. Das Brot der Industrie, die Kohle, drohte knapp zu werden; jedenfalls mußte man mit ihrer

Verteuerung rechnen[1]. Dazu kam die Erschwerung der Kapital- und Kreditbeschaffung. Die Rücksicht auf eigene wirtschaftliche Selbstbehauptung verschloß Kassen und Taschen; das Vertrauen auf künftige sichere Zahlung schien zu erlahmen; der Kredit wurde eingeschränkt, verteuert. Die Mobilmachung ferner, die Truppen- und Materialtransporte störten die inländischen Verkehrsverhältnisse; es fehlten die Pferde und Fuhrwerke für die Anfuhr von Rohstoffen usw. zur Fabrik, für die Verfrachtung der Produkte; die Eisenbahnen dienten dem Heere; Post und Telegraph blieben dem militärischen Meldedienst vorbehalten. Und wenn auch der Betriebsführung nichts gemangelt hätte, die Aufträge blieben aus. Der Konsum im Inlande legte sich, bei vermindertem Einkommen oder aus andern Gründen, Beschränkungen auf. Der Absatz ins Ausland stockte; man stand im Krieg mit bisherigen Abnehmern; die Seeschiffahrt und der Verkehr selbst mit neutralen Ländern war schwer gefährdet; dazu kamen dann noch eine Anzahl von Ausfuhrverboten. Man fürchtete für seine Patente im Auslande; die feindlichen Mächte eröffneten den Handelskrieg, erließen Handels- und Zahlungsverbote usw.

Allerdings waren nicht alle Industriezweige in gleichem Maße von Gefahren bedroht. Schwer betroffen wurde vor allem selbstverständlich unsere Ausfuhrindustrie und unser Ausfuhrhandel, dann die Luxusindustrie und der Juwelenhandel[2]. Die reichlichen Aufträge, mit welchen einzelne Firmen seitens der Generalordenskommission (auf Anfertigung Eiserner Kreuze) bedacht wurden, konnten ebensowenig wie die Aufnahme der Fabrikation billiger und billigster Schmucksachen mit patriotischem Einschlag einen Ersatz bieten für das Versagen der sonstigen Nachfrage nach Luxus-, Verfeinerungs-, Ausschmückungsgegenständen. Auch die Seidenindustrie und der Seidenhandel waren bedroht. Nicht minder mußte die Textilindustrie[3]

[1] Das Kohlensyndikat stellte für die Hausbrandkohle vom 1. Oktober ab eine Preiserhöhung in Aussicht, was die Dürftigen besonders hart treffen mußte; für die Industriekohlen wurden die Preise belassen.

[2] Daß ebenfalls der Verlags- und Buchhandel stark leiden muß, liegt auf der Hand. Deutschland lieferte sonst jährlich etwa 50 000 Neuerscheinungen; jetzt wird kaum ein größeres wissenschaftliches Buch gedruckt. Dafür entwickelt sich eine deutsche Kriegsliteratur. Die diesbezügliche Statistik des Buchhändler-Börsenblattes umfaßt für die beiden ersten Kriegsmonate 478 Neuerscheinungen und Neuauflagen: 118 Nummern „Karten der Kriegsschauplätze", 112 Erscheinungen religiösen Charakters, darunter 62 Einzelpredigten über den Krieg, 27 in Angriff genommene Kriegsgeschichten und Kriegschroniken, 28 Kriegs- und Soldatenliederbücher usw.

[3] Vgl. Flügler, Der Krieg, in Soziale Revue XIV (1914) 337 ff.

und Konfektion, die hauptsächlich Baumwolle, Wolle, Leinen verarbeitet, mit Ausfällen rechnen; zwar konnten ihr die vorhandenen Rohstoffe durch Ausfuhrverbote erhalten werden, aber für die Neubeschaffung durfte man fürchten; aus Britisch-Indien und Ägypten kam keine Baumwolle mehr, die Rohflachseinfuhr aus Rußland fiel gänzlich fort, aus Indien konnte keine Jute, aus Australien keine Wolle mehr bezogen werden. Auch bei einzelnen Zweigen der Metallindustrie wurden Betriebe eingestellt oder beschränkt. Für einen Teil ihrer Produkte (Eisenbahnmaterial) bestand ein Ausfuhrverbot. Und mochte auch die Hoffnung bestehen, daß der heimische Erzbergbau quantitativ genügendes Rohmaterial liefern würde, so schien doch wenigstens eine Zeitlang die für Erzielung einer rentablen Gattierung bedeutsame schwedische Erzzufuhr durch England bedroht.

Mochten nun alle diese Umstände: das Ausbleiben der Aufträge, der drohende Mangel an Roh- und Hilfsstoffen, der Ausfall von Arbeitskräften, die Einschränkung der Kreditgewährung seitens der Banken, die Stockung in den Zahlungen der Abnehmer, die Bedrohung des Absatzmarktes usw., als drückende Gefahr für die Großbetriebe noch so schwer empfunden werden, so waren doch diese Großbetriebe den Schwierigkeiten der Kriegslage weit mehr gewachsen als die mittleren und kleinen Betriebe des Handels und der Industrie. Bei der soliden inneren Politik der meisten Großunternehmungen war für beträchtliche Reserven gesorgt worden; auch mochte ihre Interessenverbindung mit den Großbanken im gegenwärtigen Augenblick und insoweit sich als vorteilhaft erweisen, als die Befriedigung der Kreditbedürfnisse dadurch geringeren Schwierigkeiten begegnete. Die selbständigen kleinen Gewerbetreibenden und Händler aber verfügen über keine Reserven. Es fehlt das Geld, die Kunden zahlen nicht, die Lieferanten aber drängen auf Zahlung. Von den großen Banken haben die kleinen und mittleren Leute nicht viel zu hoffen; die alten Privatbankiers mit ihrer individualisierenden Geschäftspraxis boten bessere Hilfe. Der Aufträge werden weniger, das Lager von Fertigwaren bleibt gefüllt usw. Einen nicht unbeträchtlichen Bestandteil des städtischen Mittelstandes bilden kapitalschwache Hausbesitzer; auch sie sind in Not; es stehen ihnen Mieter gegenüber, die jetzt nicht zahlen können, sie selbst sollen aber die Hypothekenzinsen aufbringen.

Recht hart getroffen sind sodann vielfach auch die zum sog. „neuen" Mittelstand gerechneten Personen, die Angestellten, die zu den freien Berufen gezählten Leute, die Familien der im Felde stehenden Krieger, auch

die Familien solcher Personen, die nicht Kriegsteilnehmer sind, aber durch den Krieg in Not gerieten, die Arbeit verloren und die, nach Aufzehrung ihrer letzten, dürftigen Ersparnisse, ohne Hilfe dem Elend verfallen müssen.

Und wie müssen erst diese Schwierigkeiten noch wachsen, wenn der Krieg lange dauert! Überdies — werden nicht die neutralen Staaten, bei der Ausschaltung unserer Handelsflotte, die bisher von uns geübte Handelsvermittlung an sich reißen, wird nicht die ausländische Industrie, z. B. die amerikanische Maschinenindustrie, in manche bisher deutsche Absatzgebiete auf dem Weltmarkte einzudringen versuchen usw.? Werden nicht die außereuropäischen Völker, die Völker Asiens und des Islams, aus der Erschöpfung Europas Vorteil ziehen, ihren wirtschaftlichen Aufstieg zum Schaden Europas beschleunigen? Kann man erwarten, daß namentlich Amerika die günstige Gelegenheit vorübergehen läßt, um sich des ganzen amerikanischen Marktes zu bemächtigen, die europäischen Konkurrenten auch in Ostasien zu verdrängen? Nach dem Kriege wird Amerika, wenn nicht die einzige, so doch die erste große Geldmacht der Welt darstellen, die über freie Kapitalien verfügt; und Europa, vor allem die besiegten Staaten, werden für Heilung der ökonomischen Schäden und für die Zahlung der Kriegsentschädigung auf das amerikanische Finanzkapital angewiesen sein[1].

Wir haben nicht alle Schwierigkeiten und Nöten, von denen das Wirtschaftsleben und die materielle Wohlfahrt des Volkes durch den Krieg und was damit zusammenhängt heimgesucht oder bedroht wird, nicht alle die Befürchtungen wiedergegeben, die in unsern Tagen zum Ausdruck gelangt sind. Eines aber muß von vornherein mit allem Nachdruck betont werden: man darf jedenfalls, wie dies auch Werner Sombart[2] mit guter Begründung forderte, die Dinge nicht noch schlimmer darstellen, als sie in Wirklichkeit sind. Einzelne der Ursachen, die Störungen hervorriefen, fallen von selbst allmählich weg. So hört die übergroße Hemmung des Gütertransports im Inlande nach dem vollendeten Aufmarsch der Truppen auf. Dann werden zahlreiche Betriebe mit Aufträgen für Kriegslieferungen bedacht, so die Waffen- und Munitionsfabriken, die Werften und damit auch alle Zweige, die Roh- und Hilfsstoffe für jene Industrien liefern. Nicht minder finden die Industrien, die den Kleidungsbedarf des Heeres

[1] Vgl. Neue Zeit 32. Jahrg. (1914) II. Bd, Nr 19, 843 ff; Sozialistische Monatshefte 20. Jahrg. (1914) II. Bd, Heft 17, 1062 ff.

[2] Die Erhaltung der Volkswirtschaft im Kriege, im Berliner Tageblatt vom 16. September 1914.

decken, starke Beschäftigung, Webereien, Lederfabriken usw.; ebensoviele Nahrungsmittelindustrien, Konservenfabriken u. dgl., chemische Fabriken für pharmazeutischen Bedarf usw.[1] Es ist geradezu erstaunlich, wie rasch sich auf den verschiedenen Gebieten eine beträchtliche Arbeits- und Produktionsverschiebung vollzog, eine Neuverteilung der Wirtschaftsaufgaben unter Anpassung an die besondern Bedürfnisse der Kriegszeit. Namentlich im Bereich der Textilindustrie und der Konfektion ist das der Fall, und zwar um so mehr, je mehr man von der Fabrikation zum Handel heruntersteigt[2]. Die Grenzen wurden vollkommen verwischt; vielfach gab es keine Branchen mehr. Kaufleute, die gestern Modellhüte verkauften, boten heute der Militärbehörde Unterzeuge, Leibbinden, Hemden, Socken an, wenn sie auch genötigt waren, sich nach großen Abschlüssen der Ware erst auf vielen Umwegen zu versichern. Die Herrenkonfektion und auch andere Konfektionsbetriebe verlegten sich erfolgreich auf Herstellung von Militäruniformen und schirmseidenen Westen. Die Baumwoll- und Leinenindustrie hat vielfach Militärhandtücher und Zeltbahnen verfertigt, ferner Militäraufträge in Brotbeuteln und Drellhosen übernommen; auch die Teppichfabrikation fand einen teilweisen Ersatz in der Herstellung von Zeltdrell. Die Wollwarenkonfektion findet reichen Absatz an Sturmhauben, Ohrenschützern, Brust- und Rückenwärmern, Leibbinden, Knie- und Fußschützern, Westen, Pulswärmern, Handschuhen, Sweatern. Auf Monate hinaus sind die Wollwebereien stark beschäftigt, um die entsprechenden Stoffe herzustellen; nur der Mangel an Rohstoffen könnte ihrer Arbeit ein Ziel setzen. Zu beachten bleibt ferner, daß die Ausfuhrverbote für die Gespinste aus Wolle ebenso wie für die meisten Lederfabrikate aufgehoben, für andere Fabrikate, wie für die Erzeugnisse der Eisen- und Stabindustrie, Erleichterungen eingetreten sind. Im allgemeinen wirkt übrigens die Unterbindung des Auslandsverkehrs bei weitem nicht in dem Maße verheerend, wie die Gegner Deutschlands hofften. Das deutsche Wirtschaftsleben ist nur mit 20 % auf das Ausland angewiesen, das englische mit 80 %. Die deutsche Volkswirtschaft war von jeher mehr auf sich selbst gestellt, als dies anderwärts der Fall ist. Wir besitzen einen großen, aufnahmefähigen und zahlungskräftigen inneren Markt. Die Gesamtwirkung des gegenwärtigen Zu-

[1] Auch die Kartenschlägerinnen sollen sich wenigstens in Berlin einer Hochkonjunktur erfreuen.

[2] Beilage zur Vossischen Zeitung Nr 456, 8. September 1914, und Nr 566, 5. Oktober 1914.

standes wird die sein, daß wir noch unabhängiger vom Auslande werden. Gewiß, es bleiben Schäden für uns aus der Unterbindung des Weltverkehrs. Manche Waren kann das Ausland in besserer Qualität liefern; die Lage des Produktionsortes machte eine Ausfuhr vielleicht gewinnbringender als den Absatz im Inlande; auch wird der Abbruch bisheriger Handelsbeziehungen nicht ohne schmerzliche Einbußen bleiben. Indes muß doch auch beachtet werden, daß zum Teil wenigstens eine Verschiebung in den Bezugs- und Absatzgebieten von den feindlichen in die neutralen Länder sich vollziehen konnte. Ein Teil der Störungen, welche der Abbruch der auswärtigen Handelsbeziehungen hervorrief, wird dadurch wohl beseitigt, daß die Einfuhr und Ausfuhr ein und desselben Produktes sich in gewissem Umfange kompensieren, indem jetzt das Erzeugnis ganz im Inlande verbraucht wird. Von den Hauptgetreidearten z. B. wurden 1913 eingeführt: Weizen für 417 000 000 *M*, ausgeführt für 91 000 000 *M*, außerdem ausgeführt Weizenmehl für 44 000 000 *M*; Roggen eingeführt für 42 000 000 *M* und ausgeführt für 133 000 000 *M*; Hafer eingeführt für 60 000 000 *M*, ausgeführt für 93 000 000 *M*. Die Ausfuhr von Steinkohlen hatte 1913 einen Wert von 516 000 000 *M*, während für 205 000 000 *M* eingeführt wurden. Auch bei vielen andern Produkten kann auf einen Teil der Einfuhr verzichtet werden, wenn die Ausfuhr wegfällt und durch größeren Absatz im Inlande ersetzt wird. Die großen Summen sodann, welche die Heeresverwaltung täglich ausgibt (für jeden Tag etwa 60 000 000 *M*, im Monat also 1 800 000 000 *M*), kommen, abgesehen von den Soldzahlungen, die im Auslande Verwendung finden, wieder der inländischen Produktion zugute, ebenso die Hunderte von Millionen, die für die Zwecke des Roten Kreuzes gesammelt werden.

Doch werden wir genug Rohstoffe haben und einführen können, um unsere Industrie aufrecht zu erhalten? Nun, an der Möglichkeit ausreichender Kohlenförderung ist nicht zu zweifeln. Eisenerze fehlen auch nicht, und ganz besonders nicht, wenn der Widerstand Schwedens gegen den Versuch Englands, Erze als Konterbande zu erklären, wirksam bleibt. Dazu kommen jetzt die umfassenden Kohlen- und Eisenerzlager Belgiens, Kupfer werden wir über neutrale Staaten aus den Vereinigten Staaten beziehen können; Holz liefert Schweden, Norwegen und Österreich, Petroleum Nordamerika und Rumänien, Häute und Felle können aus Brasilien, Argentinien, Österreich, Italien, Belgien und den Niederlanden, Kautschuk aus Brasilien beschafft werden. Die Vereinigten Staaten haben

ferner ein starkes Interesse an der Aufrechterhaltung ihres Ausfuhrgeschäfts in Baumwolle. In Bremen lagen zu Anfang des Krieges noch für 100 000 000 *M* Baumwolle. Wolle[1] kann über neutrale Staaten aus Argentinien ihren Weg zu uns finden usw. Für die indische Jute soll neuerdings aus Stroh ein guter Ersatzstoff billig hergestellt werden können usw.

Der Umstand schließlich, daß bei der gegenseitigen wirtschaftlichen Abhängigkeit alle Länder der Welt unter den Folgen des Krieges zu leiden haben[2], wird mit dazu beitragen, der Kriegslust auch unserer Gegner schneller ein Ziel zu setzen. Am meisten betroffen ist gerade die englische Volkswirtschaft, die fast ganz auf den Beziehungen zum Ausland sich aufbaut. Jedenfalls wird Deutschland von der allgemeinen Weltbaisse, der schrecklichen Wertzerstörung der in Milliardenbeträgen allenthalben aufgestapelten, nunmehr unverkäuflichen Ausfuhrprodukte weniger hart getroffen als England mit seinen Kolonien. Für England ist der Auslandshandel die Schlagader im volkswirtschaftlichen Körper. Und jetzt? Bei seinen Verbündeten findet es keinen Ersatz für die sonstigen Ausfälle. Nach dem neuesten Bericht über Englands Handelsverkehr (Oktober 1914) nahm die Einfuhr aus Rußland, Frankreich und Belgien um 66 %, seine Ausfuhr dorthin gar um 76 % ab usw. Die englische Textilindustrie, eine Hauptader der englischen Volkswirtschaft, steht schon fast vollkommen still. Sie verfügt zwar über Kohlen und Faserstoffe, aber es fehlt ihr außer der Absatzmöglichkeit ein unbedingt nötiges Material, das sie nur aus Deutschland beziehen kann. Die englische Zeitschrift Economist dürfte recht behalten, wenn sie, unter Hinweis auf die Tatsache, daß etwa ein Viertel

---

[1] Um der Heeresverwaltung den Bezug dieses wichtigen Rohstoffes zu erleichtern, wurde auf Anregung des Kriegsministeriums die „Kriegswollbedarf-Aktien-Gesellschaft" auf gemeinnütziger Grundlage (Aktienkapital 4 250 000 *M*) begründet. Diese Kriegswollgesellschaft hat u. a. die in Feindesland, speziell in Lüttich, Verviers, Roubaix, Tourcoing, Lodz requirierten Wollvorräte, die Angehörigen feindlicher Völker gehören, zu übernehmen und pro rata der Heeresaufträge an die einzelnen Militärtuchfabriken zu verteilen. Außer jener Wollgesellschaft findet sich noch eine Zentralisierung für den Kriegsbedarf in der Metallindustrie durch die „Kriegsmetallgesellschaft", für den Getreidehandel durch die „Zentralstelle für die Anschaffung des Heeresbedarfs". Die Zigarrenfabriken Deutschlands haben ebenfalls für Aufträge der Heeresverwaltung und Verteilung derselben auf die einzelnen Fabriken, entsprechend ihrer Leistungsfähigkeit, eine zentrale Verteilungsstelle geschaffen.

[2] Nach Angaben des Präsidenten der Bremer Handelskammer A. Lohmann hat das überseeische neutrale Ausland mit einem Ausfall an Export von 12 Milliarden Mark p. a. allein nach dem Kontinent zu rechnen.

des englischen Handels nach den Ländern der Nord- und Ostsee geht, große Arbeitslosigkeit und Unruhen in den Industriezentren voraussagt.

Kurz, alles in allem liegt trotz vieler Schwierigkeiten durchaus kein Grund zur Schwarzseherei vor.

II. Aber nicht nur das! Sogar ein gewisser ruhiger Optimismus ist am Platze, wenn wir gerade die wichtigsten und an sich schwierigsten Probleme, welche von der Kriegslage heraufbeschworen wurden, und die zu ihrer Lösung verwendeten oder verwendbaren Mittel ins Auge fassen. Dahin gehört neben der unmittelbar drängenden Frage der finanziellen Kriegsbereitschaft das Problem der Ernährung von Heer und Volk in Kriegszeiten, die Belebung des inneren volkswirtschaftlichen Prozesses, die den obwaltenden Verhältnissen entsprechende Gestaltung des Zahlungswesens und der Kreditversorgung, Hilfe und Unterstützung für besondere Notlagen.

1. Der finanziellen Kriegsbereitschaft kam vor allem die gesunde Finanzwirtschaft zu gute, die ihre Grundlage in der Reichsfinanzreform hat. Trotz der außerordentlichen Ansprüche, welche in finanzieller Hinsicht eine Mobilmachung großer Heere und die moderne Kriegsführung stellt, konnten die Bedürfnisse der ersten Monate aus den Beständen der Reichskasse und aus Darlehen bei der Reichsbank gedeckt werden.

Das zweite Drittel des Wehrbeitrages war erst am 15. Februar 1915 zu zahlen; und dann, eine Drittelmilliarde entspricht auch nicht der Größe des Bedarfs. Ohne Zögern hat darum der Reichstag dem Antrag der Regierung folgend am 4. August die Aufnahme einer gewaltigen Kriegsanleihe von fünf Milliarden bewilligt. Um sich von vornherein eine glatte finanzielle Durchführung des Krieges zu sichern, im Vertrauen auf die finanzielle Leistungsfähigkeit und Leistungswilligkeit des Volkes, machte dann das Reich von der ihm durch den Reichstag eröffneten Möglichkeit baldigen Gebrauch. Ohne die sonst übliche Vermittlung der Anleihe durch ein Bankkonsortium und ohne Fixierung des zur Zeichnung aufgelegten Betrages (abgesehen von der auf eine Milliarde beschränkten Zeichnung für Schatzanweisungen[1]) vollzog sich die Kriegsanleihe (unter günstigen Bedingungen: 5 % Zinsen, dazu noch Zeichnungspreis 97.50 *M*) mit einem die kühnsten Hoffnungen übersteigenden Erfolg. Es wurden

[1] Schatzanweisungen sind „schwebende" Schulden, Schulden, die in kurzer Zeit zurückbezahlt werden.

gezeichnet: Reichsanleihe 3 121 001 300 *M*, Reichsschatzanweisungen 1 339 727 600 *M*, zusammen 4 460 728 900 *M*. Besonders hervorgehoben zu werden verdient es, daß nicht nur wohlhabende Leute, sondern auch die gering Bemittelten, die nur von ihrer Hände Arbeit allmählich Ersparnisse sammeln können, und die kleineren Kapitalisten ihre Habe für die Kriegsanleihe dargebracht haben. Von den 1 150 000 Einzelzeichnern entfallen 900 000 ($^3/_4$ Milliarde) auf diese Kreise[1]. Frankreich mußte bekanntlich nach dem Friedensschluß des 1870er Krieges fünf Milliarden Kriegsentschädigung in Gold und Silber, in Noten der Bank von England, der Preußischen Bank, der niederländischen und belgischen Staatsbanken oder in sofort zahlbaren Wechseln ersten Ranges aufbringen. Man hatte drei Jahre für die Erfüllung dieser gewaltigen finanziellen Aufgabe vorgesehen und pries es als eine geradezu phänomenale Leistung, daß Frankreich bis zum 5. September 1873 die ganze Summe in der vorgeschriebenen Weise an Deutschland abführen konnte. Frankreich bedurfte damals dazu des Auslandes, während Deutschland jetzt nahezu $4^1/_2$ Milliarden in wenigen Tagen durch ganz freiwillig gezeichnete Beträge allein der eigenen Volksgenossen aufzubringen imstande war. Durch die Kriegsanleihe ist das Reich instand gesetzt, seine bei der Reichsbank diskontierten Wechsel einzulösen, wenn immerhin überdies noch große Geldbestände zur Reserve vom Reiche vorbehalten werden mögen.

Volksvermögen und Volkswohlstand sind ohne Zweifel verschiedene Begriffe. Volksvermögen ist ein Summenbegriff, Volkswohlstand ein zum Teil qualitativer Schätzungsbegriff. Gleichwohl nimmt unter den Kennzeichen des Volkswohlstandes das Vorhandensein großer Summen eine nicht allzu bescheidene Stellung ein. Der staunenswerte Erfolg der Kriegsanleihe hat zum mindesten bewiesen, daß man im Auslande, und vielleicht bei uns selbst, die Kräfte und die finanzielle Leistungsfähigkeit der deutschen Volkswirtschaft sehr unterschätzt hatte. Glaubten doch die Feinde Deutschlands ganz bestimmt an eine Erschöpfung des deutschen Kapitalmarktes infolge des allzu raschen Tempos unserer Industrialisierung, an eine überstarke Abhängigkeit von ausländischen Geldern. Allein trotz mächtiger Beteiligung an der Übernahme ausländischer Anleihen und trotz der umfassenden

[1] Die Bareinzahlungen auf die Kriegsanleihe erreichten bis zum 8. Oktober den Betrag von 2 420 000 000 *M*, d. i. 54,26 % der gezeichneten Summe, 14,26 % mehr, als bis zum 5. Oktober fällig waren, die größte Zahlung, die jemals von einem Volke in so kurzer Zeit geleistet wurde.

Investierung deutschen Kapitals im Auslande war die Kapitalansammlung im Inlande eine sehr hohe geblieben. Das hätte die ausländische Finanz eigentlich schon erkennen müssen, als sie bei Gelegenheit der Marokkokrisen (1905, 1911) den mißglückten Versuch machte, durch Zurückziehung ihrer Gelder aus Deutschland die deutsche Volkswirtschaft zu erschüttern. Und so hat denn auch jetzt wiederum der grandiose Erfolg der Kriegsanleihe dem Auslande, aber auch uns selbst den Beweis erbracht, daß unsere Volkswirtschaft viel zu solide aufgeführt ist, um selbst unter schwierigen politischen Verwicklungen und den mit diesen nun einmal verbundenen Stokkungen und Hemmnissen nach Wunsch unserer Gegner zusammenzubrechen.

2. Nächst der finanziellen Kriegsbereitschaft ist das wichtigste Problem die Ernährung des Heeres und des Volkes in Kriegszeiten. Durch eine gute Ernährung der Truppen wird die Schlagfertigkeit des Heeres, das Maß der Marschleistungen wie die Stärke im Kampfe, wesentlich bedingt. Die Vollkommenheit der Verproviantierung in Kriegszeiten aber hängt ab von der Ausbildung des Proviantwesens in Friedenszeiten. Alles wurde da unter Benutzung der technisch vollkommensten Einrichtungen und Maschinen (Kühlanlagen für geschlachtetes Vieh, Kühlräume für das in Säcken geschichtete Futtergetreide, fertiges Mehl und Getreide in sorgsam behüteten Magazinen und Silospeichern, besondere Vorrichtungen für Feldbäckereien und Feldküchen usw.) bereit gehalten, um im Falle einer Mobilmachung dem Heere zur sofortigen Verwendung verfügbar zu sein. Glückt es noch, den Krieg ins Feindesland zu tragen, dann werden die daselbst vorgefundenen Vorräte der Verproviantierung des Heeres dienen können, wie jetzt in Frankreich und Belgien die dortigen Körnerernten sowie Reis- und Mehlvorräte; und ebenso wird das Heer dem Feindeslande seinen Fleisch-, Milch-, Butterbedarf nach Möglichkeit an Ort und Stelle entnehmen. Hierdurch wird aber auch schon die Ernährung des eigenen Volkes in der Heimat beträchtlich erleichtert.

Wie aber können hierfür die erforderlichen Nahrungsmengen sichergestellt werden? Und wie ist die Verteilung dieser Lebensmittel zu angemessenen und erschwinglichen Preisen zu erzielen? Das ist die Doppelfrage, in welche sich das Problem der Volksernährung auflöst.

Die erste Frage lautet also: Sind uns ausreichende Nahrungsmengen auch für eine längere Kriegsdauer gesichert?

Auf diese Frage wird von sachverständiger Seite im allgemeinen eine beruhigende Antwort erteilt. Karl Ballod hat allerdings in den „Preußischen

Jahrbüchern" von der Möglichkeit einer katastrophalen Brotnot gesprochen. F. Wohltmann dagegen glaubt feststellen zu können, daß keinerlei Besorgnis um die Ernährung unseres Volkes bis zum Termin der nächstjährigen Ernte begründet sei. Das verdanken wir, so meint er[1], in erster Linie dem glücklichen Umstande, daß auf die knappe Ernte des Jahres 1911 drei reich gesegnete Jahre kamen, welche uns bis zum 1. August 1915 sichergestellt haben[2]. Wie dann die Sachlage sein wird, das hängt von der Witterung sowie der sorgsamen Bestellung und Düngung der Äcker ab. Werden Roggen, Hafer, Weizen nicht ausgeführt, wird der Genuß des Weizenbrotes zugunsten des Roggenbrotes (eventuell mit Kartoffelzusatz) eingeschränkt, wird Roggen nicht zur Viehfütterung verwendet, sondern der menschlichen Ernährung vorbehalten, dann ist, selbst abgesehen von der möglichen Zufuhr aus den und über die neutralen Länder, die erforderliche Nahrungsmenge an Körnerfrüchten sichergestellt. Allerdings, wir werden weniger Gerste haben. Allein an Stelle der Gerste können andere Futtermittel treten, an denen kein Mangel ist (gutes Stroh, Heu, Klee), auch Mais, der über Holland und Italien, ebenso direkt aus Rumänien beschafft werden kann. Der Gerstenbedarf, so meint Wohltmann, werde auch dadurch nicht wenig eingeschränkt, daß drei Millionen „trunkfester deutscher Männer" außerhalb Deutschlands im Felde stehen und deutsches Bier nicht nötig haben. Besondere Bedeutung besitzt ferner die diesjährige, zum Teil wenigstens vorzügliche und gesunde Kartoffelernte[3]. Da die Brennereien ihren Betrieb während des Krieges einschränken müssen, so stehen größere Kartoffelmengen für Menschen und Vieh zur Verfügung. In der menschlichen Ernährung ersetzen die Kartoffeln das Stärkemehl des Weizens. Umfassende Veranstaltungen wurden getroffen, um Kartoffeln[4] auf Flocken zu verarbeiten, wodurch unter anderem auch Verluste durch Fäulnis aufgehoben werden.

[1] Deutsche Tageszeitung Nr 459, 10. September 1914, Erstes Beiblatt.

[2] Die diesjährige Ernte wird für verschiedene Gebiete als gute Mittelernte bezeichnet.

[3] Andere sprechen von höchstens einer Mittelernte, auch wurde auf den voraussichtlichen Ausfall von 19 000 000 Doppelzentnern in Ostpreußen hingewiesen.

[4] Deutschland führt alljährlich etwa 20 000 000 Doppelzentner Brotgetreide ein und erzeugt selbst 144 000 000 Doppelzentner. Wenn man nun 15 % des Mehles vom Brotgetreide durch Mehl von Trockenkartoffeln ersetzt, dann wären dazu 22 000 000 Doppelzentner Trockenkartoffeln erforderlich und die Einfuhr von ausländischem Brotgetreide wäre überflüssig. Es fragt sich nun, ob wir in der Lage sind, diese 22 000 000 Doppelzentner Trockenkartoffeln ohne Einschränkung der bisherigen Kartoffelverwendung zu schaffen. Die Antwort ist zu bejahen. Einer Menge

Eine wesentliche Hilfe in der Verpflegung gewährt dann ebenfalls die vorzügliche Obsternte. Im Süden gediehen die Äpfel, im Norden die Birnen und Pflaumen. Der Mindererertrag an Zuckerrüben wird zwar in den Rübenbau treibenden Gegenden für die Ernährung des Viehes eine geringere Menge von Rübenrückständen belassen; die Ernte genügt aber anderseits für den Zuckerbedarf des Inlandes reichlich und gestattet überdies einen Export nach Dänemark, Schweden, Norwegen und der Schweiz. Die selbständige Ernährung Deutschlands mit Fleisch und tierischen Erzeugnissen sodann ist weit leichter noch als mit Körnerfrüchten. Selbst ohne jede Fleischeinfuhr (eventuell jetzt von Schweden, Dänemark, Holland, der Schweiz) können wir unsern Bedarf im wesentlichen decken. Kurz, ausreichende Nahrungsmittel sind da. Es bedarf freilich einer planmäßigen Ausnutzung und Verwendung der verfügbaren Vorräte zur Ernährung von Mensch und Tier, sodann die entsprechende Fürsorge für die Neuproduktion, die zukünftige Ernte (Kunstdünger usw.).

Mancherlei Vorschläge praktischer Fachleute gleich bei Beginn des Krieges seien noch kurz erwähnt. So wurde unter anderem die sofortige Nutzung des abgeernteten Bodens und der Gartenfläche für rasch wachsende Nähr- und Futterpflanzen empfohlen, auch die Heranziehung von Bauland und Ödland für ähnliche Zwecke, sorgfältige Konservierung von Obst und Gemüse, Ersatz der verminderten Seebezüge durch sorgsame Pflege der Binnenfischerei, stärkere Ausmahlung des Getreides, Verbot der Brotgetreideverfütterung, bessere Verwertung der häuslichen Küchenabfälle für Viehfütterung usw.

Außer der Beschaffung der erforderlichen Nahrungsmengen kommt sodann für die Ernährung des Volkes in Kriegszeiten die nicht minder wichtige Frage einer Verteilung der Lebensmittel zu erschwinglichen Preisen in Betracht.

---

von 22 000 000 Doppelzentnern Trockenkartoffeln entsprechen etwa 88 000 000 Doppelzentner Rohkartoffeln. Diese Kartoffelmenge ist durch Steigerung der Kartoffelerträge leicht zu beschaffen. Einmal läßt sich der Ertrag unserer Kartoffelernte, der jetzt durchschnittlich 137 Doppelzentner pro Hektar beträgt, wesentlich steigern; denn gut geleitete Wirtschaften erzielen heute bereits 300 Doppelzentner pro Hektar. Außerdem kann durch die Unterbindung der Zuckerausfuhr während des Krieges die Rübenanbaufläche zugunsten des Kartoffelanbaues wesentlich vermindert werden. Weiterhin werden durch die Beeinträchtigung der Ausfuhr von Stärkefabrikaten auch etwa 4 000 000 Doppelzentner Kartoffeln frei. Und schließlich vermindern sich durch schnelle Verarbeitung der Kartoffeln die jährlich etwa 46 000 000 Doppelzentner betragenden Verluste an Kartoffeln sehr bedeutend. Mithin ist die zum Ersatz des ausländischen Brotgetreides erforderliche Kartoffelmenge ohne alle Schwierigkeiten zu beschaffen. (Entnommen der Kölnischen Volkszeitung Nr 860, 3. Oktober 1914.)

Dieser Aufgabe dienen einerseits Ausfuhrverbote, anderseits die zeitweilige Aufhebung aller Zölle auf Nahrungs- und Futtermittel, also Erleichterung der Einfuhr, ferner die Einschränkung der Fleischbeschau, Sorge für Nahrungsmittelzufuhr vom Lande zur Stadt, ganz besonders auch die in Aussicht genommene bzw. durchgeführte behördliche Festsetzung von Höchstpreisen zum Schutz gegen Wucherversuche und Preistreiberei, schließlich die durch die Erfahrung der letztjährigen Teuerungszeiten bewährten positiven Versorgungsmaßnahmen (Fleisch-, Fisch-, Kartoffelbezug usw.) seitens der Gemeinden [1]. Die Reichsgesetzgebung hat die Gemeinden zur Festsetzung von Höchstpreisen ermächtigt [2]; selbst Kreise, die Eingriffen der öffentlich-rechtlichen Körperschaften in das Wirtschaftsleben sonst ablehnend gegenüberstehen, haben doch jetzt die Durchführung dieser Maßregel nachdrücklich gefordert. Es ist allerdings nicht leicht, die Preise in richtiger Höhe, entsprechend den verschiedenen Qualitäten und im Anschluß an die Konjunkturenbewegung, festzusetzen. Auch machen die Transporttarife für eine allseitig gerechte Preisbestimmung nicht geringe Schwierigkeiten. Insbesondere aber wurde befürchtet, daß aus den Maximalpreisen leicht Normalpreise werden könnten, so daß für die Konsumenten statt einer Erleichterung schließlich Mehrbelastung sich ergeben würde. Allein diese Bedenken sind doch nicht zwingender Art. Nur wird man die Quelle von Preissteigerungen nicht gerade bloß beim Detailhandel suchen dürfen, sondern ebenfalls bei den Produktionsbetrieben und dem Großhandel. Jedenfalls bildet die Inaussichtnahme und Durchführung öffentlicher Preisregelung eine bedeutungsvolle Erscheinung; man wird darauf gespannt sein dürfen, in welchem Umfang und mit welchen Erfolgen diese Maßregel zur Anwendung kommt. An zweiter Stelle würde eventuell noch die städtische Lebensmittelversorgung Platz greifen können oder müssen, der Ankauf von Lebensmitteln durch die Gemeinden (z. B. von Mehl mit bestimmten Brotpreisen für die Bäcker, auch Einrichtung städtischer Bäckereien, Übernahme von Bäckereien in städtische Verwaltung, städtische Kühlanlagen für gefrorenes Fleisch u. dgl.). Ihre volle preisregulierende Wirkung dürften solche Maßregeln aber doch kaum

[1] Vgl. Soziale Praxis 23. Jahrg. (1914), Nr 45—50.

[2] Soweit örtliche Bedürfnisse und Verhältnisse in Frage stehen, liegt die Entscheidung über Höchstpreise am besten bei örtlichen Behörden. Auch die Höchstpreise werden dem Verkäufer selbstverständlich einen angemessenen Nutzen belassen müssen, weil sonst Verkehr und Verkauf gelähmt würde. Sie sollen Notstandspreise ausschließen, nicht aber den angemessenen Preis. Bei der Durchführung von Höchstpreisen wird man schrittweise vorgehen, entsprechend dem Bedürfnis.

ohne Festsetzung von Höchstpreisen für Getreide, Vieh, Milch usw. erzielen können. Die Übernahme von Waren durch die Gemeinde würde sich besonders gegenüber spekulativer Zurückhaltung solcher Waren empfehlen können.

3. Ein weiteres höchst wichtiges Problem bildet eine den Verhältnissen und Bedürfnissen der Kriegszeit entsprechende Regelung des Kredit- und Zahlungswesens.

Die Banken, insbesondere die Großbanken, sind die Sammelbanken der baren Bestände aller Wirtschaftskreise. An die Banken wenden sich dann aber auch diese Wirtschaftskreise zur Deckung ihres Geldbedarfs. Die Unsicherheit der Kriegslage wirkt erschütternd auf den Kredit im wirtschaftlichen Verkehr, anderseits steigernd auf das Kreditbedürfnis. Es gibt weniger Einnahmen, und den Verpflichtungen kann nicht so leicht wie sonst genügt werden, namentlich wo die Lieferanten Barzahlung zur Bedingung jedes Geschäftes machen sollten. Würde das allgemein geschehen dann wäre der Zusammenbruch unvermeidlich. Jedenfalls war es eine kluge Maßregel, daß der Reichsbankpräsident v. Havenstein frühzeitig die Banken gemahnt hatte, 10% ihrer Depositen und ihrer sonstigen fremden Gelder in bar oder in Reichsbank-Giroguthaben bereit zu halten, so daß sie über eine größere Fülle flüssiger Mittel verfügten. Dazu hat auch der Umstand mitgeholfen, daß der Krieg nicht in eine Zeit der Hochkonjunktur fiel, die den Großbanken nach ihrer bisherigen Praxis ein beträchtlich geringeres Maß finanzieller Bewegungsfreiheit belassen hätte. In der allgemeinen Wirtschaftskrise hatten sie wirtschaftlich mehr oder minder abgerüstet, standen darum finanziell besser gerüstet da. Die deutschen Banken haben denn auch die Auszahlung von Bankguthaben, die Gewährung von Kredit nicht eingeschränkt, letzteres wenigstens nicht in schroffer Weise. Weit ungünstiger stellte sich die finanzielle Lage in England und namentlich in Frankreich. Freilich der von der Regierung angeordneten Einstellung der Auszahlung der Halbjahrsdividenden des Crédit Lyonnais, des größten französischen Bankinstituts, hat man vielleicht allzu hohe Bedeutung beigelegt. In der Unsicherheit des Krieges kann man es ja verstehen, daß da von einer Ausschüttung des Gewinnes an die Aktionäre vorerst Abstand genommen wurde[1]. Aber ein wirklich sehr ungünstiges Licht fällt

[1] Die Dividendenempfänger leiden natürlich schwer unter dem Ausfall, ebenso unsere deutschen Rentner, denen jetzt nicht bloß die Coupons ausländischer Papiere ohne Einlösung bleiben, sondern auch vielleicht seitens der Aktiengesellschaften (im Interesse der Reservebildung) die erwarteten Dividenden nicht selten verkürzt werden

auf die französische Finanzlage durch die Tatsache, daß Banken und Sparkassen Depositenguthaben nur mehr in einem ganz beschränkten Maße auszahlten. Die französische Bankwelt hatte seit vielen Jahren schon den Reichtum Frankreichs der Politik geopfert, hatte Milliarden nach Rußland verschleppt, hatte den französischen Rentnern der hohen Provisionen wegen die zweifelhaftesten Werte verkauft. Das alles im Verein mit den Kriegsschäden wird, wenn nicht den völligen finanziellen Zusammenbruch Frankreichs herbeiführen, jedenfalls durch mangelnde Leistungsfähigkeit sich bitter rächen müssen. In der Furcht starker Erschütterungen hat die Bank von Frankreich seit dem Krieg die Veröffentlichung ihrer Ausweise eingestellt[1], und es ist mehr als fraglich, ob sie den Anleihebedürfnissen des eigenen Staates werde genügen können. Auch der bis jetzt für felsenfest begründet gehaltene Bankenorganismus Englands versagt und steht vor schweren Katastrophen trotz der Hilfe der Bank von England. Der stolze „Weltbankier" konnte nur durch ein schleunigst verfügtes Moratorium vor dem Ruin geschützt werden.

Über die Finanzlage Rußlands ferner kann man füglich schweigen. Wie will Rußland den Verpflichtungen aus seiner gewaltigen Schuldenlast genügen, wie die riesigen Erfordernisse des Krieges decken? Das zu den „berechtigten" Eigentümlichkeiten Rußlands gehörige Borgsystem hat sein Ende erreicht. Ob es gelingen wird, durch eine innere Anleihe über die akuten Geldverlegenheiten hinauszukommen, ist mindestens sehr zweifelhaft. Und da soll noch der eigenen Volkswirtschaft geholfen werden?

Ganz anders in Deutschland. Hier sorgt die Reichsbank zunächst treu für die Aufrechterhaltung der Währung; sie schützt den Metallbestand des Landes, trägt erfolgreich für eine den Bedürfnissen des Verkehrs entsprechende Menge von Ausgleichsmitteln Sorge. In Zeiten der Geldknappheit muß sie allen berechtigten Kreditansprüchen genügen, der Rettungsanker sein, an den sich die Bedrohten im Falle der Not anklammern können. Allen diesen Aufgaben hat die Reichsbank im vollsten Maße genügt. Die starke Geldpanik der ersten Wochen der Kriegszeit ließ keine mißlichen Folgen zurück, die Not an Zahlungsmitteln wurde rasch überwunden. Namentlich als Zentralnotenbank ist die Reichsbank in ihrer

dürften. Zum Crédit Lyonnais vgl. eine andere Beurteilung im Finanz- und Handelsblatt der Vossischen Zeitung Nr 487, 25. September 1914.

[1] Erst Mitte Oktober wurde ein Ausweis der Bank von Frankreich wieder veröffentlicht.

Wirksamkeit bedingt durch ihren Vorrat an Gold. Sie hat das Recht, nach Bedürfnis ihres Verkehrs Banknoten auszugeben. Zur Sicherung dieser Noten besteht aber die gesetzliche Vorschrift, daß ein Drittel der ausgegebenen Noten bar gedeckt sein muß. Die beiden andern Drittel finden ihre Deckung durch leicht einziehbare Forderungen. Als Bardeckung gilt kursfähiges deutsches Geld, Reichskassenscheine[1], Gold in Barren oder ausländischen Münzen, wobei das Pfund fein zu 1392 *M* gerechnet wird. Die Bank kann also keine Noten in beliebiger Menge ausgeben; schließlich und letztlich muß die ganze Papierpyramide denn doch in Gold eine feste Stütze finden. Hieraus ergibt sich, welch große Bedeutung die Stärke der Goldbestände der Reichsbank gerade jetzt für die Gesamtheit hat. Um den zur Kriegszeit erhöhten Kreditansprüchen zu genügen, muß die Reichsbank imstande sein, mehr Noten auszugeben. Gibt sie aber mehr Noten aus, dann muß dafür gesorgt werden, daß mehr Gold in ihre Keller kommt. Man begreift darum die Bemühungen der letzten Zeit, nach Möglichkeit das ganze Gold des Inlandes, insbesondere auch die große Menge des versteckten Goldes, der Reichsbank zuzuführen und dadurch die Metalldeckung der Noten zu verstärken, die Kreditgewährung durch Notenausgabe auf erweiterter Basis zu ermöglichen. Man darf geradezu sagen, daß das Gold in der Reichsbank den dreifachen Zahlungswert erlangt. Übrigens war die vorsorgende Politik der Reichsbank schon seit Jahren auf die Verstärkung des Goldbestandes gerichtet, der dann noch durch Zuführung des Reichskriegsschatzes vermehrt wurde. Beim Ausbruch des Krieges verfügte die Reichsbank über etwa $2\frac{1}{4}$ Milliarden Mark; sie hätte den dreifachen Betrag der Deckung in Umlauf setzen, also mehr als $6\frac{1}{2}$ Milliarden Mark an Noten ausgeben können; tatsächlich liefen aber damals noch nicht 1900000000 *M* an Noten um. Wurden der Reichsbank im Anfang des Krieges viele Mittel entzogen, so hob sich bis Ende September schon die Metalldeckung der Noten von ihrem niedrigsten Stande von 37,9 % am 31. August wieder auf 42,7 %, ihre gesamte Bardeckung auf 46,4 %. Auch die kluge Diskontpolitik der Reichsbank[2] hatte auf die Vermehrung

[1] Reichskassenscheine dürfen nach den gesetzlichen Bestimmungen bis zu 240 Millionen Mark ausgegeben werden. Der größte Teil hiervon war schon seit längerem vom Verkehr aufgenommen, der Rest wurde zur Befriedigung des stürmischen Zahlungsmittelbegehrs vor und während der Mobilmachung in kurzer Zeit verausgabt.

[2] Die sprunghafte Diskontpolitik der Bank of England offenbarte große Unsicherheit. Am 30. Juli wurde der Zinsfuß der Bank von 3 auf 4 %, am 31. Juli

ihres Goldbestandes hingewirkt. Eine vernünftige Hochhaltung des Diskonts kann im gegenwärtigen Augenblick allerdings weniger den Zweck haben, die Unternehmungslust in richtigen Grenzen zu halten, aber sie schützt den Bar- und Goldbestand der Bank. Ferner sei noch kurz erwähnt, daß ein Gesetz vom 4. August die Einlösungspflicht der Reichsbank aufhob, zugleich auch die Reichskassenscheine zum gesetzlichen Zahlungsmittel erklärte, wodurch wieder die Goldreserve für andere wichtigere Zwecke gesichert wurde.

Schließlich ermöglichen neben der vermehrten Ausgabe von Banknoten auch die neu in den Verkehr gelangenden Darlehenskassenscheine einen weiteren Abfluß des Goldes aus dem Publikum an die Reichsbank.

Erwies sich also die Reichsbank der doppelten Anforderung, als Kriegsbank des Reiches zu dienen und zugleich dem Wirtschaftsleben, der Landwirtschaft, der Industrie, dem Handel einen sichern Rückhalt zu gewähren, durchaus gewachsen, so sollten die durch Reichsgesetz vom 4. August in Aussicht genommenen und alsbald begründeten „Darlehenskassen" dem, wie man zunächst vermutete, mächtig anschwellenden Kreditbedürfnis als zweite große Kreditquelle Befriedigung bieten, zugleich eine für die Elastizität der Reichsbankleistungen bedeutsame Entlastung der Kreditgewährung seitens dieser ersten Kreditquelle herbeiführen.

Diese gemäß Beschluß des Reichstags vom 4. August in Berlin und an denjenigen Orten, wo Reichsbankfilialen sind, insbesondere zur Förderung des Handels und Gewerbebetriebs zu gründenden Darlehenskassen geben Darlehenskassenscheine (zu 5, 10, 20, 50 Mark, jetzt auch zu 1 und 2 Mark)[1] heraus, die als allgemeines Zahlungsmittel dienen. Zwangskurs haben solche Scheine nicht, müssen aber an allen öffentlichen Kassen des Reiches

---

auf 8%, am 1. August auf 10% erhöht. Die Reichsbank dagegen erhöhte den Diskont zunächst von 4 auf 5%, dann auf 6%. Da der allgemeine Zinsfuß immer etwa ein Prozent höher ist als der Reichsbankdiskont, so hat er schon eine für die großen Unternehmungen, mehr noch für die mittleren und kleineren Leute drückende Höhe erreicht. Es begreift sich darum, daß die Herabsetzung des Diskonts lebhaft gewünscht wird, um so mehr, da angenommen wird, daß die Beanspruchung der Reichsbank in jetziger Zeit bei der geringen Neigung, größere Kredite aufzunehmen, durch eine solche Maßregel kaum gesteigert werde. Man muß es indes der Reichsbank selbst überlassen, hier den richtigen Standpunkt zu wählen.

[1] Die im Felde befindlichen Truppen werden auch zum größten Teil mit Papiergeld ausgestattet; an Stelle des Silbers treten die jetzt in größerer Menge vorhandenen kleinen Papierscheine. Zur Hebung der Knappheit der Silbermünzen in der Heimat sollen die noch beim Heere vorhandenen Bestände an Silbermünzen nach Deutschland zurückgeführt werden.

und der Bundesstaaten angenommen werden. Der Höchstbetrag der auszugebenden Scheine wurde zunächst auf 1500 Millionen Mark festgesetzt. Die Kassenscheine sind durch die seitens der Kreditnehmer zu leistenden Sicherheiten voll gedeckt. Beliehen werden in erster Linie leicht umsatzfähige Werte, wie Effekten, Rohstoffe, Stapelwaren mit fester Marktpreisbildung. Die Anforderungen, die nach Wert, Höhe und Auswahl der zu beleihenden Gegenstände an die zu leistenden Sicherheiten gestellt wurden, beschränkten das Tätigkeitsgebiet der Darlehenskassen in einer Weise, daß sie für die Kreditbeschaffung des Mittelstandes insbesondere praktisch nicht genügten. Von den in erster Linie zu beleihenden Sachen hat der Kleingewerbetreibende nicht viel. Ihm verfügbare Fertigwaren, auch soweit sie nicht bedeutenden Preisschwankungen unterliegen, wurden nur nach sorgfältigster Prüfung und unter Bürgschaft einer zweiten sichern Person von Fall zu Fall beliehen. Da Hypotheken zunächst nicht beliehen wurden, versuchten die großen Hypothekenbanken den kleinen Hypothekengläubigern gemeinsam zu helfen durch Beleihung erststelliger Hypotheken mittels Ausgabe von Pfandbriefen, die dann bei der Reichsdarlehenskasse verpfändet werden könnten. Auch für die Gläubiger mit zweit- und drittstelliger Hypothek wurde eine Hilfe in Aussicht genommen.

Da indes von Lombard- und Realkrediteinrichtungen für den Mittelstand eine ausreichende Kreditversorgung überhaupt nicht zu erwarten war, wurden als dritte Kreditquellen an manchen Orten und in verschiedener Form sog. „Kriegskreditbanken" unter Führung der Gemeinden[1] oder wirtschaftlicher Organisationen gegründet, die nicht nur auf Warenbestände, sondern auch auf Buchforderungen, Kundenausstände usw. Vorschüsse gewähren und die, wie der Reichsbankpräsident Havenstein bemerkte, „gestützt auf die Reichsbank und von ihr in weitem Umfange unterstützt, auch alle bisher davon ausgeschlossenen Kreise an die beiden großen Kreditquellen, Reichsbank und Darlehenskassen, heranführen". Schließlich darf nicht vergessen werden, daß ebenfalls in solidarischer Selbsthilfe auf genossenschaftlichem Wege durch die bestehenden Kreditgenossenschaften, Darlehenskassenvereine, Raiffeisenvereine für die Beschaffung von Notstandskredit nicht wenig geleistet werden kann.

Auch bezüglich des Zahlungswesens mußten sodann Vorkehrungen getroffen werden, um besondere Härten für den Schuldner, der durch den

[1] Innerhalb gewisser Grenzen können auch die Sparkassen durch Gewährung von Personalkredit und durch Beleihung erststelliger Hypotheken helfen.

Krieg in eine ungünstige Lage geriet, zu mildern, anderseits aber nicht minder, um den Gläubiger in seinen gerechten Ansprüchen zu schützen. Deutschland hat nicht wie andere Staaten das radikale Mittel des allgemeinen oder partiellen Moratoriums, der Zahlungsstundung, gewählt. Ein Moratorium läßt sich ja im äußersten Falle nicht vermeiden; aber es erschüttert die Grundlagen des Wirtschaftslebens und wird darum, solange nur möglich, besser nicht in Anwendung gebracht. Die Reichsregierung hat deshalb die Bewilligung von Zahlungsfristen für den einzelnen Fall dem Ermessen des Richters überlassen, der bei der Bewilligung und dem Ausmaß der Zahlungsfristen die Lage beider Parteien zu berücksichtigen hat. Die Bekanntmachung des Bundesrats vom 7. August 1914 ermächtigte nämlich die Gerichte, in anhängigen bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten auf Antrag des beklagten Schuldners eine mit der Verkündigung des Urteils beginnende Zahlungsfrist von längstens drei Monaten im Urteil festzusetzen; ist der Prozeß noch nicht anhängig, so darf der Schuldner unter Anerkennung der Forderung des Gläubigers diesen vor das Amtsgericht laden zur Verhandlung über die Bestimmung einer Zahlungsfrist. Voraussetzung für solche Befristung ist Entstehung der Schuld vor dem 31. Juli 1914. Bei einem Streitgegenstand unter 100 Mark fallen die Gerichtsgebühren fort, sonst werden sie auf die Hälfte ermäßigt. Ausländische Forderungen können bis zum 31. Oktober 1914 vor inländischen Gerichten nicht geltend gemacht werden. Bei Streitigkeiten, an denen Kaufleute beteiligt sind, dürften die Handelskammern am besten in der Lage sein, den Gerichten die für die Entscheidung erheblichen Aufschlüsse über die Lage eingetragener Firmen zu geben.

Selbstverständlich werden die Gerichte sich wohl hüten, zahlungsfähigen, aber zahlungsscheuen Schuldnern, an denen es ja nicht fehlt, einen Zahlungsaufschub zu gewähren. Auch die vom Bundesrat zur Abwendung von Konkursen bestellte „Geschäftsaufsicht" wird die faulen Zahler zur Erfüllung ihrer Leistungspflicht heranziehen müssen. Da aber die kleinen Kaufleute und Gewerbetreibenden einer für sie peinlichen und kostspieligen Geschäftsaufsicht gern ausweichen und die außergerichtliche Verständigung dem Eingreifen des Richters vorziehen, so entstanden mancherorts „Einigungsämter" zur Erzielung einer Einigung zwischen Schuldner und Gläubiger bezüglich der Zahlungsweise, und mit diesen Einigungsämtern verband sich in einzelnen Fällen noch ein „Einziehungsamt" für die Beitreibung der Schulden.

Einigungsämter scheinen auch wohl geeignet, bei verständiger Handhabung und entsprechender Fühlungnahme mit den Gerichten, einen billigen Ausgleich zwischen den beiderseitigen Interessen speziell von Mietern und Vermietern herbeizuführen. In Deutschland ist ein beträchtlicher Teil des Volksvermögens in Miethäusern angelegt[1], die meist mit Hypotheken stark belastet sind. Viele Mieter — nicht nur die Familien der zum Heer Einberufenen — können jetzt den Mietzins nicht entrichten, und infolgedessen sind die Vermieter außer stande, ihre Hypothekenzinsen zu zahlen. Wollte man ein spezielles Moratorium für die Zahlung der Mieten und Hypothekenzinsen einführen, dann müßten schließlich die Hypothekengläubiger den ganzen Ausfall tragen; denn offenbar ist es mehr als zweifelhaft, ob späterhin die gestundeten Beträge eingehen werden. Da hilft am besten die gegenseitige Verständigung. Zahlungsfähige Mieter sollen jetzt ihrer Zahlungspflicht genügen; im andern Falle dürfte der Vermieter mit einem verminderten Betrage sich lieber begnügen, als alles zu verlieren; eventuell wird mit öffentlichen Mitteln geholfen werden müssen, was jedenfalls besser ist, als daß später die Armenbehörde eingreifen muß. Ein anderer Vorschlag[2] faßt die Errichtung von gemeinnützigen „Mietsdarlehenskassen" ins Auge: die wohlhabenderen Schichten der Bevölkerung sollen unter billiger Sicherung den Angehörigen des Mittelstandes langfristige Darlehen zum Zwecke der Mietzahlung auf diesem Wege zuführen. Ein Ausgleich zwischen den Interessen der Hausbesitzer und der Hypothekare aber ließe sich vielleicht dadurch herbeiführen, daß bei nachweisbaren Mietausfällen den Hausbesitzern ermöglicht würde, die Zinsschuld dem Hypothekenschuldposten hinzuzuschlagen.

4. Die Flüssigmachung von Geld und Kredit, die Überwindung von Zahlungsschwierigkeiten sind ohne Zweifel jetzt besonders wichtige Aufgaben und schwierige Notwendigkeiten. Kredit und Geld aber bilden keinen Selbstzweck. Sie dienen als Mittel der Betätigung der nationalen Erwerbskraft, dienen der Produktion, der Konsumtion. Das Hauptproblem bleibt die Aufrechterhaltung des wirtschaftlichen Prozesses, und dazu benötigt es der Aufträge, der Arbeitsgelegenheit, der Geltendmachung des Bedarfs auf dem Markte. Eine ganze Reihe besonderer Probleme schließt auch dieses Zentralproblem wieder in sich; alle am wirtschaftlichen Prozeß

[1] In Groß-Berlin etwa 15—16 Milliarden Mark.

[2] Kölnische Volkszeitung Nr 864, 4. Oktober 1914; Finanz- und Handelsblatt der Vossischen Zeitung Nr 528, 17. Oktober 1914.

beteiligten Faktoren müssen zur Lösung jener Aufgabe beitragen. Letzten Endes hängt Handel und Wandel von der Kaufkraft der großen Massen ab. Sind wir jetzt, wenn nicht ausschließlich, so doch mehr noch als in Friedenszeiten für den Absatz der Produkte auf den inneren Markt angewiesen, dann liegt es darum im Interesse der Produzenten selbst, daß sie ihrerseits alles vermeiden, was die Kaufkraft der Massen vermindern kann. Die Unternehmer werden sich vor übereilter Stillegung und Einschränkung der Betriebe hüten müssen. Nicht nur Reich, Staat, Gemeinden, sondern auch viele private Firmen zahlen während des Krieges an die Familien der zum Kriegsdienst einberufenen Angestellten und Arbeiter ganz oder teilweise die Löhne weiter, ziehen Arbeitsverkürzung der Arbeiterentlassung vor. Diejenigen Unternehmungen, die dem Kriegsbedarf dienen oder dienen können, die Gewehr- und Munitionsfabrikation, die Waffenschmiederei, die Herstellung von Kriegsautos, von Flugzeugen usw., die Sattlerei, Anfertigung von Uniformen und sonstiger Bedarfsgegenstände für Krieger, die Verbandstoffindustrie usw., kurz alle Gewerbe, die sich jetzt einer erhöhten Beschäftigung erfreuen und anderswo frei gewordene Kräfte aufnehmen können, sollten diese Kräfte auch tatsächlich aufnehmen, statt es mit Überarbeit ihrer bisherigen Arbeiterstämme zu versuchen (Doppelt-, Dreischichtenbetrieb mit mäßiger Arbeitsdauer). Selbstverständlich wäre es ebenso unklug wie schmachvoll, wenn Unternehmer das Überangebot von Arbeit, die Not der Arbeitslosen, die wirtschaftliche Schwächung der organisierten Arbeiter dazu benützen wollten, um die Löhne zu drücken, in einem durch die Verhältnisse nicht gerechtfertigten Maße zu kürzen oder sonst unwürdige Anforderungen an die Arbeiterklasse zu stellen.

Besondere Bedeutung gewinnt in solchen Zeiten die Organisation der Arbeitsvermittlung. Die öffentlichen Arbeitsnachweise mit den Facharbeitsnachweisen der Arbeitgeber- und Arbeiterorganisationen, den Stellenvermittlungseinrichtungen der Angestelltenverbände haben sehr günstig für die Verteilung der Arbeitskräfte, die Beschaffung von Hilfs- und Ersatzkräften gewirkt. Auch die Organisationen der Unternehmer waren erfolgreich tätig für eine zweckmäßige zeitliche und räumliche Verteilung von Aufträgen, für eine solche Unterstützung bedrängter Mitgliedsfirmen, welche diesen die Fortführung des Betriebes ermöglichen konnte. Zur Besprechung und Beherrschung der Lage wurden dann noch besondere „Kriegswirtschaftsräte“ begründet, so z. B. der durch den „Zentralverband deutscher Industrieller“ und den „Bund der Industriellen“ geschaffene „Kriegsausschuß

der deutschen Industrie, mit der Aufgabe systematischer Unterbringung der Angestellten und Arbeiter, der Hilfe für notleidende Zweige der Industrie, schneller Verbreitung der staatlichen Lieferungsausschreibungen usw." [1] Bei der Versorgung leitender kaufmännischer und technischer Kräfte, Generalagenten, Fabrikdirektoren usw. dürften die gemischten Unternehmerverbände, Handels- und Gewerbekammern am besten helfen können.

Auch die Konsumenten und gerade sie dürfen nicht versagen. Gewiß fordert die ernste Zeit „Einschränkung dreister Lustbarkeit, aber keine allgemeine Askese", wie Francke in der „Sozialen Praxis" richtig bemerkt; ist die Verschwendung, übertriebener Luxus jetzt noch weniger wie sonst am Platze, so doch auch ebensowenig Geiz und Knauserei leistungsfähiger Kreise, namentlich wenn daraus Arbeitslosigkeit zahlreicher Personen sich ergibt.

Es werden sodann auch die vielen zu unentgeltlicher Hilfeleistung löblich bereiten Personen nicht vergessen dürfen, daß eine Verdrängung auf den Erwerb angewiesener Arbeit durch freie Hilfsarbeit größeren Schaden anrichten kann, als der von ihnen wohlmeinend bezweckte und bewirkte Nutzen wert ist.

Für die Belebung des wirtschaftlichen Prozesses, die Schaffung von Arbeitsgelegenheit kommen schließlich in ganz besonderem Maße die öffentlichen Körperschaften in Betracht. Reich, Staat und Gemeinde können durch Durchführung bereits begonnener Arbeiten und durch Notstandsarbeiten, durch Inangriffnahme oder Fortführung von Hoch- und Tief-, Eisenbahn-, Straßen-, Chaussee-, Wasserbauten, Bauten für behördliche Zwecke, Meliorationsarbeiten durch Moorkultur, Forstkultur usw. außerordentlich viel zur Erhaltung und Förderung des Wirtschaftslebens beitragen. Namentlich wäre tunlichst auf die Versorgung auch des Mittelstandes mit Aufträgen (und rascher Bezahlung) Bedacht zu nehmen. Den Großbetrieben werden allerdings jene Heeresaufträge, welche rasche und umfangreiche Erledigung fordern, anheimfallen. Doch lassen sich auch da mancherlei Aufträge in kleinere Lose verteilen, an Innungen und Verbände überweisen. Abgesehen von solchen Bedürfnissen der Heeres- und Flottenverwaltung bleibt dann noch ein weites Feld von Arbeiten übrig, bei denen Gewerbetreibende und Arbeiter Beschäftigung finden können.

[1] Zur systematischen und einheitlichen Durchführung von Gegenmaßregeln gegenüber den schädigenden Versuchen des gegen uns geführten Handelskrieges wurde eine besondere „kaufmännische Handelskriegskommission" von sachverständiger Seite in Vorschlag gebracht.

Es gibt eine Anzahl von Handwerkszweigen (das Nahrungsmittelgewerbe allgemein, das Friseur- und Bekleidungsgewerbe teilweise), die zwar auch manche Störungen erleiden, aber durch die Kriegslage, wenigstens regelmäßig, nicht vor die Existenzfrage gestellt sind. Größeren Schwierigkeiten als die genannten Bedürfnisgewerbe sind die Verfertiger von Luxusartikeln ausgesetzt. Es mag für diese ein allerdings in der gegenwärtigen Notlage nicht immer siegreicher Trostgedanke sein, wenn man ihnen sagt, daß die ihren Umsatz bisher so sehr einschränkende Bevorzugung ausländischer Luxusartikel nach dem Kriege wohl verschwinden werde. Ein jetzt schon überwindbarer Notstand besteht aber für die vielen sog. Bauhandwerker, Schreiner, Schlosser, Anstreicher, Klempner usw. Gerade da kann durch Durchführung öffentlicher Bauten und durch eine mit Hilfe der Kommunen und des Staates, auch durch besondere Genossenschaften unter Beteiligung der Zentralgenossenschaftskasse versuchte Belebung auch der privaten Bautätigkeit nicht wenig geholfen werden. Überhaupt wird die Beseitigung der Arbeitslosigkeit zu den vornehmsten Sorgen der zivilen Verwaltung gehören müssen. Sombart spricht sogar von einer Milliarde, welche speziell das Reich zur Beschäftigung von Arbeitslosen, zur Beschaffung vermehrter Arbeitsgelegenheit aufwenden sollte. Es handle sich im gegenwärtigen Augenblick bei der Beschäftigung Arbeitsloser nicht so sehr um eine humanitäre Aufgabe, notleidenden Einzelpersonen und Familien Unterhalt zu gewähren, als vielmehr darum, durch die Erhaltung dieser Arbeitslosen kaufkräftige Nachfrage zu schaffen und dadurch den gesamten volkswirtschaftlichen Prozeß im Gange zu erhalten.

5. Allerdings gehört schließlich auch die Unterstützung notleidender Einzelpersonen und Familien zu den Problemen der Kriegszeit. Dem Reiche liegt gemäß Gesetz vom 28. Februar 1888 die Unterstützung der Familien der Einberufenen ob. Die vorgesehenen Unterstützungssätze waren so gering, daß der Reichstag durch ein Notgesetz die Erhöhung derselben ermöglicht hat. Nicht minder werden die Einzelstaaten ergänzende Fürsorge leisten müssen. Nachdem ferner die Landesversicherungsanstalt Berlin einen Fonds von 5 000 000 *M* zur Unterstützung arbeitsloser Versicherter bestimmt hatte, gestattete das Reichsversicherungsamt den übrigen Landesversicherungsanstalten bis zu 5 % ihres Vermögens Aufwendungen für den gleichen Zweck zu machen[1]. Beschränkt sich die an

[1] § 1274 R.V.O. Auch die Arbeitslosigkeit führt zu gesundheitlichen Schädigungen, denen vorgebeugt werden kann.

sich allein unzulängliche[1] Reichshilfe im wesentlichen auf die Familien der Kriegsteilnehmer, so haben vornehmlich die Gemeinden, die nach deutschem Rechte Trägerinnen der Armenfürsorge und Wohlfahrtspflege sind, während der Kriegszeit in umfassenderem Maße Fürsorgeaufgaben zu übernehmen. Wir hoben schon hervor, daß es eine verfehlte Sparsamkeit wäre, wenn die gemeindlichen Behörden jetzt nicht alle unbedingt notwendigen Arbeiten, namentlich die Bautätigkeit, einstellen wollten. Außer dieser Aufgabe, der Beschaffung von Arbeitsgelegenheit, aber treten gegenwärtig speziell an die rein unterstützende Tätigkeit der Gemeinden außerordentliche und außergewöhnlich große Anforderungen heran. Nach reichsgesetzlicher Bestimmung müssen die Gemeinden ihren Beamten während des Krieges die Gehälter fortbezahlen. Dazu tritt aber dann eine besondere Fürsorge für die im Dienste der Stadt beschäftigten Angestellten und Arbeiter. Und auch andern Personen und Familien, die durch die wirtschaftlichen Wirkungen des Krieges in Not geraten sind, muß geholfen werden, den Familien der Kriegsteilnehmer, welche nicht im Gemeindedienst standen[2], der Arbeitslosen usw. Für den letzteren Zweck wurden vielfach unter dem Namen „Kriegsfürsorge" besondere Einrichtungen getroffen, Unterstützungskommissionen, Arbeitslosenkassen geschaffen. Nebenbei bemerkt kann Frauen, die namentlich in der Bekleidungsindustrie beschäftigungslos geworden sind, oft nur die Gewährung barer Unterstützung helfen; bei Notstandsarbeiten wenigstens fällt für Frauenbeschäftigung regelmäßig nichts ab. Auch wird man der Frage näher treten müssen, ob nicht in gewissem Umfange öffentliche Mittel für zahlungsunfähige Mieter bereit zu stellen seien; das wäre jedenfalls besser, als daß später die Armenbehörde hier eingreifen muß usw.

Empfiehlt sich für die normalen oder allgemeineren Unterstützungsfälle frühzeitige Fürsorge seitens der Gemeinden, so bleibt doch für das Wirken

[1] Für eine Familie aus Frau und drei Kindern bestehend 27 Mark Reichsbeihilfe. Ganz richtig haben die christlichen Gewerkschaften in einer Eingabe an die Regierung betont, daß die Unterstützung der Familien der zum Heere Einberufenen im Grunde genommen ganz Sache des Reiches sei, und daß insbesondere die Mittel der Gemeinden besser andern Zwecken vorbehalten würden. Es müßte also eine ausreichende Erhöhung der Reichskriegsunterstützung durchgeführt werden, und zwar mit Anpassung an die besondern Verhältnisse der einzelnen Landesteile, etwa auf Grund der ortsüblichen Tagelöhne bzw. an Hand der Servisklasseneinteilung für die Reichsbeamten.

[2] Solche staatlichen und kommunalen Kriegsunterstützungen gelten nicht als Armengelder.

der beruflichen Organisationen und der gemeinnützigen Wohlfahrtspflege ein weites Feld offen; auch wird, insbesondere für mehr individuelle Notlagen, die freie caritative Tätigkeit Großes leisten können. Um hier nur ein einzelnes Beispiel gemeinnütziger Hilfe hervorzuheben: Die gemeinnützige Deutsche Volksversicherung hat nach dem Muster der Nassauer Kriegsversicherung von 1870 für das ganze deutsche Reichsgebiet eine „Kriegsversicherung“ [1] hervorgerufen, die als reines Wohlfahrtsunternehmen geführt wird. Nach Beendigung des Krieges sollen die eingezahlten Beträge voll und unverkürzt, nach dem Verhältnis der darauf geleisteten Einzahlungen, verteilt werden. Würde die durchschnittliche Kriegssterblichkeit nicht größer sein, als sie während des Feldzuges 1870/71 war, dann wird die Deutsche Kriegsversicherung auf jeden Sterbefall den 25fachen Betrag der Einzahlung auszahlen können. Der Betrag ließe sich noch erhöhen, wenn die Gemeinden sich auch an den Einzahlungen beteiligen wollten.

Und nun die Frauen, die überall helfen wollen und helfen sollen, nicht nur mit Liebesgaben für die Truppen, die Verwundeten usw. Auch sie haben ihre „Probleme“, über die eine Berliner Dame sich in humorvoller Weise beklagt [2]:

„Seit dem Ausbruch des Krieges werden uns unablässig gute Ratschläge erteilt; aber es sind Ratschläge, von denen stets der eine dem andern widerspricht.

Wir sollen:

Einfach leben.

Daheim jetzt selbst im Haushalt Hand anlegen.

Uns schlicht und schmucklos kleiden.

Die neue deutsche Mode unterstützen.

Vergeudet die Zeit nicht auf der Tauentzienstraße, am Kurfürstendamm und bei Fünfuhrtees. Macht euch nützlich und strickt Strümpfe für die Soldaten im Felde!

Haltet in dieser Zeit der Not und Teuerung eure Garderobe selbst imstand!

Dafür sorgen, daß Geld unter die Leute kommt.

Unsere Dienstboten nicht entlassen.

Durch die völlige Einstellung unserer Käufe die Konfektionsgeschäfte nicht zum Stillstand bringen.

Unser Geld jetzt nicht für Putz und Tand vergeuden.

Laßt eure Liebesgaben von den armen Heimarbeiterinnen anfertigen, die jetzt brotlos sind und denen ihr damit einen kleinen Verdienst zukommen lassen könnt.

Beschäftigt eure Hausschneiderin, damit sie nicht Hunger leiden muß.

---

[1] Auch für andere Zwecke wurden „Kriegsschäden-Versicherungsanstalten“ gegründet, z. B. in Kiel gegen alle Schäden, die durch Beschießung, Brand, Sprengungen, Niederlegung von Baulichkeiten usw. entstehen können.

[2] Vgl. Berliner Zeit am Mittag Nr 237, 1. Oktober 1914.

Macht euch im Dienst der guten Sache nützlich. Das Vaterland bedarf jetzt aller verfügbaren Kräfte.

Laßt auch eure Töchter während des Krieges nützliche Arbeit leisten. Zum Klavierklimpern sind jetzt wahrlich die Zeiten zu ernst!

Dämmt eure Vergnügungssucht ein und rennt nicht fortwährend in Theater und Konzerte, während eure Männer, Brüder und Söhne nichts hören als den Donner der Geschütze.

Verzichtet auf häusliche Einladungen, Festlichkeiten und sonstige gesellschaftliche Veranstaltungen.

Betätigt euch bei den für Bedürftige gebildeter Stände eingerichteten billigen Mittagstischen.

Nehmt den Tausenden stellenloser Damen durch eure schädliche Gratisarbeit nicht noch die letzten kargen Verdienstmöglichkeiten.

Laßt eure Kinder die Musikstunden weiter nehmen. Privatlehrer und -lehrerinnen sind sonst dem größten Elend preisgegeben.

Besucht die Wohltätigkeitsveranstaltungen; es gilt einem guten Zweck! Und bedenkt, daß die Künstler brotlos werden, wenn die Theater ihren Betrieb nicht aufrechterhalten können.

Spart nicht am unrechten Ort und schränkt euch nicht über Gebühr ein. Wer es vermag, soll leben wie in Friedenszeiten, damit Handel und Wandel nicht stocken, Kaufleute, Handwerker und Arbeiter Beschäftigung und Verdienst haben.

Überlaßt diese Arbeit lieber den stellungslosen Dienstboten, die sich damit wenigstens etwas verdienen können. Eure Anwesenheit bedrückt nur die Gäste und hält sie aus Schamgefühl fern.

Diese Beispiele dürften genügen. Ich glaube nicht zuviel zu sagen, wenn ich behaupte: die Frauen kommen sich bei der Fülle der ihnen erteilten und einander widersprechenden Ratschläge beinahe vor wie Buridans Esel zwischen den Heubündeln. Ich möchte deshalb zum Schlusse — an Männer und Frauen — allen Ernstes die Frage richten: ‚Wer lehrt uns die Kunst, *es allen recht zu machen?*‘“ — Das wird wohl niemand fertig bringen. Eines jedoch dürfen wir wünschen, daß die Frauen in ihrem praktischen Verhalten den asinus Buridani nicht nachahmen möchten. Ihr hochherziger Opfersinn und ihr mutiges Zufassen bei aller Arbeit ist viel zu wertvoll für Volk und Vaterland.

Mit den aus den *Tatsachen* und *Erfahrungen der Kriegszeit* sich ergebenden *Lehren*, soweit diese schon jetzt übersehen und aufgestellt werden können, soll sich ein III. Teil im nächsten Heft befassen.

Heinrich Pesch S. J.

Der Krieg im Spiegel der Kunst.

Die letzten Friedensjahrzehnte waren der Schlachtenmalerei nicht günstig. Nicht nur, daß es den Künstlern an direkten Anregungen fehlte, auch die allgemeine Beurteilung dieser Kunstgattung litt unter dem Einfluß eines einseitigen theoretischen Extrems. Das Schlagwort l'art pour l'art spukte in den Köpfen der Künstler sowohl wie der Kritiker, und die früher so beliebte Historien- und Genremalerei begegnete nur mehr frostiger Ablehnung. Auf die Farbe konzentrierte sich alles Sinnen und Trachten; Stoffe, die in sich schon, von der künstlerischen Arbeit abgesehen, Interesse bieten, waren verdächtig.

Diese Einseitigkeit läßt sich begreifen, wenn man die Leistungen des 19. Jahrhunderts auf dem Gebiete der Geschichts- und Schlachtendarstellungen überblickt. Sie waren, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, wirklich nicht derart, daß sie künstlerische Erwartungen befriedigen konnten. Der Beifall der Laienwelt war schnell verdient, ihre ästhetischen Wünsche leicht erfüllt. Wenn die Bilder nur möglichst viel erzählten und durch detailtreue Ausführung verblüfften, durften sie der Bewunderung der Vielen sicher sein. Das „Was" galt alles; das „Wie" war Nebensache.

Als jüngst im Münchener Kunstverein eine größere Kollektion von Schlachtenbildern — zumeist aus dem vorigen Jahrhundert — ausgestellt war, mußte es jedem, der über Wesen und Aufgabe der Kunst einmal ernstlich nachgedacht hat, klar werden, wie weit ab vom Ideal die meisten dieser Darstellungen lagen. Die wenigen Ausnahmen von W. Dietz, Faber du Faur, Mars mußten die Schwächen der andern Bilder nur um so greller beleuchten. Es fehlte den Künstlern fast durchweg nicht an Begabung, aber ihr Schaffen war gefesselt von einer allzu idealistischen, den Inhalt über Gebühr betonenden Ästhetik. Und doch hätte ein Blick auf die großen Leistungen der Vergangenheit den Unwert oder doch sehr beschränkten Wert solcher Theorien offenbaren müssen.

Da Künstlern und Kunstkennern nun gerade das „Wie". der Darstellung, die Form, so sehr am Herzen liegt, kann man ihren Ingrimm gegen eine solche Umwertung künstlerischer Werte, gegen eine so oberfläch-

liche Kunstanschauung nachfühlen, und verstehen, daß man bei der notwendigen Reaktion ins andere Extrem verfiel und am liebsten alles Gegenständliche von den Bildern abgestrichen hätte. Die jüngste Zeit hat uns denn auch in der Tat Malereien beschert, die man nur mehr als gegenstandslose Farbenspiele betrachten kann.

Die großen Welterschütterungen unserer Tage werden, wie mit vielem andern Ungesunden, auch mit diesem Extrem aufräumen. Die gewaltigen Wogen nationaler Erhebung werden auch die höher gelegenen Gestade der Kunst bespülen und ihren Boden mit neuen Keimen befruchten. Man wird wieder einsehen, daß ein großer Gegenstand die große Kunst nicht nur nicht ausschließt, sie vielmehr vor die größten Probleme stellt. Die großen neuzeitlichen Fortschritte künstlerischer Technik und eine gereinigte Auffassung vom Wesen der Malerei werden gegen jene Veräußerlichung, der so viele Historienmaler des vorigen Jahrhunderts unterlegen sind, einen wirksamen Schutz bieten.

Eine der naheliegendsten Folgen des großen Völkerkampfes wird das Wiederaufblühen der Schlachtenmalerei sein. Viele Künstler stehen ja im Felde, und der künstlerische Ausdruck ihrer Erlebnisse wird für sie zwingendes Bedürfnis werden. Aber auch das Volk selbst wird nach solchen Bildern verlangen, die ihm die großen Ereignisse nahebringen. Ein kritischer Rückblick auf das bisher Geschaffene dürfte darum nicht unwillkommen sein und all die Ausdrucksmöglichkeiten enthüllen, über deren innere Grenzen auch die Zukunft nicht hinauskommen wird, mag sie in den einzelnen Gattungen auch noch so Großes und Neuartiges schaffen.

Was uns aus der Antike an Kriegsdarstellungen erhalten ist, wie ägyptische und assyrische Flachreliefs aus Karnak, Theben, Nimrud, Kojundijk, etruskische und griechische Plastiken, wie etwa der Alexandersarkophag aus Sidon, die Kampfszenen am Denkmal des Lysikrates zu Athen, ist voll Eindringlichkeit und Wucht, trotz strenger Stilisierung. Die Bewegungsmotive kämpfender, stürmender Krieger, kampfgieriger Rosse, wie sie sich z. B. am Cellafries des Parthenon finden, können auch dem modernen Künstler vielerlei Anregung bieten. Es liegt oft eine zündende, hinreißende Gewalt in diesen Gestalten, gegen die jene schwächlichen, sauber uniformierten Soldatenpuppen und eleganten Reiter auf Bildern des 19. Jahrhunderts wie Kinderspielzeug wirken.

Eines der wichtigsten Denkmäler der antiken Schlachtenmalerei ist das große Mosaik aus der Casa del Fauno zu Pompeji, gegenwärtig im

Neapeler Nationalmuseum: die Schlacht Alexanders d. Gr. bei Issus. Ein landschaftlicher Hintergrund fehlt; nur ein abgelaubter Baum und ein kahles Felsstück sollen ihn schwach andeuten. Die Schlachtszene selbst ist äußerst lebendig erfaßt, voll von wuchtigen Rhythmen, seelischen Schwingungen, meisterhaften Verkürzungen, reicher Abwechslung in den Motiven. Das Fehlen der Landschaft geht nicht auf das Unvermögen des Künstlers zurück — das pompejanische Wandgemälde „Paris auf dem Ida" zeigt fast modernes impressionistisches Empfinden des Landschaftlichen —, sondern ist bewußte und gewollte Abstraktion. Durch nichts Unwesentliches und Nebensächliches sollte der Eindruck des Kampfes selbst abgeschwächt werden. Einen solchen Idealismus der Konzentration kann man sich gefallen lassen; von dem Verschönerungsidealismus des vorigen Jahrhunderts ist er grundverschieden.

Von diesem Meisterwerk der Antike bis zum nächsten bedeutenderen Schlachtenmaler führt ein weiter Weg. Erst die italienische Frührenaissance hat das Problem wieder in Angriff genommen. Vorher mochte man die Kunst solchen profanen Zwecken nicht dienstbar machen. Aber auch die technische Fertigkeit, die nach dem Abreißen der antiken Tradition wieder von vorn hatte beginnen müssen, wäre für eine befriedigende Lösung wohl nicht ausreichend gewesen. Paolo Uccello (1397 bis 1475) war der große Neuerer. Sein Schlachtengemälde in den Uffizien zu Florenz zeigt einen so gewaltigen, ungestümen Geist, daß selbst die großen Renaissancekünstler noch Feuer daraus holen konnten. Man möchte fast erschreckt auffahren beim Anblick dieser zusammenprallenden Reitermassen. Bei einer solchen Kraft des Künstlerwillens übersieht man gern die Mängel der Form und Farbe. Auch der landschaftliche Hintergrund mit seinen in der Perspektive verschwindenden Reitergruppen spielt bereits eine wenn auch bescheidene Rolle und kündet das Aufdämmern des Realismus an. Man sehnt sich nach dem Wirklichen.

Die nächsten Marksteine bilden die Schlachtenkartons Leonardos und Michelangelos für den Palazzo Vecchio in Florenz, die beide nicht zur Ausführung kamen und selbst verloren gingen. Die noch vorhandenen Nachbilder zeigen die mächtigen Fortschritte in der Beherrschung der Form seit Uccello. Auch das Schwierigste gelingt diesen Meistern, als wäre es das Leichteste und Selbstverständliche. Wenn man Leonardos Abendmahl betrachtet mit seiner klassischen Abgewogenheit und Ruhe, möchte man es kaum für möglich halten, daß diesem Künstler auch ein

Stoff hätte gelingen können wie die Schlacht bei Anghiari. Flammt doch hier ein Temperament auf, das selbst ein Rubens nur mehr durch barocke Äußerlichkeiten und durch eine mehr flockige, malerische, weniger lineare Technik, nicht aber innerlich zu steigern vermochte. Für den Plastiker Michelangelo ist die Wahl des Momentes bezeichnend: Badende Soldaten werden vom herannahenden Feind überrascht. Hier konnte er seine überragende Künstlergröße im Anatomischen sowohl wie im Psychischen bekunden.

Den Werten dieser beiden großen Meister gegenüber bedeutet Raffaels Konstantinschlacht in den vatikanischen Stanzen nur mehr eine Ausbreiterung, nicht aber eine Vertiefung. Nicht als ob eine Vertiefung nicht mehr möglich gewesen wäre, aber sie lag nicht auf den Wegen der Renaissance-Ideale. Das Bild macht mit seiner Unzahl von Menschen- und Pferdeleibern einen fast verwirrenden Eindruck. Es will eben nicht als Ganzes genossen sein, sondern in seinen Einzelheiten, die nun allerdings einen erstaunlichen Motivreichtum aufweisen. Man muß das Bild gewissermaßen wie eine Schriftrolle langsam von der ersten bis zur letzten Zeile lesen. Die symbolische Bedeutung des Gemäldes — Sieg des Christentums über das Heidentum — ist durch die schwebenden Engel angedeutet. Dadurch ist es der Prototyp der Kaulbachschen Historienkunst geworden, die nur allzuviel Wasser in den starken Wein goß.

Im Norden zeigten die Kriegsbilder Altdorfers und Feselens, wie wenig man die Anregungen, die der kraftvolle Dürer durch seine apokalyptischen Reiter gegeben hatte, für die Schlachtenmalerei vorläufig nutzbar zu machen wußte. Die Bilder der beiden in der Münchener Alten Pinakothek sind die reinsten Miniaturmalereien in großem Format. Jedes der unzähligen Figürchen ist mit liebevollster Geduld und Hingabe gemalt. Aber von dem gewaltigen Donnern und Beben einer Schlacht verspürt man nichts. An Originalität finden die Bilder allerdings kein Gegenstück in der Kunstgeschichte.

Den Höhepunkt der nordischen Schlachtenmalerei früherer Jahrhunderte bedeutet Rubens, dessen fast ungezügelter Feuergeist sich gerade in solchen Darstellungen am herrlichsten entfalten konnte. Seine Amazonenschlacht, der Tod des Konsuls Decius Mus, das allegorische Bild „Die Folgen des Krieges" sind voll der packendsten Realistik. Es ist, als ob explosive Kräfte wirksam wären. Nicht viel später malte der Spanier Velasquez seine Übergabe von Breda. Rubens und Velasquez sind Gegensätze der

schärfsten Art: Rubens stets voll Schwung und Feuer auch in seinem Kolorit, Velasquez von fast höfischer Vornehmheit und Zurückhaltung, auch in der Farbe kühler und ruhiger. Südländisches und nordländisches Temperament scheinen die Rollen gewechselt zu haben. Schon die Wahl des Momentes ist für den großen Spanier bezeichnend: die Festungsübergabe. Da war kein Platz für wildbewegte Massen, um so mehr aber für psychologische Feinheiten, die der Meister mit scharfem Sinn erfaßt hat.

Das Rokokozeitalter mit seiner Vorliebe für das Elegante, Zierliche, Salonmäßige, ja Schlüpfrige hatte im allgemeinen für Kriegsbilder weniger Interesse. Was geleistet wurde, hielt sich in konventionellen Formen. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts schlug der Spanier Francisco Goya ein mächtig rauschendes Furioso an. Als es verklungen war, hatten die napoleonischen Kriege Europa erschüttert, die Kunstentwicklung war jählings abgerissen und in retrospektive Bahnen gelenkt, aus denen fast das gesamte Schaffen des 19. Jahrhunderts, bestärkt durch die einseitigen Theorien der neu erstandenen Ästhetik, sich kaum mehr zu entfernen wagte.

Der eherne Schritt des Korsen durch die europäischen Lande und die Freiheitskriege mußten freilich der Schlachtenmalerei neues Leben geben, aber es war mehr ein künstliches Leben, kein Leben von innen heraus. Ein solches konnte bei der Trockenheit und Dürre des herrschenden Klassizismus und Idealismus nicht recht aufkommen. Zwar haben in Frankreich Géricault, in Deutschland Cornelius, Rethel und Menzel Schlachtenbilder geschaffen, die wie erratische Blöcke aus der Menge des Gewöhnlichen herausragen, aber die Gunst des Publikums gehörte dem Süßlichen und Geschminkten. Jede derbere Realistik wurde als Gefühlsroheit empfunden. So konnte ein Albrecht Adam zum Liebling des Volkes werden. Seine zahlreichen Schlachtenmalereien sind nichts als kalte, trockene Repräsentationsstücke, denen jedes starke Pathos, jede Illusion des Ungeheuerlichen, das der Krieg an sich hat, fehlt. Dazu ist die Farbe von einer fast porzellanmalereiartigen Feinheit und Klarheit, die für alles eher paßt als für eine Schlachtendarstellung. Sein ungleich stärker begabter Sohn Franz Adam bedeutet ja gewiß einen mächtigen Fortschritt in Zeichnung und Farbe. In der Wiedergabe stürmender Kavallerie ist er vorzüglich, wozu ihm seine ausgezeichneten ungarischen Studien (Mazzeppa) sehr zu statten kamen. Auch die flottere, mehr andeutende Farbentechnik zeigt, daß der Künstler recht wohl gefühlt hat, in welcher Richtung das Ideal lag. Aber auch er liebt noch die weit ausgedehnten Schlachtfelder, auf denen die Soldaten-

massen fast verschwinden. Es ist aber sehr die Frage, ob diese Art von Wirklichkeitsmalerei dem Zwecke eines Kriegsbildes entspricht. Dieses ist ja nicht dazu da, um zu strategischen Studien anzuregen oder um landschaftliche Reize zu vermitteln, sondern um im Beschauer die Empfindung von der Tragik des Krieges wachzurufen. Man sollte beim Anblick eines Kriegsbildes innerlich erschauern.

Diesen Zweck kann gewiß auch die Wirklichkeitsdarstellung erreichen. Aber dann wird sie sich auf Episoden beschränken und durch sachliche Konzentration wirken müssen. Bei unsern modernen Schlachtfronten mit ihrer ungeheuren Ausdehnung ist ja ohnehin die Darstellung einer ganzen Schlacht und damit auch die Schlachtenmalerei im wörtlichen Sinne zur Unmöglichkeit geworden. Auf die Zahl der Figuren kommt es gar nicht an. Mit Wenigem vermag ein großer Künstler die intensivste Wirkung zu erzielen, vielleicht mehr als mit Vielem. Als Muster einer solchen der Wirklichkeit abgelauschten Kriegsepisode — ich meine in der formalen Gestaltung, nicht im Gegenstand — mag Repins Bild: „Die Kosaken schreiben dem Sultan auf seine Aufforderung, sich zu ergeben, eine Spottepistel", bezeichnet werden. Alle Affektgrade von leiser Ironie bis zum lauten höhnischen Lachen sind vom Künstler mit sicherem Griff gepackt und auf die Leinwand geworfen. Aber das Bild ist ein Lustspiel, nicht eine Tragödie.

Für den realistischen Typ der Schlachtenmalerei ist eine impressionistische, flockige Technik die weitaus beste. Sie allein vermag den Eindruck des Wogenden und Bewegten hervorzurufen. Das Wesentliche läßt sich durch sie viel schärfer markieren als durch Feintechnik, die jedes Teilchen als gleichwertig behandelt. Von dieser Konzentration im Technischen wird die Wirklichkeitsmalerei nicht absehen dürfen, will sie nicht zur Stufe der Photographie herabsinken.

Viel höher steht freilich der Schlachtenmaler, der es auch versteht, durch psychische Konzentration den Eindruck zu steigern, das Geheimnis der Sambergerschen Porträtkunst auf das Schlachtenbild zu übertragen. Das ist Expressionismus im edelsten Sinne. Wer kennt nicht die tirolischen Bauern eines Egger-Lienz mit ihrer erschütternden Ausdruckskraft? Eine fast fanatische Wucht der Erregung fiebert in diesen Köpfen. Und nun vergleiche man die Egger-Lienzschen Typen mit den Defreggerschen, und man wird wissen, was psychische Konzentration heißt. Strathmanns stürmende Krieger sind gewiß nicht nach dem Lessingschen Schönheitskanon entworfen, aber die wilde Begeisterung, die aus diesen ehernen Köpfen

herausflammt, hat etwas suggestiv Hinreißendes, fast an die Grenze des Pathologischen Streifendes, ohne sie zu überschreiten. Ein japanisch-kunstgewerblicher Rhythmus verklärt das Ganze.

Egger-Lienz ist auch Meister der monumentalen Konzentration. Die Flächigkeit seiner Darstellungsart, die klare Disposition der Massen, das Ausschalten alles Nebensächlichen, die starke Geltendmachung der Silhouette schreien geradezu nach großen Wandflächen. Warum sucht man die Neubelebung der Monumentalkunst immer an den Werken ausländischer Künstler wie van Goghs? Egger-Lienz hat, indem er seinem Künstlerinstinkt folgte, eine echt deutsche kernige Monumentalkunst geschaffen, ohne sich um die Auslandsparole zu kümmern, die deutsches Kunstschaffen terrorisierte und vergiftete.

Noch eine Art von Kriegsbildern ist möglich, die allegorisch-symbolische. Sie fußt auf der Konzentration der Idee. Ihre Wirkung ist eine mittelbare, durch den Verstand auf die Empfindung. Darum ist auch die moderne Theorie vom Wesen der Kunst ihr geborener Gegner. Aber gerade diese Theorie, die sich nicht genug darin tun kann, andere Theorien zu verdammen, weil sie ihre Gesetze a priori aufstellen, statt sie aus dem wirklichen Bestand der Kunst zu abstrahieren, muß sich hier bei einem aprioristischen Urteil ertappen lassen. Denn Allegorien in der Kunst sind so alt wie die Kunst überhaupt. Selbst neuere und neueste Künstler haben sich nicht abhalten lassen, trotz aller theoretischen Verdikte solche Allegorien zu schaffen. So haben auch Böcklin, Klinger, Stuck, Kubin ihre oft erschütternden Kriegsallegorien geschaffen. Hier ist nicht langes Grübeln nötig, sondern die Beziehungserkenntnis stellt sich im Moment des Beschauens von selbst ein, am wenigsten vielleicht bei Klinger; aber auch bei seiner Radierung erfaßt man das Wesentliche auf den ersten Blick. Gewiß ist das Gebiet der Allegorie ein gefährliches, aber gerade darum für große Künstler reizvoll. So hatte auch Goya, bei dem ja überhaupt ein intellektives Moment, eine gewisse Nebentendenz selten fehlt, in seiner Radierungsfolge Los desastres de la guerra zur Allegorie gegriffen. Eines der wertvollsten Beispiele von älteren Kriegsallegorien ist das bereits genannte Bild von Rubens „Die Folgen des Krieges" in der Pitti-Galerie zu Florenz. Eine Deutung des Gemäldes wäre wohl schwer möglich, hätte nicht der Meister selbst in einem Briefe an Sustermans die Erklärung gegeben. Darin liegt zweifellos ein Mangel, der aber durch die glanzvolle künstlerische Arbeit überwunden wird. Kleinere Talente

wären bei dieser Aufgabe zuschanden geworden, und nur ein so großes Genie wie Rubens konnte aus einer solchen Aufhäufung intellektuellen Stoffes ein Bild schaffen, das Burckhardt „das ewige und unvergeßliche Titelbild zum Dreißigjährigen Krieg" nennt.

So zeigt die Geschichte der Kriegsdarstellungen eine Vielseitigkeit von Motiven und Auffassungen, die auch der moderne Künstler kennen sollte, nicht um sie nachzuahmen, sondern um das Gute daran seiner persönlichen Eigenart entsprechend umzuprägen. Der Idealismus des Auffrisierens und Herausputzens, des hohlen Pathos und der gehaltlosen Effekthascherei, der so viele Werke des vorigen Jahrhunderts zum Opfer fielen, hat in der echten Kunst keinen Platz, am wenigsten in der Schlachtenmalerei. Wohl aber jener Idealismus im Technischen, Psychischen, Stilistischen und Gedanklichen, den wir kurz skizziert haben. Einen fast unerschöpflichen Reichtum dankbarer Stoffe stellt der moderne Krieg mit seinen Riesenmörsern, majestätischen Panzerschiffen, Luftkreuzern und Flugzeugen vor die Augen des Künstlers. Schon rühren sich hundert Hände, um illustrierte Zeitschriften und Kriegschroniken durch Bilder zu beleben. Ist auch das meiste wertlose Alltagsarbeit, so haben sich doch auch schon manche unbestreitbaren Talente geregt. Aber es hält sich so ziemlich alles noch im Bereiche der Wirklichkeitsdarstellung. Um bedeutendere, seelisch tief erfaßte Bilder zu schaffen, muß der Schlachtenlärm erst verstummt sein und das Donnern der Kanonen sich in psychische Schwingungen umgesetzt haben. Eine große Kunst keimt zwar auf in stürmisch bewegten Zeiten, aber sie reift in der Stille.

Joseph Kreitmaier S. J.

«Stephana Schwertner.»

Wie „Stephana Schwertner" zu einem dreibändigen Roman von über 1500 Seiten geworden ist, erzählt Enrica v. Handel-Mazzetti selber in einem Nachwort zum dritten Band und in einem Briefe, den Julius Rodenberg 1913 im Juniheft seiner „Deutschen Rundschau" veröffentlicht hat. Die ersten Gedanken keimten im Sommer 1908, noch vor den Anfängen der „Armen Margaret". Im März 1911 begann die Arbeit in der gewohnten Weise. „Jedes Kapitel", sagt die Dichterin, „skizziere ich zuerst in großen Umrissen, komponiere dann die wichtigsten szenischen Details in das Umrißbild hinein und übergehe zuletzt, hier vereinfachend, dort reicher ornamentierend, das Ganze nochmals sorgsam mit dem Pinsel. Sowohl ‚Jesse und Maria' als auch ‚Die arme Margaret' sind auf diese Weise entstanden; den groben Aufriß der Handlung hatte ich jedesmal zu Beginn der Publikation schon vorbereitet, aber mit der Detailarbeit an den einzelnen Kapiteln rückte ich nur monatweise vor." Daß diese Art des Schaffens sich nicht immer zwanglos in die Betriebsnotwendigkeiten einer Zeitschrift fügt, hatten schon die im Anschluß an „Die arme Margaret" bei Kösel erschienenen „Briefe über einen deutschen Roman" bewiesen. Diesmal wurde die Schwierigkeit noch größer. Im September 1912 war der Abdruck des ersten Teiles in der „Deutschen Rundschau" beendet; im November desselben Jahres lag der erste Band der Buchausgabe vor und kündigte den zweiten Band für das Frühjahr 1913 an. Aber bis der Inhalt dieses zweiten Bandes auch nur in der Zeitschrift veröffentlicht war, wurde es Juni, und dann dauerte es noch über ein halbes Jahr, bis das Buch kam. Ein schwerer Trauerfall in der Familie hatte die Schaffenskraft der Dichterin lange gelähmt. Auch die geschichtlichen Quellenstudien hatten mehr Zeit in Anspruch genommen als bei den vorhergehenden Romanen, und die künstlerische Ausarbeitung einzelner Kapitel hatte zwei bis drei Monate gefordert. Noch im Juni 1913 sprach die Dichterin in der „Deutschen Rundschau" von der Möglichkeit, ihren Roman mit dem zweiten Band abzuschließen. Für die Zeitschrift hatte sie freilich von den geplanten fünf letzten Kapiteln nur zwei rechtzeitig vollendet. Die Leser mußten auf die Buchausgabe vertröstet werden. Allein auch diese brachte die Ergänzung des Bruchstückes zunächst noch nicht. Vielmehr zeigte nun der Köselsche Verlag an, daß dem zweiten Band ein dritter folgen werde. Die ungeduldig erwartete, durch Zeitungsnachrichten immer wieder in Aussicht gestellte Vollendung wurde zu einer Überraschung: aus den ursprünglich vorgesehenen drei Kapiteln waren fünfzehn, aus den später beabsichtigten 400 Seiten 700 geworden.

Im Juni 1914 legte die Dichterin ihre Feder nieder, im folgenden Monat kam das fertige Werk in den Handel [1].

Es ist ein „Steyrer Roman". Wieder steigt die Stadt der „Armen Margaret" empor. Der Zeit nach liegen die Ereignisse ein bis zwei Jahrzehnte weiter zurück. Kaiser Matthias sitzt auf dem Thron, und der Dreißigjährige Krieg hat noch nicht begonnen. Die Staatsgeschäfte führt der Neustädter Bischof Klesel. Der katholische Glaube soll als kostbarstes Erbgut des habsburgischen Hauses geschützt werden. Aber die zweideutige Haltung des Fürsten von Siebenbürgen und die drohende Macht der Türken zwingen den Kaiser, sich die Hilfe der Protestanten durch kirchenpolitische Zugeständnisse zu sichern. Wortgewandte Prediger aus dem Norden streiten gegen Katholiken und Kalviner. Erzherzog Ferdinand, der des kinderlosen Kaisers Nachfolger sein wird, hat in Graz seine Jesuitenuniversität. In Linz aber leuchtet die Wissenschaft Keplers. Das und noch manches andere wird zwischen den Gestalten des Buches oft wie ein weiter Hintergrund sichtbar, öfter ist es zu schwach ausgeführt, als daß es bei der Gewalt der Handlung noch als Hintergrund empfunden würde. Nicht das Habsburgerreich jener Tage erweckt der Roman zu dichterischem Leben, sondern er beschränkt sich im wesentlichen auf eine Episode aus der Geschichte einer Stadt, in der sich allerdings erschütternd das offenbart, was damals alle Länder des Kaisers am tiefsten bewegte.

Die Grundzüge der Handlung lassen sich rasch nachzeichnen. Der mächtige Stadtrichter Joachim Händel will durch eine schlaue und gewaltsame Politik Steyr protestantisch machen. Wo die Ausführung dieses Planes das Eingreifen eines bewaffneten Armes erheischt, zählt der Richter auf die Tapferkeit und Treue seines Sohnes Heinrich, der die städtischen Schützen führt. Gegen Händel kämpfen für die Erhaltung des katholischen Glaubens der Mönch Albert mit flammendem Wort und die jungfräuliche Wirtstochter Stephana durch unerschrockenes Festhalten an den überkommenen religiösen Bräuchen. Als Stephana gegen das strenge Gebot des Richters beim Herannahen der Pest eine Wallfahrt veranstalten hilft, wird sie an den Pranger gestellt. Heinrich, der die Vollziehung der furchtbaren Strafe überwachen muß, fühlt beim Anblick der schmerzverklärten Schönheit des frommen Mädchens, wie sich sein Mitleid in glühende Liebe verwandelt. Sein unverdorbenes Herz ahnt von Woche zu Woche klarer den blinden Haß des Richters und den unvergleichlichen Wert Stephanas. Infolgedessen klafft zwischen Vater und Sohn bald der schrecklichste Gegensatz. Aber auch Stephana widersteht dem Werben Heinrichs unerbittlich, denn sie hat beschlossen, in jungfräulicher Liebe ganz dem Heiland zu gehören. Um Heinrich von ihr loszureißen, verdächtigt der Richter ihre Beziehungen zu Albert, bei dem sie in später Stunde gesehen worden ist. Der Schein spricht so stark gegen sie, daß der verschmähte Liebhaber die falsche Anklage glaubt und das Mädchen erdolcht. Nun muß der

[1] Stephana Schwertner. Ein Steyrer Roman von E. von Handel-Mazzetti. Erster Teil: Unter dem Richter von Steyr. Zweiter Teil: Das Geheimnis des Königs. Dritter Teil: Jungfrau und Martyrin. 1.—11. Tausend. kl. 8° (468 366 704) Kempten 1912 u. 1914, Kösel. *M* 4.—, 3.50, 5.—; geb. 5.—, 4.50, 6.—

Richter, der die Wirtstochter nicht in seine Familie aufnehmen wollte, den eigenen Sohn als Mörder zum Tode verurteilen. Zugleich aber bricht der Stolz des Gesetzgebers zusammen, der durch seine Verordnungen die Pest überwunden zu haben meinte. Denn Albert beweist, daß Stephana nicht nur unschuldig ist, sondern daß sie mit ihm an jenem Abend durch heimliche Pflege eines fremden Pestkranken, der in die Stadt wollte, Steyr vor der Seuche gerettet hat. Als Heinrich erfährt, wie lilienrein und heldenhaft die Teure war, die er gemordet hat, da verlangt er vor dem sühnenden Tode jenes wunderbare Sakrament, das seiner Stephana alles gewesen ist. Er wird unter Alberts Beistand katholisch — und nun vermag der Richter die Kirche nicht mehr zu verfolgen, in deren Armen sein Liebstes gestorben ist: die protestantische Übermacht ist in Steyr vernichtet.

Triumphierende Siegerin in diesem Streit ist die katholische Kirche. Sie gibt ihren armen und verfolgten Kindern die Kraft zu heldenhaftem Opfermut. Ihre Waffen sind Wahrheit und Liebe. Von ihren grimmigsten Feinden wird der edelste ihr Bekenner, der mächtigste ihr widerwilliger Bewunderer. Das stolze Werk des Hasses bricht unter seiner eigenen Last zusammen, die demütige Tat der Liebe strahlt in unsterblicher Verklärung.

Bei der künstlerischen Ausführung dieses Planes mußte natürlich darauf Bedacht genommen werden, daß nicht auf die katholische Seite alles Licht, auf die andere alles Dunkel falle. Von vornherein hat die Dichterin ihre Stellung ganz so gewählt, wie die offenkundigen Tatsachen der Geschichte es fordern. Die protestantische Lehre hat ja mehr als eine der Hemmungen gelöst, mit denen die alte Kirche zu verhindern suchte, daß sich der Mensch zum Schaden seiner ewigen Bestimmung an die Welt verlöre. Es konnte nicht ausbleiben, daß lebensfreudige Naturen sich die größere Bewegungsfreiheit des neuen Glaubens zunutze machten und daher bald an äußerer Kultur die Katholiken übertrafen. Dann aber mußte sich naturgemäß als weitere Wirkung von Besitz und Wissenschaft der Wille zur Macht einstellen, und dieser Wille konnte vom Verhängnis aller Leidenschaften — der Anwendung verwerflicher Mittel — nicht dauernd frei bleiben.

Es ist also geschichtlich berechtigt, daß der Protestant Händel als geldmächtiger und familienstolzer Gewaltherr erscheint, der mehr auf die Förderung weltlicher Kultur als auf religiöse Werte gestimmt ist und dessen Herrschaftsgelüste nicht immer lautere Wege wählen. Um die städtische Wohlfahrt macht er sich unleugbar verdient, aber er weiß trotz wiederholter Zusicherung unparteiischer Gerechtigkeit die Verhältnisse so geschickt auszunutzen, daß seine Verordnungen zugleich althergebrachte Rechte der katholischen Kirche umstoßen. Schließlich läßt er denn auch die Maske fallen und erklärt mit rücksichtsloser Offenheit: „Aus Manneshaß wider die Schandkirche habe ich ediziert und werde ich edizieren, und sterben muß sie, ich habe es gelobt" (I 416). Als Krone seiner Werke denkt er sich die Vereinigung aller Protestanten gegen den Papst. Er lebt vom Hasse wider Rom, „so wie Luzifer vom Hasse wider Gott" (II 220). Das neue Evangelium ist ihm „der Sauerteig der Menschheit und besonders des teutschen Volkes" (III 198), die einzige Rettung vor dem „Gewebe von Falschheit, Laster

und Schwachsinn . . ., das die verkommene Klerisei seit den Tagen des Trienter Konzils dem teutschen Volk umbs Haupt wirft" (III 199). Im Grunde sind diese Worte so falsch, wie das Versprechen unparteiischer Gerechtigkeit es war: das innerste Wesen Händels ist nicht Glaubenseifer, sondern grenzenloser Hochmut. Er ist der ungekrönte König von Steyr und möchte es von ganz Österreich sein. Wenn er ungesetzliche und unmenschliche Bluturteile fällt, dann schlägt er auf seine Brust und sagt: „Das Recht, nach dem all dies geschah, steht hier, nit in vermoderten Scharteken" (II 188). Wenn er sich am Ziele glaubt, erklärt er in allem Ernste: „Der Himmel hat es gewollt, weil ich es wollte, und Gottes Wille war meinem gleich" (III 7). Dieser steifnackige Größenwahn kann natürlich, sobald er sein Lebenswerk bedroht weiß und ehrliche Mittel versagen, auch vor der gräßlichsten Verleumdung nicht zurückschrecken. Und doch hat der furchtbare Mann eine so tiefe Liebe zu seiner verstorbenen Frau und zu seinem Sohne, daß sein Sturz eine kaum zu übertreffende tragische Größe gewinnt. Die Kunst, mit der dieser Charakter durch alle Wandlungen geführt wird, bis er, zermalmt und doch aufrecht, selber zerstören muß, was er mit dämonischem Trotze gebaut hat, verdient höchste Bewunderung.

Fehlen somit schon im Bilde des Richters die lichten Züge nicht, so besitzt der Protestantismus in Heinrich und seiner Mutter zwei Vertreter edelster Menschlichkeit. Diese Frau, deren engelgleiche Güte in der wehmütigen Verklärung des frühen Todes durch den Roman schwebt, mußte ihr Andenken unauslöschlich in die Seelen ihres Gatten und ihres Sohnes graben. Von ihr hat Heinrich mit dem französischen Blut auch die leichte und reiche Innigkeit des französischen Herzens und die geschmeidigen Glieder geerbt. Die allzu starre und düstere Kraft des Richters erscheint im Sohne gemildert und geläutert. Heinrich ist ein Held im Schlachtgetümmel, aber auch ein Held der Wahrhaftigkeit, dem die Falschheit seines verehrten Vaters eine grausame Qual ist, und ein Held der Keuschheit, den die vermeintliche Verworfenheit Stephanas doppelt tief verwundet. Man begreift, daß sich dieser ritterliche Jüngling bei allen wichtigen Wendungen seines Schicksals vom Gefühle leiten läßt, bei der Liebe zu Stephana und ihrer Befreiung vom Pranger ebensogut wie bei ihrer Ermordung und sogar bei seinem Übertritt zu ihrem Glauben. Daß der Sterbende mit wirklicher Überzeugung das Bekenntnis seiner Mutter als irrig und das seiner Geliebten als wahr erklärt, ist theologisch notwendig und psychologisch möglich, aber das sollte klarer veranschaulicht sein.

Die Vertreter der katholischen Partei sind keineswegs makellos. Stephanas Mutter ist in ihrer Art gerade so irdisch wie Heinrichs Stiefmutter, die zweite Frau des Richters. Kloster Garsten hat seinen ausgesprungenen und beweibten Mönch und seinen würdelos furchtsamen Prior mit zahlreichem Anhang. Die Heftigkeit Alberts und des Abtes Heller im Kampfe gegen den Richter wird zwar durch die späteren Ereignisse mehr gerechtfertigt, als eine vorsichtige Erwägung anfangs hätte zugeben mögen, aber von Übertreibungen ist sie darum doch nicht freizusprechen. Das Urteil Stephanas ist mehrmals erfreulich maßvoll. „Mir ist fürgangen", sagt sie zum Beispiel, „warumb leiden wir's dann aber, daß

uns der schlechte Mensch eine umb die ander unsere Kirchen nimbt. Wenn er sagt, die Margaretakapellen ist baufällig, so sollt man sie halt renofieren, daß er sie uns wieder zurückgeben muß. Wenn kein Geld da ist, sollt man halt sammeln" (I 218). Leider vermißt man diese Klugheit, als Stephana zu einer Wallfahrt in eine von der Pest gefährdete Gegend auffordert. Daß sie dabei auf wunderbaren Schutz Gottes vertraut, ist ja schließlich eine begreifliche Verirrung ihres religiösen Gefühls, aber die Dichterin wäre richtiger verfahren, wenn sie das Bedenken Alberts, man dürfe Gott nicht versuchen (I 333), unerbittlich aufrecht erhalten hätte. Wie sie den Ärzten recht gibt, die wegen der Pestgefahr die Beerdigung der gehenkten Katholiken fordern (II 204), so hätte sie dieselben Ärzte nicht ins Unrecht setzen sollen, als sie die Wallfahrt verurteilen (I 389). Auf alle Katholiken des Romans paßt irgendwie, was Albert dem alten Ertl sagt: „Du bist zu gut, ich bin vielleicht zu streng" (II 304). Daß der katholische Glaube nicht bloß die Religion unüberwindlicher Liebe, sondern auch die durch und durch vernünftige Religion des Geistes ist, die Natur und Übernatur in harmonischer Einheit begreift und alles Übertriebene verabscheut, tritt nirgends glanzvoll zu Tage.

Albert ist ebenso unbeugsam wie der Richter, aber er ist es aus edleren Beweggründen. Seit er als Hirtenbüblein seine Tiroler Berge verließ, um im Kloster Priester zu werden, hat er ein hartes Leben geführt und alle Selbstsucht Gott und der heiligen Sache der Kirche zum Opfer gebracht. Ein rauher und hoher Geist leuchtet majestätisch aus seinem Büßergesicht. Der wilde Pestsoldat duckt vor ihm den Kopf wie ein Hund vor seinem Gebieter (II 324), ein Wort von ihm entwaffnet den rasenden Heinrich (III 603), und riesengroß wie ein Recke, dem Gottes Kraft aus hohlen Augen flammt (III 610), schmettert er als Rächer der Unschuld mit seinem Zeugnis den gewaltigen Richter zu Boden. Er ist für Stephana ein strenger Beichtvater und dem sterbenden Heinrich durchaus kein bequemer Führer zur katholischen Wahrheit; aber er meint, auf seine Sitten komme es nicht an, „sundern auf die geistliche Hülf" (III 688). Unermüdlich mahnen seine gewaltigen, leider zu rücksichtslosen Predigten die Katholiken zur Glaubenstreue. Zu welchem Heldenmut seine Nächstenliebe fähig ist, zeigt sich, als er, selber von den Menschen grausam verstoßen, in seiner Gefängniszelle einen Pestkranken verbirgt, um die Stadt vor der Ansteckung zu bewahren. So starke Liebe nimmt bei einem so rauhen Manne nicht wunder; kaum glaublich erscheint dagegen, daß er auf den frauenhaft zarten Gedanken verfallen konnte, Heinrichs blutbesprengte Kommunionkerze der toten Stephana in den Sarg zu legen (III 696). Das Bestreben, die Jungfrau zu verherrlichen, hat hier der Dichterin einen ähnlichen Streich gespielt wie in der Szene, wo sie Albert auf das privilegium fori verzichten läßt (I 439) — was er nach dem kanonischen Rechte gar nicht darf —, oder in der andern Szene, wo sie ihm die durchaus irrige Ansicht unterschiebt, der unbescholtene Ruf Stephanas sei mehr wert als der eines priesterlichen Mönches (III 610) — dessen Schande doch zugleich seine apostolische Wirksamkeit und seinen Orden auf das schwerste schädigen würde —, ja die Ehre Stephanas stehe „höher als alle Gesundheit von Steyr und alle

Güter der Welt!" (III 616.) Allerdings könnten das Übertreibungen sein, die man dem Pathos des Augenblicks zugute halten müßte, was dann auch von Alberts überraschender Behauptung zu gelten hätte: „Ich bin als ein fertiger Mensch vor zehn Jahren aus dem Noviziat komben, und mich ändert kein Beichtkind" (I 438). Jedenfalls ist diese im ganzen gelungene Gestalt nicht in allen Teilen klar ausgeführt.

Stephana hat als dreizehnjähriges Kind bei ihrer ersten heiligen Kommunion dem göttlichen Heiland gesagt: „Ich bin dein, solang ich lebe" (I 148). Als sie größer wird, lehrt die Sorge für die zahlreich nachkommenden Geschwister sie wohl Schmerz und Würde der Mutterschaft verstehen und verehren, aber ihre Liebe zu Jesus ist so glühend, daß sie mit achtzehn Jahren aufrichtig beteuern kann: „Dös wär für mi, wia wenn i sterben müesset, wann i Jesum umb einen irdischen Mann valassen tät" (III 470). Sie will ins Kloster gehen, sobald die Mutter ihrer Hilfe entraten kann (I 149). Einstweilen betreut sie von morgens bis abends Gaststube, Küche und Stall oder arbeitet an kirchlichen Gewändern, und ist dabei so mutig und schelmisch und so zart und schön, daß die Liebe des reichen Patrizierssohns zu dieser Wirtstochter nichts Unwahrscheinliches hat. Ihre unerschrockene Frömmigkeit macht durch die werbende Kraft des Beispiels die Predigten Alberts fruchtbar. An diesem Mönche, der ihr als Beichtvater den Willen Gottes vermittelt, hängt sie mit unbegrenzter Verehrung, obwohl seine Schroffheit ihr oft bitter weh tut. Für ihren Heiland zu arbeiten und, wenn es sein muß, zu leiden, ist ihre Lust. Ihr menschliches, ja kindliches Fühlen kann sich dabei so wenig verleugnen, daß sie fast die Besinnung verliert, als sie am Pranger steht und die unflätigen Schmähungen des Pöbels hört. Trotz des unwandelbaren Entschlusses, gegen alles Zureden der Mutter und des guten Ertl Jungfrau zu bleiben, schneidet ihr der Schmerz des abgewiesenen Bewerbers, dessen Lauterkeit und Edelmut sie zu Dank verpflichten, zu tief in die Seele, als daß sie die Verantwortung für ihre Weigerung zu übernehmen wagte, ohne nochmals den Rat Alberts gehört zu haben. Das alles ergibt sich folgerichtig aus ihrem Charakter. Auch noch, daß sie gelernt haben will, mit Ketzern dürfe man gar nicht sprechen, und doch seitenlang mit Heinrich plaudert (III 128).

Dagegen war es psychologisch vielleicht nicht notwendig, daß sie Heinrich den eigentlichen Grund für die Zurückweisung seines Heiratsantrags verheimlichte. Sie hat es zwar mißbilligt, daß der Mönch Ertl diesem „Ketzer, der von was Geistlichem gar keine Ahnung nit hat", die Monstranz mit dem von ihr geflickten Schleier zeigte (II 280; vgl. III 111); aber anderseits hat sie demselben „Ketzer" mehrmals ohne Scheu katholische Lehren erklärt, die seinen Anschauungen schroff zuwiderliefen (II 92; III 47). Nun sieht sie (III 394 ff) seine Verzweiflung, sie hört, wie ernst er von der Religion spricht, sie weiß, daß er rein und edel ist, und doch bringt sie es nicht über sich, eine deutlichere Antwort zu geben als: „Es mag nit sein ... ich will im ledigen Stand bleiben, ich weiß es, warumb." Weshalb sagt sie nicht einfach, was sie einst dem P. Ertl geantwortet hat, ihr Herz gehöre schon einem hohen Freier (III 373), sie habe beschlossen, im Kloster nur für Gott zu leben (I 149)? Heinrich hätte dann

später den schmutzigen Verdacht gegen Albert nicht so leicht geglaubt, hätte die Inschrift „Mein Geliebter ist mein, und ich bin sein" nicht so verhängnisvoll mißverstanden (III 618) — der tragische Konflikt hätte eine ganz andere Lösung finden müssen. Nach einem harten Seelenkampf hätte der unglückliche Bewerber das Vorrecht Gottes vielleicht ebenso anerkannt, wie er es nach der Bluttat anerkennt, als Albert ihm sagt, Stephana sei „Gott verlobt" gewesen (III 618). Und dann hätte er, genau wie es jetzt sein Plan war (III 410 ff), auf türkischen Schlachtfeldern Ruhe suchen können. Die Dichterin hat indes wohl richtig gefühlt, daß sogar bei diesem mutigen Mädchen die jungfräuliche Scheu, das innerste Heiligtum des Herzens zu erschließen, alle andern Beweggründe, wenn nicht überwiegen mußte, so doch überwiegen konnte.

Mit noch mehr Recht durfte sie annehmen, Stephana werde nicht wissen, daß weder ihr Versprechen noch Alberts Gebot, den nächtlichen Besuch im Turme geheim zu halten, unter Lebensgefahr verpflichtete, sondern daß es im Gegenteil ihre Pflicht war, statt durch die erfolglose Mahnung: „Denkt an Ewer Seel, an die Sünd!" (III 512) durch die Mitteilung des Geheimnisses Heinrich vor dem Mord und seinen furchtbaren Folgen zu bewahren. Freilich scheinen der Dichterin diese Gedanken ebenso entgangen zu sein wie ihrer Heldin. Und doch ist es klar, daß der erste und einzig stichhaltige Grund, dessentwegen Albert verlangt, daß niemand Stephanas Aufenthalt im Turm erfahren dürfe — die Gefahr der Verleumdung (I 352 f 360) —, nicht mehr besteht: ihre und des Priesters Unschuld ist bereits verdächtigt und würde nun durch die Offenbarung des Geheimnisses vor Heinrich gerechtfertigt. Heinrichs Worte (III 510) geben Aussicht, daß er ihr geglaubt hätte. Dann hätte er mit ihr das Geheimnis hüten und dadurch auch die angeblich gefährliche Aufgrabung des Pestkranken verhindern können. Dieser weitere Grund für die Geheimhaltung, der erst im dritten Band auftaucht und da zur Vorherrschaft gelangt, wird durch den Roman selber stark erschüttert. Anfangs (III 59 479) heißt es, wenn Händel die Heldentat seines Feindes erfahre, werde er sie nicht glauben, also das Grab öffnen lassen, auf den noch nicht verwesten Leichnam stoßen und so die Seuche ins Land bringen. Als aber das Grab, sobald es der gewünschte Gang des Romans erheischt, dennoch geöffnet wird, weiß die Dichterin durch einen „pestfesten" Knecht und die Räucherpfannen des Apothekers aller Gefahr zu begegnen (III 622). Mußten die Mitwisser des Geheimnisses sich nicht von vornherein sagen, daß in jedem Fall auch Händel solche Vorsichtsmaßregeln anwenden werde? Stephanas Martyrium ist also mit einigen Unüberlegtheiten verquickt, die seinen sonst so strahlenden Glanz beeinträchtigen. Sollte sie als „Martyrin des Gehorsams" (III 617) verherrlicht werden, so durfte dieser Gehorsam doch nur als Folge eines Gewissens erscheinen, das sich seiner wahren Pflicht nicht bewußt war.

Der Aufbau der Handlung wird durch diese Feststellungen, da Heinrichs Mordtat aus psychologisch immerhin wahrscheinlichen Voraussetzungen erwächst, noch nicht eigentlich als locker erwiesen. Bedenklich locker aber ist das Gefüge an andern Punkten. Dichterisch war es ein glücklicher Gedanke, die Pestgefahr gerade in dem Augenblicke, wo Händel sie bereits überwunden glaubt (II 334),

plötzlich in ungeahnte Nähe zu rücken. Dadurch wird die Ohnmacht des stolzen Richters gegenüber dem Walten der göttlichen Vorsehung — das in jeder wirklich tief dringenden Menschendarstellung zu Tage tritt — ergreifend veranschaulicht. Aber daß der Pestkranke gerade auf der Garstener Seite von Steyr erscheint, daß der gefangene Albert ihn bemerkt, daß Heinrich und der Fuchsgruber genau in der Minute am Turm vorbeikommen, wo Stephana ihn verläßt — das ist für eine große Dichterin schon fast zuviel Glück. Vollends unbegreiflich klingt es, daß Stephana dem Pestkranken die Wegzehrung ins Turmgemach hinaufträgt, weil Ertl nicht den Mut dazu besitzt. Der Strick, an dem schon mehrmals der Korb mit Arzneien und Nahrungsmitteln hinaufgezogen worden war, hatte sich dadurch als vollkommen sicheres Beförderungsmittel erwiesen. Den Korb hätte Stephana so schön schmücken können, wie sie wollte. Ertl hätte die Bursa mit dem Allerheiligsten hineingelegt und Albert hätte die heilige Last zu sich emporgezogen. Daß keiner der beiden Priester an diese naheliegende Möglichkeit, die strengen kirchlichen Vorschriften zu beobachten und zugleich niemand unnötiger Gefahr auszusetzen, gedacht haben soll, ist schwer zu glauben. Jedenfalls ist es bedauerlich, daß eine der schönsten und wichtigsten Szenen des Buches auf einer so zweifelhaften Voraussetzung beruht. Noch mehr. Albert ist später aus dem Gefängnis an das geistliche Gericht in Passau eingeliefert worden. Dort wird er freigesprochen, und nun soll er in ein italienisches Kloster reisen. Die Dichterin aber braucht ihn zu ihren Zwecken in Linz. Also läßt sie ihn, den Benediktiner, unterwegs bei den Linzer Kapuzinern Wohnung nehmen, um geistliche Übungen zu machen (III 373 476). Stephana ist dort an ihrem Todestag Zeuge, wie er zu Pferde nach Italien abreist (III 480). Am selben Abend ist sie um acht Uhr wieder in Steyr (III 495), Albert dagegen reitet vor dem Morgengrauen erst durch Hall (III 548), das doch mindestens so nahe bei Linz liegt wie Steyr. Ohne diese unerklärliche Langsamkeit wäre Albert überhaupt nicht oder nicht rechtzeitig vor Gericht erschienen, und der gewünschte Abschluß des Romans wäre vereitelt worden. Noch nicht genug. Zu diesem erwünschten Abschluß gehört auch, daß Heinrich katholisch werde. Bevor er soweit gebracht ist, treffen ihn aus unmittelbarer Nähe „vier Kugeln im Körper . . . eine aber tödlich in die Stirn" (III 660). Macht alles nichts, er stirbt nicht eher, als bis er in aller Ausführlichkeit das Glaubensbekenntnis abgelegt und die Wegzehrung empfangen hat. Das ist zuviel! Hätte der Roman den Legendenton voll angeschlagen, statt ihn nur leise mitklingen zu lassen, so könnte Heinrich durch ein Wunder Stephanas (III 665) vor dem sofortigen Tode bewahrt worden seien — jetzt aber ist dieser Ausweg künstlerisch kaum gangbar.

Um der Gerechtigkeit willen soll jedoch daran erinnert werden, daß die Handlung, wie die vorhin gegebene Analyse gezeigt hat, aus sich selber fortschreitet, d. h. daß auch ohne jeden Zufall die dort bezeichneten Wendepunkte eingetreten wären. Nicht diese Wendepunkte sind willkürlich, sondern nur ein Teil der Wege, auf denen die Dichterin sie erreicht. Gerade gegen den Schluß enthüllt sich in den wesentlichen Linien des Aufbaues, in der unerbittlichen Stoßkraft, die nach inneren Gesetzen hier zur Niederlage, dort zum Triumphe drängt, eine überlegene

Kunst. Auch die Dreiteilung des ganzen Werkes ist meisterhaft. Zuerst wird die protestantische Herrschaft über Steyr angebahnt — die Handlung steigt bis zur Prangerszene empor. Der Antrieb, den sie dort gewinnt, trägt sie durch den zweiten Band — die Auswirkung der Herrschaft Händels, deren Unzulänglichkeit die plötzlich aufragende Turmszene beweist. Von diesem zweiten Gipfel stürzt die Sache des Richters unaufhaltsam in den Abgrund, die katholische Sache aber steigt zur endlichen Höhe des Triumphes. Am Schlusse jedes Teiles entfaltet sich eine unvergeßliche Szene, und die Königin jeder dieser Szenen ist Stephana.

Die Darstellung begnügt sich nicht damit, die machtvolle Schönheit der Handlung und der Gestalten ruhig widerzuspiegeln. Die wildesten Stürme brausen durch diese Künstlerseele, und schon bei der leisesten Berührung tönen all ihre Saiten — oft wunderbar, oft aber auch zu schrill. Namentlich Stephana hat es der Dichterin derart angetan, daß man Mühe hat, sich bei der verwirrenden Unerschöpflichkeit des Lobes sein Recht auf eigenes Urteil zu wahren: dieses heilige Mädchen soll unglaublich zart und hold sein: „Alle Engel seind nicht so schön, noch hold, noch königlich wie sie" (II 192). „Eine Königin hat nicht schöneren Gang als sie" (II 268). Sie stickt nach der Natur und schreibt zierlicher als manche Dame (III 103). Aber sie wäscht auch Tag um Tag Geschirr und melkt die Kuh (II 342); trotzdem ist ihre Hand schneeweiß (I 135), so weiß, daß einer, der sie bei Nacht von ferne sieht, daran sogleich erkennt, das könne keine Mönchshand sein (I 362). Zuletzt gesteht die Dichterin ehrlich, die Hand sei „nicht weiß wie von den Müßiggängerinnen" (III 128), sondern „von der Magdarbeit im Elendhaus rosenrot" (III 131). Stephana kommuniziert so andächtig wie die hl. Magdalena von Pazzi (II 75), sie spricht so wunderbar begeisternd wie die Jungfrau von Orleans (I 338), ihre „Größe und Hoheit" erheben sie „zu Agnes, Cäcilia und Magdalena" (III 698). Der ernste Mönch Albert staunt vor ihrer Stimme wie Samuel vor der des Herrn oder wie Joseph vor der des Engels, der ihn nach Ägypten rief (I 334). Derselbe Mönch betet zum Heiland: „Halte du Wache über Steyr, Herr, an deiner Seite jener Engel" — nämlich Stephana (III 91)! Als der todkranke Abt im Glaubensbekenntnis die Worte unam sanctam catholicam hört, lallt auch er sanctam und stirbt (I 181); dies sein letztes Wort bezieht er aber nicht auf die Kirche, sondern, wie bis zum Ende des Romans hartnäckig versichert wird, — auf Stephana (I 335; II 287; III 700): diese Heilige werde Steyr erretten. Als sie am Pranger steht, meint Heinrich fast Christus selber am Kreuze zu sehen (I 457), und als er sie befreit und zu ihrer Mutter führt, sagt die Dichterin, „daß in Wahrheit Engel des Himmels ihn umschwebten und vor der anbetungswürdigen Last, die sein Arm trug, ihre Häupter neigten" (I 462)! Im Zusammenhang des Buches wirken diese Ausdrücke zwar nicht ganz so grell wie hier, aber weniger Übertreibung hätte doch wohl mehr Teilnahme geweckt.

Höchste Steigerung aller Stimmungsmittel kennzeichnet das ganze Werk. Die Schönheit des Richters ist düster, die Stephanas anmutig, die Heinrichs geschmeidig, aber jede ist in ihrer Art so unerhört vollkommen wie der Stahl der Steyrer Waffen oder die Tapferkeit der Steyrer Schützen. Die beliebteste

Bezeichnung für diese Schützen ist „Mordskerls", der einzig mögliche Name für Heinrichs Pferd „Satan". Der Pranger, der nach dem Zeugnis des Weibels „noch keinen umgebracht hat" (II 42), kostet Stephana beinahe das Leben, obwohl sie ihn „ja kaumb ein Stund" ausstand. Die tränenselige Kaiserin ist so zart, daß sie fast zerbricht (I 22 27; III 273 275 297). Geradezu fassungslos steht das Mitleid der Dichterin vor jedem Schmerz.

Dabei gewahrt man allenthalben eine ausgesprochen theatralische Berechnung. Die Sonne scheint genau zur günstigen Zeit ins Zimmer (I 202), steht hinter Stephanas Haupt wie ein Heiligenschein (I 219), flicht ihr purpurne Rosen ins Haar (III 120), spinnt um ihren Scheitel eine Krone von Gold (III 378). Die Vögel singen und schweigen pünktlich nach Wunsch (II 275; III 46 473). Als die heilige Stephana bei Albert beichtet, muß es gerade zum Sanctus läuten (I 141); als sie zu ihm in die Sakristei kommt, muß er in seinem Buch gerade auf eine Hymne zur hl. Agnes gestoßen sein (I 216). Bei einem ungerechten Todesurteil bebt die Erde (II 131), beim Nahen der Pest erscheint ein Komet (I 311). Die Verurteilung der reinen Stephana soll als himmelschreiender Frevel wirken, also muß zufällig in derselben Gerichtssitzung eine leichtsinnige Kindsmörderin freigesprochen werden. Der Pestbote soll einen möglichst unheimlichen Eindruck machen, also muß er zufällig in dem „Augenblick" eintreffen, wo „ein strahlendes Weib zwischen dem jungen Landsknecht und dem mächtigen Patrizius toll jauchzend" tanzt (I 281). Die Aufnahme Heinrichs in die katholische Kirche soll den Zerfall der protestantischen Herrschaft in Steyr versinnbilden, also darf unten im Rathaus nur gerade das Zimmer offen sein, in dem die neuen Geräte für den evangelischen Gottesdienst aufgestapelt sind, damit der Verwundete dort, auf ein paar Lutherröcke gebettet, zu Füßen des Abendmahlsbildes, dessen Christus den Kopf des Richters Händel trägt, der Lehre Luthers und dem Glauben seines Vaters entsage (III 660 f). An der Bahre Stephanas bekommt Albert, gerade als ihm der Mönch Melchior den Speisekelch reicht, damit er ihn feierlich in die Pfarrkirche zurücktrage, einen Schwächeanfall. Der darf nur ganz kurz sein, sonst wäre der Schluß des Romans verdorben; aber fehlen darf er nicht. Denn Albert muß noch einmal Gelegenheit haben, um Stephanas willen die kirchlichen Vorschriften außer acht zu lassen und den Kelch nicht Melchior zu übergeben, sondern, „wie in alter Zeit die Katakombenpriester taten", auf dem offenen Sarge niederzusetzen, „auf dem Herzen der heiligen entschlummerten Jesusbraut" (III 702)!

Nun ist allerdings nicht zu leugnen, daß eine solche Aufmachung — die Übertreibungen mit einbegriffen — dem barocken Geschmack der dargestellten Zeit entspricht. Vielleicht läßt sie sich von diesem Standpunkt aus künstlerisch ebenso bewerten wie die buntscheckige Sprache. Da wirbeln stellenweise Latein, Griechisch, Italienisch, Französisch, Spanisch, Ungarisch usw. derart durcheinander, daß man erstaunt ist, den Dragoman (III 278) nicht arabisch sprechen zu hören. In das Deutsch hat die Dichterin überall mit bekannter Meisterschaft die Formen des 17. Jahrhunderts verwoben, freilich ohne ängstliche Genauigkeit, wie beispielsweise ein merkwürdiges Versehen zeigt, daß ihr bei dem Brief Händels an

Madlseder unterlaufen ist. Händel schreibt: „waß er mier in Mertz in Zvayen gesagt, betreff jene Personn, da bin ich Eines Sinnes mit jhm worden. Nehmlich ich bin vberzeuget, daß sie aine Meze ist" (III 326). Heinrich nimmt diesen Brief aus Madlseders Hand und liest: „Was ihr mir im mertz in Zwayen gesagt, dessen bin ich jetzt vberzeüget, nemlich jene Personn ist wirklich aine Meze" (III 416). Zuletzt läßt Händel sich den Brief bringen und liest: „Was Ihr mir im März in zweien gesagt von Stephana und dem Mönch. . ." (III 600). Dieses kleine Beispiel kennzeichnet hübsch die ziemlich große Freiheit, die sich die Dichterin allenthalben in der Schreibweise wie in den Wortformen und in der bald reichlicheren bald spärlicheren Verwendung alten oder dialektischen Sprachgutes gestattet.

Bekanntlich ist es heute nicht mehr nötig, den lange verborgen gebliebenen Kunstwert des Barocks nachzuweisen. Enrika v. Handel-Mazzetti hat ihren Roman ganz in den kraftstrotzenden, ruhigem Maß abholden und daher auch oft derben Geist einer barocken Zeit getaucht. Deshalb kann ihre Darstellungsweise das heutige Empfinden nicht voll ansprechen. Und doch schimmert auch für uns diese Formgebung über und über von Schönheit. Der Jubel bei der Wahl Händels (I 79 f), der Aufruhr Zellers (II 99 ff), die Auseinandersetzung zwischen dem Richter und seinem Sohn in der Wiener Hofburg (III 311 ff), der Auszug des Allerheiligsten aus der Pfarrkirche (I 335 ff), die Karfreitagsstimmung des gefangenen Albert (II 287 ff), Stephana und Heinrich am Frühlingstag im Garten (III 36 ff), die Wohnung des Henkers (II 65 f), die Apotheke (II 332), das Landhaus der siebenbürgischen Prinzessin (III 249 ff) — das alles und vieles andere sind leuchtende Beweise einer Gestaltungskraft, die im Starken wie im Zarten fast alles vermag. Jugendliche Leser haben allerdings nicht ohne weiteres die geistliche und sittliche Reife, die ein solcher Stoff in solcher Darstellung trotz der Zurückhaltung, die sich die Dichterin auferlegt hat, immer noch verlangt.

Und so ergibt sich als Gesamteindruck, daß der Roman in einer durch Charaktere voll starken Lebens folgerichtig bewegten, breit und bunt hinströmenden Handlung die innere Größe der katholischen Kirche überwältigend darstellt. Licht und Schatten werden zwischen den streitenden Parteien so geschichtlich treu und so menschlich wahr verteilt, daß von einer unkünstlerischen Tendenz nicht gesprochen werden kann. Dennoch verrät die wärmere Teilnahme für die katholische Sache deutlich den religiösen Standpunkt der Dichterin. Das ist ebenso selbstverständlich, wie die umgekehrte Erscheinung es wäre, wenn eine Protestantin das Werk geschrieben hätte. Völlige „Unparteilichkeit" ist in solchen Fällen psychologisch unmöglich, bis zu einem gewissen Grade sogar würdelos und unsittlich, also keine Forderung der Kunst.

Jakob Overmans S. J.

Besprechungen.

Die katholische Lehre von den Ablässen und deren geschichtliche Entwicklung. Von Joseph Hilgers S. J. Mit Anlagen und 3 Abbildungen. 8° (XXXIV u. 172) Paderborn 1914, Schöningh. *M* 3.60

Entstehung und Zweck der vorliegenden Arbeit werden im Vorwort gezeichnet: „Bei der Vorbereitung einer neuen Auflage des Werkes: Die Ablässe, ihr Wesen und Gebrauch von Franz Beringer, zeigte es sich, daß namentlich in dessen erstem Teile die geschichtliche Entwicklung der Ablässe eine tiefergehende Behandlung heischte. Diese wurde denn auch nach Kräften angestrebt und dabei besonders die Anfänge des Ablasses berücksichtigt. Auf solche Weise entstand eine Arbeit von selbständigem Wert, und es erschien daher angebracht, diesen ersten Teil mit einigen Streichungen und andern Zusätzen als eigene Schrift zu veröffentlichen" (S. III). Der Inhalt der Abhandlung ist Ablaßlehre und Ablaßgeschichte. „Von der Ablaßgeschichte kann hier jedoch nur ein Abriß gegeben werden, und das schon deshalb, weil die Forschung noch lange nicht so weit zum Abschluß gediehen ist, um die Ablaßgeschichte schreiben zu können. Was nun der vorliegende Abriß an Neuem bietet, sind nicht so sehr neue Ablaßfunde aus frühen Zeiten, obgleich es hier auch an solchen nicht ganz fehlt, als vielmehr die Darstellung der einheitlichen, ununterbrochenen Entwicklung des Ablasses von den ersten christlichen Jahrhunderten an nach und aus den geschichtlichen Quellen. Gelingt es dieser Arbeit, vor allem den Dogmatikern zu reger Ablaßforschung wirksamen Anstoß zu geben, und ist es in der Tat gelungen, zu solcher Forschung hier den gangbaren Weg und die sichere Richtung anzugeben, so hat die Schrift ihren Zweck vollauf erreicht" (S. V).

Im Gegensatz zu einer gewissen Zaghaftigkeit des berufenen Ablaßgeschichtschreibers N. Paulus glaubt Hilgers, daß eine Brücke von den Märtyrerbriefen und ähnlichen Erscheinungen vorwärts zum 11. Jahrhundert und den Kreuzzügen nicht notwendig ist, sondern daß sich die Ablässe ohne wesentliche Veränderungen vom 1. bis zum 20. Jahrhundert entwickelt haben.

In entschiedener Frontstellung wendet er sich namentlich (mit Dr Paulus) gegen die Behauptung, als seien die ersten Ablässe für Geldspenden erteilt worden, um so die Büßerleistungen für das zeitliche Interesse der Kirche nutzbar zu machen (Einleitung über Ablaßforschung S. XV—XXXIII). Mit Erfolg, denn Strafnachlässe, die alle wesentlichen Merkmale der Ablässe an sich tragen, finden sich schon zu Zeiten, die lange vor dem 11. Jahrhundert liegen, ohne daß

Almosen verlangt worden wären. Hilgers kann da auf den Strafnachlaß hinweisen, der in Rom um das Jahr 900 durch Stillschweigen und Fasten am 22. Juni gewonnen werden konnte (S. 74—76 141). Schon Mabillon und Papebroek hatten darauf aufmerksam gemacht. Andere neue Funde für die Geschichte des Ablasses für Lebende beizubringen, lag nicht im Plane des Werkes. Es wird vielmehr an Hand der gewöhnlichen Texte die Linie verfolgt, welche von den Märtyrerbriefen zu den Bußredemptionen und von da zu dem Jubelablaß Bonifaz' VIII. führt.

Dabei ist sich der Verfasser bewußt, nicht überall auf historisch gesichertem Boden zu stehen. In der Tat können die historischen Fundamente des Ablasses nicht bloßgelegt werden, ehe die Geschichte der Buße und Sündentilgung und der darauf bezüglichen Anschauungen offen zu Tage liegt.

So verliert z. B. die Anschauung, auf welcher die Abläße der Märtyrerbriefe beruhen, daß nämlich in der ersten Zeit gleich nach dem Sündenbekenntnis die sakramentale Lossprechung von Schuld und ewiger Strafe und dann später, nach Ablauf der kanonischen Bußfrist, die Lossprechung von jeder noch übrig gebliebenen zeitlichen Strafe erfolgt sei, immer mehr an Boden: es gab wahrscheinlich anfangs nur eine sakramentale Lossprechung, und zwar am Ende der auferlegten Bußzeit. Damit glaubte man dann allerdings den Büßer von jeder Schuld und Strafe befreit. Wenn nun auf einen libellus pacis hin, gestützt auf die Verdienste des Märtyrers, die schließliche Lossprechung beschleunigt wurde, so war damit auch eine Abkürzung und Minderung der vor Gott fälligen Sündenstrafen gegeben, aber nicht „außersakramental", was zum heutigen Begriff des Ablasses gehört. Indessen sieht man doch, wie sich in einer solchen Praxis, vermöge der Verdienste Christi und der Heiligen den Sündern etwas von ihrer Last zu nehmen, der Kern der Ablaßlehre findet.

Weiter zu erledigende Vorfragen für die Ablaßgeschichte sind: Wann wurde es allgemein üblich, die sakramentale Absolution sogleich der Beicht folgen zu lassen? Oder wann bekam die sog. Reconciliatio am Schlusse der Bußzeit nur mehr den Wert einer kirchlichen Wiedereinsetzung in die verlorenen Rechte in facie ecclesiae? Behielt sie auch dann noch — und auf wie lange — die Kraft, alle übriggebliebenen Sündenstrafen vor Gott zu tilgen? Seit wann verzichtete man darauf, bei der sakramentalen Bußauflage auf einer vollständigen Tilgung der vor Gott noch abzubüßenden Sündenstrafen zu bestehen? Wann begann man die anfänglich nicht klar erkannte Unterscheidung zwischen forum internum und forum externum zu beachten? Seit wann galt bei den Bußumwandlungen und Redemptionen das substituierte Werk nicht als reines Äquivalent, d. h. seit wann sah man in einer Pilgerfahrt, in einem Kreuzzuge, einem Kirchenbesuch nicht ein in sich so vortreffliches Werk, daß ihm dieselbe innere satisfaktorische Kraft zugeschrieben wurde wie der kanonischen Buße? Alles notwendig zu beantwortende Fragen, ehe die Ablaßgeschichte mit der erforderlichen Sicherheit behandelt werden kann.

Besondern Fleiß verwandte der Verfasser auf den Ursprung der Abläße für Verstorbene. Für das erste Jahrtausend finden sich Beispiele (z. B. im

Leben des hl. Benedikt und Gregors d. Gr.), wonach Verstorbene durch die heilige Messe und die Lösung von der Exkommunikation aus dem Fegfeuer befreit wurden. Freilich, weil es sich hierbei um die Applikation der Meßopferfrüchte handelt, ist nicht ganz klar, ob der Strafnachlaß durch autorative oder rein private Zuwendung, wie es gegenwärtig noch jeder Priester tun kann, herbeigeführt wurde. Die Vermutung spricht für die erste Annahme. Daß an Stelle solcher, die in der Exkommunikation verstorben waren, deren Angehörige Bußwerke auf sich nahmen, ist an sich nur eine praktische Anwendung des Satzes von der stellvertretenden Genugtuung; wollten die Konzilien für die Entrichtung solcher Bußwerke durch Lebende die Befreiung der Verstorbenen aus dem Fegfeuer garantieren? Sicher ist es nicht, aber wohl für das 6. Jahrhundert wahrscheinlich. Auch noch für das 8. oder 9. Jahrhundert? Ob und inwiefern dann in dem Falle, daß für solche stellvertretende Bußwerke eine autoritative Umwandlung in Kirchenbesuch, Almosen usw. eintrat, für den Verstorbenen dieselbe Wirkung erhofft wurde wie durch die volle Leistung, hängt von der Beantwortung der vorhin gestellten Fragen ab. Objektiv wird in den von Hilgers angeführten Fällen vielfach ein Ablaß erteilt worden sein, ohne daß dessen Spender sich seiner Befugnis bewußt war, und ohne daß wir jedesmal den vor Gott geltenden Strafnachlaß stringent zu erweisen vermögen. Jedenfalls gebührt dem Verfasser das Verdienst, der Forschung den Weg gezeigt zu haben, auf dem sie nach Lösung der vielen dunkeln Vorfragen in die Vorgeschichte des Ablasses einzudringen vermögen wird.

An sich hängt ja für die katholische Ablaßlehre nichts davon ab, ob im ersten Jahrtausend Abläße erteilt worden sind oder nicht. Die Grundlagen für die Vollmacht, autoritativ außerhalb des Bußsakramentes Nachlaß zeitlicher Sündenstrafen zu erteilen, liegen anderswo. Die Kirche brauchte nicht jede Gewalt, die sie von Christus empfangen hat, namentlich eine solche, die für ihre Zwecke nicht einfachhin notwendig, sondern bloß nützlich ist, von jeher auszuüben. Den Dogmatiker lassen darum alle Angriffe, welche von Nichtkatholiken gegen die Ablaßgewalt aus der Geschichte gezogen werden, kalt.

Anders, wenn die katholische Ablaßlehre entstellt oder der Ablaß selber geringgeschätzt wird. Man meint hie und da, mit dem mechanischen Tun, mit der Hingabe eines Almosens, mit dem Hersagen einer Gebetsformel sei die Sache erledigt und die Fegfeuerstrafen ganz getilgt oder etwa um sieben Jahre und sieben Quadragenen gekürzt. Wollte man sich doch einmal bei echten Darstellungen der katholischen Ablaßlehre — und eine solche ist z. B. das vorliegende Werk von P. Hilgers: es trägt die spezielle Approbation des Heiligen Offiziums vom 13. November 1913 — Rats erholen; dann würde man erkennen, daß ein Ablaß von sieben Jahren und ebensoviel Quadragenen nur einen Nachlaß von soviel Sündenstrafen bedeutet, als man durch Erfüllung der alten kanonischen Buße von sieben Jahren und den darin eingeschlossenen viel strengeren Fastenzeiten abgebüßt hätte. Bei allen Abläßen ist stets der dogmatische Grundsatz vor Augen zu halten: kein Strafnachlaß ohne vorherigen Schuldnachlaß, und kein Schuldnachlaß ohne vorherige Zurücknahme der sündigen Tat durch aufrichtiges,

übernatürliches Bedauern. Einen vollkommenen Ablaß gewinnen, setzt also Tilgung jedweder auch noch so geringen Sündenschuld voraus, eine persönliche Tat, die viel tiefer greift als bloß eine gültige Beicht, die mit Weiterschleppung läßlicher Sündenschuld sich verträgt, eine persönliche Tat, die mit allem in der Vergangenheit bricht, was an ihr sündhaft ist, eine Tat, des Schweißes aller edeln, gottliebenden und nach seelischer Reinheit strebenden Christen wert.

J. B. Umberg S. J.

De Agnoetarum doctrina. Argumentum patristicum pro omniscientia Christi hominis relativa. Auctore Dr *Josepho Marić.* 8° (VIII u. 122) Zagreb (Croatia) 1914. Im Selbstverlag des Verfassers. [Adresse: Dr Jos. Marić, Zagreb (Agram), Kaptol 29, Kroatien.]

Die Modernisten scheuen sich nicht, der menschlichen Seele Christi Irrtümer aufzubürden. Es gibt einige katholische Theologen, die zwar nicht so weit gehen, aber doch zugeben, daß Christus während seines Erdenlebens den Tag des Gerichtes und sonst noch manches seiner Menschheit nach nicht gewußt habe.

Gegen diese Theologen wird geltend gemacht, daß die Agnoeten wegen der gleichen Lehre von mehreren Kirchenvätern, so vom hl. Eulogius von Alexandrien, vom hl. Gregor dem Großen, vom hl. Sophronius und andern des Irrtums bezichtigt wurden. Aber die heutigen Agnoeten lassen den Beweis nicht als stichhaltig gelten; denn, sagen sie, die damaligen Agnoeten waren Monophysiten, sie schrieben also der einen Natur Christi Unwissenheit zu; wir aber sagen: Christus hat als Gott gewußt und nur als Mensch nicht gewußt; also läßt sich aus der Verurteilung der Agnoeten kein Beweis gegen unsere Ansicht führen.

Diese Einrede beruht auf der falschen Voraussetzung, als ob der Name Monophysitismus eine einheitliche Größe bezeichne. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Es gab Monophysiten, die sagten, bei der Menschwerdung sei die Gottheit in die Menschheit verwandelt worden, wenigstens insoweit, als sie sich vieler göttlicher Eigenschaften entäußerte (Kenotiker); andere sagten, die Menschheit sei in die Gottheit verwandelt worden und von Anfang an jeder Unvollkommenheit und jedes Leidens unfähig gewesen; andere nahmen ein Mischwesen aus Gottheit und Menschheit an oder lehrten, im sterblichen Leben sei die Gottheit in die Menschheit aufgegangen, aber nach der Auferstehung die Menschheit in die Gottheit verwandelt worden. Endlich gab es solche, die Gottheit und Menschheit unversehrt erhalten wissen wollten, aber beide sich zu einer Natur vereinigen ließen ähnlich wie Leib und Seele im Menschen. Zu dieser letzten Klasse gehörten die Agnoeten, die nur eine Abzweigung der Severianer waren.

In seinen Streitschriften gegen die Severianer hebt Leontius von Byzanz wiederholt hervor, daß nach deren Lehre in Christus Gottheit und Menschheit unverkürzt und unvermischt seien. Nur ein Beispiel. „Wenn die Kirche (den Severianern) sagte: Wenn ihr sagt, die vereinigten Wesenheiten seien unvermischt und behielten ihre Natur unversehrt nach der Vereinigung, die eine sterblich, die

andere unsterblich usw., so nehmt ihr notwendig zwei Naturen an — so antworteten sie ihrerseits, es sei gar nichts Widersinniges zu behaupten, die verbundenen Wesenheiten seien unvermischt und auch nach der Vereinigung seien ihre Naturen unversehrt, und trotzdem nur eine Natur zu bekennen. Denn, sagen sie, wir reden ja auch von einer Natur des Menschen, und doch sind die vereinigten Teile unvermischt." So in dem Werk, das man bald als „Scholien", bald unter dem Titel „Über die Sekten" anzuführen pflegt, in der siebten Abhandlung Nr 7. Wer der Theodorus sei, von dem in der Überschrift die Rede ist, und welcher Anteil ihm an dem Werke zukommt, ist hier gleichgültig; es kommt nur darauf an, daß den Agnoeten eine Lehre zuerkannt wird, der gemäß in Christus Gottheit und Menschheit unvermischt und unversehrt geblieben sind. Dies vorausgesetzt, ist der Einwand hinfällig, aus der Verurteilung der Agnoeten könne nichts bewiesen werden, weil sie der einen und einzigen Natur Christi, also Christus schlechthin Unwissenheit zugeschrieben hätten.

Wir brauchen uns also nicht zu wundern, wenn der am Anfang des 7. Jahrhunderts tätige Priester Timotheus von Konstantinopel ausdrücklich bezeugt, die Agnoeten hätten Unwissenheit nur von der Menschheit, nicht von der Gottheit Christi ausgesagt. „Die Severianer, die auch Agnoeten heißen, behaupten, von dem Gott-Logos werde zwar alles erkannt, aber von der mit ihm hypostatisch vereinigten Menschheit werde vieles nicht gewußt." So in dem Buch „Über die Aufnahme der Ketzer", in dem Kapitel „Über die Sekten der Zögernden" (oder vielleicht richtiger „der sich Absondernden", d. h. derer, die das Konzil von Chalcedon nicht anerkennen wollen). Hier wie in andern Zeugnissen von Zeitgenossen wird also klar genug gesagt, daß die Agnoeten nur der Menschheit Christi Unwissenheit beigelegt hätten.

Ist dem so, dann ist diese Lehre von den Gegnern der Agnoeten als Irrtum gebrandmarkt worden. Mögen auch frühere Väter in schwankender und unsicherer Weise von dem Nichtwissen der Menschheit Christi gesprochen haben, so wurde doch durch die neu auftauchende Ketzerei gerade diese Frage eingehender erörtert und zum Abschluß gebracht. Es hat wie in andern dogmatischen Fragen eine Entwicklung und genauere Bestimmung der Lehre stattgefunden, die nicht mehr erlaubt, jene einer früheren Entwicklungsstufe angehörenden Anschauungs- und Ausdrucksweisen auch jetzt als wahrscheinlich richtige Lehre geltend zu machen.

Dies ist in kurzen Umrissen der Inhalt der Schrift De Agnoetarum doctrina. Selbstverständlich ist dort alles viel eingehender untersucht und begründet, so eingehend, daß der Eindruck einer gewissen Weitschweifigkeit hervorgerufen wird. Das Interesse leidet darunter aber nicht; denn der Verfasser führt uns die neueren und neuesten Schriftsteller vor, die diese Frage besprochen haben; wir vernehmen ihre Auffassungen und Gründe und werden darauf aufmerksam gemacht, was an denselben zutreffend oder unzutreffend ist. Nicht weniger als hundert Kirchenväter und Theologen kommen zum Wort oder werden wenigstens erwähnt. Von den älteren Theologen wird hauptsächlich Natalis Alexander und von den neueren J. Lebreton mit ihrer Auffassung des Agnoetismus bekämpft. Ob

es dem Verfasser gelingen wird, seine noch lebenden Gegner zu überzeugen, ist eine Frage für sich; denn die Quellen unserer Erkenntnis in Betreff der Lehren fließen so spärlich, daß es vieler Erwägungen und Schlußfolgerungen bedarf, um zu einem sichern Ergebnis zu gelangen. Es dürfte aber nicht leicht sein, den Beweisen Mariés gleich schwerwiegende Gründe entgegenzusetzen.

In der soeben erschienenen Schrift „Die Entwicklung der Lehre vom menschlichen Wissen Christi bis zum Beginn der Scholastik" (Paderborn 1914) spricht P. Elzear Schulte O. F. M. sich über die Agnoeten in demselben Sinne aus wie Marić: Bei den Agnoeten „ist das Subjekt des Nichtwissens nicht etwa eine gottmenschliche Mischnatur ... sondern die Menschennatur, oder Christus, nicht insofern er ewiger Gott ist, sondern soweit er die Menschennatur angenommen hat" (S. 122 ff). Schon früher schrieb J. P. Junglas in seinem Werk über Leontius von Byzanz (Paderborn 1908): „Seine [des Severus] Lehre [über die hypostatische Union] ist im Grunde orthodox" (S. 118). Ist das richtig, ist der im Anfang dieser Besprechung erwähnte Einwand gegen den Beweis aus der Verurteilung der Agnoeten bedeutungslos. Zu demselben Schluß führt das Werk von J. Lebon, Le Monophysitisme Sévérien, Louvain 1913. Marić steht also mit seiner Ansicht keineswegs allein.

Leider bietet Marić nur ein Namensverzeichnis, aber keine sachliche Inhaltsangabe. Auch sind der Druckfehler viel mehr, als am Ende (S. 122) verbessert werden, jedoch nur solche, die der Leser selbst leicht berichtigen kann, z. B. qnis quis (S. 54), Scmid statt des sonst richtig geschriebenen Schmid (S. 72), reffellendum statt refellendum (S. 76), vereres statt veteres (S. 106) usw. Wir wünschen dem Werke die weiteste Verbreitung unter den Theologen.

Christian Pesch S. J.

Bibliothek der Kirchenväter. 8° Kempten u. München 1914, Kösel.

1. **Des heiligen Kirchenvaters Eusebius Hieronymus ausgewählte historische, homiletische, dogmatische Schriften.** Aus dem Lateinischen übersetzt von Dr ***Ludwig Schade.*** (LXXVI u. 498)
2. **Des heiligen Kirchenvaters Aurelius Augustinus zweiundzwanzig Bücher über den Gottesstaat.** Aus dem Lateinischen übersetzt von Professor Dr. ***Alfred Schröder.*** II. Band (Buch IX—XVI) (512)
3. **Des heiligen Kirchenlehrers Ambrosius von Mailand Exameron.** Erstmals übersetzt von Professor Dr ***Joh. Ed. Niederhuber.*** (CXXIV u. 294)

1. Unter den im laufenden Jahre 1914 schon vorgelegten drei Bänden der „Bibliothek der Kirchenväter" begegnet uns zuerst eine treffliche Auswahl aus den Schriften des hl. Hieronymus (Band 15 der Sammlung). Der gelehrte,

stilgewandte und bei aller Askese temperamentvolle Kirchenvater enthüllt uns hier selbst die eigentümlichen Seiten seines komplizierten Charakters.

In den drei Mönchsbiographien (Paulus, Hilarion, Malchus) fesselt der erbauliche, volkstümliche und wunderfreudige Erzähler. In den vier Nekrologen (Paula, Paulina, Fabiola, Marzella) spricht in Briefform der aufrichtige Schmerz und das gläubig starke Gottvertrauen des persönlich in Mitleidenschaft gezogenen Schreibers. Vier homiletische Stücke (über Ps 95, die Geburt des Herrn, Ps 91 und Is 6, 1—7), die ersten drei von Morin, das vierte von Amelli vor kurzem entdeckt und in deutscher Übersetzung hier zum erstenmal mitgeteilt, zeigen uns den väterlichen Vorstand des Mönchsklosters in Bethlehem in der Gestalt des frommen, schlichten Homileten, der in familiärem Tone mahnt und belehrt. Aus den dogmatischen Schriften bietet unser Band die Streitschrift gegen Helvidius „Über die beständige Jungfrauschaft Mariens", die Streitschrift gegen Vigilantius (an den Presbyter Riparius) und die gegen die Pelagianer (dialogi contra Pelagianos libri tres). In diesen Werken verrät Hieronymus seine souveräne Beherrschung der Heiligen Schrift, seinen glühenden Eifer für die kirchliche Lehre und Praxis und das streitbare, auch mit den Waffen des Spottes und Sarkasmus ausgerüstete Naturell. Der Herausgeber hat auf Grund eingehender Studien nicht nur das Leben und die Werke, sondern auch den Charakter des Autors geschildert und diese Psyche voll eigenartiger Gegensätze mit Recht gegen eine zu einseitige Beurteilung in Schutz genommen. Die Vorzüge, welche die elegante Sprache des Originals kennzeichnen, das Abgerundete, Schlagende, Blitzende und Knappe der Latinität eines Hieronymus, vermag eine deutsche Übersetzung freilich nicht zu erreichen. Dr Schade liefert aber immerhin eine recht lesbare Wiedergabe und begleitet sie mit dankenswerten Noten.

2. Der 16. Band der „Bibliothek" bildet die Fortsetzung des ersten Bandes, mit dem das große verdienstvolle Unternehmen einer Neuausgabe des Werkes im Jahre 1911 eingeführt wurde. Die anerkennenden Urteile, welche damals der Arbeit des Übersetzers gespendet wurden, konnten nur ermutigend auf ihn wirken, um auf die ersten acht Bücher des „Gottesstaates" die weiteren acht (IX—XVI) folgen zu lassen. Auch sie verdienen eine dankbare Aufnahme und freudige Anerkennung seitens aller Gebildeten, welche sich für die großartige Apologie des Christentums und die geniale Darstellung der einander gegenüberstehenden zwei großen Reiche (civitas Dei und civitas mundi, in hoc saeculo perplexae invicemque permixtae) interessieren. Bei der „Fülle der historischen und archäologischen Exkurse" (Bardenhewer), die Augustinus eingelegt hat, könnte mancher Leser wohl den Faden verlieren. Prof. Schröder kommt dieser Gefahr durch gedrängte, klare Inhaltsangaben der einzelnen Bücher (S. 1—30) zuvor, wie er es auch an gelegentlichen Bemerkungen zur Aufklärung des Details nicht fehlen läßt. Möge es ihm gegönnt sein, mit gleicher Rüstigkeit und treuer Hingabe uns auch den Schluß des Werkes zu schenken, das außer dem Fortschritt und Verlauf der beiden Reiche auch ihren endgültigen Abschluß entrollen wird (excursum earum sive procursum — debitos fines).

3. Mit dem 17. Bande der „Bibliothek" schließt sich die Trias der drei zeitlich und persönlich einander so nahen großen lateinischen Kirchenväter zusammen. Prof. Dr Niederhuber bietet das „literarische Meisterwerk" des hl. Ambrosius, das „Exameron", zugleich mit einer weit ausgreifenden Einleitung über Leben, Schriften und Theologie des Heiligen. In drei Abschnitten kennzeichnet er zuerst den charaktervollen, im Glanze lauterster Gesinnung und Handlungsweise strahlenden Bischof, dann die sechs Gruppen seiner gehaltvollen, praktisch gerichteten und sprachlich anmutigen Schriften, endlich (in nicht weniger als 29 Nummern) das reichhaltige, kostbare Lehrsystem des Ambrosius. Unverkennbar hat dem Herausgeber ein warm mitfühlendes Herz in die Feder diktiert, was er in farbenprächtiger Rede als gründlicher Kenner des großen Bischofs von Mailand niedergeschrieben. Die von ihm 1904 veröffentlichte Monographie „Die Lehre des hl. Ambrosius vom Reiche Gottes auf Erden" ist ihm dabei zu statten gekommen. Wenn er dem heiligen Lehrer eine „überraschende Fülle von naturwissenschaftlichen Kenntnissen auf allen Gebieten des sichtbaren Kosmos" zuschreibt und die Stimmen der Natur „im Munde des beredten Predigers zum erhabenen Hochgesang auf Gottes Größe" zusammenklingen hört, so wird die Lektüre des frisch und treffend übersetzten Exameron dieses Urteil bestätigen. Daß Ambrosius fremde Quellen, insbesondere das „Sechstagewerk" von Basilius, ausgiebig benutzt hat, wird von Prof. Niederhuber nicht bloß im allgemeinen zugegeben, sondern auch von Stelle zu Stelle aufgezeigt. Doch sinkt Ambrosius nie zum bloßen Kompilator herab; er weiß der eigenen ausgeprägten Individualität, den verschiedenen Bedürfnissen und Anlagen seines römischen Auditoriums und dem Genius der lateinischen Sprache alles dienstbar zu machen, was er bei den Griechen vorfindet. Selbsterlebtes und fremdes Gut verschmilzt in seinem kraftvollen Geiste zum einheitlichen Guß. Joseph Stiglmayr S. J.

Kunst und Seele. Herausgegeben von Dr **A. Wurm.** 4° München 1914, Kunstanstalten J. Müller.

I. Band: **Vom innerlichen Christentum.** (68 S. u. 60 Vollbilder.) Geb. *M* 5.—

Dem Christentum wohnt eine große Sehnsucht inne nach sichtbarer Offenbarung des Göttlichen. Daß Gottes Reich zu uns komme, diese Sehnsucht sind wir vom Erlöser selbst gelehrt worden. Und darum schauen wir mit verlangenden Augen aus nach einer irdischen Vorwegnahme der himmlischen Enthüllung, nach einer geweihten Kunst, die mit erleuchteten Blicken die Geheimnisse und Wunder unseres Glaubens schaute und jetzt schon, im dunklen Lande, uns vorahnende Bilder davon zeigte. Das Reich Gottes ist ja zwar in uns, aber es drängt überquellend nach außen. Das Christentum ist Innerlichkeit, aber es will sich offenbaren, und wo immer es ihm gelingt, diese Welt des Stoffes so weit zu meistern, daß reine Bildnisse des innerlichen Christentums entstehen, da sagen wir entzückt: „Siehe! religiöse Kunst! Christliche Kunst! Die schönste von allen!"

Das ist unsere Sehnsucht, und daß sie nicht eitel ist, daß ihr nicht jede Erfüllung versagt ist, das eben zeigt dieses Buch der Erfüllung. Sechzig Bilder bringt es, die alle, alle ohne Ausnahme reinste Verwirklichungen religiöser Kunst bedeuten, in dem Sinne, wie es Dr Wurm, wie es wir alle verlangen: „daß die mit christlichen Gegenständen sich beschäftigende Kunst auch von christlichem Geiste angehaucht, ergriffen, durchdrungen sei". Wir wissen nun, daß wir eine religiöse Kunst dieser Art besitzen, und — wir ahnen es — in reicherer Fülle, als daß sie in dem Raume eines Buches gesammelt werden könnte. Aber selbst wenn sie über diese 60 Bilder nicht hinausreichte, wäre sie eine Erfüllung unserer Sehnsucht. Denn indem wir diese Werke in uns aufnehmen, fühlen wir, daß es nicht mehr auf die größere Zahl ankommt, sondern auf die Kraft, mit der wir das hier Gebotene auszuschöpfen vermögen. Ja, es möchte vielleicht sogar Seelen geben, die auch von diesen 60 Bildern nur das eine oder andere sich aneignen, weil es ihnen allein schon alles sagt, was religiöse Kunst überhaupt zu sagen vermag. Und das eine oder andere dieser Bilder wird gewiß für jede Individualität sich finden. Denn der Kreis dieser Kunstwerke ist nicht willkürlich zusammengestellt. Er bildet ein System, ein geschlossenes und abschließendes: das System der christlichen Religion. Verschiedene Kunstepochen und verschiedene Künstlerpersönlichkeiten haben hier unabhängig voneinander gearbeitet und doch wie auf Verabredung ein einheitliches Werk geschaffen: ein Glaube, ein Geist und eine Geistestaufe hat in ihnen gewaltet.

So ist denn auch der begleitende Text zu einem systematischen Abriß des christlichen Lebens geworden. Den Anfang macht das Kapitel „Vom Glauben". Der Glaube ist ja aller Gerechtigkeit Wurzel und Fundament. Dann eröffnet sich der Weg des Lebens in entschiedener Abkehr von den vergänglichen Reizen („das Himmelreich leidet Gewalt") und in der „Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit". Diesen Weg aber hat die verblendete Seele verlassen, und darum wird ihr das erschütternde Wort von der „Sünde und Buße" gesagt. Ein strenges, aber nicht entmutigendes Wort! Denn es folgt das trostreiche Kapitel von der „Erlösung". Und nun beginnt ein neues, seliges Gnadenleben der neuen Kreatur, die da ist in Christo Jesu: „Christus und die Seele". Ein heiliges wundersames Schenken und Strömen hinüber und herüber ist es nun: mystische Kräfte gehen aus und ergreifen die Seele mit einem „Göttlichen Banne". Aber auch aus der Seele strömt eine zartinnige Mystik hinüber zum Heiland, dem „Leidenden", und zur „Mutter des Herrn". Die schließliche Frucht von allem aber ist „der Friede Gottes".

Dieser begleitende Text ist selbst wieder ein Kunstwerk, wahrhaft religiöse Kunst, Offenbarung christlichen Innenlebens in einer geistinspirierten Sprache. Und dabei schmiegt sich der Text auf das genaueste an die vorliegenden Bilder. Text und Bilder sind in lebendige Beziehung gesetzt, sie erklären einander, und diese wechselseitige Ausdeutung ist von treuester Objektivität, von einer inneren und überzeugenden Notwendigkeit. Höchstens in einem einzigen Falle scheint sich die Subjektivität des Verfassers geltend zu machen: in dem Vergleich von Dürers Schmerzensmann und Donatellos Pietà.

Die Ausstattung des Werkes ist glänzend. Der auffallend niedrige Preis scheint für einen großen Leserkreis berechnet. Trotzdem ist das Buch wohl nicht für die große Menge, sondern für die Menschen, die innerlich gerichtet sind. Für diese ist es aber auch ein ganz einzigartiges „Betrachtungsbuch", jedenfalls eines der besten, die wir in dieser schwierigsten Gattung religiöser Literatur besitzen, und so unerschöpflich, daß der Betrachtende nicht leicht über Stoffmangel wird klagen können, selbst wenn das Erscheinen der übrigen Teile der Sammlung „Kunst und Seele" sich ebenso lange hinauszögern sollte, wie es bei diesem ersten Bande der Fall war. P. Lippert S. J.

Einführung in die allgemeine Biologie. Von **W. Sedgwick** und **E. Wilson.** Autorisierte Übersetzung nach der zweiten Auflage, von Dr **R. Thesing.** Mit 126 Abbildungen im Text. 8° (X u. 302) Leipzig u. Berlin 1913, Teubner. *M* 6.—; geb. *M* 7.—

Obgleich wir in Deutschland bereits eine beträchtliche Anzahl von kleineren „Einführungen in die Biologie" besitzen, ist die deutsche Übersetzung dieses englischen Handbuches doch schon wegen seiner Verfasser von Interesse. Dieselben sind zwei der angesehensten nordamerikanischen Biologen, von denen namentlich E. B. Wilson durch sein klassisches Werk The cell in development and inheritance (1. Auflage 1896) auch in wissenschaftlichen Kreisen Europas allgemein bekannt und geschätzt ist. Was uns an der vorliegenden populären Biologie von Sedgwick und Wilson besonders interessiert, das ist die Stellungnahme zu den philosophischen Lebensproblemen und die Art und Weise der Behandlung des Stoffes.

Die Auffassung der Lebenserscheinungen ist eine wesentlich empiristische und — soweit sie überhaupt auf philosophische Erwägungen eingeht — eigentlich eine materialistische. Nur aus Gründen der Konvention werden, wie wir S. 8 erfahren, Psychologie und Soziologie nicht einfach zur Biologie gerechnet, sondern eigens behandelt. Hiernach sollen auch das menschliche Geistesleben und seine Erscheinungsformen zur Biologie gehören. Dann hätten aber die Begriffe „Leben" und „Lebenskunde" weiter gefaßt und klarer erörtert werden müssen, sonst schließt es eine Leugnung des geistigen Lebens in sich, wenn gesagt wird: „Bei all diesen Untersuchungen sollte aber der Studierende niemals die Tatsache aus dem Auge verlieren, daß die zahlreichen und verschiedenartigen beobachteten Erscheinungen *im letzten Grunde auf den Eigenschaften der Materie in dem Zustande der Belebtheit* beruhen und daß diese Materie und diese Eigenschaften erst *den wahren Inhalt* des Studiums bilden" (S. 10). Da glaubt man ja fast Büchner und Moleschott zu hören, nicht Sedgwick und Wilson, deren Absicht es keineswegs gewesen sein kann, dem philosophischen Materialismus das Wort zu reden.

Dieselbe Unklarheit der Begriffe zeigt sich auch in den Erörterungen über die lebende Substanz an den verschiedensten Stellen des Buches. Überall klingt die Auffassung durch: das Leben ist nichts weiter als eine Eigenschaft des Stoffes.

Die tatsächliche Unhaltbarkeit der Urzeugung wird zwar anerkannt und die „natürliche Grenze" zwischen unbelebtem und belebtem Stoffe wenigstens für die Gegenwart zugegeben (S. 1). Auch werden die charakteristischen Eigenheiten der lebenden Substanz (S. 5 ff) recht gut zusammengestellt und der fundamentale Unterschied zwischen dem „Wachstum" der lebenden Zelle und des Kristalls hervorgehoben. Trotzdem wird schließlich beigefügt, das Leben des Organismus sei nur als eine Resultante aus den Eigenschaften von Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Sauerstoff usw. anzusehen. Aus der Tatsache, daß beim Tode des Organismus kein unmittelbarer Gewichtsverlust eintritt, wird sogar der weittragende Schluß gezogen, „daß die Worte ‚leblos' und ‚belebt' lediglich zwei verschiedene Zustände der Materie bedeuten". Bisher glaubte man aus dem Umstande, daß beispielsweise eine Katze bei ihrem Tode nicht leichter wird, nur schließen zu dürfen, daß das Leben kein wägbarer Stoff sei, mehr nicht. Von einem Lebensprinzip im philosophischen Sinne des Wortes ist nirgendwo die Rede, nur von einer „Lebenskraft" im alten vitalistischen Sinne (S. 45), die ja mit Recht abgelehnt wird. Soweit es sich um empirische Fragen handelt, finden wir nicht wenige zutreffende Bemerkungen; so über die Einheit des Lebensprozesses im ganzen Organismus (S. 23), über die Verschiedenheit der Protoplasma-Arten in den verschiedenen Pflanzen und Tieren (S. 58) usw. Aber sobald philosophische Fragen gestreift werden, beginnt es zu dunkeln.

Die Anordnung und Behandlungsweise des Stoffes ist eine eigenartige, dem praktischen Zwecke des Buches entsprechende. Nur die ersten drei Kapitel sind allgemeinerer Natur, alle übrigen bis zum siebzehnten behandeln an speziellen Beispielen, wie Regenwurm, Farnkraut, Ameisen, Protococcus usw., die Biologie der Tiere und der Pflanzen. Die zahlreichen Textabbildungen sind meist gut.

E. Wasmann S. J.

Weltgeschichte. Begründet von **Hans F. Helmolt.** Unter Mitarbeit von 42 Fachgelehrten herausgegeben von **Armin Tille.** Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Lex.-8° Leipzig 1914, Bibliographisches Institut.

I. Band: **Einleitung — Vorgeschichte — Ostasien — Hochasien und Sibirien — Indien — Indonesien — Der Indische Ozean.** Mit 12 Karten, 8 Farbendrucktafeln, 35 schwarzen Beilagen und 170 Abbildungen im Text. (VIII u. 650)

II. Band: **Westasien.** Mit 6 Karten, 9 Farbendrucktafeln, 30 schwarzen Beilagen und 119 Abbildungen im Text. (XII u. 594)

Als im Jahre 1899 die Weltgeschichte von Helmolt zu erscheinen begann, wurde sie wie ein wissenschaftliches Ereignis von vielen begrüßt; denn sie kündigte sich als „die erste wirkliche Weltgeschichte" an, die im Zeitalter der Weltpolitik dem längst empfundenen Bedürfnis entsprechen sollte, als einen völligen Neubau in großem Stile.

Während in der früheren Art der Weltgeschichtschreibung gewisse Kulturkreise, wie der altindische, der chinesische, der altamerikanische, eine ausreichende Würdigung nicht fanden, ist erschöpfende Vielseitigkeit ein Vorzug dieses Werkes. Es schildert nicht nur die Kulturnationen in abgegrenzten Zeitaltern, sondern auch die halbkultivierten und die sog. geschichtslosen Völker; es ist eine Geschichte der ganzen Menschheit.

Weiterhin charakteristisch ist die auf geographischer Grundlage beruhende Anordnung des Stoffes und die ethnographische Betrachtungsweise. Stellte bis dahin die Chronologie die äußere Einheit der Weltgeschichte dar und erfolgte ihre erste Einteilung nach Zeiträumen, in denen Länder und Völker die Unterabteilungen bildeten, so ist in dieser neuen Weltgeschichte nicht der Fluß der Zeiten, sondern die Weite des Raumes, die bewohnte Erde, die äußere Einheit. Die erste Einteilung geschieht nach den Weltteilen bzw. nach Ländern und Völkern, und die Epochen sind lediglich Unterabteilungen. Die Weltgeschichte auf geographischer Grundlage „will die Geschichte jedes Stückes Erde unter dem Gesichtspunkte seiner Lage und seiner Beziehungen zum Ganzen darstellen, Ereignisse und Zustände als etwas von dem Boden, auf dem sie sich abspiegelten oder vorfanden, nicht zu Trennendes begreifen". „Erst das Zusammenwirken der Naturverhältnisse mit den menschlichen Anlagen . . . erzeugt die Geschichte."

Daß die geographisch-klimatische Eigenart der Wohnsitze auf den Charakter der Völker und ihre Schicksale nicht ohne Einfluß sei, war auch den Geschichtschreibern der Antike ein nicht fremder Gedanke; aber er wurde von den Historikern der späteren Zeit nicht weiter verfolgt. Herder weckte aufs neue das Verständnis für die Beziehungen zwischen Siedlungsgebiet und Volk, ohne jedoch dadurch die Geschichtschreibung in neue Bahnen zu leiten. Nur in der „Weltgeschichte" des Orientalisten Johann Gottfried Eichhorn (1799 ff) findet sich ein Ansatz weltgeschichtlicher Erzählung auf geographischer Grundlage.

Unabhängig von den Historikern entwickelten sodann die Geographen ähnliche Gedankenreihen: Alexander von Humboldt und Karl Ritter, die Begründer der wissenschaftlichen Geographie. Ritter betrachtet in seinem Hauptwerk „Die Erdkunde im Verhältnis zur Natur und zur Geschichte der Menschen" (1817—1818) ein Stück Erde nicht nur als Fläche, sondern als organisch notwendige Grundlage für die Eigenart seiner Bewohner. So entwickelt z. B. die heimatliche Landschaft das Naturgefühl in bestimmter Richtung und drängt der Dichtung eigentümliche Rhythmen und Bilder auf; Formen und Farben der Landschaft beeinflussen das ästhetische Gefühl und die heimatliche Baukunst. Kurz, durch die charakteristischen Merkmale des Landes erhält nach ihm auch das psychische Leben seiner Bewohner einen eigentümlich landschaftlichen Charakter.

Noch weiter ausgestaltet, nach unserer Ansicht bis zur Einseitigkeit, wurde Ritters Lehre durch Friedrich Ratzel. Mit starker Übertreibung betont er in seiner Abhandlung „Die Menschheit als Lebenserscheinung der Erde" die „geographische Notwendigkeit". Die Verbindung zwischen Menschheit und Erde, zwischen Volk und Land ist ihm die denkbar innigste. „Die Menschheit gehört zur Erde als

ein Stück von der Erde." „So wie die Menschheit vor uns steht, ist sie das Erzeugnis ihrer eigenen Geschichte und zugleich der Geschichte der Erde." „Die Geschichte eines Volkes auf einem bestimmten Boden ist ein Ringen um die Vorteile dieses Bodens." Solche prägnante Sätze kennzeichnen einigermaßen die Ratzelsche Geschichtsphilosophie vom geographischen Standpunkt. Seine Gedanken nun hat Helmolt zur Grundlage für seinen Plan einer neuen Weltgeschichte gewählt.

In der von Armin Tille herausgegebenen zweiten Auflage des Werkes ist Ratzels Abhandlung weggelassen. Zwar versichert der Herausgeber der zweiten Auflage, daß die leitenden Gedanken dieselben geblieben seien; dennoch scheint er sich von der Einseitigkeit fern halten zu wollen, mit der Ratzel und Helmolt einen in seinem Grunde richtigen Gedanken vertraten. „Nichts liegt dem Herausgeber ferner als etwa eine Vergewaltigung der Geschichte zugunsten irgendwelcher bestimmter geographischer Meinungen." Demnach scheint also die methodologische Eigenständigkeit der Geschichte und deren Souveränität innerhalb des ihr eigenen Gebietes in der zweiten Auflage mehr gewahrt zu werden. Die Natur eines Landes bildet eben nur das Substrat des historischen Lebens der Menschen, sie bietet nur Möglichkeiten seiner Entwicklung, nicht Notwendigkeiten. Darum ist in der Natur eines Landes noch nicht seine Geschichte vorgezeichnet; das Entscheidende sind wie überall im menschlichen Leben die geistigen und individuellen Faktoren, welche die gegebenen Voraussetzungen benützen oder vernachlässigen, je nach ihrer Veranlagung und ihrem Willen.

Die bisher übliche Art der Weltgeschichte hat auch eine innere Einheit. Sie besteht im Fortgang der Kultur, wie er sich äußert als Kulturfortschritt innerhalb eines Volkes und als Kulturübertragung von einem Volke auf das andere, vom altbabylonischen und altägyptischen Reiche bis zur modernen Weltkultur Westeuropas. Damit hängt zusammen, daß das Heranreifen der christlich-abendländischen Kultur zur Weltkultur im Mittelpunkte der Weltbegebenheiten steht und so das Christentum nicht bloß als auf das Jenseits gerichteter Glaube, sondern auch als auf das Diesseits gerichtete soziale Kulturmacht weltgeschichtliche Würdigung finden muß. Diese hergebrachte innere Einheit finden wir in der neuen Weltgeschichte nicht. Dagegen lesen wir in der Einleitung zur zweiten Auflage: „An die Stelle irgend einer philosophischen Ansicht trat die ihrem Wesen nach nur wenig veränderliche Anschauung von der physischen Eigenart der Erde, die geographische Erkenntnis, an Stelle eines irgendwie bestimmten absoluten Wertmaßstabes ein relativer, der in der Natur jedes Landes und Volkes selbst gesucht und aus ihrer Geschichte heraus entwickelt wurde." „Der Leser findet nur eine schlichte Erzählung, so wie sie sich den besten Kennern jedes Landes und Volkes, denen die Beschreibung ihrer Geschicke anvertraut wurde, darstellt, aber kein Lehrgebäude angeblich geschichtlicher Wahrheiten; diese zu ergründen, sich eine eigene Geschichtsphilosophie zurechtzumachen, muß jedem Leser selbst überlassen bleiben." Da aber „bescheidener Monismus" als Tendenz der Helmoltschen Weltgeschichte in der ersten Auflage bezeichnet wurde, so liegt trotzdem die Vermutung nahe, daß wir im Laufe der Geschichtsdarstellung wenn auch

vorsichtig abgetönten Werturteilen begegnen werden, die doch nur auf monistischer Grundlage Geltung beanspruchen können.

In der zweiten Auflage haben, was den sachlichen Inhalt angeht, die einzelnen Abschnitte durch gründliche Umarbeitung im Anschluß an gesammelte Erfahrungen und unter sorgfältiger Benutzung der neueren Literatur eine stark veränderte Gestalt erhalten. Die Vermehrung des Stoffes machte eine Erweiterung des Ganzen auf 10 Bände nötig. In Übereinstimmung mit den üblichen Anschauungen kommt Amerika, das bisher den Anfang des Werkes bildete, zuletzt zur Behandlung, während die alte ostasiatische Kultur mit der indischen im ersten Bande dargestellt wird, den ein Überblick über die Geschichte der Geschichtschreibung und eine Darstellung der Vorgeschichte einleitet. Im zweiten Bande folgt Westasien mit seinen Kulturen. Er beginnt mit dem alten Westasien vor dem Auftreten des Islam, behandelt dann Westasien im Zeichen des Islam, die Entstehung des Christentums und seine östliche Entfaltung bis einschließlich der Kreuzzüge.

Die jetzt jedem Bande einzeln angefügten Literaturnachweise ermöglichen ein Zurückgreifen auf die Quellen. Jedem Bande ist ein Register beigegeben, das durch Fettdruck Hauptstellen deutlich macht; außerdem bringt der Schlußband ein genaues Gesamtregister. Das beigegebene Bilder- und Kartenmaterial hat eine erhebliche Erweiterung erfahren. Die Abbildungen sind sorgfältig ausgewählt und von erlesener Feinheit, wie das vom Verlag des Bibliographischen Instituts nicht anders zu erwarten war. **Alfred Gökel** S. J.

Der soziale Katholizismus in Deutschland bis zum Tode Kettelers.

Von Dr **Albert Franz**. [Apologetische Tagesfragen. 15. Heft.] 8° (260) M.-Gladbach 1914, Volksvereinsverlag. *M* 3.—

Hier und dort versucht man wohl heute die soziale Bewegung der deutschen Katholiken als losgelöst vom Mutterboden ihrer Kirche darzustellen. Angesichts dessen ist es von grundsätzlicher Bedeutung und großem Verdienst, daß eine der berufensten Stellen, der „Volksverein für das katholische Deutschland", dem ersten Halbjahrhundert katholischer deutscher Sozialarbeit eine zusammenfassende Studie widmet. Mit Wucht tritt darin die gewaltige Bedeutung der Kirche für die soziale Entwicklung Deutschlands uns entgegen. Und unbegreiflich erscheint es, wie das Geschlecht von heute dies hätte vergessen sollen.

Der Verfasser geht zuerst den weitverzweigten Wurzeln der Bewegung nach. Angesichts der Tatsache, daß ähnliche Zeitverhältnisse oft fast gleichzeitig an verschiedenen Stellen ähnliche Gedanken und Taten erzeugen, befleißigt er sich einer berechtigten Zurückhaltung in der Aufstellung gegenseitiger Abhängigkeitsverhältnisse. Besonderer Nachdruck wird auf die Zurückweisung der Ansicht gelegt, daß die deutschen katholischen Sozialpolitiker jener Periode unter dem überragenden Einfluß französischer Systeme gestanden hätten. Als den Deutschen eigentümlich wird besonders die Sorge für Erhaltung der christlichen Familie und der Grundsatz der Selbsthilfe, aus den Reihen der Bedürftigen heraus, hervorgehoben.

Einen gebührend weiten Raum nimmt die Caritasbewegung als Vorläuferin der Sozialpolitik ein. Hier läßt sich französische Anregung nicht bestreiten. Schwesterngenossenschaften wie Ozanams Werk weisen zu deutlich darauf hin. Beachtenswert wäre immerhin gewesen, wie nahe auch der Sozialpolitiker Ozanam seinen deutschen Glaubens- und Zeitgenossen steht. Dagegen scheint uns der Einfluß der Caritas auf die protestantische Liebestätigkeit zu stark betont. Eine Gemeinschaftsarbeit in des Wortes voller Bedeutung besteht übrigens auf diesem Gebiete heute nicht mehr wie damals. Hocherfreulich ist, daß der edlen Gestalt Franz Joseph v. Buß' im dritten Kapitel ein so schönes Denkmal als dem großen Vorläufer der katholischen deutschen Sozialpolitik gesetzt wird. Verkörperte er doch wie wenige in seiner Person jene Zeit des politischen Ringens, sozialen Regens, caritativen Tuns.

Die Geschichte des sozialen Katholizismus in Deutschland setzt ein mit dem Markjahr 48: Kettelers Predigten über die Arbeiterfrage im Dom zu Mainz. Die weiteren Ausführungen sind um die Namen Kolping, Schorlemer, Ketteler geordnet. In Kolpings Werk treffen wir die Sorge für das Handwerk, das zuerst von der neuen Zeit unsanft erfaßt worden war. Zugleich bietet es das Urbild der neuen sozialen Standesvereine. Schorlemer-Alst und sein Bauernverein zeigen, wie auch der Bauernstand wahrhaftig nicht Aschenbrödel katholischer Sozialpolitik war noch ist. Und schließlich tritt uns im gewaltigen Bischof von Mainz der Mann der Vorsehung entgegen, dem wohl die meisten unserer katholischen Industriearbeiter es verdanken, daß sie auch heute noch einen so lebendigen Glauben haben, daß sie Kern und Vormacht jeder positiven Arbeiterbewegung geworden sind. Gerade bei Ketteler weist Franz darauf hin, wie sein soziales System aus der katholischen Tradition, „dem Prinzipienschatz christlich kirchlicher Soziallehren und katholischer Sozialarbeit", besonders dem Studium des hl. Thomas geschöpft ist. Diesen alten Urquell katholischer Sozialpolitik und damit deren ganze ungebrochene Kraft auch dem jungen Geschlecht, das jene Männer nicht mehr hörte, mitzuteilen, ist die Schrift vortrefflich geeignet.

Constantin Noppel S. J.

Kunstgeschichte der Seidenweberei. Von **Otto v. Falke.** I. Band mit 212 Abbildungen; II. Band mit 400 Abbildungen. kl. Folio. (XLII u. 128 bzw. 146) Berlin 1913, Wasmuth A.-G. *M* 100.—

Das Werk, dessen endliches Erscheinen man freudig begrüßen muß, ist zunächst gedacht als Text zu dem von Julius Lessing, dem damaligen Direktor des Königlichen Kunstgewerbemuseums zu Berlin, 1900 begonnenen, sachlich wie in der technischen Ausführung gleich hervorragenden Tafelwerkes: Die Gewerbesammlung des Königlichen Kunstgewerbemuseums. Indessen ist es weit mehr als ein bloßer Kommentar zu dessen Tafeln. Unter der Hand des Verfassers, der das Unternehmen nach dem 1908 erfolgten Hinscheiden Lessings seiner Vollendung zuführte, ist es eine förmliche Kunstgeschichte der Seidenweberei geworden. Nach der anfänglichen Absicht des ersten Herausgebers sollten die Wiedergaben des

Tafelwerkes sich beschränken auf den freilich sehr reichen Inhalt der Textiliensammlung des Berliner Kunstgewerbemuseums; allein schon bald ließ man diese Beschränkung fallen und zog in ausgiebiger Weise auch anderswo, in Kirchenschätzen, Museen und sonstigen Sammlungen befindliche alte Textilien in den Kreis der Veröffentlichungen. Und das war sehr wohlgetan. Denn so bedeutend auch die Berliner Sammlung ist und soviel sie auch an wirklichen Textilresten oder an Abbildungen solcher besitzt, ein Tafelwerk, das nur den in ihr enthaltenen Bestand wiedergegeben hätte, vermochte unmöglich ein Bild der Entwicklung der Seidenweberei zu ermöglichen, wie es dem großen, noch vorhandenen, bis in das Ende der Antike hinaufreichenden Vorrat an Seidentextilien entsprach. Freilich konnten nur die wichtigsten Gewebe in dem Tafelwerke berücksichtigt werden. Indessen ist dieser in der Natur der Sache begründete Mangel dadurch ausgeglichen worden, daß die Textbände die bemerkenswerteren sonstigen, im Tafelwerk nicht wiedergegebenen Textilien nicht nur erwähnen und je nachdem mehr oder weniger ausführlich behandeln, sondern auch von manchen weiteren Abbildungen bieten, die zwar kleiner sind, aber ihren Zweck vollauf erfüllen. Ja gerade dadurch ist der Text über das Tafelwerk hinaus das geworden, als was er im Titel bezeichnet wird, eine Kunstgeschichte der Seidengewebe.

Es kam dem Unternehmen sehr zu statten, daß die Königliche Staatsregierung es mit einer sehr bedeutenden materiellen Unterstützung förderte. Ohne das wäre es schlechthin unrealisierbar gewesen. Allein kaum minder wichtig war für sein Fortschreiten und für den hohen Grad der Vollendung, den das Werk erreichte, die moralische Hilfe, die ihm von eben jener Seite zu teil wurde. Denn nur so wurden den Herausgebern eine große Zahl der wichtigsten Seidengewebe nicht bloß zum bequemen und gründlichen Studium an Ort und Stelle zugänglich, es wurde auch erreicht, daß manches sonst wohlverschlossene und sorgsam gehütete Stück zur Untersuchung, zu vergleichenden Prüfungen und zu einer sachgemäßen Aufnahme nach Berlin geschickt wurde. Von welchem Vorteil das eine wie namentlich das andere ist, weiß der zu bemessen, der sich mit dem Studium der alten Textilien je beschäftigt hat; von welchem Wert es aber für das Tafelwerk und besonders auch für den Text war, das zeigt am besten eben dieser selbst, der nur so das sein und bieten konnte, was er ist und bietet, eine den Gesamtbestand an alten Textilien in seinen hauptsächlichsten und wichtigeren Stücken verwertende Kunstgeschichte der Seidenweberei.

Die Textbände betiteln sich: Kunstgeschichte der Seidenweberei. Es ist damit gesagt, daß sie nur einen bestimmten Teil der Geschichte der Textilkunst behandeln sollen, die für die Entwicklung des Ornamentes in der Kunst, zumal in der mittelalterlichen, so wichtige Ausgestaltung der Musterung der Seidengewebe im engeren Sinne. Nicht bieten sie darum eine eingehende Geschichte des bei diesen verwendeten Materials und der technischen Entwicklung der Seidenweberei, die nur insoweit besprochen werden, als sie für die Ausbildung der Musterung und die Datierung der Gewebe von Wichtigkeit sind. Außer acht blieben ferner mit derselben Beschränkung die nichtseidenen Gewebe, wie die ornamentierten Leinen- oder Wollstoffe, die gemusterten Borten und namentlich die in der Technik der Gobelinwirkereien hergestellten Gewebe. Von letzteren wurden allerdings näher behandelt, weil von großer

Wichtigkeit für die Geschichte der Ornamentierung der spätantiken und frühmittelalterlichen Seidengewebe, die hellenistischen und koptischen Wirkereien, die in den letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts aus ägyptischen Gräbern von Achmim (Panapolis), Antinoe und anderswo nach Verlauf von etwa 1300—1400 Jahren wieder ans Tageslicht kamen.

v. Falke scheidet die Geschichte der Seidenweberei in vier Abschnitte. Der erste reicht vom Eindringen der Seide in das Mittelmeergebiet im 4. Jahrhundert bis etwa zum 8. Jahrhundert. Die Hauptsitze der Seidenindustrie waren in dieser Zeit Persien, Syrien, Byzanz und namentlich Ägypten. Die ornamentalen Motive sind teils dem antiken griechischen, teils dem ägyptischen, teils dem persischen Ornamentenschatz entnommen. Ägyptische Seiden brachten die dortigen Sondermotive nach Byzanz, Syrien und Persien. Letzteres, das den Vermittler im Seidenhandel zwischen Ostasien und den Mittelmeerländern machte, importierte mit dem Rohmaterial auch eigene Fabrikate und mit diesen die Eigenart seiner Musterung nach Ägypten, Syrien und Byzanz, wie es auch durch seine Beziehungen zu China auf die Musterung der chinesischen Seidenstoffe nicht ohne Einfluß blieb. Die Verquickung der verschiedenen ornamentalen Motive ist nicht selten eine solche, daß es schwer hält, den Fabrikationsort auch nur mit Wahrscheinlichkeit zu bestimmen. Am günstigsten sind wir gestellt hinsichtlich der ägyptischen Seiden, über welche die Grabfunde von Antinoe und Achmim wertvollen Aufschluß boten. Sehr wenig hat sich von byzantinischen und syrischen Produkten erhalten, wenn sich nicht, was mir keineswegs unwahrscheinlich ist, unter den von v. Falke als alexandrinisch klassifizierten Stoffen auch byzantische und syrische befinden. Von chinesischem und buddhistischem Einfluß auf die Ornamentik der Seidengewebe macht sich nirgends, wie der Verfasser mit Recht hervorhebt, auch nur eine Spur geltend. Von Bedeutung wurde der Seidenstil der ersten Periode für die Folgezeit nicht bloß durch seinen Ornamentenschatz, sondern ebensosehr durch die Ausbildung der Kreismusterung und der mit der Webetechnik innerlich zusammenhängenden Doppelbilder.

Die zweite Periode steht unter dem Zeichen des Islam und Ostroms. Sie reicht vom 8. bis in das 13. Jahrhundert. Was die islamitischen Seidengewebe anlangt, so unterscheidet v. Falke für die Zeit bis zum 11. Jahrhundert eine ostislamitische (Westpersien, Ostiran) und eine westislamitische Richtung (Ägypten, Andalusien). Jene hält stark am alteinheimischen Ornamentenschatz fest, diese basiert auf den Motiven der ägyptisch-syrischen Gewebe, die sie freilich bereichert (Arabesken, Inschriften u. a.) und im eigenen Geiste umbildet. Im 11. Jahrhundert bringt die westislamitische dann auch in den Osten ein und drängt damit den Gegensatz zwischen persischer und westislamitischer Ornamentik in den Hintergrund. Zahlreich sind die noch vorhandenen Reste byzantinischer Seidengewebe. Sie folgen der aus den Geweben der ersten Epoche überkommenen Ornamentik, ohne sich jedoch ganz islamitischem Einfluß zu verschließen, und zeigen mit Vorliebe großartige, technisch wie in der Wirkung hervorragende Tiermuster, bei denen die Tiere entweder in Reihen nebeneinandergestellt oder, was gewöhnlicher ist, von Kreisen umschlossen sind. Beide Richtungen, islamitische und byzantinische, treffen sich im 12. Jahrhundert in der Seidenindustrie Siziliens und im 13. in der des nördlichen Italiens (Lucca), wo namentlich unter dem Einfluß der ersteren die charakteristischen prächtigen Diasperstoffe — goldbroschierte Damaste mit starkem Einschlag, strengstilisierten, in Reihen angeordneten Tiergestalten als Muster sowie Arabesken und Palmetten als Grundfüllung — entstehen.

Die dritte Periode, die von 1300 bis 1500 reicht, bringt gegenüber dem bisherigen Seidenstil zwei durchgreifende Neuerungen. Unter dem Einfluß der Gotik und chinesischer Stoffmuster, deren Import durch die spätpersische und sarazenische Industrie, doch wohl auch durch chinesische Originalstoffe vermittelt wird, bürgert sich auf den Seidengeweben des 14. Jahrhunderts jener Naturalismus, jene Unsymmetrie, jene schräg verlaufende Anordnung und jene Bewegtheit des Dessins ein, welche die Stoffe dieses und teilweise noch des nachfolgenden Jahrhunderts charakterisieren. Das zweite Neue ist das in zahlreichen Spielarten und Abwandlungen auftretende Granatapfelmuster, dessen erste Anfänge wohl zu suchen sind in den aus Wellenlinien gebildeten, Palmetten umschließenden Spitzovalmustern des 11. Jahrhunderts.

Die vierte Periode, die Seidenindustrie der Neuzeit, hat v. Falke nur kurz behandelt. Sie führt die Musterung des ausgehenden Mittelalters fort, die sie aber stilistisch im Sinne der Renaissance umgestaltet, bis mit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts, als Lyon den Vorrang erhalten hatte, unter dem Einfluß französischen Geschmackes ein realistischer Naturalismus in die Seidengewebe einzog und das Flachornament zu plastischen Gebilden wurde.

v. Falkes „Kunstgeschichte der Seidenweberei" ist eine sehr wertvolle Arbeit; nicht bloß wegen des außerordentlich reichhaltigen Textilienmaterials, das in ihr benutzt wurde, und des ausgiebig verwerteten Vergleichsmaterials aus andern Gebieten der Kunst, sondern auch und zwar namentlich wegen des überraschend scharfen Blickes, den der Verfasser allenthalben für die Erkenntnis der stilistischen Eigentümlichkeiten der Muster und die Verwandtschaft der Motive bekundet. Sie bedeutet in der Tat einen sehr großen Fortschritt gegenüber allem, was bisher auf dem Gebiete der Geschichte der Seidentextilien geleistet wurde. Von den Resultaten, zu denen sie kommt, wird freilich wohl noch einzelnes, vielleicht sogar manches, mehr oder weniger eine Änderung erfahren. Mir will scheinen, als ob der Verfasser mehrfach etwas zu rasch, zu entschieden und zu bestimmt in seinen Folgerungen bezüglich der Herkunft, der Datierung und des Zusammenhanges der Stoffe ist, und ich möchte keineswegs alle seine diesbezüglichen Aufstellungen teilen. So trage ich, um nur ein Beispiel zu nennen — wegen Raummangels muß ich es mir versagen, auf andere einzugehen —, Bedenken, alle Gewebe, die er als alexandrinische charakterisiert, gleichfalls als alexandrinischen Werkstätten entstammend und als Schöpfungen des 5. und 6. Jahrhunderts anzusehen, wiewohl ich gern manche Verwandtschaft im Muster anerkenne. Ich glaube, der Verfasser hat nicht genügend die Zeit und die Umstände des ersten Auftretens einzelner dieser Stoffe in Rechnung gezogen. Es ist immer eine mißliche Sache, auf stilistische Erwägungen seine Schlüsse aufzubauen, namentlich wenn Motive verschiedener Richtungen in den Mustern verquickt sind wie bei so vielen Geweben des frühen Mittelalters. Die Hauptsache sind und bleiben historische Daten, mögen sie selbst an Bestimmtheit zu wünschen übrig lassen. Nach v. Falke ist beispielsweise der I, Abb. 170 abgebildete Stoff des Cluny-Museums ein Fatimidenstoff des 11. Jahrhunderts. In Wirklichkeit stammt das Gewebe nicht, wie früher freilich angenommen wurde, aus dem Grabe des Abtes Ingon von St-Germain-des-Prés († 1025), sondern aus dem Peters von Courpalay († 1334; vgl. die „Liturgische Gewandung im Orient und Okzident" 370 und

Revue de l'art chrét. 1863, 246). Man wird es darum auch wohl als Fatimidenstoff aufgeben müssen. Ob wir überhaupt in manchen Fragen, die noch der Lösung harren, zu der gewünschten Klärung kommen werden, falls wir nicht neue Aufschlüsse erhalten? Und ob es darum nicht besser ist, bis dahin in Bezug auf sie sich mit einem „Können oder Dürfen" zu begnügen? Übrigens sind die Aufstellungen des Verfassers auch in solchen Fällen, in denen man ihnen beizupflichten sich nicht entschließen kann, weil anregend, Gesichtspunkte bietend und den Kernpunkt klarstellend, stets für die Sache von Wert.

Von Besonderheiten sei nur folgendes kurz vermerkt: Wegen Florentia off. (I, 28) wäre meine Selbstkorrektur in „Zeitschrift für christliche Kunst" 1910, Sp. 347 zu beachten gewesen. Der Mantel mit Schließen auf der Brust (I, 38) kommt wiederholt auf römischen Goldgläsern des 4. Jahrhunderts vor, ist also nichts spezifisch Persisches. Das Emailkreuz der Kapelle Sancta sanctorum ist nicht mit dem von Sergius I. aufgefundenen Kreuz identisch (I, 75), sondern das Werk Paschalis' I. (817—824); vgl. Band LXXV 545 und LXXXI 597 dieser Zeitschrift. Das Hahnenmuster der Vatikanischen Sammlung (Abt. I, 98) hat meines Erachtens nichts Persisches an sich. Allerdings sind die Zwickelfüllungen verwandt mit dem Zwickelornament auf dem Hippokampenmuster vom Reiterbild Chosroes' II. (Abt. I, 91), allein dieses ist sicher ägyptisches Lehngut. Sehr fraglich erscheint mir der westpersische Ursprung des sog. Löwenwürgermusters (Abt. I, 129), den ich überhaupt wegen seiner Verwandtschaft mit andern Danieldarstellungen lieber für einen Daniel als für einen Löwenwürger halten möchte. Zudem ist die Haltung seiner Arme wohl die eines Orans, mit den Füßen aber tritt er nicht auf die zwei unter ihm kauernden Löwen, vielmehr umklammern diese die Füße der Figur. Auch der Siegburger Elefantenstoff (Abt. I, 131) scheint mir eher byzantinisch denn westpersisch. Weder Stil noch Provenienz des Stoffes sprechen für letzteren Ursprung. Die Kasel des hl. Bernard zu Hildesheim (II, 14) kann, wie die Beschaffenheit der Rückseite beweist, nicht dem Grabe des Heiligen entnommen sein, die Xantener Kasel stammt aus Brauweiler; zu Xanten hat der hl. Bernhard den Kreuzzug nicht gepredigt. Die Stickereien des Pluviales zu Anagni (II, 26), die nach dem Inventar von 1295 mit Cyperngold gearbeitet sind, zeigen Metall-, nicht Häutchengold, ein Zeichen, daß man unter cyprischem Gold nicht oder nicht bloß Häutchengold verstand. Einen hl. Arnold de Tia (II, 33) gibt es nicht; der Pontifikalstrumpf — nicht Schuh — im Cluny-Museum stammt von Kardinal Arnold de Via, Erzbischof von Avignon. Die Stoffe in der Alten Kapelle zu Regensburg (II, 27) zeigen allerdings in außerordentlichem Maße chinesischen Einfluß; nichtsdestoweniger macht die Inschrift „Gemacht hat es Meister Abdul Agiz" eine Anfertigung in China selbst zum mindesten zweifelhaft. Der Einfluß der sarazenischen Stoffe auf die Entwicklung des italienischen Seidenstiles des 14. Jahrhunderts ist wohl etwas zu gering eingeschätzt. Die so beliebten pseudo-arabischen Inschriften dürften ihn, wie es scheint, als eingreifender erscheinen lassen. Im Inventar des Schatzes des Apostolischen Stuhles von 1295 ist freilich nirgends die Rede von sarazenischen Stoffen, und doch gab es deren sicher in demselben. Wir müssen daher annehmen, daß unter den zahlreichen panni tartarici, die in ihm verzeichnet werden, auch sarazenische Gewebe zu verstehen sind.

Joseph Braun S. J.

Umschau.

Franz Brandts und Albert de Mun. Der 5. und 6. Oktober 1914 sind Gedenktage der katholischen Sozialpolitik geworden. Ein merkwürdiges Zusammentreffen hat fast zur selben Stunde zwei Männer aus ihrer Erdenlaufbahn abgerufen, die man geradezu die Typen des katholisch-sozialen Lebens ihrer Heimat nennen möchte. Fast zu gleicher Zeit begannen sie mit der Arbeit im Dienste ihrer Volksgenossen. Beide blieben dieser Arbeit treu durch vier Jahrzehnte. Beide wollten das Beste ihrem Vaterland, wenn auch die Art des alten Kürassiers de Mun unserer Art des öfteren fremd war. Beide suchten dies zu erreichen als treue Söhne ihrer Kirche, konnten sich Volkswohl ohne echte Religion nicht denken. So fand auch das soziale Programm Leos XIII. bei beiden volles Verständnis und tatkräftige Unterstützung.

Dasselbe Lebensziel hatten sich beide gestellt, aber nur Brandts war es beschieden, an seinem Lebensabend die Saat, die er gesät, gereift zu sehen. Die Tätigkeit de Muns hat gewiß auch ihre Früchte getragen. Er war ein Bahnbrecher der Sozialpolitik, namentlich auch des Arbeiterschutzes, im französischen Parlament, dem er fast die ganze Zeit angehört hatte. So hatte er noch in der jüngsten Zeit bestimmenden Einfluß auf die Forderung eines gesetzlichen Mindestlohnes in der Hausindustrie, auf die Vorschläge zur Regelung der Arbeitszeit der Angestellten geübt. Er konnte wohl Gutes schaffen für sein Volk, aber es blieb ihm versagt, diesem Volk, wenigstens in seiner Masse, sein Bestes mitzuteilen, sein Glauben, Hoffen und Lieben. Er sollte nicht Führer werden. Am Ende seines Lebens war das katholische Frankreich kaum merklich weiter gediehen als zu Beginn seines Wirkens. Es blieb nur ein Hoffen auf bessere Zeiten. Aber auch dies stille Hoffen wird heute übertönt vom wilden Kriegslärm. Reims, durch seine Action populaire das französische „Gladbach", ist der Schauplatz blutiger Kämpfe.

Zur selben Stunde bettete man Franz Brandts im tiefsten Gottesfrieden seiner Kapelle, die so innig die Stätte der Arbeit mit dem Heim der Arbeit verbindet. Brandts hinterläßt ein wohlbestelltes Haus. Sein Arbeiten war nicht umsonst. Er war nie Parlamentarier, auch kein Redner, der von Nord nach Süd das ganze Land durcheilte; hierfür hatte er andere gewonnen. Er selbst war einer von den stillen Schaffern, die so oft die Seele großer Werke sind. Sein Arbeits- und Berufsleben ist ihm selbst Quelle reichster Anregung, ist andern das werbende Vorbild gewesen. So hat sich sein „Arbeiterwohl" als ein Verein gleichgesinnter Arbeiterfreunde gebildet; so hat er sich selbst berufen gemacht, das Erbe des großen Windthorst, die Leitung des „Volksvereins für das katholische Deutschland", anzutreten. Durch diese neue Aufgabe war seinem Arbeiten für das Volk erst der

rechte Erfolg gesichert. Jetzt konnte er mehr tun, als nur am Beispiel einiger Musterunternehmungen oder Vereine zeigen, wie schön es wäre, wenn überall dieser vorbildliche, echt christliche, katholische Geist herrschen würde. So weit war man ja auch im Lande de Muns und Léon Harmels gekommen. Der Volksverein gab ihm Gelegenheit, seine Ideale aus der Pflanzschule des Arbeiterwohles hinaus ins ganze Volksgebiet zu verpflanzen. Was der Volksverein in den 25 Jahren unter der Leitung Brandts geleistet hat, das läßt sich einigermaßen an den gewaltigen Zahlen seiner Jahresberichte ermessen. Was Brandts selbst im Volksverein geleistet hat, das läßt sich nicht in Zahlen fassen. Aber wir alle, die wir uns des Volksvereins freuen, wir danken der gütigen Vorsehung, daß sie das Steuer des Vereins der Vereine im katholischen Deutschland in so ehrwürdige Hände gelegt hat. Ehrwürdig soll sein Gedenken deshalb auch allzeit im katholischen Deutschland sein. **Constantin Noppel** S. J.

Die Entwicklung des deutschen Schutzgebietes Kiautschou. Der Direktor des Seezollamtes Kiautschou, Herr E. Ohlmer, hat der deutschen Sache einen großen Dienst erwiesen, indem er aus den Dezennalberichten des chinesischen Seezolls 1902—1911 den Tsingtau behandelnden Abschnitt ins Deutsche übersetzt hat (Tsingtau, im Dezember 1913). Dieser unparteiische Rechenschaftsbericht über deutsche Arbeit im fernen Osten und deren Erfolg im letzten Jahrzehnt muß gegenwärtig gesteigertes Interesse erwecken und verdient weitere Verbreitung.

Tsingtau, d. h. „grüne Insel", benannt nach einer kleinen, vorliegenden Insel gleichen Namens, war 1899 noch ein unbedeutendes Fischerdorf, das einen nur ganz geringen Dschunkenhandel hatte. Im Jahre 1911 stand es schon an sechster Stelle unter den Häfen der chinesischen Küste. Der Gesamtraumgehalt der ein- und auslaufenden Schiffe betrug 1902 erst 493 515 Tonnen, 1911 dagegen 2 140 583 Tonnen. Der Wert der Waren bezifferte sich 1902 auf 10,3 Millionen, 1911 aber auf 52 Millionen Taëls (1 Taël = *M* 6.40).

Der Ausfuhrhandel, bis zum Jahre 1906 die schwache Seite Tsingtaus, entwickelte sich von da an über alles Erwarten günstig. Die Hauptartikel der Ausfuhr sind heute: Strohborten, Erdnüsse, vegetabilische Öle, Seide, Borsten, Baumwolle. Nicht nur Deutsche, sondern fast alle bedeutenderen Chinafirmen, auch englische und französische, haben einige Zweigstellen oder wenigstens Vertreter am Ort. Sieben große Dampferlinien laufen Tsingtau regelmäßig an, teilen sich in die Verfrachtung seiner Ausfuhr und halten im Personen- und Güterverkehr eine dauernde Verbindung mit den wichtigsten Häfen Europas, Amerikas und Japans aufrecht. Die Japaner haben 1908 als die ersten eine direkte regelmäßige Dampferverbindung eingerichtet; ihr Handel, vornehmlich in Baumwollwaren und Streichhölzern, steht hier jetzt an erster Stelle.

Zu diesem großen Erfolge haben besonders drei Dinge mitgewirkt.

1. Das zwischen Deutschland und China im Jahre 1899 vereinbarte und 1905 erweiterte vortreffliche Zollsystem.

2. Der neue Hafen von Tsingtau, der 1904 dem Verkehr übergeben wurde. Er ist mit allen Einrichtungen der Neuzeit für Laden und Löschen aus-

gestattet. Seine bequemen Dampferanlagestellen und geräumigen Lagerschuppen sind elektrisch beleuchtet. Die Einfahrt ist selbst bei Nacht und bei schlechtem Wetter durch Leuchtfeuer und Schiffahrtszeichen unverfehlbar kenntlich gemacht. Ein Leuchtfeuer erster Ordnung mit fünf Sekundenblitzen wurde auf der Insel Tschalientao errichtet, der ersten Landmarke für nach Tsingtau kommende Schiffe. Das Licht liegt 260 Fuß über dem Meeresspiegel und ist 21 Seemeilen weit sichbar.

3. Die Anlage einer Eisenbahnlinie, die hier wieder ein überzeugendes Beispiel dafür bietet, was in einem wegearmen Lande auch nur eine einzige Eisenbahnlinie für die Entwicklung des Handels leisten kann: Produkte, die früher die hohen Kosten des umständlichen Karrentransportes nicht tragen konnten, kommen jetzt in steigender Menge in den Handel. Der Wohlstand in den Gebieten längs der Eisenbahn wächst von Jahr zu Jahr, und die Bevölkerung, die anfangs die Bahn bitter befehdete, anerkennt sie jetzt als eine Wohltat und wünscht ihren weiteren Ausbau. Im Jahre 1899 wurde die erste Eisenbahn in Schantung von der „Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft" begonnen, die in Berlin eingetragen ist und dort auch ihre Hauptgeschäftsstelle hat. Die Linie ist 395 km lang, eingleisig und normalspurig. Das rollende Material umfaßt gegenwärtig 35 Lokomotiven, 113 Personen- und 826 Güterwagen. In der Mitte zwischen Weihsien und Tsinanfu zweigt eine 39 km lange Nebenlinie ab nach den Kohlenfeldern von Poschan. In Tsinanfu hat die Bahn sodann Anschluß an die Tientsin-Pokou-Bahn und damit nach Peking und die sibirische Eisenbahn. 1911 wurden insgesamt 908900 Personen und 705083 Tonnen Fracht befördert. Finanziell steht die Bahn gut. Die gezahlten Dividenden stiegen von Jahr zu Jahr und betrugen 1910 und 1911 6½%.

Der Anfang des Postwesens war schwer. Schwierigkeiten bereitete die Auswahl und Heranbildung des geeigneten Personals, und lange dauerte es auch, bis das Vertrauen des briefschreibenden chinesischen Publikums erworben war. Die Eröffnung der Eisenbahnlinie war der erste Schritt zur weiteren Ausgestaltung des Postwesens, und 1911 waren 15 Haupt-, Zweig- und Landpostämter, 64 Postagenturen und 9 Postannahmestellen errichtet. Die Zahl der eingehenden Postsachen in diesen Postanstalten betrug 1911 1365650, der ausgehenden 447900, Transit-Postsachen 897600, Pakete 40428, ausgestellte Postanweisungen 53438, ausgezahlte 59797. Ein deutsches Kabel verbindet Tsingtau mit Schanghai und Tschifu.

Mit der aufsteigenden Entwicklung des Handels hat auch die Bevölkerungszunahme gleichen Schritt gehalten. Sie betrug 1910 in Tsingtau 34180 Chinesen und 4084 Ausländer, darunter 2275 Militär und Beamte; unterdessen ist sie auf 60484 gestiegen. Im ganzen Pachtgebiete betrug sie 1910: 162949 Seelen, nach der neuesten Zählung 191984.

An Nahrungsmitteln erzeugt der Ackerbau in der Provinz Schantung vornehmlich Hirse, Weizen, Kaulianq und süße Kartoffeln. Reis wird in geringer Menge, aber von ganz vorzüglicher Qualität gezogen. Der Weizenbau deckt den eigenen Bedarf nicht; 1911 mußten noch über 44000 Pikul (1 Pikul in China = 60,479 kg) Mehl aus Schanghai eingeführt werden. Die süßen Kartoffeln werden zur Herstellung von billigen Nudeln verwendet, während für die besseren Sorten grüne Bohnen dienen. Der Hauptausfuhrartikel unter den Gemüsen ist der Schantungkohl. Die Ausfuhrziffern schwanken je nach der Ernte zwischen

200000 und 80000 Pikul. Erdnüsse werden besonders für die Ölgewinnung angebaut; sie sind heute der Hauptausfuhrartikel Tsingtaus geworden. Sie gehen meistens nach Marseille; in dem kurzen Zeitraum von 1908 bis 1911 stieg die Ausfuhr von 95000 auf 797000 Pikul im Jahre. Die Gesamternte in Schantung wird auf 4 Millionen Pikul geschätzt.

Auch der Anbau der Baumwolle hat in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht. Vom Jahre 1904 an wurde um des Strohes willen auch viel Gerste angebaut. Gerstenstroh hat einen höheren Glanz als Weizenstroh, und damals wurden glänzende Strohborten besonders bevorzugt. Inzwischen hat sich die Mode geändert und der Anbau der Gerste wieder abgenommen.

Unter den Obstsorten wird wegen ihrer durststillenden Süße die Chinabirne bevorzugt. 1909 wurden über Tsingtau 144621 Pikul davon ausgeführt. Der Anbau fordert aber beträchtliche Arbeit, da viele Blüten kleine Maden enthalten, die mit der Hand entfernt werden müssen, sobald die Blütenblätter abgefallen sind. Von andern Obstsorten kommen als Ausfuhrartikel in Betracht: Pfirsiche und Aprikosen von hervorragender Güte, ferner Trauben, Äpfel und Walnüsse.

Aus dem Mineralreich liefert die Provinz Schantung Kohle und Eisen im Überfluß. Gold wird heute noch bei Itschoufu gewaschen, allerdings ohne großen Erfolg. Der letzte Versuch der Goldgewinnung auf bergmännischem Wege ist von einer deutschen Baugesellschaft auf Grund einer Regierungskonzession gemacht worden in der Nähe von Tschifu, 1907 aber endgültig aufgegeben worden.

Von Tsingtauer Industrie ist erwähnenswert die Tsangkouer Seidenspinnerei. 1901 wurde in Berlin die „Deutsch-chinesische Seidenindustrie-Gesellschaft" gegründet. Eine schwierige Arbeit war die Ausbildung der Männer, Frauen und Kinder der Bauern- und Fischerbevölkerung zu Arbeitern. Nachdem die Gesellschaft einige Jahre mit Verlust gearbeitet hatte, war 1909 endlich ein Stab von 1200 Arbeitern herangebildet.

Es wurde nun ein Faden von vorzüglicher Feinheit geliefert, mit dem man Tussahseide nach einer neuen Methode herstellen konnte, von einer Farbenzartheit und einer Glätte des Gewebes, wie es bis dahin noch nicht erreicht worden war. Die Produktionskosten stellten sich zwar 25% höher, aber die Seide erzielte in Europa auch einen um über 40% höheren Preis als die beste gespulte Tschifurohseide. Bemerkenswert ist, daß diese neue Methode jetzt auch in Japan bekannt ist. Mißhelligkeiten und Mißverständnisse zwischen der Berliner Direktion und der Tsingtauer Verwaltung führten leider 1909, gerade als der volle Erfolg in Aussicht stand, zur Arbeitseinstellung der Gesellschaft. Eine neue chinesische Gesellschaft war daran, die Seidenspinnerei wieder zu eröffnen; ob es vor Ausbruch des Krieges noch gelungen ist, konnte nicht ermittelt werden.

Zwei Albuminfabriken bringen Albumin und Eigelb in Pulverform und flüssig in den Handel. Eine Spezialität ist das unter dem Namen Sinaqua gehende trockene Präparat. Die Jahresproduktion beider Fabriken belief sich 1911 auf 6400 Pikul.

Die „Germaniabrauerei" versorgt seit 1904 Tsingtau und die meisten nördlichen Häfen. 1911 wurden 32000 Gallonen ausgeführt. Eine Brauerei stellt auch Berliner Weißbier her, dessen Ausfuhr aber unbedeutend ist.

Endlich ist noch eine Sodawasserfabrik vorhanden und seit 1911 auch eine Tonnenfabrik, die eiserne Fässer für die Ausfuhr von Bohnen und Erdnußöl verfertigt.

In den zehn Jahren von 1901—1911 wurde das Unterrichtswesen ganz nach modernen Grundsätzen ausgebaut. Alle Schichten der Bevölkerung sind von dem Hunger nach europäischem Wissen gepackt. Für die Ausbildung von Lehrern wurden Seminare errichtet, und wo immer Lehrkräfte vorhanden waren, fremde wie chinesische, wurden Schulen eröffnet. In den bedeutenderen Kreisstädten bestehen nun auch Industrie- und Handwerkerschulen, in denen außer in verschiedenen Handwerken auch im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet wird. 1911 hatte die Provinz Schantung 3822 moderne Schulen, darunter gegen 150 Mittel-, Normal- und Hochschulen mit 4613 Lehrern und annähernd 60000 Schülern; ferner 42 Industrieschulen, 33 Handwerkerschulen und 14 Flechtschulen (für Strohborten). Nur Schulen für Bergbau und Eisenbahnwesen fehlen.

Den katholischen und protestantischen Missionen in Schantung spendet der Dezennalbericht hohes Lob. Sie hätten alle in gleicher Weise mitgeholfen, den neuen Geist zu wecken und zu festigen. Ihre Seminare und Schulen seien Muster ihrer Art, und ihr Werk könne nicht hoch genug gepriesen werden.

In Tsingtau selber befindet sich die kaiserliche Gouvernementschule, nur für europäische Knaben und Mädchen bestimmt. Es ist ein Realgymnasium mit drei Vorschulklassen, geht aber vorläufig nur bis Untersekunda und hat die Berechtigung, das Einjährigenzeugnis auszustellen. Englisch und Französisch sind obligatorisch, Latein ist wahlfrei. Es unterrichten jetzt 12 Lehrer. 1911 war die Anstalt von 162 Schülern besucht.

Die Schwestern der katholischen Mission unterhalten ein Pensionat für fremde Mädchen, das durchschnittlich von 30 Schülerinnen besucht wird.

Die deutsch-chinesische Hochschule wurde 1909 von der deutschen und der chinesischen Regierung gemeinsam gegründet. Diese steuert jährlich 40000 Mark zur Unterhaltung bei. Alle Professoren und Dozenten werden von der deutschen Regierung ernannt. Die chinesische Regierung ernennt einen besondern chinesischen Studieninspektor, der die chinesischen Studien überwacht. Die Schule enthält eine Unterstufe, in der in einem fünfjährigen Kursus Elementarunterricht in Deutsch, Chinesisch, Arithmetik, Algebra, Geometrie, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Chemie, Physik, Hygiene, Zeichnen und Musik gelehrt werden. Englisch und Stenographie sind wahlfreie Fächer. Es folgt dann die eigentliche Hochschule mit vier Fakultäten: Jura und Volkswirtschaft, Natur- und Ingenieurwissenschaften, Land- und Forstwissenschaft, Medizin. Das juristische, land- und forstwissenschaftliche Studium dauert drei, das der andern Fakultäten vier Jahre.

Die Schlußprüfungen werden in Gegenwart eines Vertreters der chinesischen Regierung abgehalten. Gute Schüler werden zur Beamtenkarriere zugelassen.

Die Entwicklung der Stadt Tsingtau und des ganzen Pachtgebietes ist also hervorragend. Weder Geld noch Arbeit sind gespart worden, um Tsingtau zu vervollkommnen und zu verschönern.

Das einstige Fischerdorf ist heute eine moderne Stadt. Ihre Fahrstraßen und Reitwege sind breit und wohlgepflegt. Für die Verbesserung der gesundheitlichen Verhältnisse ist alles nach Möglichkeit geschehen. Die elektrisch beleuchteten Straßen werden peinlich sauber gehalten. Für das ganze Straßennetz ist ein ausgedehntes Kanalisationssystem angelegt. Die Stadt erhielt eine Wasserleitung mit einwandfreiem, klarem Wasser. Sie hat einen Musterschlachthof mit Kühlräumen und einer Gefrieranlage, welche den ganzen Bedarf an Eis zu decken vermag. Schattige Spazier- und Reitwege durchziehen den neu angelegten Wald auf den nahen Anhöhen, die an jeder Biegung neue herrliche Ausblicke bieten. Kranken stehen drei Krankenhäuser zur Verfügung, den Erholungsbedürftigen zwei Sanatorien. Der prachtvolle Badestrand mit grünbewaldeten Höhen im Hintergrunde, mit seinen drei Reihen Badebuden und seinen Nachmittagskonzerten bietet ganz das Bild eines vornehmen europäischen Badeortes. Im Pachtgebiet ist jedes Fleckchen Land sorgfältig bebaut. Die Erzeugnisse können jetzt leicht überallhin transportiert werden und finden stets einen aufnahmefähigen Markt. Darum ist auch der Wert des bebauungsfähigen Landes seit der Besitzergreifung Kiautschous um das Vierfache und mehr gestiegen. Dank der vorzüglich organisierten Polizei herrscht überall gute Ordnung. Die revolutionären Ausschreitungen der letzten Jahre haben im Schutzgebiet nur sehr geringes Echo gefunden.

Deutschland kann in der Tat auf diese seine jüngste Kolonie stolz sein. Die hervorragende Leistung und all die Vorteile, die daraus für die Provinz, ihre Bevölkerung und ihre Regierung erwachsen sind, werden auch voll anerkannt. Die Mißstimmung, die in den ersten Jahren nach der Besetzung von Kiautschou herrschte, ist verschwunden. Der frühere Argwohn und die Furcht vor deutschen Absichten auf Schantung haben gegenseitigem wohlwollendem Verstehen Platz gemacht. Tsingtau ist für China und die Chinesen ein Musterbeispiel, das ihnen zeigt, wie ein verlorener Dschunkenhafen innerhalb weniger Jahre durch sorgfältige Verwaltung und eine fähige Regierung in ein blühendes Handelszentrum umgewandelt werden kann.

Durch die gegenwärtige Zeitlage wird der Dezennalbericht zu einem historischen Dokument, das zu erklären geeignet ist, wie das aufblühende Land in neidvollen Leuten Raffgier zu erwecken vermochte. Wenn die Habsucht im Völkerrecht als ein Rechtstitel angesehen werden könnte und schreiende Ungerechtigkeit als hohe Politik, dann würde das Vorgehen Japans begreiflich erscheinen. Und wenn die Untat durch den Grundsatz „Asien den Asiaten" beschönigt werden soll, so fragt es sich, warum man sich an diesen Grundsatz erst erinnert, nachdem man durch die Erziehung deutscher Kultur eine Weltmacht geworden ist. Der Aufschwung Japans wurde durch den entgegengesetzten Grundsatz bewirkt: Europäische Kultur für die Asiaten. Mag auch immer die Geschichte von den heutigen europäischen Verbündeten der Japaner ihnen Vorbilder von Raubkriegen liefern, das plötzliche Hervorbrechen ihrer räuberischen Forderung, vor allem aber die schamlose Wahl des Zeitpunktes gibt ihrem heimtückischen Raubüberfall ein echtes Barbarengepräge, welches den

Gegensatz zwischen gelber Gefahr und unsern heiligsten Gütern grell beleuchtet hat und als ein gewaltiger Fortschritt erscheint in der Tamerlanisierung des Völkerrechtes. Alfred Gökel S. J.

Eine Heldentat der österreichischen Artillerie vor hundert Jahren. Die hohe Anerkennung, welche sich die österreichische Artillerie in dem augenblicklich tobenden Weltkriege in Belgien und Frankreich, in Galizien und in Serbien bereits errungen hat, verklärt eine Erinnerung, die durch die Jahrhundertfeier der Wiedervereinigung von Tirol und Vorarlberg mit dem Hause Habsburg geweckt wird. „Nach der Niederwerfung Napoleons, des Tyrannen von Frankreich und Europa", heißt es über diese heißersehnte Wiedervereinigung in der Kapuzinerchronik von Feldkirch (Vorarlberg), „kehrte Tirol und diese Gegend zur milden Herrschaft Österreichs zurück. Unermeßlich groß war unser und aller Jubel. Es war im Juli 1814."

So groß die Freude und der Jubel des kaisertreuen Tiroler und Vorarlberger Volkes war, als ihm 1814 die Rückkehr zum Vaterhause Habsburg ermöglicht wurde, ebenso groß war in den langen Jahren des Kampfes gegen Napoleons Herrsch- und Eroberungssucht sein Opfermut und seine Ausdauer, um die befürchtete Trennung zu verhindern. Zu Beginn dieser Franzosenkämpfe war Feldkirch der Schauplatz eines Ringens, bei dem sich aller Heldenmut jener Tage zusammendrängte. In wenig Worten meldet darüber die Kapuzinerchronik: „1799, Karsamstag. Das Heer der Franzosen hat mit größter Wut versucht, die Stadt [Feldkirch] zu erobern. Die Sache stand höchst bedenklich. Schließlich erlitt das französische Heer durch die Bravour der kaiserlichen Soldaten und der Landestruppen eine schwere Niederlage, und es wurde zum Abzuge gezwungen." Daß die Lage „höchst bedenklich" war, begreift man leicht, wenn man aus verschiedenen gleichzeitigen Berichten und aus dem ausdrücklichen Zeugnisse des österreichischen Befehlshabers, des Generalmajors Baron von Jellačić, erfährt, daß die Position von Feldkirch gegen eine sechsfache Übermacht, die zudem von einem Masséna geführt wurde, verteidigt werden mußte. Darüber, daß der österreichischen Artillerie ein wesentlicher Anteil an dem ruhmvollen Siege gebührt, einem Siege, den der Erzherzog Karl alsbald durch einen Armeebefehl dem ganzen Heere bekannt gab und den Kaiser Franz durch sofortige Verleihung der höchsten militärischen Auszeichnung, des Maria-Theresia-Ordens, an Generalmajor Jellačić ehrte, sind wir ausnahmsweise durch eine Anzahl gleichzeitiger Zeugnisse genau unterrichtet.

In der Freude über den nach zehn bangen Stunden endlich errungenen Sieg erbaten sich die Stände von dem Kommandanten des Regimentsgeschützes, Artillerieleutnant Jakob Saitsch, die Zeichnung eines Planes der Attacke Masséna. Das Original des kriegsgeschichtlich ungewöhnlich interessanten Planes, in dem u. a. die Aufstellung der Geschütze und die Fluglinien der Kanonen- und Haubitzenkugeln genau eingezeichnet waren, ist verschollen. Doch findet sich eine fast gleichzeitige treue Kopie desselben in der Kartensammlung der Stella matutina und in Fünffarbendruck (466 × 294 mm) in meiner Programmabhandlung: „Masséna Sturm auf Feldkirch am 23. März 1799" (Feldkirch 1914, Unterberger).

In dem Begleitschreiben zum Schlachtplane, das Saitsch aus dem Feldlager bei Zürich am 3. August 1799 an die Stände von Vorarlberg richtete, bemerkt er über die Schlacht und den Plan: „Da ich selbst Augenzeuge und Mitwirker in jenen für Feldkirch ewig unvergeßlichen Tagen war, wo Vorarlbergs Völker mit edlem Biedersinn und unerschrockenem Mut in bester Eintracht mit Österreichs Kriegern ganz Europa zeigten, daß ungeheuchelte Liebe für Religion, Monarchen und Vaterland die Horden von neufränkischen Freiheitssklaven zernichten und mit stählernem Männermut den Stolz dieser Tollsinnigen, den Namen ihrer Unüberwindlichkeit, zum Phantome und zum Gelächter ihres Zeitalters umwandeln kann, — in eben diesem Zeitpunkt war ich als Kommandant der Verteidigungsartillerie auf den Posten um Feldkirch angestellt. Ich hatte also da Gelegenheit, sowohl unsere eigenen als auch die feindlichen Stellungen, Verschanzungen, Angriffe, das gegenseitige Treffen u. dgl. mit einem genauen Forscherblick sozusagen ganz zu übersehen; ich schmeichle mir dahero auch, nichts, was hierauf Bezug hat, übergangen zu haben."

Aus dem herzlichen Dankschreiben (31. August 1799) für den ebenso „schön als pünktlich" ausgeführten Schlachtplan erfahren wir von den Ständen, daß sich die österreichische Artillerie und ihr Kommandant Saitsch nicht nur am 23. März 1799, sondern überhaupt in den Märzkämpfen hervorragend betätigt haben. „Niemals", heißt es da, „können und werden wir die glänzenden Verdienste vergessen, welche Euer Wohlgeboren durch ihre Tapferkeit, unermüdete Anstrengung und kluge Leitung der ihrem Kommando anvertrauten Artillerie für unser Vaterland erworben haben. Nie werden wir vergessen, wieviel Euer Wohlgeboren zur Rettung Vorarlbergs in den Gefechten vom 6., 7., 22. und 23. März, besonders aber am 7. März beitrugen, wo ein auf ihre Anordnung gerichteter Kanonenschuß den Anführer des zahlreichen und weit überlegenen feindlichen Heeres niederstürzte, die fränkischen Horden gleichsam vor den Toren Feldkirchs zurückschreckte und Vorarlberg in seiner Existenz erhielt."

Die Befreiungstat des Saitsch vom 7. März, die heute noch in der lebendigsten Erinnerung des Volkes fortlebt, feierten die Stände Vorarlbergs abermals in einem Aktenstücke, das nicht nur für Saitsch, sondern auch für die österreichische Artillerie überhaupt für alle Zeiten überaus ruhmvoll ist, und das auch genauern Aufschluß über die übrigen im Dankschreiben nur kurz erwähnten siegreichen Märzkämpfe des Jahres 1799 gibt.

Um ihrem Befreier „den militärischen Maria-Theresia-Orden mit anklebendem Gehalte" zu erwirken, wandten sich die dankbaren Stände am 12. März 1805 unmittelbar an ihren geliebten Kaiser Franz.

„Nie", so beteuern sie, „werden es die Stände Vorarlbergs vergessen, was der Jakob Saitsch, k. k. Leutnant beim 2. Feldartillerie-Regiment, für Religion, seinen teuersten Landesfürsten und für unser Vaterland in den Gefechten vom 6., 7., dann 22. und 23. März 1799 getan hat.

Am 6. März besagten Jahres, als der Feind unter Begünstigung des Nebels beim Dorfe Bendern an zwei Orten über den Rhein setzte und die k. k. Truppen mit überlegener Macht gegen den Schellenberg zurückdrängte, hat er das Geschütz

mit so vieler Einsicht plaziert und dirigiert, daß durch dessen vorzügliche Einwirkung der Feind nicht nur am weitern Vordringen gehindert, sondern bis an das Dorf Mauren zurückgeworfen wurde.

Am 7. März, wo der feindliche Brigade-General Müller mit gleicher Macht die ersten Linien durch einen raschen Sturm angriff und die geringe Besatzung gegen Feldkirch zurückzuziehen zwang, hat er mit dem kleinen Kaliber seines Geschützes die Anhöhen von Tisis unter der einzigen Bedeckung des Hauptmanns Klein mit 50 Mann vom Steinischen Infanterie-Regiment besetzt, den daselbst zweimal stürmenden Feind durch sein gut dirigiertes Kugel- und Kartätschenfeuer nicht nur zurückgeschlagen, sondern auch durch einen gut gerichteten Kanonenschuß selbst den feindlichen General Müller niedergestürzt, wodurch die fränkischen Horden gleichsam vor den Toren Feldkirchs zurückgeschreckt und Vorarlberg in seiner Existenz erhalten wurde.

Am 22. März, als der Feind eine starke und einen guten Teil unserer Position beherrschende Batterie auf den Anhöhen der Maurer Wiesen aufwerfen ließ und unsere zur Wegnahme derselben beordnete Kolonne unter dem Schutz dieser Batterie mit überlegener Macht angriff, ist er unter Bedeckung eines Kavallerie-Detachements mit einigen Kanonen zur Unterstützung herbeigeeilt. Der Feind mußte dadurch den Rückweg seitwärts gegen den liechtensteinischen Wald nehmen, wohin der Scharfsinn des Saitsch schon vorher zwei dem Feind unbemerkt gebliebene Kanonen aufführen und denselben mit einem so wirksamen Feuer in Rücken und Flanke begrüßen ließ, daß solcher mit Verlust vieler Toten und Blessierten eilends retirieren und uns die erbaute Batterie zur Rasierung überlassen mußte. Endlich

am 23. März, wo der feindliche General en chef Masséna mit 15000 Mann unsere mit $3^1/_3$ Bataillons und 2 Eskadrons besetzten Linien von Feldkirch angriff, hat Saitsch wieder alles geleistet, was nur Menschenkräfte und unerschütterlicher Mut wirken können: er hat in dem Augenblicke, wo die zwei feindlichen Kolonnen unter Anführung der beiden Generale Laroche und Begünstigung einer auf der Höhe der Maurer Wiesen neuerlich aufgeführten Batterie einen Angriff auf die Hauptfronte unserer Linien formierten, sein Geschütz so vorteilhaft zu plazieren gewußt, daß er den Feind seiner Unterstützung beraubte und den Angriff unwirksam machte. Er hat am nämlichen Tage nach 7 Stunden ohne Erfolg angedauertem Gefechte, als Masséna mit der sog. unüberwindlichen 51. Halbbrigade und einer Abteilung Grenadiers den Angriff erneuerte, wo die Infanterie bis 100 Schritte zwischen dem Verhau und die Kavallerie bis 200 Schritte gegen die Schranken der Chaussee vordrang, die Gegenwart des Geistes nicht verloren, sondern mit einer in diesem kritischen Zeitpunkte notwendig gewesenen unerschrockenen Kaltblütigkeit in der größten Geschwindigkeit sein Geschütz so zu stellen gewußt [wie der Schlachtplan und ein gleichzeitiger Bericht bezeugen, zog Saitsch einen Teil seiner Kanonen vor die Feldbefestigungen und gewann so freies Schußfeld], daß durch das lebhaft unterhaltene Kugel- und Kartätschenfeuer nicht nur die feindliche Kavallerie mit vielem Verlust zurückgetrieben, sondern auch der Sturm der Grenadiers abgewehrt und so der Feind zum Weichen, Verlassung der Position und ganzen Gegend gebracht wurde."

Den Maria-Theresia-Orden hat Saitsch trotz der Fürsprache der Stände sowie des Generals Jellačić und des gesamten beim Kampfe beteiligten Offizierkorps nicht erhalten. Das Haupthindernis dürfte bei der damaligen schrecklichen Finanznot der dem Orden „anklebende Gehalt" gewesen sein. Aber des Saitsch Verdienste um Feldkirch und Vorarlberg werden nie vergessen werden. Ist es doch ihm und

der seinem Kommando unterstellten Artillerie nicht zum wenigsten zu verdanken, wenn auch heute noch von berufenster Seite erklärt wird: „Das Gefecht bei Feldkirch zählt zu den glänzendsten Waffentaten der kaiserlichen Truppen in jenem ruhmreichen Kriegsjahr [1799] und verdient eine achtungswerte Stelle in den Blättern der Geschichte" (Streffleurs Österreich. milit. Zeitschrift XIII [1872] 106), oder geradezu: „Die Verteidigung der Position von Feldkirch am 22. und 23. März von einer Brigade gegen ein Korps gehört zu den bemerkenswertesten Waffentaten kaiserlicher Truppen" (Oberst Edm. Finke, Geschichte des k. und k. ungar. Inf.-Reg. Nr 37 Erzh. Joseph I, Wien 1896, 534).

Jos. Fischer S. J.

Alessandro Magnasco redivivus. Erst leise wie fernes Glockenläuten, dann immer stärker und heftiger tönte der Name Magnasco an das Ohr des Zeitungslesers. Man erfuhr, daß Magnasco ein Genueser Maler gewesen sei, der etwa um die Mitte des 17. Jahrhunderts geboren wurde und fast ein Jahrhundert später starb. Sein Ruhmeslicht flackerte ungefähr zwei Jahrzehnte nach seinem Hinscheiden nochmals in dem Werke von Carlo Giuseppe Ratti Della vite de' Pittori auf, um dann zu erlöschen, so daß auch unsere größten Kunstgeschichten keinen Lichtschein mehr wahrnehmen konnten und selbst ein Richard Muther, der doch gerade für Sensationsgrößen ein so scharfes Auge hatte, den Künstler bei seinem Spaziergang durch die Geschichte der Malerei unbeachtet ließ.

Und jetzt hört man auf einmal von allen Enden der Kulturwelt, aus Berlin, Paris, München den Namen Magnasco in die Welt rufen, und die tausendfachen Stimmen der Tagesblätter und Zeitschriften echoen prompt auf den Anruf. Wer einigermaßen mit den Gepflogenheiten der modernen Kunstbörse vertraut war, wußte sofort, von welchem Zentrum aus der Ruf in die Welt ging. Es war gewiß nicht ein Schrei der besitzlosen Klassen, sondern jener Geldmenschen, welche die Kunst dazu benützen, den Kunstmarkt zu terrorisieren, auf dem Wege einer Massensuggestion Weltgrößen und Genies zu schaffen, um sodann auf billige Weise ihre Taschen zu füllen.

Natürlich konnte man mit einem Werke eines an sich unbekannten Malers keine Sensation wecken. Es mußten also Emissäre nach Italien geschickt werden, wo Magnasco gewirkt hatte, um die verstreuten Werke des Malers aufzukaufen. Und die arglosen Besitzer, die nichts wußten von inneren Zusammenhängen, waren vielleicht froh, wenn sie die Bilder um einige hundert Mark losschlagen konnten. So kam allmählich eine Kollektion von über 60 Stück zusammen.

Der erste und wichtigste Schritt war nun vollbracht. Die Börsenmenschen mochten vor Vergnügen ihre Hände reiben, denn was jetzt noch zu tun übrig war, ergab sich von selbst und wickelte sich mit der Konstanz moralischer Naturgesetze ab. Die Erfahrungen, die man bei Greco, Goya, Cézanne, van Gogh und andern gemacht hatte, mußten die volle Sicherheit gewährleisten, daß das Spiel jetzt gewonnen sei.

Nun mußte vor allem ein splendid ausgestattetes Buch über den Maler geschrieben werden. Das ist unlängst bei Cassirer in Berlin erschienen und um

10 Mark zu haben. Da sagt der Herausgeber, Benno Geiger, unter anderem: „Es ist somit weniger das Ergebnis eines bestimmten Wollens und einer Unermüdlichkeit, die mich die Bilder dieses Meisters . . . hat finden und zusammentragen lassen, als die Notwendigkeit des immanenten Werkes, die aus dem hier vereinten Material spricht." Nicht übel ausgedrückt, dieses „bestimmte Wollen"!

Ist das Buch somit bereits Wirklichkeit, so mußte nunmehr die Kollektion eine Rundreise durch die größten Städte antreten. Berlin, Köln, Paris haben bereits die Ehre gehabt, die Millionenschätze zu beherbergen, und im Sommer dieses Jahres konnte man sie in München bewundern. Man muß es dem Konsortium, dem die Bilder gehören und das seinen Kopf wohl in Berlin hat, lassen, daß seine Leiter an Schlauheit echte Kinder dieser Welt sind und daß sie eine praktische Psychologie besitzen, um die man sie beneiden könnte.

Ich habe mir in München die Sammlung genau angesehen und auch die Leute, die ab und zu gingen. Die Andacht, mit der die Bilder betrachtet und lorgnettiert wurden, ist der erste praktische Erfolg der Spekulanten. Die Geldbörsen öffnen sich dann schon.

Was ist nun über den Maler selbst zu sagen? Verdient er seine Wiedererweckung? Ist der „immanente Wert" seiner Schöpfungen wirklich ein so bedeutender?

Ich muß gestehen, daß das Mißvergnügen, mit dem ich mich zum Besuch der Ausstellung anschickte, ein Mißvergnügen, das zum erstenmal durch die Abbildung geweckt wurde, die Hugo Kehrer in seiner Greco-Biographie von einem Werke des Malers gibt, bei der Betrachtung der Bilder fast vollständig wich und einer gewissen Bewunderung des Meisters Platz machte. Der Mann war wirklich ein tüchtiger Könner, und wenn auch seine Frühwerke recht unbedeutend sind, so hat er sich doch später zu einer immerhin bemerkenswerten technischen Virtuosität emporgeschwungen.

Magnascos Stoffgebiet ist die heroische Landschaft mit geschichtlichen und mythologischen Szenen, Momentbilder aus dem Volks- und besonders aus dem Mönchsleben, die kulturhistorisch recht lehrreich sind, religiöse Themen. Übertreibungen, wie sie das Barock liebte, finden sich bei unserem Maler nicht selten bis an die Grenze des Hysterischen gesteigert, besonders bei seinen mönchischen Bußübungen. So wird man nicht selten an Greco erinnert und in der Unmittelbarkeit des Eindruckes an Goya. Sein malerischer Stil hat etwas Skizzenhaftes, Impressionistisches, und darum liebt er auch im allgemeinen keine großen Formate mit großen Figuren, sondern breit hingepinselte Landschaften mit kleinen Figuren, oder wenn die Landschaft fehlt, hat er das Format des Bildes von vornherein klein genommen, wenigstens in seiner späteren Zeit, wo er die Grenzen seiner Begabung wohl erkannt hat. Kompositionell sind seine reiferen Werke meist ganz hervorragend; seine Gabe, die Figuren wirkungsvoll in den Raum zu setzen, hat sich allmählich zu einer erstaunlichen Feinfühligkeit entwickelt. So ist das Bild „Nonnen im Arbeitssaal" ganz ausgezeichnet geraten; das graubraune Kolorit ist sehr warm und vornehm, und man kann vielleicht an keinem

Bild die Vorzüge seines späteren Stils besser erkennen als an diesem, besonders wenn man es mit dem thematisch ähnlichen Frühbild „Klosterschule" in Vergleich bringt.

Eine Eigentümlichkeit des Malers ist seine Lichtgebung, die stark an den Venezianer Guardi gemahnt. Das Licht irrt ziel- und regellos im Bilde umher, bald blitzt es hier auf bald dort, ein Umstand, der vielen Bildern etwas Unruhiges, Auseinanderfallendes gibt. Rätselhaft ist das Bild, das im Verzeichnis als „Ekstatische Versammlung" bezeichnet ist. Von Ekstase ist nirgends etwas zu merken; am ehesten könnte man eine Predigt in einem geschlossenen, mit Galerien versehenen Raum vermuten, wenn nicht die eine überlebensgroße, nackte Figur, die mitten unter den andern Versammlungsteilnehmern, von diesen völlig unbeachtet, sitzt, jeder Erklärung spottete. Vielleicht werden spätere literarische Quellen eine befriedigende Deutung ermöglichen. Prachtvoll weiß der Maler das stürmisch erregte Meer zu schildern. Seine Technik feiert dabei wahre Triumphe, und ich wüßte keinen Künstler älterer Zeit, der ihn hier erreichte. Besonders groß zeigt sich diese Virtuosität in dem Bilde des ausgespieenen Jonas. Bilder von tiefem, seelischem Gehalt sind seine Kreuzbilder und besonders das kleine Ovalbild „Der sterbende hl. Franziskus von Assisi" mit dem Geige spielenden Engel. Das Bild muß jeden Beschauer sympathisch berühren.

So wäre eigentlich kein Grund vorhanden, die Wiedererweckung des zu seinen Lebzeiten hochgeschätzten Malers zu bedauern, wenn nur nicht das leidige Geld eine so große Rolle dabei spielte. Dieser Umstand kann einem die Freude an dem Künstler verekeln. Ein Genie erster Größe war er ohnehin nicht, und unter der Sammlung befinden sich Stücke genug, die sich in keiner Weise über den Durchschnitt der damaligen Kunst erheben. Aber auch für sie wird schweres Gold bezahlt werden. Vielleicht finden wir später einmal Gelegenheit, über Magnasco-Preise zu berichten. Ob nicht zuerst durch Scheinkäufe eine unterste Preisgrenze festgesetzt wird, die natürlich schon über ein Durchschnittsvermögen hinausgehen würde? Auf diesem Gebiet kann uns nichts mehr in Verwunderung setzen. **Joseph Kreitmaier** S. J.

Die Kuppel des Lesesaals der Königlichen Bibliothek zu Berlin. Eine der hervorragendsten bautechnischen Leistungen der jüngeren Zeit ist die Ausführung des Kuppelgewölbes im Lesesaal der Königlichen Bibliothek zu Berlin. Hervorragend sowohl durch die außerordentliche Schnelligkeit, mit der dasselbe fertiggestellt wurde, wie durch die Neuheit und Eigenart der Anlage.

Die Kuppel ist eine der größten der Welt. Steht sie ja mit ihrer Spannweite von 38,60 m hinter der des Pantheon (43,5 m) nur um 4,90 m, hinter der von St Peter (42 m) nur um 3,40 m zurück. Und doch dauerte ihre Herstellung bloß die geradezu überraschend kurze Zeit von 53 Arbeitstagen. Am 19. Dezember erfolgte das Aufziehen der ersten Rippe, am 22. Februar war der Schlußring vollendet. Dabei ergab sich, als die Kuppel nach Vollendung des Werkes und Entfernung der Gerüste vermessen wurde, ein einseitiges Senken von nur 0.9 mm, also von noch nicht 1 mm; zweifellos ein glänzendes Ergebnis.

Indessen noch bemerkenswerter als die außerordentliche Raschheit der Fertigstellung einer so gewaltigen Kuppel und die bewunderungswürdige Genauigkeit in der Berechnung wie der Ausführung ist die Technik, mit der das Werk geschaffen wurde. Eine Kuppel aus Werkstein oder gewöhnlicher Betonstampfe hätte ein sehr kostspieliges Lehrgerüst erfordert. Zudem mußte mit der mangelhaften Tragkraft des Bodens gerechnet werden, der allein da, wo die auf 20 m langen, in den Grund eingetriebenen Pfählen errichteten Pfeiler standen, genügende Sicherheit bot. Eine leichte Rabitzdecke in Form einer Kuppel konnte sich nicht empfehlen, weil zur Großartigkeit der Anlage nicht passend. Es blieb demnach nur Eisenbetonausführung, welche denn auch gewählt wurde. Sie erfolgte in der Weise, daß in besondern Schlitten auf drei über dem Fußboden des Raumes angebrachten Lagerböcken 64 ⊤-förmige Rippen von Beton mit Kunstkalksteinvorlage und mit Einlagen von $2^1/_2$ cm starken Rundeisen hergestellt wurden, die bei einer Höhe von 60 cm und einer mittleren Dicke von 8 cm eine Länge von 18 m hatten; daß diese Rippen dann über den acht Kuppelpfeilern und den diese verbindenden Tonnen so aufgestellt wurden, daß ihre oberen Enden auf ein in der Mitte des Raumes errichtetes turmartiges Gerüst zu liegen kamen; daß nach Anbringung aller Rippen, mit Hilfe der vorstehenden Eiseneinlagen oben ein fast $2^1/_2$ m breiter Ring aus Eisenbeton hergestellt wurde, der die Rippenenden zu einem massigen, festen Ganzen verband und daß schließlich zwischen die Rippen die aus Beton hergestellten Querrippen und Kassettenfüllungen eingefügt wurden.

Die scheinbar sehr einfache Konstruktion, die indessen sehr schwierige statische Berechnungen und äußerste Sorgfalt bei der Ausführung erheischte, dürfte mit Sicherheit, wie A. Bärwald, dessen längerem Bericht in „Wasmuths Monatsheften für Baukunst" (1. Jahrg. S. 73 f) ich vorstehende Angaben entnommen habe, mit Recht meint, eine Umwälzung im Eisenbetonbau zur Folge haben. Indessen diese ihre technische Seite, so bemerkenswert sie an sich und wegen der Perspektiven, die sie eröffnet, sein mag, ist es weniger, was hier interessiert und weshalb ich hier von der Kuppel des Lesesaales der Berliner Königlichen Bibliothek und ihrer Herstellungsweise spreche. Viel bedeutsamer ist die durch ein so hervorragendes Beispiel ermöglichte Feststellung, daß die Eisenbetonkonstruktion entgegen so mancher landläufigen Behauptung keineswegs den Ersatz der historischen Baustile durch einen neuen als spezifischen Ausdruck der modernen Technik erheischt. Denn die in der neuesten Technik des Eisenbetons mit staunenswerter Kühnheit und Großartigkeit hergestellte Kuppel des Lesesaales zeigt, wie dieser selbst, ausgesprochenen Renaissancecharakter, und wie man bei ihr ein System von Rippen aus Eisenbeton zur Ausführung einer Renaissancekuppel verwendet hat, so steht nicht das geringste im Wege, dergleichen Rippen anstatt solcher aus Stein oder Formziegel zur Herstellung gotischer Rippengewölbe zu verwenden. Am gotischen System würde damit nicht das mindeste geändert. Erhalten die Rippen einen Vorsatz aus behaubarem Kunstkalkstein, so kann derselbe ohne Schwierigkeit wulst-, birn-, keilförmig bearbeitet werden, je nachdem es der Stilnuance entspricht. Häuft man die Rippen zu Fächergewölben, wie es in der englischen Gotik mit Vorliebe geschah, so können statt der Kappen zwischen sie Betonplatten als Füllung eingefügt werden, wie man ja auch

in England vielfach nicht gemauerte Kappen, sondern Platten zu diesem Zwecke verwendete.

Der Eisenbeton ist etwas durchaus Materielles; mit einem bestimmten Stil hat er ebensowenig etwas zu tun wie alles sonstige Baumaterial. Gewiß soll man jedes Material nach seiner Art und Beschaffenheit verwenden; denn Schein und Unwahrhaftigkeit sollen auch in der Architektur vermieden werden. Aber Wahrhaftigkeit und Stil sind zwei sehr verschiedene Dinge. Nach Wahrhaftigkeit verlangt alles Material, nach einem bestimmten, durch seine Besonderheit geforderten Stil keines. Es ist darum auch ganz unbegründet, aus neueren Techniken eine Verdammung der historischen Stile zu begründen.

Joseph Braun S. J.

Emilie Ringseis über den Wert der Kunst. In dem von Geist und Fröhlichkeit funkelnden Briefwechsel zwischen Alban Stolz und den Schwestern Ringseis, den P. Stockmann, nachdem erst Herbst 1912 die erste Auflage erschienen war, nun schon in zweiter und dritter Auflage herausgibt (Freiburg 1914, Herder. *M* 5.—; geb. *M* 6.—), finden sich bemerkenswerte Äußerungen zu manchen noch in letzter Zeit umstrittenen Fragen der Kunst. Wer Verständnis für den wirklichen Wert der Dinge hat, wird sich nicht wundern, daß ein katholischer Priester gegenüber einem verweltlichten Künstlertum, das nicht selten sich maßlos überhebt oder schrankenlos verwildert, ein vorsichtiges Mißtrauen zeigt. Das ist nicht Feindschaft gegen das Schöne, sondern Kampf gegen das Böse; zuweilen ist es sogar bloß ein Opfer des weniger Guten um des Besseren willen. „Ästhetisch und kunstkennerisch", schreibt (S. 261) der 56jährige Alban Stolz an die mehr als 20 Jahre jüngere Emilie Ringseis, „bin ich früher auch gewesen, schier zu viel — habe studiert in der Sache, Passion gehabt und entschieden geurteilt. Hintennach aber habe ich die Sache satt gekriegt. All Eure Kunst und Kunsttreiben ist eben Mondschein auf einem Wasserfall — bei und ober den Sternen kommt erst das echte Gold aller Schöne. Das zu gewinnen ist eine ernste Aufgabe für den Rest meines Lebens." Diese Ansicht hat den strengen Prediger aber nicht gehindert, das irdische Gold der Kunst mit vollen Händen auch noch in seine nach dieser Zeit geschriebenen Bücher zu streuen — und damit zu beweisen, daß seine Grundsätze einer Ergänzung bedurften.

Emiliens scharfes Auge hatte die Schwäche ihres freundschaftlich verehrten Gegners schon lange wahrgenommen. Es ist bewundernswert, wie die Dichterin mit aller Festigkeit dem Theologen gegenüber eine Ansicht klar und sicher verteidigt, die noch Jahrzehnte später von P. Sigisbert Meier O. S. B. und P. Magnus Künzle O. Cap. als katholisch und modern zugleich erwiesen werden mußte. Die Kunst läßt nach Emiliens schönem Worte den Menschen „in einer besondern Weise als Ebenbild des schaffenden Gottes sich empfinden, erkennen und — wenn auch nur beschränkt, bedingt, ahnungsweise — sich beseligt fühlen". Außer diesem ersten Zweck habe die Kunst noch einen zweiten: „in uns Menschen auf ganz besonderem Wege das Bewußtsein und das Gefühl der Bruderschaft zu wecken und zu nähren, ferner uns einzutauchen in die an-

schauende Überzeugung, daß wir das Leben und die Dinge nicht bloß träumen, und endlich eine ergänzende Ausgleichung oder ausgleichende Ergänzung zwischen uns zu bewerkstelligen" (S. 268). Nicht der Gegenstand bestimmt in erster Linie den Wert der Kunst: „sei der Gegenstand heilig oder nicht, wenn sie den Gegenstand nur nicht mißbraucht zu Lüge und Verkehrtheit", dann mag sie Himmel, Hölle oder Erde schildern (S. 224). Den Irrweg, der sich da zum reinen Formalismus eröffnen könnte, schneidet die Dichterin sofort mit den folgenden Worten ab: „Das ändert deshalb nichts an der Hierarchie der Dinge, ja es ist damit nicht einmal geleugnet, daß in anderer Beziehung Historienmalerei über dem Genre, heroische oder gar heilige Dichtung über dem leichten Liede steht, wie Sie mich mißverstehen könnten. Es soll nur damit die Würde und Berechtigung der Kunst an und für sich ausgesprochen sein, die nicht im eigentlichen Sinn vom Gegenstand abhängt, so wenig Elternwürde davon abhängt, ob die Kinder Bettler oder Könige werden, Soldaten oder Geistliche; sie ist eine Würde für sich; wenn sie nur nicht wider göttliche Ordnung mißbraucht wird, so darf sie kühn auftreten" (S. 225). Wer von der Kunst etwas anderes verlange, „sei es auch aus geistlich vermeinten Nützlichkeitsgründen", der tue ihr Gewalt an und verhindere sogar, was er fördern möchte: „die Verherrlichung Gottes und Veredlung des Menschen" (S. 269).

Auch über andere Seiten des Verhältnisses zwischen Kunst, Sittlichkeit und Religion, z. B. über den Unterschied des menschlichen und bloß dichterischen Erlebens einer Leidenschaft, über die Darstellung des sittlichen Bösen, über die Verschiedenheit eines christlich beseelten von einem christlich bemäntelten Kunstwerk enthält das Buch so manche feine Bemerkung, daß neben dem bestrickenden Reiz der liebenswürdigen und bedeutenden Menschen, die sich in ihm spiegeln, auch der Zeugniswert für die Entwicklung der katholischen Ästhetik nicht übersehen werden sollte. **Jakob Overmans** S. J.

Von Pius X. zu Benedikt XV.

Als um 6 Uhr morgens am 20. Auguſt die Glocken von St Peter mit der eigentümlichen, dem Trauergeläute vorbehaltenen Melodie, die in der Tat bitteres Weh in den Herzen zu wecken geeignet iſt, die Römer aus ihrer nächtlichen Ruhe aufſcheuchten, da wußten ſie ſofort, daß ſie als Waiſen erwachten; hatten ja doch am vorhergehenden Abend die Nachrichten aus dem Vatikan bereits wenig Hoffnung gelaſſen. Es war eine Trauer ganz eigener Art, nicht nur eine Kirchen-, nein auch eine Familientrauer.

Auch die Wahl Pius' X. hatte, wie ich in den Straßen, in der Elektriſchen, in den Familien deutlich beobachten konnte, in den weiten Schichten des Volkes eine ungewohnte, ſozuſagen perſönliche Teilnahme an der Erhebung hervorgerufen: das dunkle Gefühl: „Nun, diesmal hat es einen der Unſrigen getroffen". In der Tat, der Erkorene war einer der Ihrigen, war aus ihren Kreiſen emporgeſtiegen, und er hat ſie zeitlebens, auch auf ſeiner Höhe, nie verleugnet, nie vergeſſen.

Er lud ſie zu ſich, und in hellen Scharen zogen ſie mit ihrer ganzen Kinderzahl zu ihm hinauf in den Vatikan und füllten den weiten Damaſushof, wo er ſie ſegnete und ſie mit hellem, ſüdländiſchem Jubel ſeine Segensworte beantworteten. — Er baute ihnen in den weiten Arbeitervierteln Kirchen, in die ſie ſich aus der Enge und Armut ihrer Hütten flüchten und beim Heiland Kraft und Geduld zum Kampfe ums armſelige Daſein ſuchen konnten.

Was eine ſolche Kirche mit ihrer vielfach aus dem nördlichen Italien berufenen Geiſtlichkeit für ſolche volkstümliche Stadtteile zu bedeuten hatte, konnte ich im Quartier der Porta Trionfale beobachten, das ſich neben dem Vatikan von den Prati aus gegen die Valle dell' Inferno mit ihren großen Ziegeleien erſtreckt. Als ſich vor ungefähr zwanzig Jahren dieſes Quartier zu entwickeln begann, gingen die Städter nicht leicht ohne Revolver zumal gegen Abend in dieſe Gegend, und der Geiſtliche, den ſein Weg dahin führte, konnte auf eine reiche Ernte roheſter Beſchimpfungen und gelegentliche Steinwürfe rechnen. Als ich aber vor einigen Monaten

mit einem Pfarrgeistlichen der hier erbauten St Josephskirche jenes früher so schlecht beleumundete Viertel im Interesse eines meiner Bibliotheksbeamten durchwanderte, war ich sehr freudig überrascht von der Herzlichkeit, mit der der Geistliche von alt und jung, ja auch von in ihrem Äußern wenig Vertrauen erweckenden Arbeitern begrüßt wurde. Man sah, hier war der Geistliche in jeder Familie zu Haus. Er galt als einer der Ihrigen. Dazu stimmten freilich auch vortrefflich die Risse und Schäden seines Talars von recht ehrwürdigem Alter. Ähnliche Umwandlungen bewirkten, nach dem sicher sachverständigen Urteil der Polizeibehörde, die neuerbauten Kirchen in der Arbeiterbevölkerung der Porta Tiburtina, des Monte Testaccio u. a.

Sodann gab Pius seinen Armen einige weitere Arbeitstage durch die Unterdrückung mehrerer Feste. Sie sollte ihnen ihren kargen Lohn mehren und sie vor ungerechtfertigten Festtagsausgaben bewahren. — Auch als er durch weitere Dekrete zum früheren und häufigeren Empfang der heiligen Kommunion mahnte, kam ersteres Dekret besonders den Kleinen des Volkes zu gute, die in manchen Ländern besonders lange warten mußten.

In rührendster und eindringlichster Weise bekundete aber den Armen und der Armut seine Liebe und seine Achtung durch die Selbstverständlichkeit und Nachdrücklichkeit, mit der er die Seinen, durch seine letztwilligen Bestimmungen bis über seinen Tod hinaus, in ihrer ärmlichen und demütigen Stellung erhielt; ein Verhalten, das die Seinen nicht minder als etwas Selbstverständliches hinnahmen. Die Sartos schämten sich nicht ihrer Armut; sie schienen auf sie als auf einen lieben Erbteil stolz zu sein. Die Schwestern, der Bruder des Papstes zu sein, galt ihnen mehr als jeder mögliche Adelstitel.

Wie fern ihnen der Gedanke lag, ihre Armut könne ihren päpstlichen Bruder genieren, zeigte mir eine Antwort des Bruders Seiner Heiligkeit. Als ich denselben einmal durch die herrlichen Räume der Bibliothek führte und ihm bemerkte, er werde nun doch wohl zuweilen Seine Heiligkeit besuchen, antwortete er: „O ja, recht gern werde ich es tun, wenn es eben geht", und mit einem Anflug wohlbegründeter Selbstgefälligkeit fügte er bei: „Jetzt ging es, denn nun gab es eine Preisermäßigung auf der Eisenbahn wegen des Garibalditages." Wirklich der Einfall war gut. Wozu da ein Garibaldifest dienen mußte!

Es war manchen oberflächlichen Beobachtern unverständlich, wie sich in Papst Pius mit dieser anscheinend so weltfremden Liebe zur Armut

und Niedrigkeit sowohl im privaten Verkehr als im öffentlichen Auftreten ein Adel, eine Hoheit, eine wahrhaft päpstliche Haltung paaren konnte, die auch dem feinsten, verwöhntesten Diplomaten Ehrfurcht gebot; wie ihr ein Scharfblick und eine Klugheit, eine Furchtlosigkeit und Festigkeit zur Seite stehen konnte, die mehr als genügten, um in den hohen Sphären der Wissenschaft die so gefährliche und gleißnerische Irrlehre des Modernismus beizeiten zu durchschauen und mit einer Entschiedenheit und einem Nachdruck niederzuschmettern, daß sie nun bei seinem Tode fast nur mehr der Geschichte angehört. Und im Bereiche der hohen Politik — woher nahm der, wie solche Beobachter sich auszudrücken pflegten, einfache Seelenhirte die Einsicht und Kühnheit, um in Frankreich dem leider herrschenden Gotteshaß- als er den mit immer wachsenden Formen und Farben verdeckten Judas, lohn der Kirchengüter anbietend, den Judasverrat heischte, durch sein Rundschreiben Vehementer nos vom 11. Februar 1906 die lügnerische Maske vom Gesichte zu reißen und eine wahrhaft hoheprieſterliche Antwort zu geben, die, wie die Folgezeit augenscheinlich offenbarte, das feingesponnene Netz, in dem die kirchliche Freiheit eingefangen werden sollte, mit einem Schlage zerriß? Wer offenbarte Pius die Gefahr, die unter den associations cultuelles, den mutualités ecclésiastiques und unter all den andern Vorschlägen lauerte? Mit scharfem Blick die Endabsicht im Auge behaltend, wies er mit unbeugsamer Festigkeit alles mit solcher Tendenz Angebotene zurück und wahrte so der beraubten und hart verfolgten Kirche Frankreichs wenigstens ihre wesentliche Unabhängigkeit. — Ich beschränke mich auf diese zwei schwierigsten und weitest tragenden Regierungsakte des verstorbenen Papstes.

Die in ihnen zutage tretende Klarheit und Stärke hatten als Vorbedingung die vom Heiland erlernte, weltfremde Verachtung alles Irdischen, und jene Kraft hatte ihren Nährboden in der ungeteilten Hingabe seines Herzens an seinen Herrn und dessen heilige Kirche. Kein irdischer Dunst verschleierte sein Auge, keine irdische Rücksicht oder Begierde lähmte sein Herz. So war er stets ohne Zaudern bereit zu jeglichem Wagnis, im Namen des Herrn. Diese Gesinnung befähigte ihn, das Schifflein Petri durch die überaus schweren Stürme unversehrt hindurchzulenken.

Es ist kaum nötig, der von den Modernisten mit Vorliebe verbreiteten Unwahrheit entgegenzutreten, Papst Pius habe nur Auge und Herz für den Seelsorgedienst gehabt. Nein, Pius X. hatte Sinn und volles Verständnis für alle im Bereiche seiner obersten Hirtensorge liegenden Bedürfnisse der

Kirche, mochten sie auch von der von ihm mit Vorliebe gepflegten Seelsorge weitab auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst liegen. Es genügt hierfür die Kodifikation des Kirchenrechts zu nennen, die Revision der Vulgata, das Bibelinstitut, die Reform des Breviers und der Kirchenmusik, die Errichtung der Regionalseminarien und des Lateranseminars, die Empfehlung der scholastischen Theologie und Philosophie und im besondern der Lehre des hl. Thomas von Aquin, die prächtige Pinakothek, die Erweiterung der Vatikanischen Bibliothek, die neue vatikanische Druckerei.

Die so anspruchslose und stets zu einem fröhlichen Scherzwort geneigte Gemütsart des Heiligen Vaters täuschte eben allzuleicht den oberflächlichen, vorschnellen Beobachter. Es lag unter dieser bescheidenen Hülle viel mehr Gehalt verborgen, viel mehr Wissen und gesunde Urteilskraft, viel mehr Verständnis auch für wissenschaftliche Probleme, als die erste Erscheinung vermuten ließ. Pius gab sich eben nicht die geringste Mühe, sein Wissen und Können von jedem Besucher anstaunen zu lassen; aber vergaß nie, trotz aller Zurückhaltung, die Würde seiner Stellung, bewahrte stets, wenn auch unter der bescheidensten, aber deshalb um so eindrucksvolleren Form den Adel seiner oberhirtlichen Würde.

* * *

Wie das Leben so der Tod. In der Krypta unter dem Fußboden der Petersbasilika, nahe bei der Confessio des heiligen Apostelfürsten, wo sich zu den Festzeiten das römische Volk sammelt, dort wollte der Hirte unter seiner lieben Herde im Tode gebettet sein.

Als ich am 25. August morgens in Rom eintraf und alsbald in St Peter nach dem Grabe fragte, führte mich der Sanpietrino unter die mächtige Kuppel vor die Statue des hl. Andreas und wies mich auf ein mit Kreide auf den Marmorboden gezeichnetes Kreuz und bemerkte: „Hier unten". Durch eine besondere Vergünstigung kniete ich bald neben dem aus Ziegelsteinen aufgebauten und vorerst nur mit rohem Mörtel beworfenen Sarkophag. Hier in dem engen Gang der nur etwa 2 Meter hohen Krypta war selbst beim besten Willen kein reiches Grabmal anzubringen. Hier war der Tote vor Prunk und Pracht gesichert und konnte arm und schlicht, wie er gelebt, von der dem Heiland und seiner heiligen Kirche geweihten Lebensarbeit ausruhend den Auferstehungsmorgen erwarten.

Das war einer der verweltlichten, herrschsüchtigen Päpste, welche Kultur und Fortschritt, Ordnung und Wohlstand der Völker bedrohen. Ja fremd und feind mit der ganzen Kraft seiner edeln Seele war er allem, was

Wahrheit und Recht und damit den seiner Obhut anvertrauten Altar bedrohte, in dessen Schatten allein die Throne nicht wanken.

* * *

Die Trauer war sichtbar im römischen Volke am Morgen des 20. August, an dem, wie bei solchen echt römischen Anlässen, die wahre, bodenständige Gesinnung unter dem künstlich aufgetragenen und reich bezahlten Firnis des vulgären Antiklerikalismus zum Vorschein kommt. Sie betrauerten ihren lieben Toten; sie kannten ihre Kindespflicht und beteten und beten für ihn, zumal in St Peter über seinem Grabe. Doch lag in ihrer Trauer kein Gefühl der Verlassenheit, keine Besorgnis um die Zukunft. Die Päpste sterben, aber der Papst stirbt nicht. In dieser Beziehung ist dem römischen Volke ein wahrhaft christlicher Instinkt angeboren. Die Zukunft der Kirche weiß es gesichert, weiß, daß der Heiland uns seinen neuen Stellvertreter senden wird. Dies war der Grundton der Volksstimmung.

Diesem kommenden Stellvertreter des Heilandes wandte sich nun die Aufmerksamkeit aller zu, als nach Beendigung der achttägigen Trauerfeier am 31. August die 57 Kardinäle ins Konklave zogen. Der Anteil, den die Römer an der Arbeit der Eingeschlossenen nahmen, war außerordentlich. Nicht minder außerordentlich und alles Lobes wert war die Aufmerksamkeit, mit welcher die Regierung die Kardinäle auf den Eisenbahnen von der Landesgrenze an, in ihren Wohnungen, auf den Straßen und im Konklave umgab.

Nach säkularem Gebrauche konzentrierte sich bald das Interesse der Römer auf ein höchst prosaisches Ofenrohr, das während des Konklaves über das Dach der Sixtinischen Kapelle emporragt. Nach altem „Aberglauben" vermeinen sie aus der lichten Farbe des aus dem Rohre aufsteigenden Rauches ersehen zu können, ob die Wahl erfolgt sei. Eitle Liebesmühe! Der Vorgang ist folgender: Die Custodi der Sixtina, die sich im Konklave befinden, legen vor jeder Sitzung der Kardinäle eine gewisse Menge Stroh in den „offenen" eisernen Ofen, der in einer Ecke der Kapelle aufgestellt wird. Wenn das Skrutinium, bei dem nur die Kardinäle in der Kapelle sind, vorüber ist, bringen die Kardinäle-Skrutatoren die abgegebenen Wahlzettel und die großen Papierbogen, auf denen sie die Stimmen notiert haben, zum Ofen, zünden das Stroh an und werfen Zettel und Bogen ins Feuer. Wenn diese bis zur Unleserlichkeit verbrannt sind, öffnen sie die große Tür der Kapelle. Nun treten die Monsignori Ceremoniäre und die Diener der Sixtina ein und besorgen das Feuer und das völlige Verbrennen des Papiers. Die Farbe des Rauches hängt also

von der Beschaffenheit, Feuchtigkeit usw. des Strohes ab. Nach erfolgter Wahl wird wohl ein reichlicheres Maß des Brennstoffs in den Ofen gesteckt, um alles schneller zu verbrennen.

Tag für Tag standen Tausende und Tausende morgens und abends auf dem St Petersplatz um die berühmte, zwischen 11 und $11^1/_2$ und $6^1/_2$ Uhr aufsteigende sfumata zu beobachten. Am Abend des zweiten Tages glaubten die Römer mit Sicherheit die Verkündigung des neuen Papstes erwarten zu dürfen. In hellen Scharen strömten sie nach dem Petersplatz, den gegen 6 Uhr abends wohl über 60 000 Menschen von der Treppe zur Basilika bis zum Ende der Piazza Rusticucci füllten. Doch ihre Erwartung wurde getäuscht.

Um so sicherer war es allen, daß der dritte Tag, der Donnerstag, den Erkorenen zeigen würde. Bei der dringlichen Arbeit des Familienmorgens und den unerbittlich brennenden Strahlen einer noch sommerlichen Septembersonne waren es vor St Peter nur mehr gegen 40 000; Borghigiani in Hemdsärmeln aus ihrer Werkstätte und vom Kochherd, Diplomaten und Journalisten in tadelloser Gesellschaftstoilette, herrschaftliche Automobile, zweirädrige Karren aus der Campagna und bescheidene Lohnkutschen hielten den weiten Platz besetzt und trotzten den bedenklich stechenden Sonnenstrahlen. Um 11 Uhr 6 Minuten stieg die sfumata auf, ohne weiteres mit freudigem Jubel begrüßt, der sich alsbald verdoppelte, als von einem Fenster der Segensspendungshalle ein nichtreglementäres Zeichen gegeben und dann 11 Uhr 22 Minuten die große Fenstertüre dieser Halle, die zum hohen Balkon über dem Haupteingang zu St Peter führt, geöffnet und über die Brüstung des Balkons der pragmatische Teppich ausgebreitet wurde. Sodann nahmen auf dem Balkon zwei Schweizer Posten mit ihren Hellebarden und ihren neuen, endlich ihre ursprüngliche, so malerische Tracht stilgerecht wiederherstellenden, schwarzen Sturmhauben. Ihnen folgte freudestrahlend der älteste Kardinaldiakon Della Volpe und kündigte dem Volke mit den traditionellen Worten das Resultat der Wahl an. Annuntio vobis gaudium magnum. Habemus Papam Eminentissimum ac Reverendissimum Dominum Iacobum della Chiesa, qui sibi nomen imposuit Benedictus decimus quintus.

Unterdessen saß ich mit einigen meiner Kollegen im kühlen Studiensaal der Vatikanischen Bibliothek an ruhiger Arbeit. Etwas nach 11 Uhr störte uns ein herbeieilender Diener durch die Botschaft, man sagt, es rumore im Konklave und man höre den Namen „Chiesa". Das war die erste

Kunde, welche durch die Ritzen des Konklaves drang. Es zeichnete sich ja dieses Konklave, dank den strengen Bestimmungen der Konstitution Vacante Sede Apostolica Pius' X. vom 25. Dezember 1904, trotz der Vereinfachung seines Verschlusses, vor vielen andern durch seine Verschwiegenheit aus, die noch immer andauert. Es bedarf eben einer klaren Willensäußerung des Heiligen Vaters, auf daß der Schleier falle. Das Wenige, was einige Blätter in heller Verzweiflung ob des unbezwingbaren Schweigens über die Verteilung der Wahlstimmen vorzubringen wagten, ist offenkundige Dichtung, nicht Wahrheit. Unsern Zweifeln an der Richtigkeit der Botschaft machte der helle Glockenklang von St Peter ein Ende.

Derselbe hatte mit der Ankündigung des Kardinals Della Volpe eingesetzt. Die guten Römer auf dem Petersplatz stellte er vor eine schwere Aufgabe. Nur der war der Held des Tages, der die Ankündigung gehört hatte und den kurz darauf vom Heiligen Vater gegebenen ersten Segen empfing, den derselbe von der über dem Eingang in die Petersbasilika gelegenen Segenspendungs- und Seligsprechungshalle von einem großen Fenster aus dem in der Basilika versammelten Volke erteilt. Es galt daher sich gleich nach der Ankündigung des Neuerwählten durch die in die Basilika stürmenden Massen einen Weg zu bahnen und im Innern der Basilika Posten zu fassen. Dies gelang nur etwa 15 000 Glücklichen. Ihnen erteilte der Neuerwählte mit weittragender, klarer und sehr bestimmt klingender Stimme den dreifachen Segen.

Unter den Glücklichen war auch P. Vogt, Professor der Philosophie am Privatgymnasium Stella Matutina in Feldkirch, der neben mir von seiner herrlichen Ptolemäushandschrift aufgesprungen und zeitig auf dem Petersplatz und der Basilika angelangt war. Als ich etwas später mit meinem Nachfolger Msgre Ratti auf einem während des Konklaves unter der Sixtinischen Kapelle eröffneten Wege am großen Schweizertor des Palastes ankam, begann eben die gewaltige Volksmasse in der Basilika und auf dem weiten, in der vollen Pracht der noch mächtigen Mittagssonne erstrahlenden Platz, den Heimweg anzutreten, freudig erregt und mit südländischer Lebhaftigkeit die erfolgte Wahl erörternd — ein Bild, das wieder augenscheinlich zeigte, was auch heute noch das Papsttum für die Ewige Roma ist. Das weite, wogende Menschenmeer mit seiner einzigartigen Umrahmung erinnerte lebhaft an die Völkerwanderung, wie sie der Besuch der heiligen Gräber am Karfreitag und die Heimkehr nach dem O felix Roma am Ende der Vesper des St Peter- und Paulsfestes in Bewegung setzt.

Doch kommen wir nun zur Hauptsache: dem Neuerwählten, Papst Benedikt XV.

Die Nacht des 16. Dezember vorigen Jahres, welche in so tragischer Weise nach Gottes heiligem Ratschluß der Kirche einen seiner treuesten und fähigsten Diener, den noch lange unvergeßlichen Kardinal Rampolla entriß, hatte das letzte Konklave schwieriger gestaltet, wenn auch immerhin die Erinnerung an den Entschlafenen in etwa als Leitstern über der eben getätigten Wahl geleuchtet haben mag. Bereits nach der letzten Kardinalspromotion hatte ein viel gelesenes Blatt darauf hingewiesen, daß nun vielleicht die Anwartschaft vom verstorbenen Meister auf den getreuen Mitarbeiter übergehen könne. Doch wurden in den Tagen vor der Wahl als papabili neben dem Kardinal von Bologna auch die Kardinäle Maffi, Ferrata, Serafini, Gasparri, zuweilen auch Ferrari und Lualdi genannt. Es ist, glaube ich, nicht schwer, die Gründe aufzuweisen, welche eine Zweidrittelmehrheit auf den Namen des Kardinals Della Chiesa vereinigte, da dieselben im Vorleben desselben mit hinlänglicher Klarheit offen liegen.

* * *

Benedikt XV. entstammt der Familie der Markgrafen (Marchesi) Della Chiesa, welche seit dem 15. Jahrhundert zum Patriziatsadel von Genua gehören und allem Anscheine nach von einem im 12. Jahrhundert genannten Mitinhaber (condominus) der Burg und Herrschaft Priocca, zwischen Albi und Asti, herzuleiten sind[1]. Sein Vater Giuseppe war Leutnant der Marine (tenente di vascello) und starb, seit mehreren Jahren gelähmt, am 25. Mai 1892 in Rom. Seine Mutter Giovanna gehörte dem genuesischen Zweig[2] der Familie der Markgrafen Migliorati von Sulmona an, welche in den traurigen Zeiten des großen abendländischen Schismas der Kirche einen Papst gegeben hat (Innozenz VII. [1404—1406]). Sie starb während des Sommeraufenthaltes in Pegli am 9. Juli 1904. Diesem Ehebund entsproßten vier Kinder; das älteste ist

[1] B. Baudi di Vesme, Gli antenati di Benedetto XV secondo nuove ricerche, im Corriere d'Italia vom 30. September 1914. Diese Studie des Verwandten eines wohlbekannten, piemontesischen Gelehrten hätte viel gewonnen, wenn die Zeit vor dem 12. Jahrhundert mit ihren phantastischen Hypothesen unberücksichtigt geblieben und der Raum auf eingehendere Untersuchungen der beiden späteren Epochen verwendet worden wäre.

[2] Ihm gehörte die Burg und die Herrschaft von Carosio. An seinen zeitweiligen Aufenthalt in ihrer Mitte erinnerte der Gemeinderat den Heiligen Vater in einer an ihn abgesandten Adresse.

Giulia, verwitwete Gräfin Perſico, welche mit ihren Kindern — der älteſte Sohn iſt bereits Leutnant in der königlichen Armee — in Venedig lebt. Der älteſte Bruder, Gianantonio, Konteradmiral a. D., wohnt ſeit mehreren Jahren in Rom in der Via Tomacelli 137. Er hat eine Nichte des verſtorbenen Kardinals Jacobini zur Frau. Sein einziger Sohn vollendet eben am römiſchen Polytechnikum den letzten Kurs. Der jüngere, unverheiratete Bruder Giulio, Leutnant a. D. der Marine, lebt in Pegli.

Giacomo, der jetzige Papſt, wurde am 21. November 1854 in Genua im Palazzo Tagliavacca in der Salita di S. Catarina geboren, da der in der Via Lomellina gelegene große Familienpalaſt leider in fremde Hände geraten war. Der Kleine war in ſeinen erſten Jahren für ſeine Mutter ein Sorgenkind, von anſcheinend ſchwächlicher Konſtitution. Auch noch in ſpäteren Jahren glaubte die Mutter dem Studieneifer ihres Sohnes Schranken ſetzen zu müſſen und ſandte ihn zuweilen nach Pegli, wo an der wundervollen Riviera del Ponente das noch jetzt der Familie gehörige Landgut in der Via Carloforte liegt. Es beſteht aus einem am Meeresufer gelegenen herrſchaftlichen Hauſe und einem weiter oben im Grün verſteckten Villino, welches zum Erbteil des Heiligen Vaters gehört. Dort mußte er mit dem gleichalterigen Sohne des Bauern Montaldo, welcher die zum Gute gehörigen Felder beſorgte, um die Wette Spaten und Rechen handhaben. In Erinnerung an dieſe Kameradſchaft rief Papſt Benedikt bald nach ſeiner Erhebung ſeinen ehemaligen Konkurrenten zu ſich nach Rom und unterhielt ſich aufs herablaſſendſte mit ihm und ſchenkte ihm zum Andenken einen prächtigen Ring, mit dem derſelbe hocherfreut nach Pegli zurückkehrte. Die Wirkung der ländlichen Arbeit entſprach durchaus der Hoffnung der beſorgten Mutter. Der Heilige Vater erfreut ſich noch heute einer ſo guten Geſundheit, daß ich bisher niemand finden konnte, der von einer Erkrankung desſelben in den letzten vierzig Jahren Kunde erhalten hätte.

Die Elementar- und Gymnaſialſtudien machte der Knabe in dem Collegio Danovaro e Giuſſo in Genua, das zuerſt in der Via della Maddalena und ſeit 1862 im Palazzo Spinola in der Salita S. Catarina ſeinen Sitz hatte. Nach Vollendung der drei Elementar- und der fünf Gymnaſialklaſſen (1861—1869) ſtudierte er die Philoſophie als Externer im erzbiſchöflichen Seminar (1869—1871)[1]. Die bereits hier erzielten Erfolge waren mehr als befriedigend. Was an brillanten und ſpielend gewonnenen Reſultaten

[1] Hieran erinnert nun am Eingange des Seminars eine Marmortafel mit entſprechender Inſchrift.

fehlte, ersetzte reichlich die Gründlichkeit und methodisch abgerundete Lückenlosigkeit seines Wissens, das eben die Frucht angestrengter, ausdauernder und alle Lehrfächer gleichmäßig umfassender Arbeit war, welche in sich wieder die segensreichsten Wirkungen auf die gesamte Geistes- und Charakterbildung ausüben mußte. Wie es scheint, zeigten sich also schon in frühem Alter die typischen Züge des piemontesisch-genuesischen Volkscharakters, der uns vielleicht in seinen, allerdings geläuterten Hauptzügen den Schlüssel zum Verständnis der Eigenart Papst Benedikts bieten dürfte. In diesem Volkscharakter findet sich bekanntlich die Kraft und Gediegenheit des Nordens mit der Geschmeidigkeit und Findigkeit des Südens in glücklicher Mischung vereint.

Mit 17 Jahren bezog der Jüngling im Herbst 1871 die Universität seiner Vaterstadt. Dem Wunsche seines Vaters sich fügend, widmete er sich dem Rechtsstudium. Allerdings hatte er sich, wie es scheint, bereits damals, dem Drange seines Herzens folgend, für die geistliche Laufbahn entschieden. Bereits in diesem jugendlichen Alter begann er als Jurist während seiner Universitätsjahre das in Italien damals noch wenig bekannte Laienapostolat auszuüben. Er sammelte um sich einen kleinen Kreis von Gesinnungsgenossen und begeisterte dieselben, ihre Kraft und freie Zeit in den Dienst des christlichen Vereinswesens und der guten Presse zu stellen. Die andersdenkenden Studenten nannten diese Gruppe mit spöttischer Betonung des vorletzten Wortes la Campagnia degli interessi cattolici. Selbst von Rom aus suchte er durch Briefe den Eifer seiner Gefährten rege zu erhalten, und noch jetzt harrt der treffliche Provinzialrat Rechtsanwalt Ansaldo an dem Posten in der katholischen Vereinstätigkeit in Genua aus, auf den ihn sein nun auf den päpstlichen Thron erhobener Alters- und Studiengenosse vor 40 Jahren gestellt hat.

Nachdem er im August 1875 die Doktorwürde im Zivilrecht erlangt hatte, wandte er sich dem geistlichen Berufe zu, suchte und fand in Rom Aufnahme in der altehrwürdigen Stiftung des Kardinals Capranica († 1458) an dem gleichnamigen Platz bei S. Maria in Aquiro. Mit den übrigen Schülern dieses Kollegs, in das er am 15. November 1875 eintrat, besuchte er nun während vier Jahren die theologischen Vorlesungen der der Gesellschaft Jesu anvertrauten Gregorianischen Universität, welche, 1870 aus dem Collegio Romano vertrieben, in dem Palazzo Borromeo ein neues Heim gefunden hatte. Von seinen Professoren verdienen genannt zu werden P. Franzelin, der aber, bereits im April 1876 zu der Kardinalswürde erhoben, dem Lehrfach entrissen wurde. Im vierten Jahr hörte er auch den

damals von Woodstock in Amerika berufenen späteren Kardinal Mazella. Alle vier Jahre folgte er den dogmatischen Vorlesungen des P. Palmieri, der, sowohl als Philosoph und Kanonist wie als Dogmatiker und Moralist gleich geschätzt, vor wenigen Jahren starb. Im Hebräischen, in dem er bereits im ersten Jahr den Preis gewann, hatte er den durch seine gelehrten Veröffentlichungen wohlbekannten Exegeten P. Patrizi, den Bruder des langjährigen Kardinalvikars von Rom, zum Lehrer. Die Moraltheologie trug P. Ballerini vor, dessen tiefgründiges Hauptwerk noch immer in weiten Kreisen hohe Achtung genießt.

In jedem Jahr brachten ihm die Konkursarbeiten eine Reihe von Preisen und ehrenvollen Erwähnungen, und zwar fast gleichmäßig in allen Fächern; nicht nur im Dogma und der Moral, sondern auch im Hebräischen, in der Kirchengeschichte, der geistlichen Beredsamkeit und Exegese. Genau programmäßig erlangte er am Ende des zweiten Jahres (19. Juli 1877) das Bakkalaureat, am Ende des dritten (20. Juli 1878) das Lizentiat, worauf er am 21. Dezember 1878 zum Priester geweiht wurde, während er am Schlusse des vierten (28. Juni 1879) mit einem erfolgreichen Doktorexamen seine theologischen Studien abschloß. Seine erste heilige Messe feierte er bereits am 22. Dezember 1878 in St Peter, seine zweite in der Kapelle des hl. Aloysius (alle cappellette di S. Luigi, in der vom Heiligen im römischen Kolleg bewohnten, jetzt in eine Kapelle verwandelten Zelle), die dritte in S. Maria Maggiore. Als er zur Ergänzung derselben am 6. November desselben Jahres das Bakkalaureat in den Institutionen des Kirchenrechts erlangte, war er bereits im Begriffe, aus dem Capranica-Kolleg in die Accademia dei nobili ecclesiastici an der Piazza della Minerva überzusiedeln. Während er bereits in der Accademia weilte, erlangte er Anfang März 1880 das Doktorat im Kirchenrecht, wahrscheinlich am Seminario Romano di S. Apollinari.

Mit dem Eintritt in diese päpstliche Anstalt (17. November 1879) hatte er die Richtung bestimmt, in der er sein Wissen und Können in den Dienst der heiligen Kirche stellen wollte. Dem Drängen seiner Berater folgend, entschied er sich für den diplomatischen Dienst des Heiligen Stuhles. Zu diesem verantwortungsvollen und schwierigen Berufe brachte er ein selten gediegenes und lückenloses theologisches Wissen und eine ebensolche Charakterbildung mit, die Frucht jahrelanger, gewissenhafter und aufopfernder Arbeit, die getragen und genährt wurde von tiefer und gediegener Frömmigkeit.

Nun begannen die unmittelbar auf den diplomatischen Dienst abzielenden Studien der kirchlichen Diplomatie, der Kirchengeschichte, des diplomatischen Stils, der Nationalökonomie, des internationalen Rechts und der modernen Sprachen, des Französischen, Englischen und Deutschen.

Als er im Jahre 1882 diese Kurse vollendet hatte, verließ er die Accademia und nahm bei seinen Eltern Wohnung, zuerst in Via in Arcione 88 und 1892 nach dem Tode seines Vaters im Palazzo Brazza, ehemals Palazzo Cenci, in der Piazza di S. Eustachio 83[1]. Wie üblich wurde er am 28. Mai 1883 zum Cameriere Segreto Sopranumerario ernannt und hatte als solcher nicht lange auf eine Beschäftigung zu warten. Am 1. Dezember 1882 war der spätere Kardinal Rampolla, damals Sekretär der Congregazione degli Affari ecclesiastici straordinari, an die Stelle des abberufenen Kardinals Bianchi zum Nuntius in Madrid ernannt worden. Er erwählte sich den späteren Kardinal Segna zum Uditore und Msgre Della Chiesa, der damals 29 Jahre zählte, zu seinem Sekretär, eine Wahl, die für den angehenden Diplomaten von größter Bedeutung war.

Es war die Zeit, in der nach Beseitigung der traurigen, für das Land durchaus unzeitmäßigen Republik (1873/74) Alfons XII. mit seinem konstitutionellen Königtum seine ersten Versuche machte; mit jener Konstitution, die auf dem halb England halb Frankreich abgesehenen turno legal basiert war, jenem Schaukelsystem zwischen den von Cánovas del Castillo geführten Konservativen und den im französischem Sinne Liberalen Sagastas. Rampolla, der bereits 1875 bis 1877 als Uditore in Madrid verweilt hatte, nahm, selbstverständlich nach den Weisungen Papst Leos XIII., mit den konservativen Führern Cánovas, Alejandro Pidal y Mon u. a. enge Fühlung und entwickelte eine für das Königtum und die mühsam hergestellte Ordnung sehr dankenswerte Tätigkeit durch Ermutigung und Stärkung der Konservativen und die Beruhigung der karlistischen und extrem-konservativen Tendenzen, die zwar von Martínez Campos niedergerungen waren, aber noch immer das neue Regierungssystem und damit die öffentliche Ruhe bedrohten. Diese Hilfe war besonders dankenswert und brachte dem Nuntius selbst die Anerkennung und den Dank Sagastas ein, als nach dem Tode Alfons' XII. (1885) während der Vormundschaft Maria Christinas der Thron besonderer Stütze bedurfte. Es lernte daher

[1] Hieran erinnert eine vor kurzem im Eingang zum Palaste angebrachte Inschrift

Msgre Della Chiesa bereits frühzeitig den für den päpstlichen Vertreter oft sehr unangenehmen und peinlichen Kampf gegen zwei Fronten gründlich und praktisch kennen, den Kampf gegen den kirchenfeindlichen Liberalismus und gegen den extremen, doktrinären Konservatismus, und es werden sich ihm daher die aus den Erfahrungen dieses Kampfes sich ergebenden Grundsätze tief eingeprägt haben. Es fand also die päpstliche Diplomatie in den Jahren 1883 bis 1887 in Spanien ein sehr günstiges Feld zu reger und segensreicher Betätigung. Wie erfolgreich diese war, zeigte das Vertrauen, welches in dem bekannten Karolinenstreit (1885) dem Vertreter des Heiligen Stuhles sowohl von der spanischen als von der deutschen Regierung entgegengebracht wurde. Auch die wahrhaft spanische Prachtentfaltung in der königlichen Hofburg von Madrid, am 22. Mai, an dem der Nuntius Rampolla im Namen Leos XIII. den am 17. Mai 1886 geborenen Alfons XIII. aus der Taufe hob, dürfte Msgre Della Chiesa in lebhafter Erinnerung geblieben sein. Es hatte also der junge Diplomat reichliche Gelegenheit, den Dienst an der Peripherie kennen zu lernen.

Als der Nuntius Rampolla 1887 zur Kardinalswürde erhoben wurde, kehrte er mit seinem Sekretär nach Rom zurück. Bald nach dem öffentlichen Konsistorium erfolgte dessen Ernennung zum Staatssekretär. Derselbe hatte seinen Sekretär bereits so schätzen gelernt, daß er sich nicht von ihm trennen wollte, und doch war er, wie dies bei so bedeutenden Persönlichkeiten gewöhnlich der Fall ist, wie die Italiener sagen, di difficile contentatura, schwer zu befriedigen. Es war daher dem Msgre Della Chiesa vergönnt, zwanzig Jahre an der Seite dieses hervorragend begabten und heiligmäßigen Mannes den Dienst der Zentralregierung gründlich auszukosten. Von großem Vorteil war es für ihn auch, daß er im Staatssekretariate von der Pike auf dienen konnte. So lernte er die weltumfassende Tätigkeit und Korrespondenz in all ihren Phasen in langjähriger Praxis kennen und erwarb sich in allen Funktionen und Arbeiten derselbe jene Leichtigkeit und Sicherheit, welche ihn alsdann zur Leitung dieser wichtigen Abteilung in hervorragender Weise befähigte. Ohne Zweifel eignete er sich zumal in diesen Jahren jene Geläufigkeit, Klarheit und Präzision im gesprochenen und geschriebenen Worte an, welche ihn noch jetzt auszeichnet. — Allerdings hielt diese Unentbehrlichkeit den hochgeschätzten Privatsekretär und Minutanten 14 lange Jahre in einer relativ untergeordneten Stellung fest und verlangsamte seine Karriere in auffallender Weise. Erst am 18. Juli 1900 wurde der bisherige Cameriere

Segreto zum Hausprälaten ernannt. Aber einen eigentlichen Aufstieg brachte erst die vom 23. April 1901 datierte Ernennung zum Sostituto della Secretaria di Stato und zum Secretario della Cifra, die am 30. Mai wie üblich durch die Ernennung zum Konsultor des heiligen Offiziums vervollständigt wurde.

Nun trat Msgre Della Chiesa mit den beim Heiligen Stuhl akkreditierten Diplomaten in regen, persönlichen Verkehr; die ganze diplomatische Korrespondenz ging durch seine Hände; ebenso wurde sein Verkehr mit dem Kardinalstaatssekretär, seinem ehemaligen Chef von Madrid, noch viel reger und intimer. Ferner hatte er, als Substitut mit der Oberleitung des Osservatore Romano betraut, in den folgenden sechs Jahren reichliche Gelegenheit, die auch für den diplomatischen Dienst so wichtige Publizistik aus nächster Nähe gründlich kennen zu lernen und ihr Freud' und Leid auszukosten. Jetzt kamen ihm und seinen Vorgesetzten seine im langen Minutantendienste erworbenen Fähigkeiten trefflich zu statten.

In der Leitung des Staatssekretariates machte sich zum erstenmal seine persönliche Eigenart geltend und zeigte sich in allen ihren charakteristischen Zügen, um so mehr als sie von der mehr genialen Verwaltungsmethode seines Vorgängers, eines jener talent- und geistvollen Meridionalen sich scharf abhoben. Es begann eine Periode pünktlichster Genauigkeit. Die Arbeit begann und endete genau auf die Minute an den reglementären Stunden und war kaum mehr durch „außerordentliche" Ruhepausen unterbrochen. Keiner der Unterbeamten hatte über die nützliche Verwendung seiner Amtsstunden lange nachzusinnen. Jeder hatte stets ein reichbemessenes Arbeitspensum vor sich. Was heute beantwortet und erledigt werden konnte, durfte nicht auf morgen warten. Offenbar mußte jeden Abend auf dem Arbeitstisch des Sostituto reine Bahn sein. Derselbe war leicht zugänglich; denn da die Anliegen schnell erfaßt wurden und die Bescheide klar und präzis waren, so waren die Audienzen von verhältnismäßig kurzer Dauer und doch durchaus befriedigend.

Der Wechsel rief im Personal keine fühlbare Reaktion hervor. Es ist ja eine bekannte Eigentümlichkeit der römischen Beamten und Arbeiter, daß sie sich leicht der Arbeitsart ihrer Vorgesetzten anschließen. Der Substitut war stets der erste und der letzte im Bureau, und er forderte von niemand ein Arbeitsmaß, von dem er nicht selbst das Doppelte leistete. Sodann dachte er nicht nur an die Arbeit seiner Leute, sondern auch an ihre Bedürfnisse und Interessen. Daher waren sie ihm treu ergeben und taten ihre Pflicht.

Im übrigen war der Kanzleidienst für den Substituten durchaus nicht die Hauptsache, sondern nur ein unentbehrliches Hilfsmittel des eigentlichen diplomatischen Dienstes. Auch in Bezug auf diesen, also in Bezug auf die von den päpstlichen Agenten einzuhaltenden Richtlinien, für die Beantwortung weittragender Anfragen, die Entscheidung wichtiger Rechts- und Opportunitätsfragen, wies Kardinal Rompolla wiederholt die Diplomaten an Msgre Della Chiesa, indem er ihn als seine rechte Hand bezeichnete und das vollste Vertrauen auf seine Einsicht, Klugheit und Geschäftskenntnis an den Tag legte.

Doch die Arbeiten des Minutanten, ja auch die des Substituten genügten nicht, um die Arbeitszeit Msgre Della Chiesas auszufüllen, und zumal ließen sie dessen lebhaftes Verlangen nach Betätigung seines priesterlichen Berufes unbefriedigt. Um auch in dieser Beziehung seinen Verpflichtungen vollauf zu genügen, sorgte er vor allem für sein eigenes religiöses Leben, um stets aus dem eigenen Vorrat und Überfluß schöpfen zu können. Er war ein eifriges und führendes Mitglied der Priestervereinigung, welche dem Heilande im heiligen Sakrament in den langen, stillen Nächten seine Einsamkeit durch Anbetungsstunden tröstet. Traf ihn die Reihe, so eilte er spät abends, nach dem langen Tageswerk des Staatssekretariats, zu der Kirche, hielt mehrere Stunden seine Wache, feierte bald nach Mitternacht seine heilige Messe, worauf wenige Ruhestunden genügen mußten, um zur gewohnten Stunde als erster das Sekretariat zu betreten. — Auch der vom Kardinal Vives y Tuto gegründete Priesterverein des dritten Ordens des hl. Franziskus zählte Msgre Della Chiesa zu seinem Mitglied. Als solches zog er sich monatlich an einem Tag in das Haus der Lazaristenpatres in der Via S. Nicola da Tolentino zu einer geistlichen Sammlung zurück. Jahrelang fand er, zumal an Sonn- und Festtagen Morgen- oder Abendstunden, um in der Kirche von S. Eustachio oder in der von S. Rocco in der Ripetta mit Vorliebe die Armen beichtzuhören und zu trösten. Ebenso leistete er gern, soviel seine amtlichen Pflichten es ihm gestatteten, Einladungen zu Vorträgen und Predigten Folge. Auch an den religiösen und sozialen Bestrebungen der Verbrüderung der Genuesen in Rom (Compagnia dei Genovesi), welche in der Kirche S. Giovanni Battista dei Genovesi in der Via Anicia bei dem ehemaligen Haupthafen von Rom, der Ripa Grande, ihren Sitz hat, nahm er regen Anteil. Es war daher offenkundig, daß der Drang seines Herzens mehr auf diese priesterliche Tätigkeit als auf die Arbeiten der hohen Diplomatie gerichtet

war, so sehr er auch von der eminenten Wichtigkeit dieser letzteren überzeugt war[1].

Unterdessen war 1903 dem Papste Leo XIII. Pius X. und dem Kardinal Rampolla Kardinal Merry del Val nachgefolgt. Es war selbstverständlich, daß dieser Wechsel sich zunächst nicht auf den Substituten ausdehnen konnte. Derselbe mußte noch einige Jahre im Staatssekretariat die Überlieferung und Kontinuität wahren und sichern. Nachdem dies 1907 hinlänglich geschehen war, erhob ihn der Heilige Vater Pius X., dem offenbar der Herzenswunsch seines Substituten nicht verborgen geblieben war, am 16. Dezember 1907 auf den durch den Tod des Kardinals Svampa erledigten erzbischöflichen Stuhl von Bologna. Am 22. Dezember vom Heiligen Vater selbst in der Sixtinischen Kapelle zum Bischof geweiht, beeilte sich der neue Erzbischof, die Sorge für die ihm anvertraute Herde zu übernehmen. Bereits am 23. Februar 1908 hielt er in Bologna seinen feierlichen Einzug.

Auf diese hohe Warte gestellt, entfaltete Msgre Della Chiesa sofort mit der bereits in seinen früheren Wirkungskreisen erwiesenen Ruhe und Gründlichkeit, aber auch mit demselben Nachdruck und derselben Ausdauer, mit glaubensvollem Seeleneifer eine umfassende, vorbildliche Hirtensorge. Für alle Funktionen seines weitschichtigen Amtes setzte er mit voller Kraft ein. Vor allem wollte er seine Herde und ihre Bedürfnisse kennen lernen. Daher begann er, sobald es die Verhältnisse der Zentralleitung in Bologna erlaubten, die kanonische Visite seiner für italienische Verhältnisse großen Erzdiözese mit ihren 685 400 Katholiken, 389 Pfarreien, 712 Welt- und 65 Ordenspriestern, 148 Seminaristen und 1175 Kirchen. In sechs schweren Arbeitsjahren hatte er 1913 jede Pfarrei und jede Kirche visitiert. Welche Unsumme von mühsamen Reisen, zumal in den gebirgigen Teilen der Apenninen, in welchen er sich als vortrefflicher Reiter erprobte; von Predigten und Ansprachen, nicht selten vier bis fünf an einem Tage; von anstrengenden kirchlichen Feierlichkeiten diese Visite erforderte, wußten seine Begleiter mit Schaudern zu berichten. Sie konnten neben ihrem Erzbischof nicht standhalten und mußten sich abwechseln. Derselbe wollte eben alles mit seinen eigenen Augen sehen, wollte mit jedem Bruchteil seiner Herde sprechen.

Charakteristisch für den Visitator war die Energie, mit der er jedes etwas bessere Mittagsmahl verfolgte, mit welchem man, trotz aller Ab-

[1] Weiteres über diese seelsorgliche Tätigkeit siehe in der Rivista Diocesana Genovese IV (1914) 214 ff.

mahnungen, seinen Besuch feiern zu müssen glaubte. Der Lohn für solche Versuche war in der Regel ein strenges Examen über die Armenpflege des Ortes und die unerbittliche Weisung, ihr den ungerechtfertigten Luxus zuzuwenden. Ebenso streng wurde der Visitator, wenn er in einem Gotteshaus Mangel an Ordnung oder Reinlichkeit entdeckte. Noch nach Jahren klangen die Tadelsworte in den Ohren des schuldigen Sakristans und Pfarrers und hatten eine lange Nachwirkung. Als der Erzbischof 1913 diese opfervolle Arbeit glücklich vollendet hatte, pilgerte er nach Lourdes, um der lieben Gottesmutter für ihre mächtige Fürbitte zu danken.

Seinem Klerus war er stets zugänglich, und die vom Lande kommenden Geistlichen fanden den erzbischöflichen Tisch stets zu einem frugalen Mahl gedeckt. Er leistete, wo es anging, denselben in eigener Person Aushilfe und eilte in die von sozialistischen Wühlern besonders gefährdeten Pfarreien, hielt daselbst allen zu bestimmten Stunden in der Kirche versammelten Bevölkerungsklassen geeignete Vorträge und trotzte allen Gefahren. — Für die Armen und kirchlichen Bedürfnisse hatte er stets eine offene Hand und gab redlich der Kirche alles zurück, was er von ihr empfing, für sich nur das Notwendige behaltend.

Ganz besondere Aufmerksamkeit wandte der Erzbischof der Heranbildung des Klerus zu. Unter seiner Leitung erstand, auf Kosten des Heiligen Stuhles, an einem gutgewählten Platze das neue, große Interdiözesanseminar, und mit dem Erlös des ungünstig im Zentrum der Stadt gelegenen bisherigen Seminars erbaute er ein neues, die Gymnasialkurse umfassendes Diözesanseminar in einem modernen Stadtteil. — Mit nachhaltiger Energie hielt er vom Unterricht alle modernistischen Tendenzen fern; doch führte er diesen Kampf ohne Nervosität, ohne sich durch ungenügend motivierte Anklagen beeinflussen zu lassen und stets darauf bedacht, zuerst den Weg der Belehrung zu versuchen, war aber um so unerbittlicher, wenn dieser nicht zum Ziele führte. Überhaupt herrschten in seinem Regierungssystem durchaus nicht die Repressivmaßregeln vor, vielmehr suchte er die Ursachen, die den Mißständen zu Grunde liegenden Mängel durch positiv bessernde Maßnahmen auszuräumen.

Unerbittlich wahrte er die für solches oberhirtliches Wirken erforderliche Aktionsfreiheit und beseitigte auch säkulare und von hohen Autoritäten in andern Zeitlagen errichtete Schranken — wie dies mit einigen von dem von ihm so hoch verehrten Benedikt XIV. für den Klerus von Bologna getroffenen Bestimmungen der Fall war —, mochte dies auch viel Mißvergnügen

hervorrufen. Anderseits unterhielt er mit den weltlichen Behörden, soweit dies die politische Lage erlaubte, nicht nur korrekte, sondern auch freundliche Beziehungen und wußte die wohltätigen Wirkungen eines solchen friedlichen, von Gott gewollten Zusammenarbeitens sehr wohl zu schätzen.

Dieselbe positive Arbeitsmethode leitete auch sein Wirken für das in unsern Zeiten so überaus wichtige Vereins- und Preßwesen. Auch hier stand er allenthalben jeder guten Initiative anregend, helfend und, wenn erforderlich, leitend zur Seite.

Ein solches vorbildliches Wirken konnte nicht verfehlen, dem unermüdlichen Seelenhirten in Bologna die Hochachtung und Verehrung aller Kreise zu gewinnen.

* * *

Nach dem Gesagten dürfte es, wie ich schon oben andeutete, nicht schwierig sein, die Gründe anzugeben, welche die Kardinäle zu ihrer Wahl bestimmten. Sieben Jahre wahrhaft apostolischer Hirtensorge in einer großen, schwierigen Diözese; vierundzwanzig Jahre unermüdlicher und erfolgreicher Tätigkeit in der päpstlichen Diplomatie und in dem Staatssekretariat; zwanzigjähriges vertrauensvolles Zusammenwirken mit einem langerprobten Meister kirchlicher Regierungskunst; fast vierzigjähriger Aufenthalt in der Ewigen Stadt; jahrzehntelange Vertrautheit mit dem Vatikan und all seinen Bewohnern; eine staunenswerte Gesundheit, Arbeitskraft und Arbeitsliebe; vor allem aber eine schlichte, tiefe Frömmigkeit, verbunden mit einer werktätigen, opferwilligen und in jahrelanger bescheidener Arbeit erprobten Liebe zur heiligen Kirche Gottes — mit diesen offen zu Tage liegenden Tatsachen eröffnete sich den Wählern eine klare, sichere Bahn für die heilige Kirche; für alle Haupterfordernisse der weltumspannenden, kirchlichen Zentralregierung waren hier die nötigen Garantien geboten. So geschah es denn, daß der Erzbischof von Bologna hundert Tage nach seiner Erhebung zum Kardinalat (25. Mai) am 3. September berufen wurde, den Stuhl Petri zu besteigen.

Diese so außerordentliche Erhebung änderte nichts in der Lebens- und Arbeitsart des Erhobenen. Dieselbe Ruhe, Klarheit und Bestimmtheit in seinem ganzen Wesen und daher wohl auch die vielbemerkte und vielbewunderte Sicherheit und Selbstverständlichkeit, mit der er, nachdem er einmal mit Worten tiefer Demut seine Einwilligung gegeben hatte, sogleich seines Amtes zu walten begann. Es war, als ob er schon Jahrzehnte diese Stelle innegehabt habe.

Genau wie bisher erhebt sich der Heilige Vater um 5 Uhr von seinem bescheidenen Lager und weiht die beiden ersten Morgenstunden dem lieben Gott. Um 7 Uhr beginnt er sein Tagewerk. Außer den vormittägigen Audienzstunden sind nun auch abendliche von $4^1/_2$ bis $6^1/_2$ Uhr, mit vollem Dienst in den Vorzimmern, eingeführt. Erst seit kurzem hat der Heilige Vater begonnen, sich zuweilen nachmittags 3 Uhr eine kurze Spazierfahrt im Garten zu gönnen. Wie in Bologna zieht sich abends die Tagesarbeit bis tief in die Nacht hinein. Bei den Empfängen ist der Heilige Vater wie früher von gewinnender Einfachheit und Freundlichkeit bei aller Wahrung seiner hohen Würde. Als ich mich beim Beginn einer ersten Audienz zum Fußkuß neigte, sagte er: „Ja, fürs erste Mal. Nicht für Uns, sondern für Unser Amt."

Zum Schlusse: Welches wird das Regierungsprogramm Benedikts XV. sein? Zur Beantwortung dieser Frage, sofern sie überhaupt eine Berechtigung hat, reicht die Spanne von zwei Monaten nicht hin. Doch treten bereits in dieser Richtung zwei Momente mit hinlänglicher Klarheit hervor. Papst Benedikt XV. ist, wie kaum anders zu erwarten war, zunächst sorgsam bestrebt, die so wichtige Kontinuität der kirchlichen Regierung zu wahren, das Begonnene fortzuführen und ihm vollauf die zu seiner Erprobung und Beurteilung erforderliche Zeit zu gewähren, der Zeit ihre klärende und reifende Kraft auswirken zu lassen. Ferner ist es sein auch bereits deutlich ausgesprochenes Bestreben, alle kirchlichen Kräfte möglichst, mit Beseitigung aller Divergenzen, zusammenzufassen zum einheitlichen Kampf gegen den gemeinsamen, wahren Feind und zur einträchtigen Förderung aller kirchlichen Interessen[1].

Nun ist es an uns, den Wünschen und Absichten des Heiligen Vaters zu entsprechen, den die göttliche Vorsehung zu seinem hohen Amte herangebildet und uns gesandt hat, uns vertrauensvoll seiner Leitung zu unterstellen und nach seinem Beispiel glaubensvoll dem lieben Heiland und seiner heiligen Kirche zu leben und zu dienen.

[1] Unterdessen hat der Heilige Vater selbst in seinem Rundschreiben Ad beatissimi vom 1. November 1914 seine Absichten und Wünsche klar ausgesprochen, nachdem er zuerst in einer tiefgründigen Darlegung die durch den schrecklichen Krieg geschaffene Lage der Menschheit erörtert und deren Ursachen und Heilmittel mit apostolischem Freimut aufgewiesen hat.

Franz Ehrle S. J.

Krieg und Volkswirtschaft.

III.[1]

Endlich möchten wir noch die wichtigsten Lehren bezeichnen, die sich aus den Tatsachen und Erfahrungen der Kriegszeit schon jetzt ergeben.

Die beste Vorbereitung einer Volkswirtschaft für die Kriegszeit ist deren gesunde Ausgestaltung in der Friedenszeit. Außerordentliche Zeiten und Ansprüche bilden in besonderer Weise den Prüfstein für die wirtschaftliche und finanzielle Leistungsfähigkeit eines Volkes; sie offenbaren, ob und in welchem Grade das nationale und soziale Pflichtbewußtsein Leben und Kraft im Volke gewonnen hat. Die Hoffnung unserer Gegner auf den wirtschaftlichen Zusammenbruch Deutschlands ist eben gerade an der soliden Organisation und der starken Organisationsfähigkeit der deutschen Volkswirtschaft gescheitert, an dem einträchtigen, solidarischen Zusammenwirken aller aktiven Faktoren des volkswirtschaftlichen Prozesses, der Produzenten und Konsumenten, insbesondere an den zielbewußten Maßnahmen des Reiches, der Bundesstaaten, der Gemeinden, der wirtschaftlichen und sozialen Verbände.

Heben wir in aller Kürze nur einige besonders wichtige Erfahrungen und Lehren der Jetztzeit hervor, die auch für die Zukunft ihre Bedeutung bewahren werden.

Was wäre aus Deutschland geworden, wenn unsere Wirtschaftspolitik den Theorien der Freihandelslehre gefolgt, wenn sie die Produktion der Körnerfrüchte einer noch mehr erhöhten inländischen Fleischproduktion geopfert, die Broternährung des deutschen Volkes vorzugsweise von der ausländischen freien Zufuhr abhängig gemacht hätte? Mit Ausbruch des Krieges hörte die russische Zufuhr auf, England bedrohte die überseeischen Zufuhren, die neutralen Staaten suchten vielfach durch Ausfuhrverbote die eigene Lebensmittelversorgung zu sichern. Was hätten uns die glänzendsten Siege unserer tapfern Heere nützen können, wenn den Feinden der Plan einer Aushungerung Deutschlands und Österreichs gelungen

[1] Vergleiche den ersten und zweiten Teil dieser Arbeit im Novemberheft S. 122—147.

wäre? Jetzt werden wir etwas mehr Roggenbrot statt Weizenbrot essen müssen, aber die Ernährung der Bevölkerung während des gegenwärtigen Krieges bleibt möglich, auch wenn wir dafür im wesentlichen auf die inländische Produktion angewiesen sind. Unsere Wirtschafts- und Handelspolitik hat sich also praktisch bewährt, nicht bloß indem sie eine mächtige Industrie geschaffen, sondern namentlich dadurch, daß sie uns eine leistungsfähige Landwirtschaft erhalten und uns dadurch vor dem schweren Druck unzureichender Volksernährung bewahrt hat. Man hat so viel über die Verteuerung des Brotes durch Lebensmittelzölle gesprochen und geschrieben. Und doch, ohne die Agrarzölle, unter deren Schutz die landwirtschaftliche Technik und Produktion ihre gegenwärtige hohe Entwicklung erlangten, wären wir jetzt mit unserem Dreifrontenkrieg bei den höchsten Preisen verhungert oder zu schmachvollem Friedensschluß gezwungen worden.

Verstummt sind ferner die Stimmen, die von verhängnisvollen Folgen der deutschen Sozialpolitik sprachen. Mit beredter, wärmster Überzeugung konnte der Präsident des Reichsversicherungsamtes, Paul Kaufmann, darauf hinweisen[1], daß gerade die Arbeiterschutzgesetzgebung und Arbeiterversicherung eine der wichtigsten Quellen deutscher Kriegsbereitschaft geworden sind. Die Fürsorge für die Arbeiter, für ihre Gesundheit, ihre Rechte, ihr geistiges, sittliches, materielles Wohl, die großen Aufwendungen, die allein in der Arbeiterversicherung seit ihrer Einführung rund 10 Milliarden Mark betragen und die durch Maßnahmen von Staat und Gemeinden noch wirksam ergänzt wurden, haben jetzt reiche Frucht getragen. Freudig eilte die ganze geistig und wirtschaftlich gehobene Arbeiterschaft zu den Fahnen in der klaren Erkenntnis, welch hohe Güter gerade für sie auf dem Spiele stehen. Es hat sich bestätigt, was Eduard Fuster sagte: „Das Geld, das in Deutschland für die Durchführung der Versicherungsgesetze ausgegeben wird, erscheint in tausend Gestalten wieder: es wird zu Familienglück, Gesundheit und Menschenwürde, und schafft ein starkes, lebenskräftiges Deutschland, das ewig dauern wird." Nicht wenig hat es zu bedeuten, wenn auch während des Krieges täglich mehr als 2000000 *M* an Renten und sonstigen regelmäßigen Leistungen für die Versicherten gezahlt und darüber hinaus seitens der Versicherungsanstalten noch große außerordentliche Aufwendungen zur Kriegsfürsorge gemacht werden.

[1] „Woche" 1914, Nr 38. Aug. Kaufmanns neueste Schrift „Schadenverhütendes Wirken in der deutschen Arbeiterversicherung" (3. Aufl. 1914) gehört einigermaßen hierhin.

Besonders lehrreich sind auch die tief eingreifenden Maßnahmen der öffentlich-rechtlichen Körperschaften von Reich, Staat, Gemeinde. Freihandel und Schutzzoll treten zurück hinter den praktischen volkswirtschaftlichen Notwendigkeiten. Die Ausfuhrverbote, die sich auf alle für den Krieg selbst irgendwie bedeutsamen Gegenstände erstrecken (Munition, Sprengstoffe, Eisenbahnmaterial), dann auf industrielle Rohstoffe (Kohlen, Erze, Baumwolle usw.), ferner auf die wichtigsten Lebensmittel (alle Arten von Getreide, Müllereierzeugnisse, Fleisch und Fleischwaren, Fische, Gemüse usw.), diese Ausfuhrverbote sind nur vorübergehende handelspolitische Maßnahmen, ebenso die Ergänzung der Ausfuhrverbote durch Einfuhrerleichterungen, die auf den Handel belebend, anspornend einwirken, die Bedarfsversorgung des Volkes sichern sollen. So wurden die Einfuhrzölle auf Nahrungs- und Genußmittel (Getreide, Mehl, Kartoffeln, Gemüse, Tiere, Fleisch und Fleischwaren, Milch, Petroleum usw., Futtermittel) aufgehoben, auch das Fleischbeschaugesetz in wichtigen Punkten geändert. Schutzzöllner und Freihändler aber beruhigen sich bei diesen Maßregeln. Klar zeigt es sich, daß hier nur „historische Kategorien" in Frage stehen, daß man nicht „aus Prinzip" Schutzzöllner oder Freihändler sein darf, daß das hier allein entscheidende Prinzip der Zweck der Volkswirtschaft, die nationale Wohlfahrt, ist.

Die theoretische Spielerei ferner, welche die Preisbildung „naturgesetzlicher" Regelung unterwirft, unter der Voraussetzung von Menschen, die lediglich ihr Eigeninteresse verfolgen, die wirtschaftlichen Verhältnisse vollkommen kennen und durch keine wirtschaftspolitischen Maßnahmen in der Verfolgung des Selbstinteresses behindert werden, hat heute ihren Zauber verloren. Gewiß, der Staat soll die „Gesellschaft" nicht verdrängen, nicht in das wirtschaftliche Leben eingreifen, wenn die normale Deckung des Volksbedarfs auch ohne sein Eingreifen gesichert ist. Aber er behält eben doch vor allem diese Deckung des Volksbedarfs im Auge und stellt sie über das Sonderinteresse privatwirtschaftlicher Erträge. So wurde denn die Festsetzung von Höchstpreisen für Gegenstände des täglichen Bedarfs, namentlich für Nahrungs- und Futtermittel aller Art, für Naturerzeugnisse, Heiz- und Leuchtstoffe durch die Gesetzgebung ermöglicht, und der Kreis dieser Gegenstände kann eventuell noch erweitert werden. Das Reichsamt des Innern ordnete die Aufnahme aller Vorräte von Lebensmitteln und Bedarfsstoffen an, wodurch eine brauchbare Grundlage für etwa jetzt nötig werdende Großpreisfestsetzungen gewonnen würde. Nicht nur den kleinen

Egoisten, auch dem Preiswucher einzelner Rohstoffkartelle und Großhandelsverbände, so fordert man, soll entgegengetreten, überhaupt für alle wichtigeren Bedarfsgegenstände jede, durch die objektiven Verhältnisse von Vorrat und Bedarf nicht gerechtfertigte, Teuerung verhindert werden. Speziell für den Lebensmittelmarkt wird, in der Zeit der Not, die eventuelle Versorgung zu angemessenen Preisen, und zwar durch die Städte, als etwas ganz Selbstverständliches betrachtet. Die christlichen Bauernvereine Bayerns bezeichnen eine von der Regierung durchgeführte Verteilung unserer Getreide-, besonders unserer Weizenvorräte als die wichtigste Maßnahme der nächsten Zeit: die Einführung eines Höchstpreises brächte keine Vermehrung, sondern vielleicht sogar eine raschere Aufzehrung der Vorräte. Man solle das Beispiel der Schweiz nachahmen, ein Staatsmonopol einführen, indem der Staat die Brotgetreidevorräte aufkaufe, gegen bestimmten Mahllohn den Müllern zur Vermahlung überlasse, die dadurch gewonnenen Vorräte an Mehl nach der Kopfzahl der Bevölkerung verteile, den Detailpreis für Verkauf des Mehles vorschreibe mit entsprechendem Gewinn für den Zwischenhandel und auch einen entsprechenden Preis für Brot bestimme usw. Wir wiederholen es: Jede staatliche Regelung, die über das rechte Maß hinausgeht, erschüttert die Volkswirtschaft in ihren Grundfesten. Es bleibt indes für zukünftige Zeiten bedeutsam und lehrreich, daß heute alle dem Staate das Recht und die Pflicht zuerkennen, gegen selbstsüchtige Übergriffe und allgemeinschädliche Mißstände in der Preisbildung[1] einzuschreiten. Möge man nun auch späterhin nicht vergessen, daß die Preisbildung sich keineswegs nach ausschließlich privatwirtschaftlichen Gesichtspunkten zu vollziehen hat, daß sie dem volkswirtschaftlichen „Sollen" untersteht, der Bedarfsdeckung des Volkes genügen, dem Bedarf und der Kaufkraft des Volkes sich anpassen muß.

[1] Auch die umfassendere Abwehr einer quasi laesio enormis, bei Versteigerungen nämlich verdient hier Beachtung. Der Bundesrat hat nämlich eine Verordnung erlassen, die nach dem Vorbilde der österreichischen Exekutionsordnung allgemein für die Versteigerung körperlicher Sachen (also nicht nur für Gold- und Silberwaren), soweit sie im Wege der Zwangsvollstreckung nach der Zivilprozeßordnung stattfindet, ein Mindestgebot einführt. Der Zuschlag soll nur auf ein Gebot erfolgen, das wenigstens die Hälfte des gewöhnlichen Verkaufswertes des Pfandes erreicht. Die Verordnung ging von der Erwägung aus, daß bei der in der Kriegszeit verminderten Zahl kaufkräftiger Bieter den Schuldner andernfalls allzu schwere Schädigungen treffen würden, insofern eben alsdann mehr Sachen abgepfändet werden müßten, als sonst in andern Zeiten zur Deckung der Forderung des Gläubigers nötig wären.

Sodann kommt heute auch das Prinzip der Produktionsregelung zur praktischen Geltung, in andern, stärkeren Formen als in Friedenszeiten, doch keineswegs nach Art einer sozialistischen Regelung, vielmehr auf privatwirtschaftlicher Grundlage, aber im solidaristischen Sinne, unter ergänzender, zum Teil bestimmender Mitwirkung der öffentlichen Körperschaften. Man fordert heute nicht nur Förderung der Privatwirtschaft durch öffentliche Aufträge und Arbeiten, Förderung speziell der privaten Bautätigkeit durch öffentliche Mittel, sondern bereits ohne Scheu, wenn nötig, Betriebszwang für Betriebe der Lebensmittel-, Kohlen-, Rohstoff-Düngemittelversorgung usw. Staatssozialistische Maßnahmen! so würden viele in Friedenszeiten gesagt haben; heute erkennt man, daß es sich nicht um staatssozialistische Maßnahmen handelt, wenn die Staatsgewalt mit Entschiedenheit und Schnelligkeit gegenüber dem einseitig privatkapitalistischen Interesse das Gesamtwohl des Volkes selbst durch Zwangsmaßregeln zu wahren weiß. Das ist kein Staatssozialismus; allerdings sind es außerordentliche Maßnahmen, die nur durch außerordentliche Verhältnisse und Bedürfnisse gerechtfertigt werden. Aber sie würden auch nicht einmal durch außerordentliche Verhältnisse zu rechtfertigen sein, hätte die Volkswirtschaft nicht überhaupt die Aufgabe und den Zweck, die Deckung des Volksbedarfs zu bewirken. Diese Bedarfsversorgung des ganzen Volkes mit äußeren Gütern als Kulturaufgabe aufgefaßt, wird in der Frage der Produktionsregelung volkswirtschaftliches „Sollen" auch in Friedenszeiten zu gelten haben; nur bedarf es da freilich zur Sicherung der Erfüllung jener Aufgabe nicht gerade immer der gleichen starken Eingriffe öffentlicher Gewalten.

Immerhin bleibt es eine wertvolle Lehre für die Zeit nach dem Kriege, daß die Bedarfsversorgung des Volkes ein öffentliches Interesse darstellt und darum keineswegs der privaten Initiative ganz und gar überlassen werden kann. Heute findet diese Auffassung in der allgemeinen Volksüberzeugung ihre feste Stütze. Auch heute gibt es freilich noch Leute, welche ihrem „wohlverstandenen" Interesse ohne Rücksicht auf die Interessen anderer und des Ganzen dienen möchten, Leute, denen der privatwirtschaftliche Ertrag, der höchstmögliche Überschuß über die Kosten, der Lustgefühle über die Unlustgefühle, das wirtschaftliche Prinzip in diesem Sinne gefaßt, der Gipfel theoretischer Weisheit und praktischer Klugheit geblieben ist, Leute, die für den Begriff der materiellen Volkswohlfahrt kein Verständnis gewinnen können. Ja, wir finden sogar, wie Waldemar

Zimmermann in der „Sozialen Praxis" bedauernd hervorhebt, im gegenwärtigen Augenblick doppelt verwerfliche, wucherische Preistreibereien, Zurückhaltung von Rohstoffen und Lebensmitteln zu Spekulationszwecken, Lohndrückerei, Versuche, billige Arbeitskräfte der Frauen und Kinder zu verwenden, wo noch arbeitslose Männer zur Verfügung stehen; wir finden den Gruppenegoismus und Terrorismus von Konventionen und Konditionskartellen; es rächt sich jetzt, daß die gesetzliche Handhabe fehlt, um die Kartelle zu einer volkswirtschaftlichen und sozialen Politik zu nötigen, so daß der preußische Handelsminister am 1. September, durch die Not gezwungen, Kriegsregeln gegen die „Überspannung der Macht der Konventionen", die Aufstellung harter Zahlungs- und Lieferungsbedingungen, in Aussicht stellte; wir finden die doppelte Moral: egoistische Kreditsperrung und anderseits egoistische Zahlungsverweigerung, das Bestreben, sich selbst Lieferungs- und Zahlungsverpflichtungen nach Möglichkeit zu entziehen, zugleich aber die Zahlungspflicht des Schuldners ohne Aufschub und unbarmherzig zur Geltung zu bringen, fiktive „Opfer der Kriegsverhältnisse", die ihre Mieten nicht zahlen, ohne Not lange Zahlungsfristen erschleichen wollen usw. Aber alle diese egoistischen Erscheinungen und Bestrebungen werden doch heute viel schärfer als sonst verurteilt; sie treten zurück hinter dem in allen Kreisen sich kundgebenden echt vaterländischen und sozialen Pflichtbewußtsein, das allzeit dem Staatsbürger eigen sein soll, aber in Kriegszeit die höchste Bedeutung gewinnt gegenüber der besondern Anreizung und Gefahr, zum Schaden des Gesamtwohles selbstsüchtigen Zielen zu dienen. Als ein Verbrechen am Volke wird es darum jetzt allgemein verurteilt, wenn Betriebe, die ungehindert oder gar mit günstigeren Bedingungen weiterarbeiten können, das Überangebot von anderswo freigesetzten Arbeitern zur Lohndrückerei benutzen; man fordert vielmehr von ihnen, daß sie die sonst üblichen Löhne bezahlen und nach Möglichkeit helfen, die Arbeitslosigkeit zu mildern, daß sie, selbst wo die Marktlage weniger günstig ist, ihre Reserven dazu benützen, den Betrieb, wenn auch mit verkürzter Arbeitszeit, fortzuführen. Auf der andern Seite erwartet man von der Solidarität der Arbeiter, daß sie lieber alle verkürzte Arbeitszeit hinnehmen als Vollbeschäftigung nur eines Teiles der Arbeiterschaft mit Außerbrotsetzung vieler Standesgenossen. Jede das Gemeinwohl schädigende Spekulation und Preistreiberei wird scharf gegeißelt, und zwar um so mehr, je mehr die Not derjenigen Kreise wächst, die der verteuerten Waren bedürfen. Es gilt sodann als eine Forderung der Menschlichkeit, die für die Volkswirtschaft und deren Auf-

gabe jetzt von größerer Bedeutung wird, daß die besser situierten Stände, die vermögende und besitzende Klasse eines Landes, das davor bewahrt blieb, innerhalb seiner Grenzen die Kriegsfurie toben zu sehen, ebenso die Festbesoldeten des Staats- und Gemeindedienstes, für die notleidenden Mitbürger großmütig helfend einstehen. Und schließlich erwartet man auch von den Konsumenten, daß sie mithelfen, indem sie jede überhastete, preissteigernde, rücksichtslose Selbstverproviantierung vermeiden, ihren Bedarf nach den Verhältnissen gestalten, mit den Produkten, die allen dienen müssen, besonders haushälterisch umgehen.

Zeigt es sich da nicht jetzt in der Kriegszeit mit erhöhter Klarheit und Helle, welch große Bedeutung das Solidaritätsbewußtsein, die Überzeugung solidarischer Gemeinschaft, die alle, in Staat und Volkswirtschaft, umfassende Zusammengehörigkeit hat, um die allgemeine, über das Wohl des Volkes entscheidende, alle erhaltende Wechselwirkung hervorzurufen und zu wahren, und im gegenwärtigen Augenblick jene Bereitwilligkeit aller und jedes einzelnen, den schwierigen Bedingungen der Kriegszeit sich anzupassen, den gemeinsamen Interessen des Vaterlandes und der Wirtschaftsgenossen Rechnung zu tragen?

Und wie die einzelnen vom Geist der Solidarität durchdrungen sind, so bewährt sich jetzt auch ganz besonders die Frucht des Solidaritätsprinzips in seiner konstruktiv organisatorischen Bedeutung, durch die Wirksamkeit der ökonomischen und beruflichen Selbsthilfeorganisationen[1].

Die meisten Konventionen der kartellierten Unternehmer wirken fort als ein Element der Ordnung des Wirtschaftslebens durch Ausschluß wilder Konkurrenz, durch gemeinsame Festsetzung angemessener Preise, Lieferungs- und Zahlungsbedingungen. Nur legen die Erfahrungen der Kriegszeit vielleicht noch mehr als die der Friedenszeit die Erkenntnis nahe, wie vorteilhaft es wäre, wenn jene Konventionen paritätisch zwischen Lieferfirmenverbänden und Abnehmerorganisationen vereinbart, nicht von den Grossisten einseitig diktiert, und wenn ebenfalls die Detaillisten dabei nicht ohne Berücksichtigung von Kundenvertretungen vorgehen würden.

Auch die Genossenschaften des Kleingewerbes und des Kleinhandels haben jetzt besonders auf dem Gebiete des Kreditwesens manche Hilfe leisten können; sie würden noch mehr zu bieten imstande sein, wenn in

[1] Soziale Praxis 23. Jahrg. (1914), Nr 45—50.

der schweren Zeit das Solidaritätsbewußtsein in diesen Kreisen sich kräftigte und zu einer Ausdehnung der genossenschaftlichen Selbsthilfeorganisation auf weitere Kreise führen sollte. Für die Übernahme von Aufträgen seitens der öffentlichen Körperschaften insbesondere wäre ein mehr geschlossenes Auftreten und Handeln der Handwerker Vorbedingung günstiger Erfolge.

Wir haben schon darauf hingewiesen, wie ferner die Unternehmerverbände bedrängten Mitgliedsfirmen die Fortführung des Betriebes zu ermöglichen suchen, daß sie im Verein mit andern Organisationen der Ordnung der Arbeitsmarktverhältnisse ihre Sorge zuwenden, wobei auch jetzt wieder die Notwendigkeit eines Reichsarbeitsnachweises, wie er für die Erntehilfe rasch geschaffen wurde, sich ergeben haben dürfte. Rückhaltlose Anerkennung verdient es, daß manche Arbeitgeberverbände (der Buchdruckerei, des Bau- und Holzgewerbes) öffentlich erklärten, daß sie die tariflichen Vereinbarungen auch während des Krieges ohne einseitige Änderungen einhalten werden. Die Tarifverträge bilden ja in der Tat für den Arbeitsmarkt ebenso ein Element der Ordnung wie die Kartelle für den Warenmarkt. Und je mehr die Arbeitgeber und deren Verbände sich der solidarischen Interessengemeinschaft mit ihren Arbeitern bewußt werden, um so friedlicher wird sich auch in Zukunft das Verhältnis zwischen Unternehmer und Arbeiter gestalten, was dann wieder günstig auf die Sicherung der nationalen Volkswirtschaft zurückwirken muß. Gerade letztere Rücksicht zeigt in gefahrvoller Zeit mit außerordentlicher Klarheit, daß der Schutz der Tarifverträge in der Tat ein öffentliches Interesse darstellt und darum auch als öffentliche Angelegenheit gelten sollte.

Große Schwierigkeiten ergaben sich für die Gewerkschaften beim Ausbruch und dem weiteren Verlaufe des Krieges. Ihre Mitglieder, Führer, Angestellten wurden einberufen, die Beiträge versiegten, die Unterstützungsansprüche und -anlässe schwollen gewaltig an, sonst leicht realisierbare Vermögensbestände ließen sich jetzt nicht flüssig machen. Zwei große Probleme waren zu lösen: die Selbsterhaltung der Organisation und die Unterstützung ihrer Glieder. Es gereicht den Gewerkschaften zur Ehre, daß sie, trotz der Notwendigkeit, die Verwaltungskosten nach Möglichkeit zu beschränken, die ihnen verbliebenen Angestellten nicht entließen, wie anderseits, daß jene Angestellten freiwillig auf einen Teil ihres Gehaltes verzichteten. Da Streiks während des Krieges ausgeschlossen bleiben, konnte sich die ganze Kraft auf die Unterstützung der Familien der Krieger und der Arbeitslosen konzentrieren, und es haben denn auch die Notstandsleistungen der

Gewerkschaften, ebenso wie ihre Arbeitsvermittlung, tatsächlich nicht wenig zur Steuer der Not beigetragen. Besondere Anerkennung verdient es, daß die wirtschaftlichen und beruflichen Selbsthilfeverbände, Genossenschaften und Gewerkschaften, die der sozialistischen Arbeiterpartei angehören, ihre durch jahrelange Kämpfe hervorgerufene Erbitterung gegen die Unternehmer vergaßen, den Gegensatz der Interessen, den Klassenkampfsstandpunkt hinter die bessere Erkenntnis der Interessengemeinschaft in dieser großen Gefahr für die Volksgesamtheit zurücktreten ließen. Nicht unerwähnt darf es schließlich bleiben, daß diese Gewerkschaften ihre Mittel, ihre Häuser und Heime für Verwundete und Notleidende zur Verfügung stellten und sich selbst zur Unterstützung der Polizei in Wahrung der inneren Ordnung bereit erklärten.

Auf allen Gebieten zeigte sich also mehr noch wie sonst der große Vorteil, der aus Berufsorganisationen von Fachgenossen und aus den öffentlich-rechtlichen Standesvertretungen für deren Glieder erwächst. Die Fachinnungen und Handwerkskammern können für Kleinmeister den notwendigen Kräfteausgleich herbeiführen. Die Angestelltenverbände verfügen, bei der Seltenheit ihrer Arbeitskämpfe, über leistungsfähige Unterstützungskassen sowie über eine gut ausgebildete Stellenvermittlung. Andere Vereinigungen und Kammern haben ebenfalls ihre Stellenvermittlungseinrichtungen, oder sie konnten sie doch schnell ausgestalten. Überall zeigt sich der Solidaritätsgedanke für Hilfe und Versorgung der geistigen Arbeiter, der Angestellten, der beschäftigungslosen freien akademischen Kräfte usw. tätig und regelmäßig auch erfolgreich.

Noch einmal sei aber hervorgehoben, daß die Verbände bei aller Opferwilligkeit das Recht und die Pflicht haben, an ihre eigene Zukunft zu denken; anderseits müssen sie sich darauf einrichten, den Familien ihrer Mitglieder für die ganze Kriegszeit helfen zu können, dies um so mehr, je weniger eigene Ersparnisse bei solchen Familien vorausgesetzt werden können. Das gilt insbesondere auch von den Verbänden der kaufmännischen und technischen Angestellten. Die Lage des sog. „neuen Mittelstandes" war schon in Friedenszeiten nicht gerade glänzend. Zum „Mittelstand" sollten und wollten die Angestellten in ihrer Lebenshaltung gehören, obwohl die hochgelernte Arbeiterschaft in Bezug auf den Gehalt nahe an diesen Mittelstand hinanreicht. Sind die Arbeiterlöhne im letzten Jahrzehnt gestiegen, so ist der Durchschnittsgehalt der Privatangestellten auf 1941 Mark gefallen, wie die neueste Statistik der Reichsversicherungsanstalt für An-

gestellte[1] nachweist. Da begreift sich, in welche Not die Familien der Angestellten in der Kriegszeit kommen können. Die Verbände können da viel, aber nicht alles leisten. Bloß die größten und ältesten Handlungsgehilfenverbände und der Werkmeisterverband waren imstande, die Stellenlosenunterstützungen vorerst in der satzungsmäßigen Höhe fortzuzahlen. Auch die Sammlungen für „Kriegsunterstützungskassen", die in erster Linie den Familien der Kriegsteilnehmer zu gute kommen, werden für die Unterstützung der stellenlosen Verbandsglieder nicht ausreichen. Man wird darum dem Vorschlag beistimmen können, für den letzteren Zweck mit Unterstützung des Reiches, der Kommunen, der Handelskammern und wohl auch der Angestelltenverbände besondere Vorschußkassen zu gründen[2].

* * *

Die Tage des Krieges sind zu einer Zeit der nationalen Auferstehung und Wiedergeburt geworden. Eine neue Gedanken- und Empfindungswelt ist wie im Sturmwind über unser Volk gekommen, vielleicht mit größerer Macht noch wie einst im Jahre 1813. Und gerade auf volkswirtschaftlichem Gebiete betätigt sich dieser neue Geist. Alles, was wir oben anführten, beweist es, und wiederum fand es beredten Ausdruck in der großartigen Einigungskundgebung der deutschen Erwerbsstände zu Berlin am 28. September 1914. Doch nicht nur in der Kriegszeit bedarf es einer solchen Gesinnung. Auch für die Zukunft muß das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit erhalten bleiben, indem die verschiedenen Erwerbsstände sich als Glieder einer und derselben Volkswirtschaft mit gemeinsamen Interessen fühlen, mit gegenseitiger Rücksichtnahme der einzelnen Gruppen, mit wechselseitiger Hilfe und Förderung, mit Unterordnung aller privaten Sonderinteressen unter die Wohlfahrt von Staat und Volk.

Es ist noch nicht lange her, daß ein hervorragender deutscher Nationalökonom gewissermaßen bedauerte, daß die deutsche Sprache das Wort „Volkswirtschaft" kenne, was andern Sprachen fehle. Das sei ein gefährliches Wort, ein gefährlicher Begriff. Wenn er für die sog. praktische Nationalökonomie, die Wirtschaftspolitik, vielleicht Geltung beanspruchen könne, so müsse doch große Vorsicht bei seiner Verwendung obwalten; jedenfalls habe er für die theoretische Nationalökonomie keine Geltung.

[1] Beilage zu den amtlichen Nachrichten für Juni 1914.
[2] Kölnische Volkszeitung Nr 863, 4. Oktober 1914.

In dieser Auffassung ist das, was wir Volkswirtschaft nennen, nur eine Tauschgesellschaft, die Summe selbständiger, lediglich durch den Verkehr verbundener, dem eigenen Interesse folgender Wirtschaften. Als Aufgabe der theoretischen Nationalökonomie als Wissenschaft gilt dann ausschließlich die Feststellung „verkehrswirtschaftlicher Erscheinungen" mit Ausschluß aller Prinzipien, die ein Seinsollen begründen und Werturteile ermöglichen. Aus dieser gänzlich verfehlten Auffassung ergab sich als unabweisbare Folge: einmal das Überwiegen privatwirtschaftlicher Gesichtspunkte innerhalb der theoretischen Nationalökonomie, in welcher der Ertragsgedanke alles beherrscht; sodann die Verkennung des richtigen Verhältnisses von Volkswirtschaft und Weltwirtschaft. Ist die Volkswirtschaft ein bloßer Verkehrsbegriff, dann stellt die Weltwirtschaft eine erweiterte und darum höhere Stufe der Verkehrsentwicklung dar, die sich über die Volkswirtschaft erhebt, statt ihr zu dienen. Wir haben in dieser Zeitschrift seit mehr als dreißig Jahren jene individualistische Auffassung bekämpft, ihr auf Grund der scholastischen Philosophie die sozialorganische Auffassung der Volkswirtschaft entgegengestellt, die Volkswirtschaft nicht bloß als Summen- und Verkehrsbegriff gelten lassen, die Verbindung der verschiedenen Einzelwirtschaften nicht ausschließlich aus den Verkehrsberührungen abgeleitet, sondern zugleich aus ihrer Beziehung zum Staatszweck, aus ihrer Unterordnung unter diesen Zweck, aus ihrer Aufgabe, dem Wohle von Staat und Volk durch Bedarfsversorgung für beide zu dienen. Kurz, wir haben die Volkswirtschaft als soziale Einheit erkennen lassen, auch in ihrer privatwirtschaftlichen Organisation, beherrscht durch das alle verbindende, alle Gegensätze ausgleichende, die Bildung ökonomischer und sozialer Selbsthilfeorganisation fördernde und zugleich regelnde Solidaritätsprinzip. Die theoretische Richtigkeit dieser Auffassung und ihre praktische Bedeutung hat in unsern Tagen in der allgemeinen Überzeugung des Volkes ihre klare Bestätigung und rückhaltlose Anerkennung gefunden. Ob aber auch jene nationalökonomischen Theoretiker, die nur auf Tatsachen und nicht auf Prinzipien Wert legen, aus dieser unverkennbaren Tatsache lernen werden? Vielleicht, daß heute die Mahnung Wilhelm Wundts größeren Eindruck auf sie macht als in früheren Tagen. Der berühmte Leipziger Gelehrte sagte nämlich unlängst in einer Rede über „den wahrhaften Krieg"[1]: Der Geist eines

[1] Fichte hielt 1813 in Berlin Vorlesungen über „den Begriff des wahrhaften Krieges", d. i. gegen einen Feind, der einem Volke seine Freiheit und Selbständigkeit rauben will. Sonst nennt man das einen „gerechten" Krieg.

Volkes findet seinen treuesten Ausdruck in seiner Philosophie. In England herrscht im privaten wie im politischen Leben die Nützlichkeitsmoral, deren Interpret der Jurist Jeremias Bentham war: „Jeder tue, was ihm selbst nützlich ist"; dieser Grundsatz rechtfertigt im wirtschaftlichen Verkehr wie andern Nationen gegenüber schließlich sogar den schnödesten Egoismus.

Es war aber das Verhängnis der nationalökonomischen Wissenschaft, daß sie bei ihrem Entstehen von jener falschen Philosophie beeinflußt wurde und bis heute beeinflußt wird. Nicht, daß wir für die Zukunft eine Vermischung von Ethik und Volkswirtschaftslehre empfehlen wollten! Aber die psychologischen Grundtatsachen, mit denen sie zu tun hat, sollten wenigstens philosophisch richtig erfaßt, die Selbstliebe, das Selbstinteresse nicht als niederer Trieb, als Leidenschaft, sondern als eine von der Vernunft beherrschte Kraft erkannt und gewürdigt werden. Wird das endlich wieder einmal in seiner ganzen Tragweite recht verstanden, dann ist ein Widerspruch mit der Moral von selbst ausgeschlossen, dann wird sich damit auch die Erkenntnis verbinden, daß die verkehrswirtschaftlich organisierte Volkswirtschaft von dem Grundsatz der Wiedervergeltung im Tausch und in der Einkommensbildung beherrscht wird, daß hier nicht der einseitig egoistische Vorteil, sondern das Prinzip von Vorteil gegen Vorteil[1] Geltung hat, haben muß, haben soll, daß schließlich über dem privaten Vorteil das Interesse des Ganzen steht und allseits gewahrt werden muß und soll.

In dieser Auffassung ist es nur eine logisch notwendige Folgerung unseres theoretischen Standpunktes, wenn wir warmen Herzens dem Werturteile und Wunsche voll und ganz beistimmen, dem der Großadmiral v. Tirpitz in seiner Antwort an die Ältesten der Kaufmannschaft von Berlin Ausdruck verliehen hat: „Das Erhabenste in diesem großen Jahre ist das Zusammenstehen aller Stände und Berufszweige in Deutschland. Möge diese Einigkeit weiter wirken über die Kriegszeit hinaus!"

[1] Oskar Engländer, Die Erkenntnis des Sittlich-Richtigen und die Nationalökonomie, in Schmollers Jahrbuch XXXVIII (1914) 1532 f.

Heinrich Pesch S. J.

Kriegswaisen.

Weihnachten naht wieder, aber eine Weihnacht inmitten der tobenden Schrecken des Weltkrieges. Voll Wehmut schauen wir da die Kleinen, deren Vater weit draußen im Feld steht in dieser heiligen Nacht. Wehmutsvoller noch gedenken wir der vielen, die zum erstenmal als Waisen hintreten zur Krippe des göttlichen Kindes, deren Vater auf dem Kampffeld einging zum ewigen Weihnachtsfrieden. Viel fleißige, liebende Hände rühren sich und sollen sich auch rühren, um bedürftigen Kriegerkindern der Zeiten Ungunst zum Trotz eine fröhliche Weihnacht zu bieten. Aus dem gleichen Geist wohltuender Liebe sind z. B. die Vertreter der Berliner Kaufleute und Wohlfahrtsorganisationen übereingekommen, auch in diesem Jahre Weihnachtsbescherungen zu bedenken und zu fördern. Und wir möchten wünschen, daß sich ihre Geschenke nicht allzu ängstlich an den Begriff der nützlichen Gaben halten, und dieses nicht nur im Interesse unserer heimischen Spielwarenindustrie, sondern auch der leuchtenden, unschuldigen Kinderfreude. Für das christliche Empfinden ist ja Weihnacht der Sonnenstrahl in finsterer Nacht. Dunkle Nacht und tiefe Schatten senkten sich auf nur allzu viele junge Herzen. Der unerbittliche Krieg hat so manchem Kind den Vater genommen oder ihn gebrochen und siech wieder heimgeführt. Diese Schatten sollten wir heben, wenigstens sie verklären durch tatkräftige Hilfe und wirksamen Trost. Freilich ist das eine Aufgabe, die sich nicht auf eine Bescherung beschränken darf. Weit über die kurzen Weihnachtstage hinaus ruft sie alle Kreise der Kinder- und Jugendfürsorge und -pflege auf den Plan, ihr Bestes zu tun zum Wohl der Waisen des Krieges.

Kriegszeiten waren es auch ehedem, die der Waisenpflege so manche neue Anregung und neuen Ansporn brachten. So entstand nach den Befreiungskriegen die weithin bekannte Anstalt Falks, der Lutherhof bei Weimar. Das Haus trug die bezeichnende Inschrift: „Nach den Schlachten von Jena, Lützen und Leipzig erbauten die Freunde in der Not durch 200 gerettete Knaben dieses Haus dem Herrn zum Dankaltar." Nach Uhlhorn geht das Aufblühen der protestantischen Rettungshäuser, das von Beuggen bei Lörrach ausging oder doch reich befruchtet wurde, ebenfalls

zurück auf die Not der Befreiungskriege. Ähnliches können wir in der Geschichte der katholischen Waisenpflege feststellen; nur gehen hier die Anfänge der neuen Entwicklung bis ins 16. Jahrhundert zurück. Am Anfang der neuzeitlichen katholischen Waisenpflege steht selbst ein Kriegsmann. St Hieronymus Ämiliani, Kommandant im Dienste der Republik Venedig, wurde nach seiner Rückkehr aus harter Gefangenschaft der Vater ungezählter Kriegswaisen, Opfer der lombardischen und venetischen Kriege. Von ihm nahm die Genossenschaft der Somasker ihren Ausgang, die, benannt nach ihrem Hauptsitz in der Nähe von Bergamo, sich vorwiegend der Waisenpflege widmete. Einen großen Freund und Förderer fand Ämiliani in Kardinal Caraffa, dem späteren Papst Paul IV. Durch Caraffas Bemühungen kam der Orden nach Rom, wo die offene Waisenpflege durch Kardinal de Cupis und Paul III. bereits eine gewisse Organisation erhalten hatte. Auch dieser Fortschritt muß und darf als Kriegsfolge gelten, dem die schweren Kriegsläufte der Regierung Klemens' VII. mit dem furchtbaren Sacco di Roma, der Brandschatzung Roms durch Spanier und Landsknechte, unmittelbar vorausgingen.

Die großen Maßnahmen der Vorzeit tragen überwiegend den Charakter der Rettung aus offener Not. Unsere Zeit, die dank einem weit vorgeschrittenen Geschichtsstudium mehr denn je aus der Erfahrung vergangener Zeiten schöpfen kann, möchte lieber durch vorbauende Arbeit dem Eintritt der Not die Tore möglichst verschließen. Sie möchte Mittel und vor allem helfende Kräfte in Bereitschaft stellen zu planmäßiger, vorbedachter Arbeit. Dieser schützenden Waisenpflege bedarf unsere Zeit vor allem.

Waisen im Sinne der schützenden Pflege sind alle, die der elterlichen Sorge aus irgendwelchem Grunde entbehren müssen, sei dieser Grund nun Tod, sei er wirtschaftliche Not, sei er Leichtsinn oder selbst Laster der Eltern. Freilich wird in der Durchführung diese vorsorgende Waisenpflege oft in Rettungsarbeit übergehen, da die Waisen naturgemäß den Einflüssen, die einer geordneten Erziehung und Leitung entgegenwirken, in verstärktem Maße ausgesetzt sind. Aber auch hier bleibt der Grundsatz möglichst frühzeitiger vorbeugender Hilfe bestehen.

So sicher es ist, daß die Zahl der fürsorgebedürftigen Kinder gewaltig anschwellen wird, ebenso schwer ist es, jetzt schon einen auch nur annähernd genauen Überschlag zu machen. Feste, statistisch ermittelte Angaben haben wir selbst für den Friedensstand nur bezüglich der Vaterwaisen und Doppelwaisen, deren Anzahl im Zusammenhang mit den Vorarbeiten zur Hinter-

bliebenenversicherung im Jahre 1907 ermittelt wurde. Hiernach wurden 1907 im Deutschen Reich gezählt 1 123 542 Vaterwaisen, von denen 106 768 auch zugleich keine Mutter mehr hatten, also Vollwaisen waren. Die Statistik erstreckte sich über alle noch Unverehelichten, soweit sie das achtzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet hatten. Bedenkt man, daß fünf bis sechs Millionen deutscher Männer zu den Waffen gerufen sind und großenteils im Felde stehen, so wird man beim Durchschnittsheiratsalter des Mannes von 29 Jahren wohl mit einer Vermehrung der Vaterwaisen um Hunderttausende rechnen müssen. Und wenn die Zahl der Mutterwaisen auch hinter jener der Vaterwaisen zurückstehen wird, so wird doch mancher Wehrmann, der draußen fällt, zu Hause kleine Waisen lassen[1]. Freilich wird für manche der Kinder, die den Vater verloren haben, die Mutter oder nächste Verwandte einen völlig ausreichenden Ersatz gewähren, so daß fremde Fürsorge nicht in Anspruch genommen wird. Dafür wird aber durch den Krieg die Zahl der „armen Kinder", deren Eltern aus irgend einem Grunde ihren Elternpflichten nicht nachkommen können bzw. nicht nachkommen, ganz bedeutend vermehrt werden. Hierher gehören, solange der Krieg noch dauert, ungezählte Kinder, deren Vater im Felde steht, deren Mutter aber nicht zugleich den Vater- und Mutterpflichten gewachsen ist. Auch nach dem Kriege werden die Reihen dieser Kinder sich nicht allzusehr lichten. Denn wie viele Krieger werden durch ihre Verwundungen, durch Krankheit und Siechtum erwerbsbeschränkt, selbst erwerbsunfähig werden! Selbst bei größter Sorgfalt wird es unmöglich sein, alles Elend und alle Not zu verhüten. In vielen Fällen wird der Zusammenhang zwischen Kriegsdienst und Krankheit nur schwer festzustellen sein. Bei andern wieder wird die Art der Verwundung oder Erkrankung den Vater in der nötigen Sorge um die Kinder, in seiner Erziehungstätigkeit, schwer hemmen und hindern. Zu allem hin läßt sich jetzt noch kaum vorhersagen, wie sich das Wirtschaftsleben unmittelbar nach dem Kriege gestalten wird. Hand in Hand mit der Erwerbsbeschränkung des Mannes pflegt aber leider nur zu oft ver-

[1] Nicht ohne Interesse dürfte in diesem Zusammenhang eine Notiz sein, die sich bei Gérando-Buß, System der gesamten Armenpflege, findet: Im Jahre 1760/61 öffnete die Körperschaft, welche in London das Armenspital leitet und unterhält, die Pforten dieser Anstalten den Kindern der Soldaten, welche in dem teutschen Kriege gefallen waren; die meisten waren Waisen von Soldaten, die in der Schlacht von Minden gefallen waren. Anfangs wurden solche von 4 bis 12 Jahren aufgenommen; allein bald schon mußte man sich wegen des großen Zudrangs auf Kinder bis zu 5 Jahren beschränken.

mehrte Erwerbstätigkeit der Frau und Mutter zu gehen. Mutterarbeit außerhalb des Hauses ist aber fast immer gleichbedeutend mit Erziehungsschädigung.

Während so in vielen Fällen die sorgende, schützende Tätigkeit durch den Krieg und seine Folgen gehemmt wird, vermehrt er anderseits die Schutz- und Erziehungsbedürftigkeit der Jugend. Nach dem Kriege von 1870/71 war ein Steigen der Roheits- und Sittlichkeitsdelikte festzustellen. Nach dem kubanischen Krieg sollen die Straffälle der Jugendlichen nach anfänglichem Rückgang um so stärker wieder angewachsen sein. Daß der Krieg, und sei er noch so gerecht, allzu leicht verroht, liegt ja auf der Hand. Die kleinen Unglücksfälle beim Spielen der Kinder sind mehr oder weniger harmlose Vorboten dieser Erscheinung. Viele hält es nicht mehr bei treuer, ständiger Arbeit. Selbst die so wünschenswerte Ausbildung unserer Jungmannschaft kann, wie das schon entsprechende Erfahrungen in der Friedensjugendpflege lehrten, empfindlich vom ernsten Berufsstreben und Arbeiten abziehen. Dies wird um so mehr der Fall sein, wenn, wie hier und dort geklagt wird, die geistige Jugendpflege nicht genügend beachtet oder sogar brach gelegt wird. Gewiß geht eine gewaltige Welle hoher Begeisterung durch unser Volk. Aber jede Welle wirft zugleich losen, leichten Schaum in die Höhe. Es wird wenigstens noch abzuwarten sein, ob das Urteil des bekannten Jugendrichters Landsberg zutrifft: „Von Nebenerscheinungen abgesehen, werden durch den Krieg die materiellen Ursachen der Verwahrlosung vermehrt, die sittlichen vermindert." Die Möglichkeit vermehrter sittlicher Gefahren besteht gewiß, und sie allein ist Grund genug, an entsprechende Abwehr zu denken.

Der Vater ist dem Kind Ernährer und Erzieher. Unterhalt und Erziehung muß deshalb dem durch den Krieg zeitweise oder gar ständig vaterlos gewordenen Kinde gesichert werden. Die Lösung der Erziehungsaufgabe setzt die Sicherstellung hinreichenden Unterhalts voraus. Es kommen bezüglich dieser materiellen Fürsorge drei Gesichtspunkte in Betracht: 1. die Unterstützung während der Abwesenheit des Vaters, einer durch den Krieg verursachten Arbeitslosigkeit u. a.; 2. Erwerbsbeschränkung des Vaters durch eine infolge des Krieges herbeigeführte Dienstbeschädigung (Verwundung oder Krankheit); 3. Ableben des Vaters im Kriege oder infolge des Krieges. Da der Krieg im Namen des Reiches geführt wird, so ist es auch selbstverständlich, daß das Reich an erster Stelle die Sorgepflicht für die Opfer des Krieges hat. Die Anerkennung dieser Sorge-

pflicht kommt denn auch in einer Reihe von Reichsgesetzen zum Ausdruck, über die im Anschluß an die erwähnten Gesichtspunkte ein kurzer Überblick gegeben sei.

Die Fürsorge für die Angehörigen der Einberufenen findet ihre grundlegende Regelung in dem Gesetz vom 28. Februar 1888, einschließlich des Ergänzungsgesetzes vom 4. August 1914. Die gesetzlichen Mindestbezüge betragen für die Ehefrau monatlich 9 *M*, vom November bis April einschließlich 12 *M*, für jede andere unterstützungsberechtigte Person, also vor allem die Kinder unter 15 Jahren, monatlich 6 *M*[1]. Die Zuwendung der Unterstützung setzt den Nachweis der Bedürftigkeit voraus. Wenn dieser Nachweis auch sehr weitherzig gehandhabt wird und der Unterstützung keineswegs den Charakter oder gar die Folgen einer Armenunterstützung verleiht, so werden doch Stimmen laut, die eine Änderung dieser Bestimmung fordern. Mit Rücksicht auf die Kinder ist die Forderung nach erhöhten Mindestleistungen von größerer Wichtigkeit. Wenn auch eine große Anzahl von Stadtgemeinden erhebliche Zuschläge, bis zu 100 Prozent und mehr, zu den reichsgesetzlichen Unterstützungen gewährt, so wäre doch eine einheitliche Regelung, unter Anpassung an die Ortsverhältnisse, ohne Zweifel wünschenswert. Der von einer Hamburger Kommission geforderte Mindestsatz von 10 *M* für jedes Kind monatlich erscheint wenigstens für städtische und industrielle Verhältnisse als durchaus berechtigt. Wichtig ist ferner, daß auch für Jugendliche über 15 Jahren, soweit sie vom Einberufenen unterhalten wurden, im Bedürfnisfall Unterstützung gezahlt werden muß. Dies gilt vor allem für Schüler, Lehrlinge ohne Vergütung oder Kostgeld und Kranke. Neu ist die Bestimmung, daß auch unehelichen Kindern die Unterstützung gewährt werden muß, soweit die Unterhaltspflicht des Eingezogenen rechtlich festgestellt ist. Zu diesen gesetzlichen Leistungen und den Zuschlägen der Gemeinden treten dann noch die mannigfachsten Unterstützungen seitens privater Betriebe und Unternehmungen oder Vereine bzw. Verbände. Im einzelnen unterliegen sie natürlich sehr verschiedener Beurteilung.

War so für die Angehörigen der Kriegsteilnehmer wenigstens in etwa gleich zu Anfang gesorgt, so traf die große Arbeitslosigkeit der ersten

[1] Zu diesem Gesetz wie auch zum Militär-Hinterbliebenengesetz vergleiche man bezüglich der Einzelheiten das vorzügliche Schriftchen: Was man während der Kriegszeit von den wichtigsten gesetzlichen Bestimmungen und behördlichen Verordnungen wissen muß. Von Dr A. Saltzgeber und Dr L. Zach. Berlin 1914, Germania.

Wochen die zurückgebliebenen gewerblichen Arbeiter, aber auch viele Angestellte und kleine Selbständige um so härter. Es ist gewiß eine der erfreulichsten Erscheinungen unseres Volkslebens, daß es durch Zusammenarbeit der verschiedensten Faktoren gelungen ist, in verhältnismäßig kurzer Zeit der eigentlichen Krise Herr zu werden. Die jüngsten Erklärungen des Reichskanzlers lassen hoffen, daß unter dem harten Druck der Not die Lösung des schwierigen Problems der Arbeitslosen mit neuem Eifer in Angriff genommen wird. Zur Stunde freilich hatten gerade die kinderreichsten Familien am schwersten zu leiden. Hier konnte nur die Privatwohltätigkeit notdürftig Abhilfe schaffen.

Weiterfassend, über den Notstand des Augenblicks hinausblickend, ist die Frage nach der Unterhaltungsmöglichkeit der Kinder der Kriegsinvaliden, jener täglich sich mehrenden tapfern Schar, die ihre gesunde Arbeitskraft dem Vaterland zum Opfer gebracht hat und nun teilweise oder auch völlig erwerbsbeschränkt ist. Es kommen hier die beiden Reichsgesetze vom 31. Mai 1906 in Betracht über die Pensionierung der Offiziere einschließlich der Sanitätsoffiziere des Reichsheeres, der kaiserlichen Marine und der kaiserlichen Schutztruppen und über die Versorgung der Personen der Unterklassen des Reichsheeres usw.[1] In beiden Gesetzen ist zu unterscheiden: Pension bzw. Militärrente, Verstümmelungszulage, Kriegszulage und Alterszulage. Die Pension der Offiziere bei Verwundung oder Dienstbeschädigung beträgt danach ein Drittel bis drei Viertel des pensionsfähigen Diensteinkommens der Friedensstelle, die der zuletzt innegehabten Kriegsstelle entspricht; die Verstümmelungszulage, beim Verlust von Gliedmaßen, Gehör oder Gesicht, 900—1800 *M*; die Kriegszulage bei dem Einkommen bis zum Hauptmann I. Klasse einschließlich 1200 *M*, falls die Pension von höheren Diensteinkommen berechnet wird, 720 *M*. Erreicht das Einkommen nicht 3000 *M*, so wird es kraft der Alterszulage nach Vollendung des 55. Jahres oder bei völliger Erwerbsunfähigkeit auf diesen Betrag erhöht. Bei den Unterklassen tritt die Rentenberechtigung ein bei einer Erwerbsunfähigkeit von mindestens 10 %. Je nachdem es sich um völlige oder teilweise Erwerbsunfähigkeit handelt, wird Voll- oder Teilrente gewährt. Den Berechnungen werden im allgemeinen die Bestimmungen bei Durchführung der Unfallversicherung zu Grunde gelegt. Die Vollrente beträgt

[1] Eine kurze Übersicht bietet: Erzberger, Was man von dem neuen Militärpensionsgesetz wissen muß. Berlin 1907, Germania.

für den Feldwebel 900 *M*, einen Sergeanten 720 *M*, Unteroffizier 600 *M* und Gemeinen 540 *M*. Die Verstümmelungszulage beim Verlust eines Gliedes bzw. des Gehörs monatlich 27 *M*, beim Verlust des Gesichts bzw. zweier Glieder monatlich 54 *M*. Zu Rente und gegebenenfalls der Verstümmelungszulage tritt dann noch die Kriegszulage von monatlich 15 *M*. Die Alterszulage ist unter denselben Voraussetzungen wie bei den Offizieren auf 600 *M* festgesetzt. Bei einer großen Zahl der Mannschaften werden auch noch Bezüge der Invalidenversicherung ergänzend eingreifen. Wenn diese Renten auch für den Ledigen genügend erscheinen mögen, so können für eine Familie, deren Ernährer dazu noch siech oder krüppelhaft ist, dieselben kaum als hinreichend gelten. Es ist ja auch zu beachten, daß es sich meistens um junge Familien handeln wird, deren Kinder noch für Jahre auf das Elternhaus angewiesen sind. Vielleicht ließe sich hier durch eine Kinderrente nach dem Vorbild der Invalidenversicherung einigermaßen Abhilfe schaffen.

Die Rücksicht auf die Zahl der Familienglieder, die wir im Militärpensionsgesetz besonders mit Rücksicht auf die Kriegsinvaliden vermissen, findet sich im Militärhinterbliebenengesetz vom 17. Mai 1907. Von Interesse sind an dieser Stelle vor allem die Bestimmungen über die Kriegsversorgung. Sie wird gewährt, wenn der Versorger gefallen, einer Kriegswunde oder vor Ablauf von zehn Jahren einer sonstigen Kriegsbeschädigung erlegen ist. Berechtigt sind Witwe, eheliche oder legitimierte Kinder, auf Antrag und im Falle der Bedürftigkeit auch Verwandte aufsteigender Linie. Die Kriegsversorgung wird auch in dem Fall gewährt, daß dem Bezieher eine allgemeine Versorgung (Pension) zusteht, nur sind dann die Bezüge teilweise geringer. Da jedoch die Gesamtsumme beider Renten die Kriegsversorgung naturgemäß stets übertrifft, genügt es, einige Beispiele der Kriegsversorgung selbst anzuführen. Es kommen für uns in Betracht Kriegswitwengeld und Kriegswaisengeld. Letzteres erhöht sich bei Doppelwaisen. Es beträgt z. B. das Kriegswitwengeld für die Witwe eines Leutnants 1200 *M*, eines Feldwebels 600 *M*, eines Unteroffiziers 500 *M*, eines Gemeinen 400 *M*. Das Waisengeld bei Offizierskindern 200 *M* bzw. 300 *M* für eine Doppelwaise, 168 *M* bzw. 240 *M* für die Kinder der Mannschaften der Unterklassen. Im allgemeinen erscheinen diese Bezüge bedeutend günstiger als bei der Invalidenversorgung. So wird es z. B. bei einer Waisenrente von 240 *M* durchaus möglich sein, dem Kinde eine gute Erziehung bzw. Unterkunft zu verschaffen. Da ferner die Unter-

stützung bis zum vollendeten 18. Jahre gezahlt wird, ist auch für die berufliche Ausbildung billig gesorgt. Außerdem kommen ja auch hier noch die Beträge der allgemeinen Versorgung, Zivilpensionen oder der allerdings nicht sehr erheblichen Hinterbliebenenversicherung in sehr vielen Fällen in Betracht, wenn sie auch bei der Beurteilung der allgemeinen Leistungen nicht in Anschlag gebracht werden dürfen. Ohne Zweifel werden, wenn die Zeit dazu gekommen ist, diese Gesetze eingehend überprüft und mancherorts verbessert werden. Die Gesellschaft aber muß sich dabei bewußt bleiben, daß sie sich hiermit ihrer Aufgaben gegen die Kriegswaisen noch nicht entledigt hat, sondern gerade deren wichtigste, die Erziehung, noch lösen muß. Zur großen Gruppe der Kriegswaisen, die einer Erziehungshilfe bedürfen, gehören natürlich in erster Linie die Doppelwaisen, die der Krieg geschaffen hat. Es gehören hierher alle, deren Mutter es an Zeit und Geschick gebricht, heranwachsende Söhne und Töchter zu leiten. Auch wird, wie schon betont wurde, der aus dem Felde heimgekehrte Vater seinen Erziehungsaufgaben nicht immer mehr voll gerecht werden können, zumal die Kriegsluft selbst sogar über die unmittelbar betroffenen Familien hinaus diese Aufgaben manchmal erschweren wird.

Die Erziehungshilfe kann nun zunächst durch einfache Ergänzung und Unterstützung der Erziehung innerhalb der angestammten Familie, vor allem durch jugendpflegerische Maßnahmen geschehen. Erst wo diese nicht möglich oder nicht ausreichend sind, kommt Trennung von der eigenen Familie und Unterbringung in einer Pflegefamilie, Arbeitsstelle oder Anstalt in Betracht. Jede dieser Unterbringungsmöglichkeiten muß vorhanden sein; sie müssen sich gegenseitig unterstützen und ergänzen. Es kommt nur darauf an, im Einzelfalle die richtige Maßnahme zu treffen. Ungeschulte Hilfskräfte, denen vielleicht reiche Mittel zuströmen, sind leicht versucht, sofort zur Anstalt ihre Zuflucht zu nehmen. Es ist dies natürlich das viel einfacher, als selbst die langwierige Verantwortung und Überwachung der ganzen Erziehung zu übernehmen. Freilich können Kriegshilfen, die nur für die Dauer des Krieges voll arbeiten, auch nicht gut anders handeln. Sie erscheinen eben deshalb für die Erziehungsaufgaben weniger geeignet und wecken den wohlberechtigten Wunsch, daß alle derartigen Unternehmen sich mit ihren Kräften, vor allem aber auch mit ihren Mitteln, in den Dienst der altbewährten und erfahrenen Friedensorganisationen stellen wollten.

Selbstverständlich soll mit dem Gesagten die Anstaltserziehung nicht herabgesetzt werden. In vielen Fällen ist sie wünschenswert und er-

fordert. Sie ist notwendig zur vorläufigen Unterbringung, um nach genauer Kenntnis des Kindes eine geeignete Familie ausfindig machen zu können. Wir brauchen sie dort, wo es an geeigneten Pflegefamilien in genügender Zahl fehlt, wie vielfach in Großstädten und Diasporaorten. Sie ist wünschenswert, wenn das Kind einer besonders sachkundigen Erziehung in körperlicher oder geistiger Hinsicht bedarf. Die reicheren Erfahrungen und Hilfsmittel einer gut geleiteten Anstalt bieten hier meist bessere Gewähr. Tatsächlich ist denn auch eine große Zahl von Waisen bzw. Armenkindern usw. in Waisenhäusern und ähnlichen Anstalten untergebracht. 1907 zählte man unter deren Insassen allein über 100 000 Vaterwaisen, von denen über 40 000 Vollwaisen waren. Angesichts der gesteigerten Ansprüche der Kriegszeiten liegt deshalb die Frage nahe, ob unsere Waisenhäuser dem Bedürfnis gewachsen sind. Was hierbei unsere katholischen Waisenhäuser angeht, so genügten sie im großen und ganzen zu Friedenszeiten dem Bedürfnis. Nach Erhebungen, die der Caritasverband kurz vor Kriegsausbruch veranstaltet hatte und die großenteils noch beantwortet wurden, dürfte das katholische Deutschland zurzeit etwas über 700 Erziehungsanstalten mit ausgesprochen katholischem Charakter, einschließlich der Fürsorgeanstalten, besitzen. Die Zahl der Zöglinge dieser Anstalten beträgt ungefähr 50 000, von denen etwa über ein Fünftel Fürsorge- bzw. Zwangszöglinge sein werden. Ein Bedürfnis für neue Anstalten zeigte sich hauptsächlich in Großberlin, vielfach aber auch im rheinisch-westfälischen Industriegebiet. In beiden Fällen bieten wirtschaftliche Lage und gesellschaftliche Schichtung der Bevölkerung eine genügende Erklärung. Von den übrigen Landesteilen läßt besonders die Provinz Posen einen gewissen Notstand erkennen, der sich unter den neuen Verhältnissen indessen leichter heben lassen wird. Oft könnte durch Aufhebung der Aufnahmsbeschränkung auf einen engen Kreis ein Ausgleich zwischen einzelnen Gegenden geschaffen werden. Es ist zu wünschen, daß hier namentlich in den Kriegszeiten jede mögliche Erleichterung gewährt werde. Die Gründung neuer Häuser nur mit Rücksicht auf die Kriegswaisen scheint weniger ratsam. Denn die Kriegswaisennot wird sich im Lauf der Jahre immer mehr beheben, ein Haus dagegen ist eine dauernde Einrichtung. Weit besser ist es, durch Stiftung von Freiplätzen und anderweitige Zuwendungen die bestehenden Waisenhäuser kräftig zu unterstützen. Mußten doch schon im Frieden, selbst in wohlhabenden katholischen Städten, Kinder abgewiesen werden nicht wegen Überfüllung, sondern aus Mangel an Mitteln! Dagegen wäre es zu begrüßen, wenn

die Opferwilligkeit des Krieges eine Reihe von Unternehmungen fördern würde, die zwar nicht ausschließlich der Waisenpflege dienen, aber für diese doch von besonderer Bedeutung sind. Hierher gehören z. B. Zufluchtsheime für sofortige Unterbringung obdachloser und gefährdeter Kinder und Jugendlicher, Heime für jugendliche Arbeiter bzw. Lehrlinge und Gesellen. Selbstverständlich ist in jedem Einzelfall Bedürfnis und Lebensfähigkeit eingehend zu prüfen.

Sollen aber unsere bestehenden Anstalten im wesentlichen der Lage gewachsen sein, dann müssen die weitesten Kreise behilflich sein, die genügende Zahl von Pflegefamilien zu stellen, die bereit sind, ein Waisenkind, und wenn es auch nicht gerade immer ein „Kriegswaisenkind" wäre, aufzunehmen. Schon lange waren ja eine Reihe von Vereinen in dieser Hinsicht tätig. An ihrer Spitze steht wohl nach Bedeutung und Erfolg das Seraphische Liebeswerk von Altötting und Ehrenbreitstein. Vorzüglich wurde neuerdings unter Leitung von Professor Reeb die gesamte caritative Jugendfürsorge in ganz Bayern organisiert. Ähnlich wirkt seit Jahren der westfälische Erziehungsverein unter Domkapitular Bartels. In den Städten haben die Vinzenz- und Elisabethenvereine großen Anteil an diesen Arbeiten. Für die bereits gefährdete Jugend kommen die ungemein tätigen Fürsorgevereine für Frauen, Mädchen und Kinder in Betracht, seit einiger Zeit auch die Männerfürsorgevereine, die vielfach gemeinsam mit den Vinzenzvereinen tätig sind. Die Kriegszeit legt die Hoffnung nahe, daß sich recht viele Türen den Waisen und Verlassenen öffnen werden. Hat doch der rauhe Kampf so mancher Mutter Sohn hinweggerafft, so manchem Vater seinen Stab und Stolz geraubt. Es sei auch besonders hingewiesen auf die Annahme größerer Kinder in Lehr- und Dienststellen, aber mit Anschluß an die Familie.

Trennung von den Kindern ist jedoch nach dem Verlust des Vaters für die Mutter doppelt hart. Von Doppelwaisen abgesehen, wird man deshalb die Mutter möglichst bei den Kindern zu halten und mit allen Mitteln einer Trennung vorzubeugen suchen. Hier finden nicht nur unsere Frauenvereine, all die genannten Fürsorgevereine ein reiches Feld, sondern auch vorzüglich unsere katholischen Standesvereine. Es wäre gewiß freudig zu begrüßen, wenn der alte Zunftgedanke wieder lebendiger würde, daß die Berufsgenossen sich um die Witwen und Waisen der Verstorbenen bekümmern. Eine Erinnerung an diesen Gedanken findet sich z. B. im Berliner Gesellenverein, dessen Waisenpfleger für die Kinder ver-

storbener Berufskollegen Sorge tragen, regelmäßig die Familien besuchen, und wo es not tut, auch unterstützen. Eine solche Standespflege vermeidet, vom Seelsorgsbesuch abgesehen, am ehesten all das Peinliche, das sonst solchen Besuchen und Hilfen leicht anhaftet. Vielfach wird es sich dabei um Übernahme einer Pflegschaft handeln, die, wo es notwendig erscheint, auch für die Dauer der Abwesenheit des Vaters bestellt werden kann.

Zur Familienpflege muß ergänzend, anregend, helfend die Tätigkeit der Schule, und wo es geboten erscheint, auch der Bewahrschulen und Kinderhorte treten. Eine Aufgabe von ganz besonderer Bedeutung fällt der Jugendpflege zu, da die heranwachsende Jugend naturgemäß den Vater am meisten missen wird. Seine Stelle bei der einer starken Leitung bedürftigen männlichen Jugend zu vertreten, ist der Jugendpräses in hervorragendem Maße geeignet und berufen.

Wenn alle diese Kräfte in einem Geist zusammenwirken, dann braucht uns um die Zukunft der jungen Generation nicht zu bangen, mag auch manch Vaterauge sich für immer geschlossen haben. Dieser Geist aber, der alle eint, muß der Geist eines kernhaften, opferstarken Christentums sein, so wie er sich mit urwüchsiger Wucht in diesem Kriege Bahn brach. Mögen die hellen Scharen unserer jungen Krieger, die zu den heiligen Sakramenten strömten und strömen, allen Stellen beweisen, daß unsere wehrhafte Jugend keine „religiöse Schonzeit" kennt, daß sie die Quellen ihrer Kraft besser kennt als jene, die ängstlich bemüht waren, sie in der Fortbildungsschule vor religiöser Beeinflussung zu schützen. Für die Waisenpflege aber gewinnt dieser Geist doppelte Bedeutung. Denn Waisen eine vollwertige religiöse Erziehung vorenthalten hieße sie, die den Vater auf Erden verloren, auch noch des Vaters im Himmel berauben.

Constantin Noppel S. J.

Die Handschriften des hl. Ludwig von Frankreich.

Ein um 1340 ausgemaltes Stundenbuch der Königin Johanna II. von Navarra, der Tochter Ludwigs X. von Frankreich, enthält das illustrierte Offizium Ludwigs IX. Beim Texte der Metten sitzt der Heilige als etwa 12jähriger Knabe auf dem Boden, hält mit beiden Händen ein geöffnetes Buch und blickt hinein[1]. Vor ihm sitzt sein Lehrer. Mit der Rechten zeigt dieser auf das Buch, mit der Linken erhebt er eine Rute. Hinter Ludwig thront die Regentin und Königin Blanche von Kastilien und schaut verwundert zu, wie ihr ältester Sohn vor dem Lehrer auf dem Boden sitzt, um lesen zu lernen. Man sollte denken, der Maler habe dem Lehrer die Rute nur als Kennzeichen seines Amtes gegeben. Aber eine altfranzösische Lebensgeschichte des Heiligen sagt[2]: „Ein Beweis seiner großen Demut war es, daß er im Alter von 14 Jahren, als er bereits zum Könige gekrönt war, sich von seinem Lehrer beim Unterrichte schlagen ließ." Solche körperliche Züchtigung war damals allgemein gebräuchlich. Bis ins 15. Jahrhundert ließen selbst Professoren der Universitäten, besonders in Padua und Bologna, sich in ihren Siegeln darstellen auf dem Katheder und mit erhobener Rute. Ebenso sieht man sie auf ihren Grabsteinen.

Jenes Bild Ludwigs ist um so beachtenswerter, weil man in der Bibliothek zu Leyden einen Psalter[3] zeigt, auf dessen 30. Blatt jemand

---

[1] Eine Abbildung geben J. A. Herbert in Illuminated manuscripts[2], London 1912, plate 36, und Henry Yates Thompson, Thirty-two miniatures from the book of Hours of Joan II. queen of Navarre, London 1899. Ein ähnliches Bild findet sich in den Heures attribuées à la reine Bonne de Luxembourg bei Adolf v. Rothschild in Paris.

[2] Vie de S. Louis par le Confesseur de la reine Marguerite c. 16 (Recueil des historiens des Gaules et de la France XX 101).

[3] Über dieses und die übrigen noch zu behandelnden Bücher Ludwigs vgl.: L. Delisle, Notice de douze livres royaux du 13e et du 14e siècle, Paris 1902, und desselben Aufsatz Livres d'images in der Histoire littéraire de la France XXXI 213 f. Michel, Histoire de l'art II 1, Paris 1906, 239 f. Der Psalter von Leyden ist zum Teil phototypisch herausgegeben in Codices graeci et latini depicti duce Scatone de Vries, Supplementum II: Miniatures du psautier de S. Louis, Leyde 1902. Vgl. Herbert a. a. O. 141.

im Beginn des 14. Jahrhunderts unten auf dem Rand beifügte: Cist psaultiers fuit monseigneur saint looys qui fu roys de france, Ouquel il aprist en senfance. Dieselbe Bemerkung wird mit einigen andern Lesarten auf dem 185. Blatte wiederholt.

Man schließt nun nicht nur: „Dieses Psalmenbuch gehörte dem heiligen Herrn Ludwig, der König von Frankreich war. Aus ihm lernte er in seiner Kindheit" (lesen), sondern Kervyn de Lettenhove behauptete weiterhin[1]: „Derselbe König hat auf die Ränder vieler Blätter Bemerkungen geschrieben." Es ist freilich richtig, daß letztere zu der Stimmung passen, in der Ludwig sich beim Antritt des Kreuzzuges, in seiner Gefangenschaft und nach seiner Befreiung befand. Aber die Schriftzeichen sind diejenigen, welche erst an 200 Jahre später in Gebrauch waren. Ist nun nicht auch die erstere Nachricht: Der König lernte aus diesem Buche (lesen), eine unverbürgte Legende? Dafür scheint zu sprechen, daß dasselbe keine französische Arbeit ist, sondern eine englische; denn in seinem Kalender führt es englische Heilige an, nicht die in Paris besonders verehrten, und auch seine Miniaturen sowie der Schriftcharakter weisen auf das Inselreich hin. Es wurde nach Ausweis einiger Einträge des Kalenders wahrscheinlich für Geoffroi Plantagenet, Erzbischof von York, oder für einen seiner Freunde geschrieben, später von Louis, dem Sohn des Königs Philipp August in England erworben, seiner Gemahlin Blanche geschenkt und auf deren Wunsch zum Unterrichte ihres Sohnes benutzt. Der Wortlaut der mehr als ein Jahrhundert später von Blanche von Navarra aufgesetzten letzten Willensäußerung bezeugt, daß die Handschrift, „aus welcher der hl. Ludwig lernte", zuerst in den Besitz der Tochter Ludwigs, Agnes, gelangte, dann in den seiner Enkelin Johanna von Burgund, die das Buch 1313 nach Frankreich zurückbrachte und ihrem Gemahl Philipp von Valois hinterließ. Dieser schenkte es seiner zweiten Frau, Blanche, die es durch ihr eben erwähntes Testament 1396 Philipp dem Kühnen vermachte. Aus der Bibliothek der Herzoge von Burgund kam es 1741 auf Umwegen nach Leiden. Man darf bei so gut beglaubigten Nachrichten sicher sein, es habe wirklich beim Unterrichte des heiligen Königs gedient. Seine großen Buchstaben eigneten sich zum Lesenlernen, und die schönen Bilder zogen an. Der lateinische Text der Psalmen und Gebete bildete kein Hindernis, denn man war damals gewohnt, eher lateinische Bücher zu benutzen als die

[1] Bulletins de l'Académie royale de Belgique, 2e série XX n. 7.

in der Mutterſprache geſchriebenen. Latein war die Umgangsſprache aller Gelehrten und Beamten, die der Gebetbücher. Kinder lernten es, wie ſie heute in vornehmen Familien daran gewohnt werden, neben ihrer Mutterſprache eine andere zu beherrſchen. Wie Latein und Franzöſiſch damals in der Familie des heiligen Ludwig nebeneinander gingen, zeigt ein Pſalmenbuch der Bibliothek von Sainte Geneviève zu Paris, das nach Delisle der Schwägerin des Königs gehörte, der 1308 verſtorbenen Königin Margareta von Jeruſalem und Sizilien, der Gemahlin Karls I., Königs von Neapel. Ihr Buch endet mit einem langen Lied, deſſen beide erſten Strophen lauten:

De chanter m'est pris envie
De regina coelorum,
Qui porta le fruit de vie,
Cibaria iustorum;
Panis, laus angelorum,
Qui sur touz a seignorie
In aula beatorum.

Seinte Vierge nete et pure,
Sine viri macula (oder *copula*),
Flor de toute creature,
Populorum gloria,
Domini puerpera,
Porta le Dieu de nature
Absque violentia.

Ludwigs Mutter verſtand Latein, war ſie doch eine der am beſten unterrichteten Frauen der Zeit, eine Freundin der Wiſſenſchaften und der Gelehrten[1]. Sie vererbte auf ihren Sohn mit jenem engliſchen Pſalter zu Leiden einen großen für ſie im Beginn des 13. Jahrhunderts in Frankreich geſchriebenen und ausgemalten, welcher aus der Sainte-Chapelle zu Paris in die dortige Bibliothek des Arſenals gelangte. Eine Hand des 13. Jahrhunderts ſchrieb auf das 191. Blatt: C'est le psaultier (de) monseigneur saint Loys . . . lequel fu a sa mere; „Dies iſt der Pſalter des heiligen Herrn Ludwig . . ., welcher ſeiner Mutter gehörte." Auch zwei Inventare der Heiligen Kapelle bezeugen um 1380, dieſer „ſehr ſchöne Pſalter" habe dem heiligen Könige gehört. König Karl VI. ließ ihn als Reliquie ſeines heiligen Vorfahren mit Goldſtoff überziehen, in dem Lilien eingewebt waren, und mit einer goldenen, mit Lilien verzierten Schließe verſehen.

Einen dritten Pſalter ſchenkte die Mutter Ludwigs den Nonnen von Maubuiſſon. Er iſt leider verſchollen. Verwandt iſt ihrem Pſalter derjenige der Margareta von Burgund, der Witwe Karls I., in der Bibliothek Sainte-Geneviève zu Paris.

---

[1] Histoire littéraire de la France XVI, Paris 1824, 33.

Einen kleineren Psalter ließ der König für sich in Paris herstellen und mit zahlreichen Miniaturen versehen[1]. Da in ihm der Todestag seiner Mutter Blanche (1252) verzeichnet und die Kanonisation des hl. Petrus Martyr (1253) erwähnt ist, entstand er erst nach der Rückkehr Ludwigs aus dem Heiligen Lande (1254). Dasselbe Atelier lieferte für einen seiner nächsten Verwandten einen ähnlichen Psalter, dessen Reste jetzt Eigentum des Herrn Thompson in London sind.

Älter als dieser prachtvolle Psalter war das Brevier des Königs. Wilhelm von Chartres, ein Augenzeuge der Gefangenschaft nach der Niederlage von Mansourah, erzählt: „Obgleich Ludwig in jener harten Kerkerhaft bedrängt war, betete er dennoch täglich sowohl das heilige Offizium nach dem Ritus der Pariser Kirche, nämlich die Metten und die kanonischen Stunden, als auch das Offizium von der seligen Jungfrau und das ganze Meßformular ohne die sakramentalen Konsekrationsworte. Mit einem Priester, einem Bruder des Predigerordens, vollendete er alles dieses ständig zur bestimmten Stunde voll Andacht im Herzen und in der Aussprache. Dabei bediente er sich eines Breviers und eines Missale seiner Kapelle, welches ihm die Sarazenen nach seiner Gefangennehmung als Geschenk dargebracht hatten." Die Legende bemächtigte sich der Sache so rasch, daß schon Bonifaz VIII. in der bei der Kanonisation des Heiligen gehaltenen Predigt sagte: „Ein Ordensmann, welcher dem Könige gefolgt und mit ihm gefangen genommen war, befand sich bei ihm in einem einsamen Verließ. Der fromme König begann bitter zu klagen und zu bedauern, daß er kein Brevier habe, um seine kanonischen Stunden zu beten. Jener Frater antwortete und tröstete ihn: ‚Wir brauchen uns darüber keine Sorge zu machen, wollen aber das Vaterunser beten und anderes, was wir auswendig wissen.' Als der König nichtsdestoweniger sehr bekümmert blieb, fand er plötzlich sein eigenes Brevier neben sich. Es wurde

[1] Die Miniaturen dieses Buches sind herausgegeben von der Nationalbibliothek zu Paris: Psautier de Saint Louis. Reproduction des 86 miniatures du manuscrit latin 10 525 de la Bibliothèque nationale, Paris (um 1905); Planche 87—92: Miniatures du manuscrit de M. H. Y. Thompson. Kurze Anzeige dieser Publikation in den Études Franciscaines XI (1904) 101 f. Vgl. über Thompsons Buch: A Psalter and Hours executed before 1270 for a Lady connected with St Louis, probably his sister Isabelle of France. Described by S. C. Cockerell, London 1905. A. Haseloff, Mémoires de la Société nationale des antiquaires de France LIX (1900), 6e Série IX 18 f. Les Psautiers de S. Louis und desselben Abhandlung über die französische Miniaturmalerei in der Histoire de l'art II, 1, pag. 298 f.

ihm, wie wir glauben, auf Gottes Befehl und durch ein Wunder gebracht."[1] Viele Hymnen und alte Lebensbeschreibungen wiederholen, das Buch sei plötzlich erschienen. In einem Gemälde des Klosters von Lourcines, auf dem Altar der Unterkirche der Heiligen Kapelle und in einem Glasfenster der Abtei Saint-Denis bringt ein Engel das Buch ins Gefängnis. 1396 war Ludwigs Brevier Eigentum der Königin Blanche von Navarra. Ihr Bruder, der König von Navarra, erbte es, 1461 wird es in einem Güterverzeichnis des Don Carlos, Prinz von Viome, erwähnt. Vielleicht ruht es unerkannt in einer spanischen Bibliothek.

Ungewiß ist, ob Ludwig die Entstehung der französischen Bibel des 13. Jahrhunderts veranlaßte, die man als „Bibel des heiligen Ludwig" bezeichnen möchte. Diese Übersetzung der um 1226 von der Universität Paris, nach 1236 von den Dominikanern, endlich von 1248 bis 1256 durch ihren Ordensbruder Hugo von Saint-Cher zu Paris verbesserten Vulgata war bald weit verbreitet und viel benutzt. Die Zeitgenossen des Königs sagen nicht, daß er dies wichtige Werk gefördert habe, berichten aber: „Wenn jemand zu ihm kam, während er las, und dieser kein Latein verstand, übersetzte er ihm die schönsten Stellen sehr gut ins Französische." Er benutzte leicht und gern lateinische Bücher. Doch wird er für seine Verwandten und Freunde das Erscheinen dieser verbesserten französischen Bibel um so freudiger begrüßt haben, da er ein Freund der Dominikaner war[2].

Mit Wahrscheinlichkeit darf man ihn als Auftraggeber der beiden schönen Evangeliştare der Heiligen Kapelle ansehen, welche jetzt in der Pariser Nationalbibliothek ruhen (Ms. lat. 8892 und 17326). Das erstere ist wohl vor seiner Abreise ins Heilige Land begonnen, jedoch erst nach seiner Rückkehr vollendet worden. Von dem zweiten besitzt man in London eine schöne Kopie. Auf Ludwig oder auf reiche und vornehme Personen aus seiner nächsten Umgebung dürften auch mehrere Exemplare der sog. Bible moralisée zurückgehen, wenigstens das jetzt zu Wien in der k. k. Hofbibliothek aufbewahrte (nr 1179). Es sind prachtvoll ausgestattete Handschriften mit zahlreichen kleinen Miniaturen, welche kurze, mit moralisierenden

[1] De vita et miraculis S. Ludovici auctore Guillelmo Carnotensi (Recueil XX 30. Die Predigt des Papstes ebd. XXIII 150). Guillelmi de Nangiaco gesta sancti Ludovici (a. a. O. XX 376). Über jene Hymnen und Kunstdenkmäler vgl. Delisle, Douze livres 54 f.

[2] Berger, La bible française au moyen âge, Paris 1884, 120 156. Blanche schenkte eine Bibel der Abtei des hl. Viktor, eine andere besaß ihr heiliger Sohn (Bibl. nat. lat. 10497 10426).

oder allegorischen Erklärungen versehene Stellen aus allen Büchern der Bibel illustrieren[1]. Eine vollständige Bibel dieser Art enthielt ungefähr 5000 Szenen. Ein fast vollständiges Exemplar, von dem je ein Band zu Oxford, Paris und London sich befindet, hat noch 630 bemalte Blätter, von denen jedes mehrere Szenen zeigt.

Eine französische Bibel soll Ludwig der Heilige bei seiner Heimkehr aus der Gefangenschaft im Morgenlande zurückgelassen haben. So sandte 1253 die Königin Margareta von Provence durch den Franziskaner Wilhelm von Rubruquis ein „sehr schönes mit prächtigen Bildern ausgestattetes Psalterium" einem Fürsten der Tataren mit Namen Sartach, welcher sich zum Christentum bekehrt haben sollte. In der Familie des hl. Ludwig und bei seinen Großen muß sich eine Menge solcher kostbaren Bücher befunden haben, hatte doch seine Mutter in dem einen Jahre 1242 ihrem Schreiber aus Orléans den Lohn für drei Psalterien zu zahlen. Auch ein 1437 im Besitz der Johanna von Navarra, Königin von England, befindlicher Psalter, der jetzt in der Bibliothek des Lord Crawford ruht, dürfte für einen der Verwandten Ludwigs hergestellt worden sein. Von seinem Großvater Philipp August hatte er den Psalter geerbt, den dessen unglückliche Gemahlin Ingeburg, Prinzessin von Dänemark († 1236), sich im Beginn des 13. Jahrhunderts in Frankreich hatte schreiben und ausmalen lassen, vielleicht erst nach 1213, der Zeit ihrer Aussöhnung mit ihrem Gemahl, von welchem sie seit dem Tage der Hochzeit 20 Jahre verfolgt worden war. Ihrem Buch gleicht das oben genannte, welches Blanche für sich herstellen ließ und ihrem Sohne Ludwig vermachte[2].

Ludwig liebte die Bücher. Jeden Abend las er beim Licht einer Kerze so lange, bis ein bestimmtes Stück derselben abgebrannt war. In der von ihm gegründeten Abtei der Zisterzienser Royaumont setzte er sich zwischen die Mönche, um dem Vorleser zuzuhören, ebenso in Compiègne bei den Dominikanern. Ihr Ordensgenosse Gaufrid von Beaulieu war zwanzig Jahre Hofkaplan Ludwigs, begleitete ihn auf dem Kreuzzuge und teilte seine Gefangenschaft. Nach seinem Bericht hörte der König im Morgenlande, ein mächtiger Sultan der Sarazenen habe Bücher aller Art aufsuchen und

[1] Über jene Evangelistare und die Bible moralisée vgl. Herbert, Illuminated manuscripts 199 f; Graf G. Vitzthum, Die Pariser Miniaturmalerei, Leipzig 1907, 2 f; Delisle, Livres d'images: Histoire littéraire XXXI 236 283.

[2] Delisle, Douze livres 1 f, vgl. 30. Haseloff wollte das Buch als englische Arbeit ansehen (Mémoires de la Société des antiquaires de France LIX 26); dagegen Delisle a. a. O. 13.

abschreiben lassen, damit diese seinen Gelehrten dienen könnten, habe diese Bücher in einem Gemache aufgestellt und deren Benutzung erlaubt, so oft es nötig war. Dieses Beispiel bewog Ludwig, nach seiner Rückkehr viele zur Erklärung der Heiligen Schrift nützliche Bücher und Werke der Väter abschreiben zu lassen und Gelehrten zugänglich zu machen. Er sammelte in der Schatzkammer seiner Heiligen Kapelle zahlreiche Schriften der hll. Augustinus, Ambrosius, Hieronymus, Gregor und anderer bewährter Schriftsteller, die er zuerst selbst fleißig las, dann verlieh. Daß er die neueren Werke der damals gerade in Paris mächtig aufstrebenden Scholastik weniger liebte als diejenigen der Väter, erklärt sich leicht. Letztere nährten mehr seinen frommen Sinn und waren für ihn, der doch nie schulgerecht in die Philosophie und Theologie eingedrungen war, verständlicher.

Charakteristisch ist das von Robert de Sorbon erzählte Vorkommnis. Eines Tages hörte er, wie ein Prediger sagte: „Alle Apostel verließen Christus im Leiden. Der Glaube erlosch in ihren Herzen." Ein hochgestellter Geistlicher tadelte dies und forderte den Prediger auf, nur das zu lehren, was geschrieben stehe, nämlich die Apostel hätten den Herrn äußerlich verlassen, nicht dem Herzen nach. Ludwig trat auf die Seite des Angegriffenen, befahl das Werk des hl. Augustinus über das Johannesevangelium zu holen und zeigte in demselben die Stelle: „Alle verließen ihn mit dem Herzen und mit dem Leibe."

Alte Bücher kaufte er nicht. Sie gefielen nicht seinem feingebildeten Geschmack und paßten weniger zum Stil seiner Kapelle. Als Hauptgrund aber gab er an, er wolle die Zahl der guten Bücher vermehren und so Nutzen stiften[1].

Gerne lieh er seine schönen Bücher denen, welche sie benutzen wollten, besonders dem hochangesehenen Vinzentius von Beauvais. Dieser war zwar Dominikaner, trotzdem aber „königlicher Lektor" in der Zisterzienserabtei Royaumont. Lehrer der Kinder Ludwigs ist er nicht gewesen, wie manche behauptet haben, aber Leiter der Studien derselben. Ludwig unterstützte diesen „unersättlichen Bücherfreund" aus allen Kräften und half ihm freigebig bei Abfassung des großen, Speculum genannten Werkes[2]. Die Ordensgenossen des Vinzentius erbten alle Bücher Ludwigs mit Ausnahme jener, welche bestimmt waren für die Heilige Kapelle, die Franziskaner und die Zisterzienser zu Royaumont.

[1] Gaufridus de Belloloco, Vita S. Ludovici c. 23 (Recueil XX 15).

[2] Histoire littéraire XVIII 454 f.

Damals lebten und lehrten zu Paris zwei Leuchten jener neuen Orden, die hll. Bonaventura und Thomas von Aquin. Sie zogen Schüler an aus allen Ländern. Ludwig förderte deren Studien, erweiterte die Rechte der dortigen Universität, schützte die Studierenden, unterstützte sie und sagte wie Salomo: „Im Vergleich zur Wissenschaft gelten Reichtümer nichts." [1]

Eines Tages lud er den hl. Thomas zur Tafel ein. Dieser bat, ihn zu entschuldigen, weil er an einer Summa arbeite. Sein Oberer bewog ihn aber, der wiederholten Einladung zu folgen. Während des Mahles dachte Thomas jedoch nur an seine theologischen Studien, war zerstreut und klopfte plötzlich auf den Tisch und rief: „Das ist eine entscheidende Antwort gegen die Manichäer." Sein Prior stieß ihn an und sagte: „Magister, nehmt Euch zusammen, Ihr sitzet an der Tafel des Königs von Frankreich." Thomas verneigte sich vor dem Könige und bat um Entschuldigung. Ludwig aber fragte ihn, um was es sich handle. Als er es vernommen hatte, berief er einen Kleriker, um die Lösung der Schwierigkeit alsogleich aufzuschreiben [2].

Weltliche Musik ließ Ludwig nur an Festtagen bei großen Mahlzeiten zu, weil die Sitte der Zeit sie forderte. Für seine Kapelle hatte er aber die besten Sänger und Musiker ausgewählt und ließ diese oft auftreten. Sogar bei seiner Wallfahrt nach Nazareth wurde von ihnen in der dortigen Kirche ein feierliches Hochamt gesungen und der Gesang der Vesper durch Streichinstrumente begleitet [3].

Wie für die Wissenschaft, so stand Paris auch für die Kunst an der Spitze der Kulturentwicklung. Es war nach Cäsar von Heisterbach die große Quelle aller Künste und Wissenschaften, beherbergte nach Dante die meisten und besten Miniaturmaler, hatte die Führung für Baukunst und Malerei in allen benachbarten Ländern übernommen. 1208—1235 sah es die herrliche Fassade von Notre-Dame mit den meisten ihrer Skulpturen entstehen, 1231—1280 den Umbau von Saint-Denis, 1240 die Gründung der „Heiligen Kapelle" durch Ludwig, 1248 deren Weihe. Sie ist in ihrem Bau und in ihrer Ausstattung ein Juwel der Gotik. Im Beginn des 14. Jahrhunderts schrieb Johann von Jandun [4] über sie: „Was soll ich

---

[1] Guillelmi de Nangiaco Chronicon ad annum 1230 (Recueil XX 546). Monachi S. Dionysii Gesta S. Ludovici (ebd. 47).

[2] Acta Sanctorum 7. Mart. I 673.

[3] Histoire littéraire de la France XVI, Paris 1824, 263 f.

[4] Histoire littéraire XXIV 609 f.

von dieser Kapelle sagen, welche sich aus Bescheidenheit hinter den Mauern des königlichen Schlosses zu verbergen scheint und doch so bemerkenswert ist durch Festigkeit und Vollkommenheit ihres Baues, durch die Wahl ihrer herrlichen Farben, durch ihre aus Goldgrund hervortretenden Bilder, durch Leuchtkraft und Glanz ihrer Glasfenster, durch die Ausstattung ihrer Altäre, durch die mit kostbaren Steinen erstrahlenden Reliquiare. Wer eintritt, glaubt sich in den Himmel verzückt, eingeführt in eines der schönsten Gemächer des Paradieses." Die Fassade von Notre-Dame, deren erschreckende (terribilissima) Schönheit Jandun schildert, die Ludwig entstehen und auszieren sah, ist ein unvergleichliches Werk der Baukunst und Bildhauerarbeit. Über der roten Pforte von Notre-Dame, bei der Gericht gehalten wird, kniet er mit seiner Gemahlin vor Christus und dessen Mutter.

Bis dahin wurden Ludwigs IX. Handschriften nur im allgemeinen, sozusagen äußerlich behandelt, gehen wir auf Einzelheiten ein. Seine oben besprochenen Bücher zeigen einen entschiedenen Fortschritt im Format, im Stil der Buchstaben und Malereien sowie im Text.

Der Text bietet vor allem das gallikanische Psalterium, welches später ins römische Brevier kam. Nur in St Peter zu Rom und in einigen andern alten Kirchen blieb das römische Psalterium, die erste vom hl. Hieronymus vorgenommene Korrektur des Psalteriums der Itala. Im kleinen Psalterium Ludwigs sind nur noch jene Psalmen, mit denen bis zur jüngsten Reform des Breviers an den sieben Tagen der Woche das Offizium begann, also der 1., 21., 38., 52., 68., 80. und 97., dann der 109., als Anfang der Vesper des Sonntags durch figurierte Initialen hervorgehoben. Die älteren Bücher der Ingeburg und der Blanche haben solche Initialen nach der alten Sitte auch bei den Psalmen, womit der zweite und dritte Teil des Psalteriums begannen (51. und 101.), sowie beim ersten Psalm des Totenoffiziums (114.).

Den Psalmen folgen in den Psalterien des 12. und 13. Jahrhunderts die Loblieder (Cantica) des Breviers (Benedictus, Magnificat, Benedicite usw.). Nur im ersten kleinen Psalter Ludwigs fehlt dann die Allerheiligenlitanei, an deren Schluß im Psalter der Königin Ingeburg 31, im englischen zu Leyden 10, in jenem der Königin Blanche 12 Gebete angefügt sind. Jener kleine Psalter ist also entweder nie vollendet oder des zweiten Teiles beraubt worden. Wir finden einen solchen zweiten Teil in dem andern kleinen, ebenfalls unvollständigen Psalter des Herrn Thompson. Nach der Rekonstruktion Delisles enthielt letzterer im ersten Teile eine Reihe von blatt-

großen Bildern sowohl des Alten als des Neuen Testamentes, von denen nur 6 erhalten sind, einen Kalender, die Psalmen und die Lobgesänge mit dem Glaubensbekenntnis des hl. Athanasius. Erst im zweiten Teil kommt die Litanei aller Heiligen; aber vor ihr stand das illustrierte kleine Offizium der Gottesmutter mit Bildern und Gebeten für Feste des Kirchenjahres und zu den hll. Dionysius, Eustachius, Nikolaus, Franziskus, Magdalena, Margareta, Katharina, zu den Märtyrern, Bischöfen, Bekennern, Jungfrauen, zu allen Heiligen usw. Weiterhin findet man in ihm das Offizium für die Verstorbenen und die Bußpsalmen. Dieser zweite Teil ist für die weitere Entwicklung maßgebend geworden, denn man ließ die Psalterien fallen, bewahrte seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zwar den Kalender, entwickelte aber den zweiten Teil zu den sog. Livres d'heures, „Stundenbüchern", worin Offizien der Gottesmutter, der Toten, Christi und des Heiligen Geistes sowie verschiedener Heiligen, dann immer mehr Gebete aufgenommen wurden, bis seit dem Ende des 15. Jahrhunderts auch Offizien mehr und mehr schwanden und unsere heutigen Gebetbücher sich entwickelten, in denen Gebete für die heilige Messe, Beicht und Kommunion die Hauptsache bilden[1].

Veranlaßt und durchgeführt wurde dieser Umschwung sowie eine Änderung der mittelalterlichen Andachtsübungen durch die Franziskaner und Dominikaner. Sie hatten das Brevier der älteren Mönchsorden bedeutend verkürzt, indem sie das kleinere Brevier der römischen Kurialen annahmen, dann aber auch bewirkt, daß mehr Heiligenfeste und zahlreiche Hymnen in ihr Brevier aufgenommen wurden. Weiterhin zogen sie das Volk aus den älteren Kirchen, in denen die lange Rezitation der Psalmen und die feierlichen Hochämter viel Zeit beanspruchten, zu ihren Kirchen hin, in denen weit mehr gepredigt und der Gottesdienst rascher beendet wurde. Ihren in der Welt lebenden Tertiariern, zu denen auch Ludwig der Heilige gehörte, gaben sie statt des Breviers der Kleriker zuerst das kurze Offizium der Gottesmutter, dann nach und nach auch andere. Tausende solcher durch sie in den allgemeinen Gebrauch eingeführten Stundenbücher haben sich erhalten, sie waren ja die Gebetbücher aller Laien, die lesen konnten und Latein verstanden. Aber die erhaltenen sind nur die schönsten, welche durch reiche Ausstattung vor dem Untergang bewahrt wurden. Die gewöhnlichen sind beim Gebrauch beschmutzt, verletzt und schließlich weggeworfen worden, wie es auch heute den Gebetbüchern unserer Zeit ergeht.

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift LXXVII (1906) 36 f.

Blanche, Ludwigs Mutter, gab im Jahre 1242 einem Schreiber für drei Psalterien 7 £. Dazu kamen noch die Kosten für die Miniatoren. Damals zahlte man für eine Bibel 80 £, für ein verziertes Meßbuch 200 *Fl.* Im allgemeinen kann man sagen, daß ein Foliant so viel kostete wie eine Sache, für die man um 1826 wohl 400—500 *Fr* zahlen mußte[1], heute etwa 600 *Fr.* So kostbar ausgestattete Bücher wie die oben behandelten königlichen Psalterien waren natürlich noch viel teurer. Schätzt man in dem ersten kleinen Psalterium des heiligen Königs jedes der 78 blattgroßen Bilder zu etwa 20 *M* heutigen Wertes ein, jeden der Tausende zur Füllung der Linien verwendeten Stäbe mit ihren goldenen und farbenreichen Verzierungen, Drachen und phantastischen Gestalten, Adlern und Vögeln, Schlössern, Ketten u. dgl., zu nur 3 *M*, so würde in unsern Tagen ein solches Buch nicht für 5000 *M* hergestellt werden können. Freilich dürfte es auf Auktionen mehr als 100 000 *M* erreichen, weil sein historischer Wert, der Name des Besitzers und das Land seines Ursprungs in Rechnung zu ziehen sind.

Die älteren Psalterien, jene der Ingeburg, der Gemahlin des Philipp August, der Psalter zu Leyden, aus dem der hl. Ludwig lesen lernte, und jener seiner Mutter Blanche in der Bibliothek des Arsenals zu Paris sind noch ziemlich große Chorbücher von 300 × 200, 243 × 176 und 280 × 198 mm. Die beiden später ausgeführten Psalmenbücher, das nach 1253 vollendete Ludwigs zu Paris in der Nationalbibliothek und jenes bei Herrn Thompson, sind kleiner: die Größe ihrer Blätter beträgt 210 × 150 und 195 × 135 mm. Sie sind nicht mehr bestimmt, auf Pulte gelegt und von mehreren zugleich benutzt, sondern in die Hand genommen zu werden. Ähnliches ist der Fall bei den Bibeln jener Zeit. Die Franziskaner hatten, weil sie oft auf Reisen waren und nicht selten vereinzelt lebten, sich teilweise vom gemeinsamen Chorgebete frei gemacht und darum kleine, handlichere Breviere und Meßbücher geschrieben oder schreiben lassen. Sie leiteten auch die Laien an, sich solcher kleineren Bücher zu bedienen außerhalb der Kirche. So betete der hl. Ludwig sein Brevier im Kerker. Überdies hatten dieselben Ordensleute das Offizium verkürzt, sich an das von der Kurie zu Rom benutzte weniger lange angeschlossen, das sie darum „Breviarium", „abgekürztes Offizium" nannten.

Die Minderung des Formates verlangte kleinere Buchstaben. An die Stelle der breiten, festen, abgerundeten romanischen Schriftzeichen traten

[1] Histoire littéraire XVI 39.

solche, die immer feiner, länger und eckiger gestaltet waren, weniger nach oben und unten heraustraten, also die Zeilen schärfer voneinander trennten. Natürlich mußten auch die Miniaturen diesem Wechsel des Formates und der Lettern folgen. Schon in Ingeburgs Psalter enthält jede Bildseite zwei, eine obere und eine untere. Dies ist auch der Fall im Leydener Psalter und in demjenigen der Mutter Ludwigs. In seinem kleinen Psalter ist fast die Hälfte der blattgroßen Bilder paarweise innerhalb einer gotischen Architektur, zur rechten und linken Seite einer sie trennenden Säule gestellt. Auch seine Initialbuchstaben erhielten je zwei Szenen, während man sich noch im Buche seiner Mutter mit einer begnügt hatte. Die Zahl der dargestellten Szenen wächst. Ingeburgs Psalter hat 28 Blätter mit 52 Szenen (früher 29 mit 53), von denen 9 alttestamentliche, 39 neutestamentliche Ereignisse schildern, 4 die Legende des Theophilus, der sein Amt verlor, aus Mißmut sich dem Teufel verschrieb, sein Amt wiedererlangte und Buße tat. Vielleicht war das ein Hinweis auf die Schicksale der Ingeburg, die verstoßen wurde von ihrem Gemahl, zwanzig Jahre schwer litt und endlich wieder in Gnade aufgenommen wurde als regierende Königin von Frankreich. Der englische Psalter, aus dem Ludwig lesen lernte, hat 23 Bilder mit 51 Szenen (20 aus dem Alten, 31 aus dem Neuen Testament), jener der Blanche 25 Bilder mit 48 Szenen (11 aus dem Alten, 37 aus dem Neuen Testament), Ludwigs kleiner Psalter aber 78 Bilder mit etwa 100 Szenen, die mit der Geschichte Kains und Abels beginnen und mit Sauls Krönung enden. In sieben Initialen der Psalmen finden wir je zwei Szenen, von denen die obere jedesmal den König David zeigt. Im Kalender dieses Buches fehlen die Darstellungen der Monatsbeschäftigungen und der Zeichen des Zodiakus, die sich in allen andern genannten Psaltern finden und auch in späteren nicht weggelassen werden. Ja die Szenen der Monatsbeschäftigungen werden in späteren Psalmenbüchern immer eingehender behandelt, bis sie im 15. Jahrhundert, besonders im berühmten Brevier des Grimani, zu großen Bildern anwachsen. Szenen aus dem Alten Testament werden in den Psalterien gegeben, weil ja auch die Psalmen zum Alten Testament gehören und weil die Ereignisse des Neuen Testamentes zum Schmuck der Evangelienbücher verwendet wurden. Doch kamen bald nach Ludwigs Zeit die reich verzierten Psalterien außer Mode, und die Geschichten des Alten Testamentes wurden neben denjenigen des Neuen als Vorbilder behandelt in den sog. „moralisierten Bibeln", den Armenbibeln u. dgl.

Ein ganz anderer Geist beherrscht sie als jene des 11. und 12. Jahrhunderts. Sie sind nicht mehr ausschließlich Klosterarbeiten, sondern in weltlichen Schreibstuben hergestellt, welche besonders in Paris in harte Konkurrenz zueinander traten, darum in jener kunstfreundlichen Stadt immer feiner und schöner wurden. Das Leben der großen Welt spiegelt sich in ihnen. Der enge Bereich der Klosterzelle schränkt nicht mehr den Blick ein. Ritter, Burgen und Schlösser gewinnen eingehendere Beachtung. Die feierliche, ernste Stimmung der romanischen Kunst hat der luftigeren Gotik weichen müssen. Es scheint fast, als habe man früher den Pinsel, jetzt aber eine scharfe Feder benutzt. Die Konturen müssen bei den kleineren Figuren alle Einzelheiten bestimmt ausprägen. Die Farben werden stärker, Gold, Rot und Blau herrschen, wie in der damals aufblühenden Heraldik. Die Hintergründe erhalten reichere Musterung und die Ränder immer weiter sich ausdehnende, wohl aus Italien und England übernommene Verzierungen und phantastische Drolerien. Alles war begeistert für die neue Bauart, welche den aufstrebenden Spitzbogen an die Stelle des ruhigen Halbkreises setzte, das Äußere der Kirche durch Strebebogen belebte und so die Konstruktion des Ganzen sowie die innere Anordnung klar gestaltete. Gliederten die Scholastiker ihre Bücher und deren Inhalt in immer kleinere Teile und Unterabteilungen, um dadurch in gesichertem Fortschreiten ein festes Lehrgebäude herauszuarbeiten, meißelte der Steinmetz jetzt jeden einzelnen Block und an ihm jede Einzelheit auf das genaueste aus, so suchten die Maler nun alle Einzelheiten der Tracht und Bewaffnung treu wiederzugeben. Sie bestrebten sich, den Ausdruck der Gemütsbewegungen, das Auftreten, die Stellung des Körpers, die Bewegungen der Arme und Beine, Hände und Füße treuer nachzubilden und zu schildern. Feste Linien beherrschten die Farbe. Liebe zur Natur und eifriges Studium derselben verrät sich überall. Die Theologen verwerteten mehr alle natürlichen Kenntnisse, die Architekten die ihnen bekannten Gesetze der Konstruktion in Druck und Schub, die Künstler beachteten schärfer Form und Schönheit des menschlichen Angesichts und Körpers. Die Falten hören auf, fast die Alleinherrschaft mit einigen alten ererbten Gesten zu teilen. Wohl mußte vor dem geometrischen Spiel des Maßwerkes das pflanzliche Ornament bedeutend zurücktreten, aber wo Blätter, Früchte und Blumen, Tiergestalten und Fabelwesen Verwendung finden, sind sie mit gewissenhafter Naturtreue ausgeführt.

Vergleicht man Ludwigs Psalter zu Leiden, aus dem er lesen lernte, mit dem späteren, welchen er sich nach seiner Rückkehr aus Ägypten um 1260

schreiben ließ, so verhält sich der erstere zum zweiten wie eine spätromanische Kirche zur Heiligen Kapelle. Ludwigs kleiner Psalter ist das schönste unter den illustrierten Büchern der Frühgotik, der Psalter der zweiten Gemahlin seines Großvaters, der zwanzig Jahre lang verstoßenen Ingeburg, das beste unter den spätromanischen. Legt man beide nebeneinander, so zeigt sich klar, wie die Kunst des 12. Jahrhunderts verlassen, die Herrschaft Englands gebrochen wird. Das Leydener Buch ist noch englische Arbeit, jenes der Ingeburg zwar nach Ausweis der Heiligen seiner Litanei wahrscheinlicher in Paris entstanden, jedoch englischen Psalterien so ähnlich, daß manche es für das Inselreich in Anspruch nehmen. Französische Miniaturisten bildeten sich um 1200 jenseits des Kanals und in der Normandie, übten dann die dort gelernte Art in ihrer Heimat, selbst in Paris unter allgemeinem Beifall. Ludwigs Psalter in der Arsenalbibliothek entwickelt den Stil des Buches der unglücklichen Ingeburg weiter, ist aber fast noch romanisch. Ganz gotisch sind dann der nach Ludwigs Heimkehr vom Kreuzzug für ihn geschriebene Psalter, sein nur teilweise erhaltenes Gegenstück, die Evangelienbücher der Heiligen Kapelle. Die Bilder dieser gotischen Prachthandschriften sind in gotischen Architekturen eingerahmt, fast wie Glasgemälde oder wie die Darsteller der Mysterienspiele auf einer Bühne innerhalb der Kulissen auftreten. Der kleine Psalter Ludwigs bildet sogar einen Höhepunkt der Miniaturmalerei, eine Grenzscheide für Frankreichs Abhängigkeit von England, einen Wendepunkt, der eine fast zweihundertjährige Periode eröffnet, in der Nordfrankreich für die Buchmalerei England, Deutschland und den Niederlanden gegenüber eine führende Stellung behauptete. Erst im 15. Jahrhundert eroberten sich die flämischen Meister den ersten Rang und beherrschten auch Frankreich.

So ist Ludwig der Heilige auch für Kunst und Wissenschaft im hochentwickelten 13. Jahrhundert einer der einflußreichsten Männer. Fehlten ihm die kriegerischen Erfolge Karls des Großen, so nimmt er doch neben ihm eine Ehrenstelle ein in der Geschichte der Kulturentwicklung.

Stephan Beissel S. J.

Der Kulturwert der Sprachreinigung.

Das stand sicher zu erwarten, daß mit dem deutschen Krieg gegen Frankreich und England auch der stillere, aber nicht weniger gerechte Kampf gegen alles Fremde in unserer Sprache vom deutschen Volke in seiner Gesamtheit aufgenommen werde. Ein etwas stürmischer Ausdruck dieser Kampfstimmung war der Vernichtungsanlauf gegen die fremdsprachlichen Geschäftsschilder und die Achtserklärung über ein oder das andere mehr unschuldige Fremdwort. Ruhiger und ernster wird die unblutige Fehde in Zeitungen und Zeitschriften geführt, und zwar einhellig auf der ganzen Linie.

Aus der breiten Masse der Kundgebungen im Streite verdienen zwei Schriften besondere Würdigung, schon ihres Urhebers wegen. Der Vorsitzende des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, dem doch die Führerrolle in dem Wort- und Federfeldzug gebührt, hat alsbald nach Ausbruch der französischen Feindseligkeiten ein Flugblatt an alle Deutschen gerichtet, worin er „wider das alte Erbübel der deutschen Fremdtümelei, wider alle würdelose Ausländerei, wider Engländerei und Französelei" mit starkem Nachdruck aufruft. In der Einleitung steht ein kräftiger Satz, der die tiefere Bedeutung der Sprachreinigung enthält: mit Urgewalt habe sich die Erkenntnis durchgerungen, „daß die unverfälschte Muttersprache des Deutschtums festestes Band, seine vornehmste und stärkste Stütze, seine unerschütterliche Grundfeste sei". Damit wird der Sprachreinigung mehr als eine äußerlich schöngeistige Wichtigkeit beigemessen: sie berge einen grundlegenden Kulturwert für das Deutschtum in sich. Noch ein zweites ebenso machtvolles Wort hat derselbe für die Muttersprache unermüdlich tätige Dr O. Sarrazin im Oktoberheft seiner Zeitschrift als „Kriegsaufruf" an die Zweigvereine und alle 35 000 Sprachvereinsmitglieder ergehen lassen und sie aufgefordert, sie sollten für die Sprachreinigung „verständig und sachgemäß die eigne Kraft und Tätigkeit einsetzen". Zur ermutigenden Anfeuerung für die nicht mühelose Arbeit teilt der Aufruf den glänzenden, allseitigen Erfolg, den das erste Flugblatt bereits errungen habe, in drei markigen Sätzen mit, gleich einer ersten Siegesnachricht aus dem Hauptquartier: es stelle sich die ganze deutsche Presse, und zwar ohne Unterschied der sonstigen politischen Stellung, den Sprachvereinsbestrebungen an die Seite; dann zeige sich das bisher niemals gesehene Schauspiel so vollendeter Einheit eines ganzen großen Volkes, wie Deutschland es bei dem schnöden Überfall neid- und haßerfüllter Feinde bietet, auch als vollkommene Einmütigkeit in der Abwehr und Zurückweisung alles Fremden und Undeutschen in unserer Sprache; endlich werde jede Versündigung wider den Geist der deutschen Sprache, jede Art von Verwelschung, von Engländerei usw. gerade in diesen

großen Tagen in den allerweitesten Kreisen, bei hoch und niedrig, als eine würdelose Verletzung, als eine Kränkung der innersten deutschen Volksseele empfunden. In diesen beiden wichtigen Kundgebungen der Sprachvereinsleitung sind insbesondere zwei Grundwahrheiten als Leitsätze für die kampffreudiger gewordene Bewegung kurz aber klar ausgesprochen: die verständige Art und Weise der Sprachreinigung und ihre höhere Bedeutung.

Es lohnt sich der Mühe, beiden Gedanken weiter nachzugehen, zumal da in den Tagesblättern zumeist nur von zweckmäßigen Vorschlägen die Rede ist, wie einzelne Sprachschäden zu heilen seien, ohne daß dabei auf eine vertiefte wissenschaftliche Erörterung über das innerste Wesen der Sprachreinigung eingegangen wird. Neue Gedanken freilich und noch nicht gekannte Gesichtspunkte lassen sich wohl schwerlich auffinden, da bei den bedeutsamen Entwicklungsstufen unserer Muttersprache es nicht an kundigen Rufern im Streite gefehlt hat, die mahnend und warnend ihre Stimme erhoben, um im einzelnen die richtigen Wege zu weisen.

Zunächst wird der Begriff „Sprachreinigung" vielfach zu eng gefaßt und nur auf das Fremdwort eingeschränkt. Eine Ächtungsliste aller Sprachverderber hat der bekannte Ed. Engel in der Einleitung zu seinem Lesebuch „Deutsche Meisterprosa" aufgestellt, indem er in seiner „übervollsaftigen" Schreibart alle die Schriftsteller kennzeichnet, die in seine Sammlung nicht aufgenommen werden konnten: „kein Liebhaber geckenhaft gesuchten Ausdruckes, kein geistreichelnder Bilderer, kein Prahler mit zusammengerafftem Lesewissen von gestern, kein eitler Auskramer von Brocken aus nicht beherrschten fremden Zungen, kein unverbesserlicher Fremdwörtler, kein graziöser, d. h. sich künstlich kostbar machender Vornehmtuer, kein Freund papierenen Schwulstes, aber auch kein zügelloser Mißhandler der deutschen Sprache nach den Eingebungen seiner eignen Willkür gehörte in diese Mustersammlung deutscher Meisterprosa. Alle die hier angedeuteten Gebrechen fließen ja aus der schriftstellerischen Unehrenhaftigkeit, die unzertrennbar ist von einer Unwahrhaftigkeit im tiefsten Wesen des Schreibers." Dieser letzte Satz bildet den Angelpunkt der streitbaren „Stilistik" desselben Verfassers, und so ganz unrecht möchte er, trotz seiner Schärfe, nicht sein. Am anschaulichsten tritt die Richtigkeit der Beobachtung bei der ansteckend wirkenden Fremdwörterseuche zutage, und das Sprachverderbnis beginnt auch zumeist mit der Fremdwörtelei, die vielfach mit dem bequemen Entschuldigungsgrund bemäntelt wird, die deutsche Sprache könne nicht alles klar und scharf ausdrücken. Die Anklage ist grundfalsch und ihre Aufrechthaltung müßte nicht nur unsere „reichste" Muttersprache empfindlich schädigen, sondern damit auch unser ganzes Kulturleben beeinträchtigen; denn daß die Sprache zu den Hauptbestandteilen der Kultur zählt, ja in gewissem Betracht zu ihrer Grundlage gehört, wird allgemein zugestanden, mag auch sonst über den Inbegriff der Kultur Meinungsverschiedenheit bestehen.

Wer den Werdegang unserer Sprache nur einigermaßen kennt — er braucht nicht Friedrich Seilers vier Bändchen über „die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des Lehnworts" durchgearbeitet zu haben —, weiß, daß vor 1500

Jahren unsere Ahnen sehr viel wichtiges Kultur- und Sprachgut aus der Fremde übernommen haben, die Fremdwörter aber bald ihrer Sprache in Form und Betonung anzugleichen verstanden und so den eigenen, noch notdürftigen Wortschatz durch Lehnwörter zu bereichern wußten. Der doppelt gewinnreiche Vorgang hat sich bekanntlich in der Folgezeit auf ähnliche Weise öfters glücklich wiederholt; viele Fremdwörter sind dadurch, zugleich mit dem Gegenstand ihrer Bezeichnung, deutsches Eigentum geworden, so vollständig, daß nur der fachmännische Sprachkenner über die eigentliche Herkunft Bescheid weiß. Könnten wir denn nicht die Fremdwörter von heute, die vielbeschrienen, mit ihrer oft undeutschen Lautgestalt und Lautgebung, einen ähnlichen Entwicklungsgang durchmachen lassen, wodurch sie ihr fremdartiges Aussehen verlieren und sich dem von den Vätern ererbten Naturdeutsch vollkommen einfügen müßten? Wohl gehört die Anpassungsfähigkeit an das Fremde auch jetzt noch zu den Hauptmerkmalen unserer vielseitigen Begabung; ja das leichte Einfühlen in fremdes Wesen und Leben ist infolge der stets wachsenden Erleichterung des Weltverkehrs und der immer zunehmenden Berührung der einzelnen Völker untereinander viel feiner und allgemeiner geworden. Aber die geschickte Fähigkeit der lebendigen Angleichung des Fremden, insbesondere der Fremdwörter, scheint im umgekehrten Verhältnis zu der Massenaufnahme zu stehen; wir übernehmen das Auswärtige, wie wir es finden, wir übersetzen nicht erst, und erwecken den Verdacht, als hätten wir das altgeübte Eindeutschen, das eigentliche Einverleben des Fremden, fast ganz verlernt. Und so hat sich allmählich vielfach eine sog. Mischmaschsprache gebildet, deren schlimmste Folge in dem Fluche jeder bösen Tat besteht, „daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären", indem auch die zu den fremden Wortstämmen gehörigen Ableitungen zum mindesten undeutsche Endungen erhalten und sich so „ein Bildungsdeutsch voll Ausländerei von dem ererbten Naturdeutsch der Väter zu entfernen droht". Deshalb sind die einzelnen fremden Wörter so gefährlich; es verursachen diese kleinen Sprachkörperchen am Leibe der deutschen Sprache häßliche Pusteln, wie einer unserer besten Sprachkenner es anschaulich ausdrückt. Gegen sie gelte es daher, immerfort auf der Wacht zu sein, damit der Leib nicht erkranke, und hier werde es allezeit heißen müssen: was nicht deutsch ist, muß draußen bleiben oder sich der deutschen Weise fügen. Der Kampf der Sprachreinigung zunächst gegen die wuchernden Fremdwörter, die sich in den Leib der deutschen Sprache einbohren, ist somit für unsere Zeit zur allerhöchsten Notwendigkeit geworden. Wie soll er geführt werden, damit er erfolgreich sei?

„Verständig und sachgemäß die eigne Kraft und Tätigkeit einsetzen", lautet die Weisung im „Kriegsaufruf" des Sprachvereins, und sie enthält eine weise Warnung, damit der gute Wille, die Sprache von jedem „Flitterstaat" zu befreien, nicht zum Übereifer werde, der zumeist mehr schadet als nützt. Gibt es ja doch zugestandenermaßen *manche Fremdwörter, die sich nicht leicht durch ein ebenso einfaches und kurzes deutsches Wort ersetzen lassen*. Einen Beleg dafür mag gleich die Überschrift dieses Aufsatzes bieten, im Worte „Kultur" mit seiner noch fremden Betonung, und Schiller als Dichter lehnte es in einem Brief an seinen Freund und Berater Körner (26. März 1790)

rundweg ab mit der kurzen Begründung: „Lateinische Wörter wie Kultur fallen in der Poesie etwas widrig auf.“ Allein die Dichtung muß für die Sprachreinheit viel strenger auf der Warte stehen als die Abhandlung. Fremdwörtern dieser Gattung geben wir stillschweigend, besonders im wissenschaftlichen Verkehr, eine Art Bürgerrecht, Ehrenbürgerrecht könnte man es nennen, mindestens gewähren wir ihnen eine nicht unwillige Gastfreundschaft. Sie ausmerzen wollen, hieße sich an der Kulturgeschichte versündigen, die in vergeistigter Gestalt im Spiegel der Sprache erscheint; ja es glückte überhaupt nicht. Denn die Umdeutschung eines allgemein anerkannten und aufgenommenen fremden Wortes ist dadurch noch lange nicht bewerkstelligt, daß irgend ein kundiger Wortführer ein neues Ersatzwort prägt; die Hauptsache ist und bleibt, ob die Neuerung in den Sprachschatz übergeht, d. h. ob viele, bzw. das Volk, die sprachliche Umschöpfung als vollwertigen Ausdruck des Gedankens aufnehmen und der Nachwelt als echtes deutsches Sprachgut vererben wollen. Wenn eine Wortbildung, mag ihr Schöpfer noch so hoch im Ansehen stehen, dem gesunden Sprachempfinden des Volkes widerstrebt, wird sie niemals lebensfähig werden; Beispiele aus alter und neuer Zeit zeigen es zur Genüge. Das Sprachgefühl des Volkes also, die sogenannte Volksseele, spielt bei Aufnahme eines neuen Wortes die Hauptrolle, in ganz gleicher Weise, wie sich der Bedeutungswandel eines Wortes vollzieht. „Die Sprache ist eben ein Gefäß, in dem ein Volk all sein Empfinden und Erfahren, seine inneren und äußeren Erlebnisse niederlegt. Sie zeigt uns daher, wie es war und wurde; Sitte und Art längst verklungener Tage tönt uns aus ihr entgegen, und deshalb spiegelt die Sprachgeschichte in scharfen Zügen den Entwicklungsgang unseres Volkes wider.“ So hat es schon vor anderthalbhundert Jahren der sprachenkundige Jesuit Weitenauer in seinem noch heute aus manchem Betracht empfehlenswerten Büchlein „Zweifel von der deutschen Sprache“ (Freiburg i. Br. 1764) dargelegt. Auf die Frage: „Darf man neue Wörter nach eigenem Belieben schmieden?“ antwortet er: „Diese Freiheit wird nicht einmal einem Dichter zugestanden, wieviel weniger einem andern, welcher in ungebundener Rede schreibt.“ Das Volk ist wie Wächter so auch Schöpfer seiner Sprache. Das ist eine von den vielen Binsenwahrheiten auf dem Sprachgebiete. Der „Kriegsaufruf“ des Sprachvereins spricht daher mit Recht von einer Kränkung der innersten deutschen Volksseele durch die Verwelschung oder Engländerei und fordert zum Kampfe gegen die Sprachverderber auf, damit die Volksseele nicht gefälscht werde.

Gegen das massenhafte Heer der entbehrlichen Fremdwörter geht somit zuvörderst der geharnischte Feldzug, bei dem ein jeder, der seine Muttersprache ehrt und liebt, die „eigne Kraft und Tätigkeit einsetzen“ soll, damit das kostbarste Erbstück unserer heimischen Kultur uns nicht nur unversehrt und unverfälscht bewahrt bleibe, sondern auch als gesichertes Vermächtnis auf die Nachfahren sich weiterpflanze.

Eine besonders grobe Unart von Fremdwörtelei drohte sich unter der Maske des vornehmen Tones bei uns einzuschmuggeln, indem die Eltern ihren Kindern deutsche Namen in französischer oder in englischer Umbildung gaben. Diese ebenso geschmacklose wie unverständige Unsitte hat am kürzesten und treffendsten der

österreichische Dichter Ottokar Kernstock in einem Gedicht über die verschiedenen Umformungen des Namens Elisabeth gebrandmarkt:

„Lisette! — pfui, wer wollte sich erfrechen,
Verwelscht ein deutsches Mädchen anzusprechen!"

Dagegen dürfen Namen der alten kirchlichen Heiligen, die nicht deutschen Ursprungs sind, keineswegs als Fremdwörter angesehen werden, es sind vielmehr ehrwürdige Denkmäler und Zeugen unserer christlichen Kultur; sie vermeiden wollen, etwa im Übereifer, bewiese daher eine weniger edle Absicht, als in der Reinigung der Sprache von den fremden Schmarotzern liegt. An einer verständigen Sprachreinigung mitzuarbeiten, ist des Schweißes der Edlen wert, gilt insbesondere für jeden Gebildeten, dessen Beruf es ist, auf andere einzuwirken, als eine ernste Verpflichtung, als wichtige Kulturarbeit.

Doch wieviel Mühe und Arbeit ist schon seit Jahrhunderten in Wort und Schrift zur Entfernung dieses häßlichsten Zopfes verschwendet worden! Eine übersichtliche Zusammenstellung müßte ein umfangreiches Schriftwerk füllen, und neue Beweggründe zu seiner vollständigen Beseitigung lassen sich schwerlich mehr gewinnen. Vielleicht nützt es noch etwas, statt einer weitläufigen und doch wenig fördernden Darlegung den erprobten Rat eines Schriftstellers zu hören, der, wie es scheint, sich selbst von dem Fremdwörteraussatz geheilt hat. In seinen „Lachenden Wahrheiten" hat K. Spitteler „Zur Fremdwörterfrage" zunächst die letzte Ursache aufgedeckt, der die Mehrzahl der Fremdwörter ihre Aufenthaltsbewilligung in der deutschen Sprache verdankt: Es sei keineswegs, wie die Gegner glauben machen wollten, ein logisches Bedürfnis, eine Begriffsnot, eine Wortarmut, sondern die schmähliche, abgeschmackte Prahlsucht. Um sich davor zu bewahren, möge jeder zwei Proben an sich selbst anstellen. „Schreibt ein Leser selbst", so leitet er die erste Probe ein, „so versuche er es einmal, Neugier halber, einen seiner rasch hingeschriebenen Aufsätze nachträglich von allen Fremdwörtern strengstens zu reinigen.... Vergleicht er dann den solchermaßen veränderten Aufsatz mit dem früheren, ursprünglichen, so wird er zu seiner mehr oder weniger großen Überraschung unfehlbar den Eindruck erhalten, daß der letztere nicht bloß sauberer, sondern zugleich vornehmer, klarer und eigentümlicher, ich meine, die Ansichten und den Charakter des Verfassers treuer widerspiegelnd, lautet. Das kommt daher, daß die Fremdwörter Gemeinplätze sind, Redensarten, aber nicht Gedanken bedeutend, und mindestens drei bis vier ähnliche, doch verschiedene Begriffe verschwommen bezeichnend." Als Schlußfolgerung ergibt sich dem Verfasser der einleuchtende Satz, „daß eine mit Fremdwörtern gespickte Schreibart schwerlich eigenartig und ursprünglich sein werde". Der zweite Versuch wird dem empfohlen, der selbst nicht schreibt. Er solle einmal aufs Geratewohl einige deutsche Bücher aus den letzten Jahrhunderten oder auch Jahrzehnten auf ihren Wortschatz prüfen, wobei er wohl vieles fände, was heutzutage nicht mehr gebräuchlich ist. Da bleibe der Gesamteindruck des außer Gebrauch gesetzten deutschen Wortschatzes derjenige der Kraft und Ursprünglichkeit, etwa einmal auch der Unbeholfenheit, doch nicht derjenige des Alters und des Moders. Sobald dagegen ein einziges nunmehr abgetanes Fremd-

wort ins Auge steche, nehme sich dasselbe so über die Maßen wunderlich aus, daß wir hell auflachen müßten. Daraus folgert Spitteler seine zweite Hauptwahrheit: „Wer ohne jedes Bedenken oder gar mit Behagen Fremdwörter in seinen Stil sät, wird zwar bei seinen Mitlebenden möglicherweise den Schein hervorragender Schulbildung gewinnen, dafür aber ohne jeden Zweifel bei der Nachwelt das Urteil der Barockheit eintauschen; und zwar, wohlverstanden, bereits bei der nächsten Nachwelt, denn Fremdwörter veralten unglaublich rasch, kaum weniger rasch als die Mode, weil an die Stelle der einstigen Lieblinge andere gesetzt werden."

Außer der „abgeschmackten Prahlsucht" mag sich auch zu geringe Kenntnis des unerschöpflichen Reichtums unserer Muttersprache oder Mangel an Übung im reinen Deutsch, also geistige Blutarmut, manchmal als Krankheitsursache für die ansteckende Fremdwörterpest finden. Dagegen hilft nur die kräftige geistige Nahrung der Belehrung und Übung. Jedenfalls ist jetzt die rechte Zeit geistiger Frische gekommen — der Krieg wird als sittlicher Erneuerer aufgefaßt —, wo wir auch die letzten Spuren von knechtischer Abhängigkeit dem Ausland gegenüber, die noch aus den am tiefsten erniedrigten und schmählichsten Abschnitten der deutschen Geschichte stammen, vertilgen müssen zu Nutz und Frommen unseres Volkstums. Denn Gottfried Keller sagt mit Recht:

„Volkstum und Sprache sind das Jugendland,
Darin die Völker wachsen und gedeihen."

Aber der Kampf gegen das Fremdwort ist nicht das letzte und höchste Ziel der Sprachreinigung. Eindringen in den Geist der deutschen Sprache, ihm nachfühlen bis in das leiseste Wehen seines Wesens müssen wir immer mehr lernen, „und aus unserer Erkenntnis die Lehren ziehen, die der Sprache frommen, die sie immer vollkommener machen, immer geschickter zum eng sich anschmiegenden Ausdruck echt deutschen Wesens". Der Wortschatz allein macht nicht das Wesen der Sprache aus, vielmehr der Geist, der in ihr Gestalt gewinnt. Auch hier gilt unseres Dichters Wort: Der Geist ist es, der sich den Körper baut.

Eine Sprache wird um so mehr ihrem letzten Zweck gerecht, je vollkommener sie den ganzen Reichtum der Kultur im weitesten Umfange des Wortes auszudrücken vermag und je klarer und reiner sie jeden Fortschritt im Leben und Streben eines Volkes auszuprägen imstande ist. Und darin eben liegt der Hauptvorzug der deutschen Sprache, daß sie in geradezu unbegrenzter Mannigfaltigkeit des Ausdruckes, aber besonders in Wortbildung und Wortzusammensetzung einfachhin unerschöpflich sich erweist und so jedes sprachliche Bedürfnis vollauf befriedigt.

Der bereits erwähnte gelehrte Weitenauer stellt diesen Reichtum unserer Sprache geistvoll so dar, daß er das Deutsche mit dem ebenfalls bevorzugten Griechischen vergleicht. Er schreibt: „Unter andern Ähnlichkeiten, welche das Deutsche mit dem Griechischen hat, ist die edle Geschicklichkeit, die Wörter miteinander auf das glücklichste zu verbinden: welches nicht nur eine besondere Zierlichkeit und Kürze verursacht, sondern auch die Deutlichkeit sehr befördert und den Reichtum des Sprachschatzes unendlich vermehrt. Wohin wir immer die Augen wenden, sehen

wir Blumen von dieser Gattung." Dann führt der Verfasser hübsche Beispiele aus der neuen Sprache und selbst der „uralten Theotisca" an und fährt in seinem Vergleich also fort: „Dürfte man nicht zweifeln, ob es hierinnen die Deutschen den Griechen nicht bevor tun? Ihre Tragödie, Komödie, Epopöe, welche Namen uns auch im Deutschen bekannt sind, heißen aufs genaueste ein Bockslied, ein Dorflied, eine Versarbeit. Um wieviel deutlicher werden diese Gedichte bestimmt, da wir sie ein Trauerspiel, ein Lustspiel, ein Heldengedicht nennen? Wie würde nicht ein Griech schwitzen müssen, wenn er unser Schießpulver, Schlittschuh, Hasenherz . . . henkermäßig, und hundert dergleichen, in seiner Sprach durch ein einiges Wort vorstellen sollte!" Die Auffassung ist groß und würdig.

Daher stammt auch der schöpferische Geist unserer Sprache. Wer sie braucht, muß sie für seine Absichten umgestalten, sei es in den Abstufungen der Wortgebilde oder in neuen Zusammenstellungen und Wendungen. Fichte hat diese überreiche Schöpferkraft seiner Muttersprache in der vierten und fünften seiner Reden an die deutsche Nation anschaulich dargelegt. Man kann es als wahren Grundsatz gelten lassen, daß französisch sprechen eine sinnreiche Anwendung vorliegender Sprachmittel sei, deutsch reden aber Gedanken schaffen heiße. So hat Leibniz mit Recht die Eigentümlichkeit der deutschen Sprache darin gesehen, daß sie ein Prüfstein für die Echtheit eines Gedankens sei. Vielleicht erklärt sich daher auch der Hang der sog. Durchschnittsbildung zur bequemeren Ausländerei und das Verführerische der scheinbar blendenden Lebendigkeit des Französischen besonders für junge Leute.

Sicherlich aber hat der Altmeister Goethe mit seinem feinen Sprachgefühl einen bekannten Satz: „Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern ist das Geschäft der besten Köpfe", in dieser Auffassung des Deutschen verstanden, wie es aus seiner weiteren Darlegung mit Bestimmtheit erhellt, indem er sagt: „Es gibt viele Arten von Reinigung und Bereicherung, die alle zusammengreifen müssen, wenn die Sprache lebendig wachsen soll. Poesie und leidenschaftliche Rede sind die einzigen Quellen, aus denen dieses Leben hervordringt, und sollten sie in ihrer Heftigkeit auch etwas Bergschutt mitführen, er setzt sich zu Boden und die reine Quelle fließt darüber her." Sonach zeigt sich der Geist einer Sprache in der Denkweise, die dem ganzen Sprachkörper und seinen einzelnen Gliedern das Leben gibt, in der Besonderheit der verschiedenartigen Sprachmittel, des Satzbaues, der Unter- und Überordnung der Gedankenverbindungen, kurz, all der Feinheiten, wie sie eine wohlberatene Stillehre vermittelt. Ist dieser Geist der Sprache getrübt, dann wird ihr innerstes Leben ernstlich gefährdet.

So war es zur Zeit der beschämendsten Erniedrigung unserer Muttersprache im 16. und 17. Jahrhundert, wo die schmähliche Fremdherrschaft des französischen Geistes zugleich mit der deutschen Sprache auch alle heimische Art und Sitte bedrohte. Nicht das tote Latein mit seinem künstlichen Scheinleben in den humanistischen Gelehrtenschulen war der gefährliche Feind, vielmehr galt damals der Kampf aller Vaterlandsfreunde, die sich in den Sprachgesellschaften zusammentaten, dem mächtigen Gegner im Nachbarvolke mit seiner weltbeherrschenden Macht eines glänzenden Hofes und einer feingebildeten Gesellschaft.

Das bezeugt am augenscheinlichsten ein Dichter aus jener entarteten Zeit der französischen Knechtung, der selbst als „deutscher Horaz" in der Sprache Latiums dichtete, aber trotzdem den deutschen Geist bewahrte und mannhaft verteidigte. Es sei der Kürze halber nur ein oder die andere Strophe seiner Ode „An die Deutschen" erwähnt, die Herder so kraftvoll übersetzt hat:

„Unsere Väter, o Deutschland, meine Sorge,
Waren nicht, was wir jetzt sind. Lies der Vorwelt
Biedere Sitten und präge deiner Jugend
Sie ins Gemüt ein!
— — — — — — — — — —

Und du Deutscher allein willst deine Mutter,
Aus der Fremde gekehrt, französisch grüßen?
O speі aus, vor der Haustür speі der Seine
Häßlichen Schlamm aus!

Rede deutsch, o du Deutscher! Sei kein Künstler
In Gebärde und Sitte. Deine Worte
Sei'n wie Taten, wie unerschütterliche
Felsen der Wahrheit!"

Wie Balde gedacht und gefühlt hat, so meinten es seine deutschen Ordensgenossen jener Tage insgesamt. Gewiß, in den Schulen waren sie nach dem Beispiel aller damaligen Unterrichtsanstalten gehalten, Latein sprechen zu lehren und es selbst zu üben sowohl in gebundener als auch ungebundener Rede; auf der Kanzel dagegen und im Verkehr mit dem Volke vor der Öffentlichkeit, nicht selten auch mit der gelehrten Feder waren sie deutsch aus ganzer Seele, sicher niemals Förderer des undeutschen Wesens in Sprache und Sitte oder feindliche Verächter des vaterländischen Geistes, wie mißverstandene Deutung oder überkommene, sich vererbende Unkenntnis ihrer Geisteswerke vielfach glauben machen will. Es genügt, an einige der bekannteren Namen zu erinnern. Die „Trutznachtigall" des P. Spe ist nicht bloß ihres dichterischen Gehaltes wegen die einzig würdige Vertretung ihrer Gattung aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, auch die Sprache offenbart das feine Gefühl des frommen Sängers sowie seine von Opitz unabhängigen und selbständigen metrischen Forderungen. Ja, Spe übertrifft den gleichzeitigen Verfasser des Büchleins „Von der deutschen Poeterei" insofern weit, als seine Gedichte auch in Form und Sprache als wahre Muster gelten können, während Opitz in der äußeren Gestaltung seiner Verse kein Meister war. Zwei Jahrzehnte später hat sich ein anderer Jesuit im Prosastil einen Namen gemacht durch die Reinheit seiner Sprache. P. W. Staudacher würde heute zu den unerbittlichsten „Puristen" gerechnet werden, mit seinen Grundsätzen sowohl als auch in deren strengster Durchführung. Er eifert gegen die „Teutsch-Verderber", die den Reichtum ihrer Muttersprache nicht kennen, und er braucht selbst in seinem Genovefa-Büchlein, der ersten deutschen Wiedergabe der Legende, kein eigentliches Fremdwort. Auch seine späteren Kanzelreden, die er als Hofprediger in Innsbruck gehalten hat, zeichnen sich durch ihre reine und „zierliche" Sprache aus. (Näheres

darüber in der Zeitschrift des Allg. deutschen Sprachvereins 1913, 101 ff.) Als dritter Vertreter des Jesuitenordens auf dem Sprachgebiet reiht sich diesen verdienten Männern in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der schon oben genannte Ignaz Weitenauer an. Seine umfassende Kenntnis orientalischer und europäischer Sprachen stellte er in den Dienst seines Lehrfaches, der Schrifterklärung, und darin genießt er bis jetzt einiges Ansehen. Selbstverständlich mußten die gelehrten vielbändigen Werke lateinisch geschrieben sein, so verlangte es der damalige Brauch. Nur ein kleines grammatisches Schriftchen hat der sprachenbegabte Mann deutsch abgefaßt, worin er seine „Zweifel von der deutschen Sprache" mit Geist und Witz vorträgt und zu lösen versucht. Das Büchlein, samt einem angehängten „orthographischen Lexikon", zeugt von einer so kerngesunden und hohen Auffassung der deutschen Sprache, daß es stets mit Nutzen gelesen werden kann. Überhaupt wird die eingehende Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge, die nunmehr in gründlicher Bearbeitung steht, das unselige Vorurteil, als seien die alten Jesuiten mit ihren vielen Lateinschulen Verderber und Schädiger der Muttersprache gewesen, wissenschaftlich und überzeugungsvoll ein für allemal ausräumen. Daß von dem toten Latein unserer humanistischen Schulen dem deutschen Sprachgeist keinerlei Gefahr drohen kann, sollten doch, meine ich, unsere deutschen Klassiker endgültig beweisen; sie alle waren altklassisch fein gebildet und sind gerade deshalb das geworden, was sie uns sind und bleiben werden: Klassiker. Auf diesem harmlosen Gebiete, woraus dem Deutschen für die Satzfügungen mehr Förderung als Beeinträchtigung erwuchs, oder gar im Latein der katholischen Kirchensprache Feindschaft gegen das Deutschtum wittern zu wollen, wäre der blindeste Eifer und wissenschaftlich nicht zu rechtfertigen.

Noch ein zweites Mal hat der französische Einfluß schwer schädigend auf das allgemeine deutsche Sprachbewußtsein eingewirkt: letztes Jahr wurde die Jahrhundertfeier der äußeren Befreiung vom fremden Joch begeistert begangen. 1814 hat Schenkendorf sein Lied an die „Muttersprache" gedichtet mit der unübertroffen schönen Strophe:

„Sprache, schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will mich tiefer noch vertiefen
In den Reichtum, in die Pracht.
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht."

Das ist die Stimmung, in der wir an der inneren Überwindung alles Fremdartigen selbstbewußt zum Besten unserer mit Recht so hoch gepriesenen deutschen Kultur, besonders in diesen ernsten Tagen, mit zuversichtlicher Hoffnung auf einen vollständigen Sieg rüstig weiter arbeiten müssen. Dann wird der Erfolg bleibend werden, wenn uns nicht bloß ein vorübergehendes Gefühl der Entrüstung gegen unsere Feinde als letzter Grund zu unserem Sprach-Feldzug treibt, sondern treue Liebe und Begeisterung für unsere Muttersprache als die unverfälschte

Künderin unserer Kultur. Es muß grundsätzliche Überzeugung sein und bleiben, was Goethe als Wahrspruch geprägt hat: „Für eine Nation ist nur das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfnis hervorgegangen, ohne Nachäffung eines andern. Alle Versuche, irgend eine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfnis nicht im tiefen Kern des eigenen Volkes wurzelt, sind daher töricht und ohne Erfolg; denn sie sind ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält."

Heinrich Leuthold hat in einer Ode aus dem Jahre 1872, mit Anspielung auf das neu gegründete Deutsche Reich, hingerissen von seiner Begeisterung fürs Deutsche, ein Wort gesprochen, das heute wie frisch geprägt klingt und deshalb als kürzester Ausdruck für den Kulturwert der Sprachreinigung diese Ausführungen, die aus jahrelangen Beobachtungen zusammengestellt wurden, schließen soll:

„Wenn die Zeit auch nicht an des deutschen Volkes
Weltberuf mit ehernem Finger mahnte,
Eine solche Sprache allein genügte,
Ihn zu verkünden."

N. Scheid S. J.

Beſprechungen.

De Essentia Sacramenti Ordinis disquisitio historico-theologica auctore *G. M.* Card. *van Rossum* C. SS. R. 8° (200) Freiburg 1914, Herder. *M* 2.—; geb. in Leinw. *M* 2.60

Was dem vorliegenden Buche ſeine Bedeutung gibt, iſt nicht ſo ſehr die Theſe, die es verficht, als vielmehr der Weg, auf dem das Reſultat gewonnen wird. Die Theſe lautet: Es iſt durchaus ſicher, daß das von Chriſtus eingeſetzte und durch apoſtoliſche Autorität überlieferte Zeichen der ſakramentalen Weihe einzig und allein in der Handauflegung und dem entſprechenden Gebete beſteht. Dieſe Theſe iſt nicht neu; in unſerer Zeit hat ſie die meiſten Theologen auf ihrer Seite.

Der Weg aber, der zu dieſem Ergebniſſe geführt hat, verdient aus einem doppelten Grunde Beachtung. Erſtens bezeugt das Buch, daß man in maßgebenden kirchlichen Kreiſen ſich von der Unzulänglichkeit der in den alten Theologenſchulen herrſchenden Methode, wo es ſich um die Beſtimmung der ſakramentalen Weſenselemente handelt, überzeugt hat. So wird S. 48 f vom hl. Thomas geſagt, er habe nach damaliger Methode unſere Frage nur ſpekulativ, ohne hiſtoriſche Unterſuchung behandelt. Die zu ſeiner Zeit gerade gebräuchlichen Pontifikalien habe man in allem für echte, unverſehrte Erbſtücke des Urchriſtentums gehalten und habe ſich ſo in Spekulationen ergangen, die in ſich recht ſchön ſeien, aber jeder Beweiskraft entbehrten.

Hätten die großen Theologen der Vorzeit auch nur einen Teil des poſitiven Materials, dem Kardinal van Roſſum die Beweiſe für ſeine Theſe entnimmt, ſich zu nutze gemacht, ſo wäre in der Theologie und namentlich in der Sakramentenlehre manche Unklarheit vermieden worden.

Beachtenswert iſt zweitens die Art und Weiſe, in der der hohe Verfaſſer ſich der Hauptſchwierigkeit entledigt. Über das berühmte Dekret Eugens IV. für die Armenier werden folgende Sätze aufgeſtellt und überzeugend dargetan: 1. Eugen IV. lehrt wirklich, daß das Weſen des Weiheſakramentes bloß in der Übergabe von Kelch und Patene beſtehe; die Meinung, er ſchließe die Handauflegung als Weſensbeſtandteil nicht aus oder er wolle den Armeniern nur eine praktiſche Inſtruktion zukommen laſſen, ſind nichtsſagende Ausflüchte (S. 157—162). 2. Die Autorität, mit welcher Eugen dieſe Lehre verkündet, iſt nicht die unfehlbare (ex cathedra), ſondern die des gewöhnlichen Lehramtes (ordinaria magisterii auctoritate); die Lehre iſt alſo reformabel (S. 162—169). 3. Wie wahr es auch iſt, daß jede, auch die nicht unfehlbare Lehrentſcheidung des Papſtes innere Zuſtimmung verdient und verlangt, ſo iſt doch ein Abweichen von ihr geſtattet, ſobald zwingende und durchſchlagende Beweiſe die Unrichtigkeit der vorgetragenen Lehre dartun

(S. 169—175). 4. Dieser Fall liegt hier vor, und so ergibt sich das Resultat Eugen IV. hat eine reformable Lehre vorgetragen, und wir sind berechtigt, sie cum omni reverentia et plena submissione (S. 186) abzulehnen.

Sollen zur vorliegenden Arbeit Vorbehalte gemacht werden, so beziehen sich diese auf den Grad der Gewißheit, mit welcher das Ergebnis aus den Prämissen gezogen wird. Es liegen wohl hinreichende und zwingende Gründe vor anzunehmen, daß der Kirche die Gewalt, von den von Christus bestimmten sakramentalen Riten etwas Wesentliches wegzunehmen, abgeht; die Beweise aber für die Ansicht, als könnte sie zu denselben keine die Gültigkeit des Sakramentes mitbestimmenden Elemente hinzufügen, sind durchaus nicht unanfechtbar. Manche Tatsachen in der Geschichte der Sakramente, vom Weihesakrament ganz abgesehen, scheinen sich bloß unter der Annahme einer solchen Machtbefugnis erklären zu lassen.

Wie dem auch sei, jeder katholische Theologe wird dem wissenschaftlichen Sinn und dem Freimut Sr Eminenz Anerkennung zollen.

J. B. Umberg S. J.

L'édit de Calliste. Étude sur les origines da la pénitence chrétienne. Par Prof. ***A. D'Alès.*** [Bibliothèque de Théologie historique publiée sous la direction des professeurs de Théologie à l'Institut Catholique de Paris.] 8° (VIII u. 484) Paris 1914, Beauchesne. *Fr.* 7.50

Es war ein herbes Verdikt, das Palmieri 1879 (Tract. de Poenitentia, Romae, S. 465) über das große Werk des Oratorianers Morinus, Commentarius historicus de disciplina in administratione Sacramenti Poenitentiae (1651), fällte: es bedeute für die Theologie keinen großen Verlust, wenn man Morinus' Hauptthesen verwerfe. Die neuere dogmengeschichtliche Forschung ist vorsichtiger geworden. Unbefriedigt von der aprioristischen Texterklärung mancher Dogmatiker sucht sie dem natürlichen Wortlaute historischer Dokumente wieder gerecht zu werden und gelangt so zu Ergebnissen, die von denen Morinus' kaum wesentlich verschieden sind.

Bei aller Betonung, daß es von jeher als Christenpflicht erkannt war, die göttliche Verzeihung der als schwer erkannten Sünden durch die Kirche zu suchen, ist doch immer festzuhalten, daß der äußere Vollzug des Bußsakramentes nicht immer der gleiche war wie heutzutage. Gegenüber der Behauptung, als hätte man schon in ältester Zeit sich gewöhnlich einem Priester anvertraut, von ihm sofort die Lossprechung bekommen mit der Auflage, ganz privatim bei gelegener Zeit einige bestimmte Bußwerke zu verrichten, wird von den Dogmenhistorikern unwiderleglich dargetan, daß der gewöhnliche Weg der Rechtfertigung für den gefallenen Christen viel beschwerlicher war: nach dem meist geheimen Sündenbekenntnis hatte er sich für geraume Zeit öffentlichen Bußwerken (Fasten, Bußgewand usw.) zu unterziehen und erst nach deren Ablauf bekam er die sakramentale Lossprechung. Das sind eben die Hauptresultate Morinus'. Zu diesen Ergebnissen bekennt sich auch D'Alès. Der Schwerpunkt jedoch des vorliegenden Werkes

liegt, wie der Haupttitel andeutet, in der Untersuchung der Frage: Hat die alte Kirche in ihrer Gesamtheit den sog. Kapitalsündern, d. h. den Götzendienern, Ehebrechern, Mördern, jede sakramentale Lossprechung verweigert, wie z. B. Funk, Batiffol und Vacandard behaupten, oder nicht? Wenn ja, dann bedeutet allerdings das sog. Dekret des Papstes Kallistus I. (217—222), das uns von Tertullian (De pudicitia 1) überliefert ist, den ersten Wendepunkt in der altchristlichen Bußdisziplin vom Rigorismus zur Milde; dann hat man vor Kallistus den Unzuchtsündern eine sakramentale Lossprechung nicht zu teil werden lassen. Dann hat man wohl auch erst unter dem Papste Kornelius I. (251—253) begonnen, den Götzendienern und späterhin auch den Mördern Verzeihung zu gewähren.

Allein eine *solche* Bedeutung kommt dem Dekrete des hl. Kallistus keineswegs zu: Funks Hypothese von der allmählichen Einbeziehung der Kapitalsünden in den Lossprechungsbereich der Kirche ist eine reine Konstruktion. Schon Morinus hielt dafür, daß Kallistus mit seinem Dekrete eine prinzipielle Änderung nicht eingeführt, sondern nur eine von jeher bestandene Praxis gegenüber den rigoristischen Tendenzen der Montanisten feierlichst behauptet habe.

Zu diesem Resultat gelangt auch D'Alès, nur glaubt er (S. 232), daß Kallistus die Unzuchtsünder nicht mehr zu lebenslänglicher Buße verurteilt zu sehen wünschte und insofern eine wirkliche Milderung eingeführt habe — wenigstens für jene Fälle, in denen der Sünder einen von Bekennern ausgestellten Friedensschein vorzuweisen vermochte (S. 251).

Wer den Ausführungen des Verfassers über die Apostel und die Nachlassung der Sünden (S. 12—51), die Bußdisziplin nach dem Hirten des Hermas (S. 52—113), die Bußdisziplin im 2. Jahrhundert nach anderweitigen Zeugnissen (S. 114—135), über Tertullians Traktate De poenitentia (S. 136—171) und De pudicitia (S. 172—216), über das Zeugnis Hippolyts (S. 217—227), Kallists Initiative (S. 228—251), Origenes und die Lehre von den unvergebbaren Sünden (S. 252—296), die Rekonziliation der Lapsi in der Dezianischen Zeit (S. 297—349), endlich über das Ende des Bußrigorismus (S. 350—405) aufmerksam und unvoreingenommen folgt, wird dem Verfasser in allen wesentlichen Punkten recht geben.

Von Einzelauffassungen, die weniger überzeugend erscheinen, seien genannt: Im Hirten des Hermas, Mand. IV, 3, sieht D'Alès nur eine Verschiedenheit der Lehrmethode, nicht aber der Lehre ausgedrückt, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil sonst die Stellung des Hermas zu den beiden Schulen nicht verständlich wäre. Wie aber, wenn er eine Mittelstellung eingenommen hätte, um beiden Richtungen entgegenzukommen, der milderen durch die Aufstellung, daß es nach der Taufe noch eine zweite Buße gebe, der rigoroseren dadurch, daß diese zweite Buße eine Wiederholung nicht zulasse? Dann hätte Hermas eine Neuerung nach der strengen Seite eingeführt, und das paßt zu seiner ganzen Tendenz und dem Umstande, daß in Rom kurz vorher den Häretikern Cerdo und Marcion die öffentliche Buße mehrmals gestattet worden zu sein scheint, sowie zu der Tatsache, daß sich Klemens von Alexandrien und Origenes für die bloß einmalige Zulässigkeit der Buße einzig auf Hermas berufen.

Hier und dort wäre die Textinterpretation leichter und einheitlicher geworden, wenn sich der Verfasser mit der Poschmannschen Entdeckung vertraut gemacht hätte, daß nach Cyprian und Origenes die von Christen begangenen Sünden ohne Abbüßung nicht getilgt werden können. Es brauchte geraume Zeit, bis sich diese Anschauung so weit gemildert hatte, daß man die pax vor Ablauf der vollen Bußfrist erteilte, wo nicht ein libellus pacis die Abkürzung zu gestatten schien. Hiernach wäre dann die Frage nach der Lossprechung der Relapsi auf dem Totenbette und damit nach dem Anfang der sakramentalen Privatbuße zu beantworten oder, zum Teile wenigstens, die Frage nach dem élément privé dans l'ancienne pénitence, die der Verfasser im dritten Anhang (S. 422—455) behandelt.

L'édit de Calliste ist eine der bedeutendsten jüngeren Erscheinungen über die altchristliche Bußdisziplin. Möchte es ihr beschieden sein, die verdiente Anerkennung auch auf der Seite jener zu finden, die bisher an die Vergebung der Kapitalsünden durch die Urkirche nicht zu glauben wagten.

J. B. Umberg S. J.

Christus der König der Zeiten. Vorträge über den Philipperbrief von Dr **Ludwig Baur**, Professor an der Universität in Tübingen a. N. 8° (X u. 220) Freiburg 1914, Herder. *M* 2.50; geb. in Leinw. *M* 3.20

Es ist ein Gelehrter, der diese Vorträge gehalten hat. Aber nicht mit trockener Gelehrsamkeit ist er an seine Aufgabe herangetreten, sondern mit heiliger Begeisterung, mit flammender Liebe zu dem erhabensten Gegenstand, der menschlicher Beredsamkeit sich darbietet, und mit dem echt priesterlichen Bestreben, dieselbe Liebe und Begeisterung auch in den Herzen seiner Zuhörer wachzurufen. In durchaus geistreicher Weise verwebt der Verfasser das große Christusproblem mit den Ausführungen des hl. Paulus in seinem Briefe an die Philipper, und er zieht dabei alle brennenden Zeitfragen in seine Betrachtungen hinein. S. 24 hebt der Verfasser mit Nachdruck hervor, daß nur der Geist Gottes in die Erkenntnis Christi einführen kann, und daß dieses nur geschieht „unter der Leitung und Führung des unfehlbaren Lehramtes der Kirche, welches das ordentliche Organ des Heiligen Geistes für uns ist". In feinster Fühlung mit der Kirche ist denn auch das Werk gedacht und geschrieben. S. 70 und folgende bieten eine prachtvolle, kraft- und salbungsvolle Darlegung der Einheit der Kirche. Nicht minder wertvoll, ja ergreifend ist das folgende Kapitel vom Gottmenschen, das in packender Weise den Zusammenhang zwischen der Einheit der Kirche und dem Glauben an die Gottheit Christi dartut. Hier ist dem Verfasser (S. 105) ein Wort aus der Feder geflossen, das bei nicht theologisch Gebildeten leicht so verstanden werden könnte, als hätte beim Tode Christi eine wirkliche Trennung der Gottheit von der Menschheit stattgefunden, ein Irrtum, durch den das ganze Geheimnis der Menschwerdung umgestoßen würde. Schade, daß der Verfasser keine Erklärung beigefügt hat, wodurch diesem scandalum pusillorum vorgebeugt wäre. Von großer praktischer Bedeutung ist der Vortrag „Untadelige Kinder Gottes" (S. 110 ff).

F. Esser S. J.

Religiöse Aufstiege und Ausblicke für moderne Gottsucher. Von Dr F. Imle. gr. 8° (138) Mergentheim 1914, Ohlinger. Kartoniert *M* 2.—, in Leinw. *M* 2.60

Das Büchlein bietet 17 Erwägungen für einige Tage der Einsamkeit und geistigen Sammlung, für eine geistige Bergfahrt — Exerzitien im weitesten Sinn des Wortes. P. Polykarp Schmoll O. F. M. hat das Vorwort dazu geschrieben.

Drei Gedankenströme fließen in den Erwägungen zusammen, und man kann die verschiedenen Wasser noch sehr wohl erkennen. Es sind zum ersten die Erfahrungen und Auffassungen einer Seele, die von weither kam, die lange Wege und Irrwege menschlichen Suchens durchlaufen hat, die vor allem in den sozialen Schichten der Menschheit auf und nieder stieg, unermüdlich und unerschrocken. Sodann die ehernen Sätze des christkatholischen Dogmas, und endlich innerlichste Erlebnisse aus der christlichen Zeit, die Erträgnisse einer intensiven Geistes- und Lebensarbeit, die das Dogma endlich zum persönlichen Eigenbesitz machte. Gerade weil nicht alle die verschiedenen Elemente in gleich einheitlicher Weise durchdrungen und verarbeitet erscheinen, wird der tiefer Blickende bald ahnen, wie so vieles, was einem gebornen Katholiken selbstverständlich dünkt, hier das Ergebnis eines langen und schmerzlichen Geistesringens ist. Das eine oder andere Kapitel findet sich, das schon für sich allein dem Buche einen eigenen Wert und Reiz geben würde, so das tief gedachte: „Symbolik in der Religion", und vor allem das unvergleichlich schöne Kapitel über die heilige Kommunion, das den etwas ungewöhnlichen Titel trägt: „Höhepunkt des Immanuelgedankens".

An so vielen treffenden Bemerkungen voll feinster Beobachtung erkennen wir wieder die Verfasserin der „Gewerblichen Friedensdokumente".

P. Lippert S. J.

Jungfräulichkeit, ein christliches Lebensideal. Gedanken für Priester und gebildete Katholiken von Domvikar Dr **Kaspar Scholl.** 8° (VIII u. 236) Freiburg 1914, Herder. *M* 2.40; geb. in Leinw. *M* 3.20

„Wir wollen eine Jungfräulichkeit, die alle Quellen des Lebens und der Persönlichkeit öffnet, die mit blitzendem Auge, voll Vertrauen und hoffnungsfreudigem Mut sich den hohen Aufgaben des Lebens hingibt; eine Jungfräulichkeit, die dem Nichtjungfräulichen beneidenswert erscheint, die dem in der Ehe lebenden durch ihren Inhalt die sittliche Kraft gibt, den ethischen Anforderungen seines Standes gerecht zu werden ... Die christliche Ehe soll eine ehrenvolle Stelle neben der Jungfräulichkeit erhalten, damit der Ruhm der Jungfräulichkeit um so größer werde, je weiter ihr segensvoller Einfluß in das Leben der Menschheit hineinreicht."

In diesen Sätzen der Einleitung hat der Verfasser die Richtlinien gezeichnet, denen er in seinem Buche folgt. Fern von jeder einseitigen Übertreibung schildert er zuerst kurz das Wesen der Jungfräulichkeit und führt uns dann auf den Weg zu ihr. Der dritte Abschnitt umfaßt die Segnungen der Jungfräulichkeit, eine herrliche Apologie, die einen jeden mit Begeisterung für dieses Ideal erfüllt.

Der Schwerpunkt des Buches liegt im vierten Abschnitt (S. 119—220), der die modernen Einwände, die vom physiologischen, ethischen, theologischen und historischen Standpunkt gegen die Jungfräulichkeit (und den Zölibat) erhoben werden, in vornehmer und gründlicher Weise widerlegt. Von besonderem Interesse sind die Worte über die moderne Ehelosigkeit und die Bedeutung der Jungfräulichkeit für die moderne Ehe. Wohltuend berührt die hohe Ehrfurcht, die der Verfasser für die christliche Ehe bekundet. Manchem Andersgläubigen werden solche Worte im Munde eines katholischen Priesters seltsam klingen; hat er doch bisher nur von der Verachtung reden hören, die die katholische Kirche gegen die Ehe hegen soll. Daß aber Hochachtung vor ihr katholische Art ist, dafür bringt der Verfasser den geschichtlichen Beweis.

Das Buch ist für alle Gebildeten geschrieben, besonders sollte die akademische Jugend oft darin lesen; es wird ihnen ein Arsenal sein bei der Verteidigung der Kirche und im Kampf um die Jungfräulichkeit. Aber auch die katholischen Eheleute werden es lieb gewinnen; ihnen wird es die ideale übernatürliche Größe ihres Standes zeigen und Trost spenden in schwerer Zeit. Jos. Koch S. J.

1. **Allgemeine Pädagogik.** Sechs Vorträge von Prof. Dr **Theobald Ziegler.** Vierte Auflage. [Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt", 33. Bändchen.] 8° (IV u. 160) Leipzig 1914, Teubner. *M* 1.—; geb. *M* 1.25
2. **Meisterdarstellungen zur Kinderpsychologie.** Für den Schulgebrauch herausgegeben von Seminarlehrer **J. Barucha.** Mit 58 eingedruckten Figuren. [Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften aus alter und neuer Zeit, XL.] 8° (IX u. 265) Paderborn 1913, Schöningh. *M* 1.90; geb. *M* 2.20
3. **Basedows Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker.** Für den Schul- und Selbstgebrauch bearbeitet. Mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen von Seminar-Oberlehrer Dr phil. **Aloys Jos. Becker.** Mit einem Bilde Basedows. [Gleiche Sammlung, XLI.] 8° (XXII u. 150) Paderborn 1914, Schöningh. *M* 1.20; geb. *M* 1.50

1. Der Schrift liegen Vorträge zu Grunde, die Prof. Ziegler in Frankfurt und Hamburg gehalten hat über die Themata: Zweck und Motive der Erziehung; physische Erziehung; intellektuelle Bildung; Erziehung des Gefühls und des Willens (religiöse und sittliche Erziehung); ästhetische Erziehung; wer soll erziehen? wer soll erzogen werden? Schulen und Schulsystem. Wie man sieht, führt der Verfasser seine Zuhörer durch das ganze Gebiet der Pädagogik; kein irgendwie wichtiges Problem ist vergessen. Eine tiefere Begründung ist bei dem Umfang der Schrift natürlich ausgeschlossen. Im Vorwort spricht Ziegler von Gegnern, Herbartianern und Theologen. Ob er sich über diese Gegnerschaft selbst wundert? Schroffer kann ein System nicht abgelehnt werden, als es S. 2

geschieht: „Mit der unsäglich ledernen und darum immer unfruchtbarer werdenden Pädagogik Herbarts muß endlich definitiv aufgeräumt werden." Ähnlich scharf sind die Verdikte über Formalstufen, Konzentration, Gesinnungsstoffe (S. 63 70 98). Und sollen sich die Theologen vielleicht geschmeichelt fühlen durch Urteile wie: der Religionsunterricht sei notorisch oft geradezu erbärmlich (S. 72); wenn man den Konfirmandenunterricht auf seinen pädagogischen Wert prüfen wollte, so wären die Resultate fürchterlich (S. 77); an die Fähigkeit der Geistlichen zu einem guten Religionsunterricht könne man schwer glauben? (S. 83.) Für uns ist die Stellung Zieglers zu Religion und Kirche unannehmbar. Nicht etwa bloß weil der Kirche das Recht auf Schule und Schulaufsicht aberkannt, der Simultanschule und simultanen Lehrererziehung das Wort geredet wird (S. 121). Es trennt uns eine ganze Weltanschauung, wenn Ziegler die Transzendenz der Bildung, die Erziehung für ein jenseitiges Dasein verwirft (S. 8 84 114); wenn er die Religion wesentlich als Gefühl definiert mit Ausscheidung alles Dogmatischen, das mit den Ergebnissen der modernen Wissenschaft nicht in Einklang zu bringen sei (S. 76), aber aus der Lehre Buddhas und Zarathustras ergänzt werden könne (S. 82); wenn er weiß, daß in der christlichen Sittenlehre unhaltbare und unbrauchbare Elemente stecken (S. 84). Davon abgesehen, enthält das Büchlein viel Gutes und Ausgezeichnetes. In lebendiger, markiger Sprache, mit aufrechtem Mannesmut, bringt Ziegler seine Anschauungen vor, die von den herrschenden Modeansichten oft weit abweichen. Man lese nur, was er sagt über Sportunfug (S. 24), Wert der Gewöhnung (S. 20), besonders der sittlichen (S. 88), über den Wert ernster Arbeit (S. 28), über Elternabende (S. 120), Koedukation (S. 127), sexuelle Aufklärung (S. 88), Abschlußprüfungen (S. 140), Berechtigungswesen (S. 143), Einheitsschule (S. 140). Sehr stark tritt überall ein demokratischer Zug hervor, der sich ebenso gegen den Staatsbureaukratismus, wie gegen unsoziale, kastenmäßige Tendenzen in der Schule wendet. Sympathisch berührt die entschiedene Absage an den Feminismus der modernen Erziehung: „Eisen ins Blut! ein bißchen Spartanertum!" (S. 110.)

2. Die Schrift führt sich ein als eine Ergänzung zu des Verfassers „Quellenlesebuch zur neueren Psychologie und Pädagogik" (Schöningh, 1910). Sie ist eine Psychologie des Kindes, mosaikartig zusammengesetzt aus Proben, die fachwissenschaftlichen Werken und der schönen Literatur entnommen sind. Eine solche Sammlung hat ihre großen Schwierigkeiten: die benützten Autoren stehen teilweise auf wesentlich verschiedenem philosophischen und religiösen Boden. Da muß jedenfalls das lebendige Wort des Lehrers (das Buch ist in erster Linie für Lehrerseminarien bestimmt) eingreifen und die Unebenheiten ausgleichen. Um so unbestreitbarer ist das Verdienst der Schrift als eines Quellenbuches, das Einblick gewährt in die Schaffensfreude und Forschungsmethode der modernen Kinderpädagogik. Nach einer Einleitung, die kurz über Begriff, Wert und Methoden der Kinderpsychologie orientiert, erhalten Pädagogen und Psychologen das Wort (S. 6—208). Wir stoßen auf die Namen Sigismund, Ufer, Meumann, K. Lange, Gaupp, Strümpell, E. Wulfen, Preyer, Groos, Ament, W. Stern, Matthias, Münch, Dyroff; aber auch das Ausland ist vertreten mit Sully, Binet,

Tracy, Compayré, Claparède, Sikorsky, Lombroso, Stanley-Hall. In gut ausgewählten Proben verfolgen wir den jungen Erdenbürger durch seine ersten Lebensjahre. Entdeckung und Eroberung der Welt ist der Titel des ersten Kapitels. Es folgen: die kindliche Gefühlswelt; das Wollen des Kindes; Ausdrucksformen des kindlichen Innenlebens (Spiel, Sprache, Zeichnungen); Praxis der Kleinkinderpädagogik (Lüge, Faulheit); Pathologisches (psychogene Störungen, Schwachsinn, Eigensinn, Zorn); kindliche Eigenart (besonders Interessetypen, Temperamente, Proletarierkinder). Es war ein guter Gedanke, die Resultate und Hypothesen der wissenschaftlichen Forschung gleichsam zu illustrieren aus dem praktischen Leben, wie es sich in der Erzählungsliteratur spiegelt. Im kürzeren zweiten Teil (S. 209—253) kommt eine Anzahl von Meistern moderner Erzählung zum Wort. Es sind zum größeren Teil mit feinem psychologischen Gefühl der Wirklichkeit abgelauschte und plastisch wiedergegebene Szenen aus dem Leben des Kindes. Auch hier ist In- und Ausland vertreten. Ein dankenswertes Literaturverzeichnis zur Kinderpsychologie beschließt das Buch. Möge es nach dem Wunsch des Verfassers vielen werden „ein Weiser am Weg zu den Wundern und Rätseln der Kinderseele"!

3. Eine der merkwürdigsten Gestalten aus der Geschichte der Pädagogik will Dr Becker unserem Interesse näher bringen, Johann Bernhard Basedow. Trotz seiner mangelhaften Vorbildung, trotz seiner großen Charakterschwächen, die einer ersprießlichen erzieherischen Tätigkeit hindernd im Wege standen und ein Zusammenarbeiten mit andern unmöglich machten, hat der „Vater des Philanthropinismus" doch auf seine eigene und die folgende Zeit einen großen Einfluß ausgeübt. Der Grund lag zum Teil darin, daß er die aufklärerischen Ideen, die er schon in der Jugend in sich aufgenommen und durch das Studium Lockes und Rousseaus vertieft hatte, für die Pädagogik ausnützte und popularisierte. Es läßt sich aber auch nicht leugnen, daß er sich bleibende Verdienste erworben hat, besonders nach der didaktischen Seite hin, für die leibliche Erziehung und den realistischen und neusprachlichen Unterricht. Für unsere Zeit hat er noch ein spezielles Interesse, da er schon für manche Postulate modernster Pädagogik eintrat, für konfessionslose Schule, frühzeitige sexuelle Aufklärung, spielendes Lernen (im Lateinunterricht). Darum ist es zu begrüßen, daß der Herausgeber uns in einer handlichen Ausgabe die wichtigste von den Schriften Basedows vorlegt, sein Methodenbuch, und zwar ein wenig gekürzt nach der dritten Auflage von 1773. Die Kürzungen sind berechtigt, da das Büchlein dazu dienen soll, zur Kenntnis und objektiven Würdigung Basedows beizutragen. Die Einleitung orientiert in gedrungener, übersichtlicher Form über Basedows Lebensgang, sein Charakterbild und seine Bedeutung für die deutsche Erziehungsgeschichte; ein drittes Kapitel gibt einen guten Überblick über den Inhalt des Methodenbuches. Dann folgt der Text selbst mit dem Vorwort der dritten Auflage; möglichst getreu nach dem Original, doch mit einigen notwendig scheinenden Änderungen in Ausdruck, Rechtschreibung und Zeichensetzung. Die Brauchbarkeit der Ausgabe hätte noch gewonnen, wenn am Schluß ein Sachregister beigefügt worden wäre.

B. Hugger S. J.

Bilder aus der Geschichte der Pädagogik für katholische Lehrerseminare, bearbeitet von Schulrat Dr **Julius Ernst**, Königl. Seminardirektor in Fulda. Dritte und vierte, umgearbeitete und erweiterte Auflage. gr. 8° (XX u. 360) Freiburg 1914, Herder. *M* 3.40; geb. in Leinw. *M* 4.20

Ernst versucht mit gutem Erfolg durch Darstellung bedeutsamer Einzelpersönlichkeiten und Einzelabschnitte in das weite Gebiet der historischen Pädagogik einzuführen. Dabei weiß er die Zusammenhänge genügend zu wahren, so daß sein sehr verständlich und interessant geschriebenes Buch gerade für Lehrerseminare recht brauchbar erscheint. Die Verwendbarkeit wird noch erhöht durch einen sehr übersichtlichen Druck und Randbemerkungen.

Der Verfasser behandelt besonders eingehend die neueren Pädagogen, da ja diese für die Entwicklung des Volksschulwesens von größter Bedeutung sind. Dabei ist es sein erfolgreiches Bestreben, jeder Richtung unparteiisch gerecht zu werden. Die für den Volksschullehrer wichtigsten pädagogischen Schriften werden zumeist kurz, aber durchaus hinreichend analysiert. Dadurch wird eine konkrete Vorstellung von diesen Werken und ihrem Einfluß auf die Entwicklung von Erziehung und Unterricht geboten. Diese Übersichten werden den Lehrer gewiß zum Studium der Werke selbst anregen und ihm dabei ein willkommener Führer sein.

Dem Zwecke der Weiterbildung soll auch ein etwa fünf Seiten umfassendes Verzeichnis „benützter und zu eingehenderen Studien zu empfehlender Werke" dienen. Hier scheint mir nun die Absicht des Verfassers nicht in allweg erreicht. Auf Vollständigkeit macht natürlich das Verzeichnis keinen Anspruch. Ungern vermisse ich jedoch, um nur einiges zu nennen: Willmanns „Didaktik", die doch sehr viel Historisches bietet, ferner Toischers kleine, aber recht brauchbare „Geschichte der Pädagogik" aus der Sammlung Kösel. Unter den Quellenwerken hätten die Monumenta Germaniae paedagogica die erste Stelle verdient. Ferner sollten überall die neuesten Auflagen zitiert werden; so erschien z. B. Paulsens „Geschichte des gelehrten Unterrichts" bereits 1896 in zweiter Auflage. Dann dürfte es sich empfehlen, die „benutzte", oft sehr spezielle und schwer erreichbare Literatur von den „zu eingehenderen Studien zu empfehlenden Werken" zu trennen. Erstere könnten an den betreffenden Stellen des Buches eine Stelle finden. Die zweite Gruppe würde dann eine Auswahl das Weiterstudium fördernder Werke bieten. Würden diese jedesmal kurz charakterisiert, so dürfte ein Literaturverzeichnis zustande kommen, das dem vom Verfasser angestrebten Zweck sehr förderlich wäre. Vielleicht ließe sich dasselbe auch durch eine kurze Einleitung über den heutigen Stand der historischen Pädagogik, ihre Erfolge und ihre Probleme erreichen.

Im Anhang gibt Ernst eine dankenswerte Übersicht über die Entwicklung der Volksschulen besonders in Preußen, über die Hilfsanstalten der Volksschule, den höheren Mädchenunterricht und die Lehrerinnenbildung. Hie und da verrät das Buch etwas stark den Lokalton, d. h. es berücksichtigt gerade Fulda, den Wirkungskreis des Verfassers, sehr ausgiebig. Vielleicht ließe sich hier einiges kürzen. Dadurch würde Raum für wertvolle Ergänzungen gewonnen. So könnte gerade die Entwicklung durch kurze, prägnante Heraushebung der sie beeinflussenden

Faktoren noch schärfer gezeichnet und manches Bild kultur- und geistesgeschichtlich, namentlich aber psychologisch vertieft werden. Mögen bald notwendig werdende weitere Auflagen den Verfasser in den Stand setzen, sein recht brauchbares Buch nach jeder Richtung auszubauen und den Lehrern so eine mustergültige Einführung in das so wichtige und lehrreiche Gebiet der historischen Pädagogik bieten. Joseph Schröteler S. J.

Zöglingsfehler, Zensur und Strafe. Fragmente zur Internatserziehung. Von L. Radlmaier. [Pädagogische Zeitfragen, Neue Folge, 5. Heft.] 8° (60) Donauwörth 1914, Auer. *M* 1.—

Die klare Entschiedenheit, auch in der schwierigen Frage der Entlassung aus dem Internate, anderseits die maßvolle Beurteilung der Zöglingsfehler und die milde, aber konsequente Handhabung der Strafmittel, nicht zuletzt die ernste Auffassung der Erziehungspflicht lassen den berufenen Erzieher erkennen, der „aus der Praxis für die Praxis" ein vortrefflicher Führer sein wird. Die „Individualitätszensur", eine Art pädagogischer Buchführung, wäre in irgend einer Form für jedes Internat sicher von großem Nutzen. Trotz der hervorragenden Bedeutung des Ehrgefühles für die Erziehung geht der Verfasser in diesem Punkte vielleicht etwas zu weit. Vor allem widerstreitet es dem wahren Ehrgefühl, moralische Fehler zu begehen, nicht aber öffentliche Vergehen durch öffentliche Strafe zu sühnen. Wo die „Notenlesung" eingeführt ist, lasse man sie sich nicht verkümmern; die Schäden können vermieden werden; es kommt eben viel darauf an, wie die Handhabung und wie die Auffassung und Gewöhnung der Zöglinge ist. Th. Fritz S. J.

Die christliche Kunst. Monatschrift für alle Gebiete der christlichen Kunst, der Kunstwissenschaft sowie für das gesamte Kunstleben in Verbindung mit der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst. Herausgegeben von der Gesellschaft für christliche Kunst. IX. Band. 4° München 1912/13. *M* 14.—

Vor zwanzig Jahren wurde zu München die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst gegründet. Alle christliche Künstler wollte sie sammeln, um in geschlossener Organisation zu kämpfen gegen die Fabrikware in der Kirche und deren Ausstattung, auf Kirchhöfen und in Sakristeien, um also individuelles Kunstschaffen zu fördern. Sie wandte sich dann an den Klerus und an alle, die noch in und außer ihrem Heim christliche Gesinnung auch äußerlich betätigen wollen. Ausgiebige Beweise dafür, daß hochbegabte Künstler uns heute nicht fehlen und daß diese gerne bereit sind, den Wünschen religiös gestimmter Leute zu entsprechen, liefert die Gesellschaft in zwanzig Jahresmappen, in neun reich illustrierten Bänden der Monatsschrift und in fünf Jahrgängen des „Pionier".

Es liegt auf der Hand, daß nicht jedes Bild in diesen drei Publikationen und in ihren zahlreichen kleineren und größeren Veröffentlichungen aller Art als tadel-

loses Muster gelten soll, um darzutun: „So und nicht anders muß es sein." Bei den verschiedenartigen Richtungen des Geschmackes, welche in unserer Übergangsperiode in mehr oder weniger konservativer, in mehr oder weniger zeitgemäßer Art sowohl die Künstler als die Kunstfreunde beherrschen, ist das unmöglich. Hat es doch in allen Perioden regen Kunstschaffens in den verschiedenen Landschaften und Bevölkerungskreisen niemals an Verschiedenheit in den Kirchen und Häusern sowie in deren Ausstattung gefehlt.

Die Gesellschaft für christliche Kunst zeigt, was geschulte, für christliche Ideale begeisterte Männer leisten, wie sie dieser oder jener berechtigten Richtung entgegenkommen. Ihre Erfolge sind nicht zu unterschätzen. In immer weiteren Kreisen bricht sich die unabweisbare Überzeugung Bahn, daß ein gemäßigter Individualismus im Anschluß an die Formen unserer Tage ebenso nötig ist als ein pietätvolles Festhalten an die Errungenschaften längst vergangener Jahrhunderte. Die christliche Kunst hat sich im Orient und Okzident langsam aus der heidnischen herausgearbeitet, sich nicht prinzipiell gegen die Erfahrungen und Erfolge der alten Völker abgeschlossen. Sie steht auch heute der profanen Kultur nicht feindlich gegenüber, sondern nur vorsichtig und wählerisch. Gerne will sie das annehmen, was inneren Wert hat. Ablehnen muß sie, was aus falschen Grundsätzen hervorwächst, darum in die Irre und zuletzt in den Sumpf der Sinnlichkeit führt.

Beide Zeitschriften, sowohl „Die christliche Kunst" als auch der für weitere Kreise mehr praktisch gehaltene „Pionier", sind trefflich geleitet. Ein Drittel ihres Inhalts ist der alten Kunst, ein größeres Drittel der neuen, ein letztes der profanen Kunst gewidmet. Der verdiente Redakteur S. Staudhamer war als Priester und praktisch tätiger Künstler für seinen Posten bestens vorbereitet und ist durch fast zehnjährige Erfahrung über die verschiedenen Wünsche und Versuche, Erfolge und Mißerfolge, welche nicht ausbleiben konnten, genau orientiert. Man muß im Interesse unserer christlichen Kunst in Deutschland den dringenden Wunsch hegen: „Möge die Zahl der Mitglieder der Gesellschaft und der Abonnenten der Zeitschrift wachsen." Stärken wir das Lebenskräftige. Besser ist's vorankommen, wenn der eine oder andere dann auch hie und da etwas weiter geht, als in bequemer Selbstgenügsamkeit nur das Alte zu schützen und sklavisch nachzuahmen.

Stephan Beissel S. J.

Farbige Faksimiles. Nachbildungen von Gemälden alter Meister. Leipzig 1914, Brockhaus.

Die unerreichte Treue und Schönheit der 1909 begonnenen Nachbildungen von 125 Hauptwerken deutscher und italienischer Maler des 15. und 16. Jahrhunderts wurde in dieser Zeitschrift (LXXVII [1909] 207 f) bereits hervorgehoben. Die meisten dieser Nachbildungen sind jetzt in den Verlag von F. A. Brockhaus übergegangen und einzeln zu kaufen, wie wir dies in jener Besprechung gewünscht hatten. Alle halten sich an die Größe der Originale, denn nur dadurch wurde die genaueste Wiedergabe ermöglicht, die ja von vornherein nie zu

erreichen ist, wenn Bilder auf die Hälfte, ja auf ein Zehntel verkleinert werden. Der Preis richtet sich nach der Größe und wechselt von 20 Mark bis zu 40 Mark, doch sind alle auf gleich großen Karton gesetzt, so daß sie in einer Sammelmappe oder beim Einrahmen gleiches Format haben. In vielen Seminarien für Priester, Lehrer oder Lehrerinnen, in höheren Schulen für Knaben und Mädchen wird heute Kunstgeschichte gelehrt. Unterrichtsstunden können aber nur dann interessant und nützlich sein, wenn der Vortrag von guten Bildern begleitet wird. Für Bauten, allenfalls für plastische Werke, reichen Photographien, selbst Zeichnungen aus, aber Malerschulen können nur mit Hilfe farbiger Vorlagen verständlich werden. Die gewöhnlichen Dreifarbendrucke mit ihrer großen Verkleinerung der Originale geben keine richtige Vorstellung der Verschiedenartigkeit der Meister im Kolorit und in der Abstufung von Licht und Schatten. Man sollte darum für höhere Unterrichtsanstalten wenigstens einige wirklich treue Nachbildungen anschaffen, welche da, wo der Besuch eines größeren Museums ausgeschlossen ist, die Eigenart verschiedener Meister der Farbe kenntlich machen. Auch zur Ausstattung von Zimmern eignen sich die von Brockhaus angebotenen Faksimiles, weil sie sich durch die Größe ihres Formates wie auch ihrer Figuren einem bescheidenen Raum gut eingliedern. Wir stehen der Gefahr einer Verderbnis des Geschmackes gegenüber. Einerseits geben die meisten Kunstgeschichten sowie viele Zeitschriften und Bücher Klischees, in denen gestaltlose schwarze Flecken einen großen Raum einnehmen, anderseits farbige Bilder, in denen durch die Maschine die Muster aller Schulen in die gleiche Farbenskala eingepfercht werden. Feine Bildung des Urteils wird man nur dann erreichen, wenn schon in der Schule und bei der Ausstattung der Zimmer mit Bildern der Jugend möglichst Gutes geboten, ja Tag um Tag vor Augen gestellt wird.

Klöster und religiöse Anstalten haben früher die besten Meisterwerke für sich herstellen lassen. Heute ist fast alles geraubt und in Museen untergebracht. Möchten sie wenigstens gute Kopien in ihren Räumen aufhängen, die von Hunderten tausendmal gesehen werden und so reiche Zinsen bringen. Es ist bedauerlich, zu sehen, wie sie oft von zudringlichen Reisenden sich die wertlosesten Sachen anhängen lassen zu unverhältnismäßigen Preisen. Besondere Beachtung verdienen unter den Faksimile-Nachbildungen Meister Wilhelms von Köln „Madonna mit der Bohnenblüte", Stephan Lochners „Madonna in der Rosenlaube", Gerard Davids „Madonna", je 30 Mark; Peter Christus' „Maria mit Heiligen", Bouts' „Christus im Hause des Simon", Geertjens „Johannes der Täufer", „Die Taufe Christi" aus Frankfurt, Rogier van der Weydens „Kreuzabnahme", Masaccios „Anbetung der Könige", je 24 Mark; Peter Christus' „Kalvarienberg", Quinten Metsis' „Johannes", desselben „Agnes", Patiniers „Flucht nach Ägypten", Crivellis „Verkündigung", je 20 Mark. Zehn Blätter dürften für den Unterricht genügen. Werden sie gleichzeitig bezogen, so tritt eine Preisermäßigung von 25 % ein. Auf Wunsch kann man die Blätter auf kurze Zeit auch zur Ansicht und Auswahl zugesandt bekommen.

Stephan Beissel S. J.

Lyrik. Ein deutsches Lied. Von Schrönghamer-Heimdal. kl. 8° (164) Paderborn 1913, Junfermann. Geb. *M* 4.— **Erzfunken.** Von M. Homscheid. kl. 8° (112) Paderborn 1913, Junfermann. Geb. *M* 3.50. — **Im Feld- und Firnelicht.** Neue Gedichte. Von Fridolin Hofer. kl. 8° (82) Kempten u. München 1914, Kösel. *M* 1.50; geb. *M* 2.50. — **Sonne, ringe dich durch!** Von Schwester M. Regina Most O. P. kl. 8° (120) Regensburg u. Rom 1913, Pustet. *M* 2.—; geb. *M* 2.80. — **Lieder einer Seele.** Ausgewählte Gedichte der Schwester Therese vom Kinde Jesu aus dem Karmeliterorden. Aus dem Französischen übersetzt von J. P. Wanderer. kl. 8° (74) Aachen [o. J.], Jacobi. Geb. *M* 1.75. — **Zarathustras neue Avestalieder.** Von Sebastian Wieser. kl. 8° (72) München [o. J.], Isaria-Verlag. *M* 2.50; geb. *M* 4.— **Meine Schule.** Von Hans Willy Mertens. 3. und 4. Tausend. kl. 8° (80) Köln [o. J.], Bachem. Geb. *M* 2.—

Liebe zur Heimat und vor allem zur heimischen Natur ist einer der Grundtöne, die durch die Sammlungen von M. Homscheid, Schrönghamer-Heimdal und Hofer hindurchklingen.

Wo ich daheim? — Ich will dir's sagen:
Daheim bin ich am Hellerstrand,
Wo kühn und grün die Berge ragen;
Man heißt es dort „im Siegerland". . . .

Da tragen Lohgeheck die Kuppen,
Viel Wälder, Wildgeblum und Korn;
Da locken Sommers Weidenhuppen
Und in dem Tal das Hirtenhorn.

Da wächst das Erz in schroffen Quadern!
Aus Eisen ist der Berge Mark;
Aus Blei und Kupfer sind die Adern,
Aus Stahl die Schultern trotzig-stark.

. . . So stark wie seiner Berge Eisen
Und reich wie sie an manchem Gut:
Mein Siegerland! Dich muß ich preisen!
Glück auf, Glück auf! in Gottes Hut!

Temperamentvoll wie diese ihre ersten Strophen ist M. Homscheid durchweg, während Schrönghamer-Heimdal mehr im Greiffschen Stile dichtet und Fridolin Hofer die schwere Pracht der Alpen und die kernhafte Art ihrer Bewohner spiegelt. Eigentlich neue Inhalte bringt keiner der drei Dichter. Sie leben und schweben in der Welt jener Romantiker, die vor hundert Jahren ihre deutsche Heimat künstlerisch entdeckten. Linde und Dorfbrunnen, Posthorn und Kuhreigen, Morgenglück und Sonntagsglocken, Märchenland und Vorzeit, Träume und Erinnerungen und die in blaue Fernen seufzende Sehnsucht, das rauscht und klingt und schwärmt durch ihre Strophen. Selbst durch die besten hört man starke Eichendorffsche Anklänge:

Ein Platz ist leer. Und alle schweigen.
Die rote Herdglut zuckt allein.
Wie sie die Stirnen traurig neigen
Im Flammenschein.

Und draußen durch die Herbstnacht leise
Die Winde suchen hin und her,
Als irrte jemand auf der Reise
Und kommt nicht mehr.

Die trüben Stunden schleichen drinnen
Vorüber ohne Wiederkehr.
Und die da atmen, sinnen, sinnen:
Ein Platz ist leer ... (Schrönghamer-Heimdal.)

Ein Fabrikschlot ragt nur selten in diese blühenden Landschaften, nicht Ruß und Rauch entstellen ihre mondbeglänzten Flächen, und der dröhnende Hammerschlag moderner Industrie findet darin nur selten ein Echo. Mehr Kulturflüchter als Kulturdichter möchte man diese sangeslustigen Poeten nennen, mag ihnen immerhin gelegentlich ein „Eisenlied" gelingen. Das Eisen der Berge spricht:

Und ich, ich bin ein König,
Mach alles untertan:
In Luft, zu Land, zu Meere —
Ich herrsche auf dem Plan. ...

Ich trag' in fernste Fernen
Den Ruhm von deutscher Kraft;
Von deutschem Geist und Fleiße,
Von deutscher Meisterschaft. ...

Ich hüte still die Flamme
Des Herdes heil'ge Glut!
Ich schütz' des deutschen Landes
Und seines Volkes Gut.

In Brüderschaft und Treuen
Mit meiner Base Blei,
Mit Gußstahl, meinem Vetter:
Kennst du die Melodei? —

Wenn wir zu der uns einen,
Dann gibt's ein schlimmes Lied,
Ein Lied, dem blut'ges Sterben
Aus wilden Noten blüht. — — (Homscheid.)

Will man diesen Liedern einen Beruf geben, so wäre es der, daß sie dem mächtig aufflackernden Patriotismus unserer Tage die warme, stillinnige Seele bewahren, das Wigwamglück des häuslichen Herdes und das kindliche Fühlen mit Gottes großer und schöner Natur.

Nur der Technik dieser Dichter merkt man es an, daß inzwischen ein Liliencron gelebt und daß es einen Naturalismus auch in der Poesie gegeben hat. Sie alle haben beobachten gelernt, und der Wechsel ihrer Landschaften ist überraschend. Auch wissen sie eine Stimmung zu geben in kurzen, greifenden Sätzen, z. B.

Glanzvolle Tage!
Sonne und Blau;
Flimmern am Hage,
Gold auf der Au.

Rot in den Ähren
Blutet der Mohn — —
Kurz wird es währen,
Dann: Sichelton. (Homscheid.)

Tritt der Gedanke noch mehrfach in kahler Begrifflichkeit aus den wogenden Stimmungen heraus, so gelingt doch in einigen Stücken eine innige, ganz künstlerische Einfühlung in den geschilderten Gegenstand. Das scheint mir besonders auf Fridolin Hofer zu treffen. Hohes Lob verdienen die Balladen von M. Homscheid. Sie eignen sich vorzüglich zum Vortrag. Doch wäre eine größere Auswahl dem Werte aller dieser Sammlungen nur nützlich. So würde man z. B. gleich den ersten der Hoferschen Sprüche gern missen:

Was ihr Glück nennt, ist mir die Hölle,
Mein Seligsein euere Qual.
Drum werde jedem nach seiner Wahl
Die Völle!

Tiefer ins Seelische hinein greifen die beiden Ordensfrauen Regina Most und Schwester Therese vom Kinde Jesu. Den „Liedern einer Seele" hat vielleicht die — übrigens teilweise vorzügliche — Übersetzung mit ihren gewöhnlichen und klingenden Reimen stark Eintrag getan. Die Form der poetischen Prosa oder der freien Rhythmen wäre wohl dienlicher gewesen. Alles in allem lesen sich die Strophen wenigstens glatt, und ohne Zweifel sind die Gedichte auch im Original mehr durch ihre tiefe Frömmigkeit bedeutend als durch den Zauber ihrer Kunst. Beide Sammlungen sind auf den Ton der alten Mystiker gestimmt. Ist die Französin mehr kindlich in ihrer Auffassung, dann die Deutsche mehr leidenschaftlich, ohne doch an die verhaltene Kraft der Annette von Droste heranzureichen. In beiden Büchlein ist es der süßschmerzliche Bund von Leid und Liebe, den die Braut Christi besingt.

Es hat der Schmerz sacht meine Stirn geküßt,
Als er sich mir genaht in Kindertagen —
Da war es mir, als ob ich sterben müßt . . .
Und immer muß ich nun sein Zeichen tragen.

Und immer spür' ich jenes Kusses Brennen.
Selbst in den Stunden heller Fröhlichkeit
Mahnt's mich geheimnisvoll, daß nichts mich trennen
Darf von dem Bräutigam, dem ich geweiht.

So kann ich nie im vollen Lichte stehn,
Den Freudenbecher nie zur Neige trinken —
Gar still, gesenkten Hauptes muß ich gehn,
Geschlossnen Augs, wo tausend Zauber winken.

Er ist mein Meister, der sich mir verbunden,
Ihm muß ich Treue halten unverrückt —
Bis er in meines Lebens Dämmerstunden
Den Abschiedskuß auf meine Stirne drückt. (Regina Most O. P.)

Solche Strophen sind mehr als ein rein individuelles Erlebnis. In ihnen zittert etwas vom inneren Kampf so manches Edlen von Heute, der unter den tausend Aufgaben, die eine fortgeschrittene Kultur an ihn stellt, den Herzensdrang nach Einsamkeit und stiller Entsagung bangend fühlt und vergeblich nach einem Ausgleich ringt. Die beiden Dichterinnen haben für sich eine heroische Lösung gefunden: Volle, restlose Hingabe in sich selbst vernichtender Liebe:

Die Rose blätterleer, o Kindlein, gleicht dem Herzen,
Das dir nur schlägt,
Und das um dich des Lebens Not und Schmerzen
In Liebe trägt.
Auf deinem Altar, Herr, erblühn manch frische Rosen
In lichtem Schein,
Doch meines Herzens Traum will andres Glück erlosen:
Entblättert sein. . . . (Schwester Therese.)

Etwas Außerordentliches verspricht der Titel Zarathustras neue Avestalieder. Ein großer Wurf lag auch wohl in der Absicht des Dichters. Seine Strophen bringen eine Reihe trefflicher gedanklicher Widerlegungen entsprechender Auffassungen Nietzsches, z. B.:

Wozu der Staat? — Daß nicht wie tolle Herden
Die Menschen brausen über Berg und Tal;
Daß Ordnung walte, jene heilig große,
Die Leben spendet wie der Sonnenstrahl. . . .

Wozu der Staat? — Daß er den Schwachen schütze
Vor seines Bruders ungerechter Hand;
Daß er die Mauer seiner Tempel stütze,
Speit rachenweit der Drache Höllenbrand.

Wozu der Staat? — Wozu die starken Dämme?
Wozu die Ufer, die die Fluten lenken?
Braust nicht der Gang des Volkes gleich den Stürmen?
Wozu ein Steuer? — Um das Schiff zu schwenken. . . .

Ihr Staatsbetrunkene! Hört ihr mein Lied?
O, werdet nüchtern — und ihr kennt die Feinde.
Der ist der Feind — und der gefährlichste —
Der je des Thrones Heiligstes verneinte. . . .

Das ist gewiß richtig und auch kräftig. Aber dennoch scheint es mir hier wenig am Platze. Wodurch Nietzsche soviel schwache Geister berückt hat, ist ja nicht die Logik, sondern die Psychologie und die prophetisch eigenmächtige Sprache. Ihn darin überbieten zu wollen, scheint in jedem Falle gewagt. Gerade die vielen Anklänge und Umwertungen der Worte, Bilder und Vergleiche des wortgewaltigen Gegners bringen Sebastian Wieser ständig in die Gefahr, mit ihm verglichen zu werden.

Die erfreulichste aller hier aufgeführten Lyriksammlungen ist die Neuauflage von Hans Willy Mertens „Meine Schule". All die trauten Bilder aus der eignen Jugend, den ersten Schultag, die Ferienfreude, Wintersport auf dem Spielplatz, Kaisersgeburtstag, Niklas und Weihnachten weiß der Dichter in anspruchsloser und gemütreicher Sprache in uns wachzurufen. Durch die idyllischen Bilder ziehen sich ernste Gedanken über die Verantwortlichkeit des Lehrers, heilige Vorstellungen vom göttlichen Kinderfreund, düstere Schatten von sozialem Elend und sittlicher Verkommenheit. Alles ist so gesagt, wie es etwa ein treuer alter Lehrer, der wie ein Patriarch in seiner Gemeinde steht, der viel erfahren und viel gelitten und doch den seligen Humor bewahrt hat, sagen würde. Durch die Fenster und Türen seiner kleinen Schule schaut dabei überall das große Leben herein, und das macht dieses Idyll traulicher und bedeutender zugleich. Vor allem der Lehrerwelt und den Erziehern der Jugend wird das Büchlein neben dem schönsten Genuß die besten Anregungen bieten. Friedrich Muckermann S. J.

Umschau.

Krieg und Volksbildung. In Geschichtswerken und Lesebüchern, Jugendschriften und Liedern liest Volk und Jungmannschaft mit glühenden Wangen und glänzenden Augen von Heldentaten schwacher Frauen, halbwüchsiger Mädchen und Knaben, die mit Waffen und Handreichungen den kämpfenden Soldaten unterstützten.

Da schleppen mutige Frauen Steine und kochendes Wasser auf die Mauerzinnen, da schütten Kinder siedendes Öl und Pech auf die Belagerer, sie reichen dem Krieger Pulver und Kugeln, sie erspähen auf Schleichwegen im Dunkel der Nacht die Stellungen der Feinde. Und dann leben sie in der Geschichte und im Liede fort; Veteranen erzählen, zitternd vor innerer Erregung, Kindern und Enkeln, die sie gespannt lauschend umstehen, von Heldenmädchen und reckenhaft tapfern Jungen, vor denen das Vaterland sich neigt und denen bereits die dankbare Sage Kränze um die junge Stirn windet.

Altertum, Mittelalter und Neuzeit wetteifern im Erzählen solcher Heldenmären. Man greife nur zur Geschichte der Niederlande. Französische, englische, flämische, deutsche Lehr- und Unterhaltungsbücher, ja auch wissenschaftliche Werke schildern in kraftstrotzenden Farben die Volkserhebungen im Zeitalter des Abfalls der Niederlande, den wütenden Mut der Zivilbevölkerung bei den Revolutionskämpfen und in den Napoleonischen Kriegen, sie erhitzen die Phantasie der Jugend, trüben das Urteil der Massen, selbst des reifen Mannes, und mit der unbändigen Gewalt geistiger Ansteckungen bereiten sie vor und erzeugen den Bandenkrieg, dessen Schrecken und Wildheit in Belgien die Dorfstraßen mit Blut tränkten und den Nachthimmel röteten.

Was man in Friedenszeiten als patriotische Bildung des Volkes anpries, sickert wie Gift, Tropfen um Tropfen, in das heiße Blut des leidenschaftlichen Flamländers und Wallonen, die Erzählung von sog. Heldentaten wirkt wie eine Anleitung zum Mord.

Es mußte so kommen, es wird sich immer und überall wiederholen, wo dem jugendlichen Gemüte und dem ungepflegten Geist des Mannes aus dem Volke die Selbsthilfe der Zivilbevölkerung im Glorienschein der vaterländischen Heldentat gezeigt wird.

Man wird dagegen das Wort ins Feld führen: „Andere Zeiten, andere Sitten." Ganz recht. Es gab Zeiten, die das Völkerrecht nicht kannten. Volk kämpfte gegen Volk. Die waffenlose Bevölkerung war vor keiner Untat des Krieges sicher. Man raubte und plünderte nach Herzenslust. Durch die Tore der eroberten Festungen zogen wilde Gesellen ein, brennend und schlachtend aus Wut und grausamer Freude. Da mußte sich die ganze Bevölkerung zur Wehr setzen. Man

suchte durch Anspannung aller Kräfte die Stunde eines gräßlichen, unvermeidlichen Todes hinauszuschieben und verkaufte sein Leben, das doch verloren war, möglichst teuer. Der Kampf der Kinder, Frauen und Greise war nicht bloß berechtigt, er wurde wirklich zur Heldentat. Führt man aber solche Beispiele ohne das stärkste Korrektiv der Jugend und dem Volke vor, so wirken sie zündend und verderblich.

Nun ja. Nach einer begeisterten Schilderung alter Geschichten folgt die abwehrende Anwendung auf unsere Zeiten in Form einer trockenen Magisteranmerkung. Das ist Korrektiv genug, brummt man dann. Solche pädagogische Kindereien gehören ins Puppentheater.

Das Herz des Hörers und Lesers ist warm geworden, es schlägt lauter vor Bewunderung. Wie von einem begeisterten Rhythmus gepackt, schwingen alle Nerven mit, man sieht vor sich mit glühendem Blick in Sage und Geschichte das Kind, das Mädchen, den Volksmann ohne des Königs Ruf und Rock, die hundertmal ein Eisernes Kreuz durch ihre Aufopferung und Tapferkeit verdient haben. Und gegen diesen Sturm hinreißender Gefühle soll eine trockene Fußnote, ein schläfrig verhallendes Mahnwort: „Jetzt ist das nicht mehr Brauch; es widerspricht dem Völkerrecht", aufkommen können?

Soll das, was unsere Väter als Heldentat empfanden, nicht zu Handlungen reizen, die nach modernem Urteil Mord sind, so muß, psychologischen Gesetzen gemäß, das warnende und verbietende Wort so stark, so unerbittlich hart sein, daß die Begeisterung über jene alten Taten zu einem bloßen historischen Verständnis und Urteil erkaltet und erstarrt.

Man muß nicht bloß in den Mittelschulen, man muß bereits in der Volksschule, man muß in Volksbüchern allen Volksgenossen einige Kenntnis des internationalen Kriegsrechtes und große Achtung vor ihm beibringen. Woher soll denn der Mann, die Frau aus dem Volke wissen, daß sie nicht zu den Waffen greifen dürfen, wenn sie es nie gelernt und gehört haben? Sollen sie es dem Feinde glauben?

Diese Aufklärung ist wahrhaftig wichtiger als Lesestücke über mittelalterliche Raubburgen und über Verfassungskämpfe im alten Rom. Die Sache läßt sich einfach und volkstümlich und interessant darlegen. Das Lehrstück muß aber packen und erschüttern. Es muß zu einem lebendigen Besitztum, zu einem selbstverständlichen Grundsatz werden, daß heute der Bürger, der nicht in Waffen steht, den einfallenden und vordringenden Feind nicht bekämpfen, nicht anrühren darf, ja daß er ihn auf Verlangen beherbergen muß, daß er sich in keiner Weise zur Wehr setzen darf, solange der Feind nicht rechtlos raubt und grundlos Unschuldige mordet. Jeder Kulturstaat muß das mit unnachsichtlicher Strenge von den Bürgern des bekriegten Landes fordern, aber auch von den eigenen Bürgern, wenn der Feind in sein Gebiet fällt.

Wo immer der Staat und die Schule diese Bildung nicht vermitteln, sind sie an Dingen schuld, wie wir sie zu unserem Entsetzen im jetzigen Krieg erlebt haben.

Es schadet gar nichts, wenn einzelne alte Heldengeschichten in Vergessenheit geraten, es ist dagegen ein Unglück für Tausende, wenn solche Kriegserzählungen

ohne das leuchtende Gegenbild unserer modernen Auffassungen und Forderungen in die Volksphantasie versenkt werden, um dann in verhängnisvoller Stunde zur Nachahmung aufzustacheln.

Mustert man übrigens die Geschichtsbücher der verschiedenen Völker durch, so macht man die merkwürdige Entdeckung, daß nicht bloß solche Taten gepriesen werden, die früher nach allgemeinem Urteil erlaubt und ruhmvoll waren. Gegen staatsrechtliche Verträge und internationale Abmachungen der Völker erhoben sich öfters neben den regulären Truppen aus eigenem Antrieb und auf eigene Verantwortung Zivilpersonen und beteiligten sich am Kampf für das Vaterland. Eine falsche Auffassung von Patriotismus rühmt solche Ausschreitungen, statt sie bei aller Anerkennung der guten Absicht und des heroischen Mutes zu verurteilen. Der Rechtssinn des Volkes wird durch solche Künste vergiftet, man gewöhnt sich an den Grundsatz, daß der gute Zweck der Liebe zum Vaterlande das schlechte Mittel der widerrechtlichen Verteidigung heiligt. Wir stehen damit mitten im französischen und belgischen Franktireurkrieg. Hier tut schärfste Kritik not, will man nicht mit der einen Hand einreißen, was man mit der andern aufbaut. Recht ist Recht und Unrecht ist Unrecht. Die Absicht ändert nichts daran, der Erfolg noch weniger. Die Wahrheit, die starre, kalte Gerechtigkeit stehen allein im Dienste der Kultur.

Der vaterländischen Geschichte liegen hier die höchsten Kulturaufgaben ob. Sie muß in innigster Fühlung bleiben mit dem internationalen Recht, das auf die Dauer allein der Welt Sicherheit und die höchsten geistigen Güter gewährleistet. Die Kinder aller Völker müssen von diesem Rechte hören und es lieben lernen. Das höchste Kulturvolk hält es am höchsten. Und wer sein eigenes Vaterland auf diesem Gipfel der Erkenntnis sehen will, liebt es am meisten. Ein Weltvaterland und Weltpatriotismus ist ein unsinniger Traum. Das Weltrecht ist eine Kulturnotwendigkeit. Und wenn die Menschheit sich nicht so weit einigt, daß dieses Recht wirklich erzwingbar wird, so muß die Bildung so weit fortschreiten, daß die Möglichkeit der Übertreibung, etwa wie die Möglichkeit einer Hexenverbrennung, aus dem Bewußtsein der Massen ausgelöscht wird. Man muß alle von Jugend an in den Gedanken hineinzwingen, daß die Beteiligung der Zivilisten am Krieg, auch aus den höchsten vaterländischen Gesichtspunkten heraus, auch um das Vaterland vor dem Untergang zu retten, ein Verbrechen ist. Erst dann wird das Verständnis für ein Weltrecht aufgehen. Erst dann hat man die Barbarei vollends überwunden.

Stanislaus v. Dunin-Borkowski S. J.

Von der Philosophie der Werte. Der „Wert" hat sich in der Sprache des Tages einen Raum erobert, den er vor wenigen Jahrzehnten bei weitem nicht innehatte. Wir schreiben und reden ständig von wirtschaftlichen, sozialen, sittlichen, ästhetischen, religiösen Werten, viel lieber als einfach von Religion, Sittlichkeit oder Schönheit; wir lieben es, Werturteile abzugeben und durch Feststellung der Wertgrade alle Dinge zu bewerten. Lebens-, Kultur-, Entwicklungs-, Persönlichkeits- und viele ähnliche Werte gehören heute durchaus in eine beachtung-

verlangende schriftstellerische Verlautbarung, die auch womöglich von irgend einer bedeutenden Wertproblemstellung getragen sein soll.

Es wissen nicht viele, daß diese sprachliche Erscheinung der Niederschlag von lebhaften Kämpfen innerhalb der Philosophenwelt ist. Gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts traten zuerst Werttheorien auf den Plan, die über die frühere vorwiegend nationalökonomische Verwendung des Begriffes weit hinausgingen und den Wert zum Mittelpunkte tiefgreifender Erwägungen machten. Seither haben sich so zahlreiche Philosophen zur Wertlehre oder Axiologie oder Timologie geäußert, daß eine Zusammenfassung nicht mehr leicht ist. Auch außerhalb Deutschlands erscheinen Schriften über: Théorie de la valeur, Notion de valeur, Idea of value, Valuation, I valori umani, Filosofia dei valori.

Einen Überblick über den neuesten Stand der Fragen versucht im zweiten Band der „Jahrbücher der Philosophie" (herausgegeben von M. Frischeisen-Köhler, Berlin 1914) Oskar Kraus. Sein Beitrag beschränkt sich, obwohl 48 Seiten stark, auf die logischen, erkenntnistheoretischen, psychologischen „Grundlagen der Werttheorie"; die Anwendung auf die Moralphilosophie behandelt, doch in weniger umfassender Weise, Max Scheler, im Verlaufe seines Beitrages „Ethik".

Die zeitgenössische Philosophie befindet sich dieser Berichterstattung zufolge kaum in besserer Lage als ehedem die Nationalökonomie, die mit dem Wertbegriff so hart zu ringen hatte, daß man ihn als „verhülltes Dogma" oder als den „Drachen am Eingang der Nationalökonomie" bezeichnete. Was die Philosophen untereinander trennt, ist zunächst die Frage, ob man den Wert als subjektiv und relativ oder als objektiv und absolut anzusehen habe. Zwar gehen wenige so weit, daß sie die Dinge nur so lange, als sie von jemand gewertet werden, als Werte anerkennen; fast alle geben zu, daß Wert etwas Objektives draußen an den Dingen besagt. „Werte werden nicht erfunden, sondern entdeckt." Die Frage ist aber, ob das Ganze, was der Begriff Wert sagt, fertig draußen vorliege oder nur die Wert-, d. h. Schätzbarkeit (Meinongs „Gegebenheitspotentialwert"), und bei der Schätzbarkeit wird wieder gefragt, ob der Unterschied, der sie von bloßer Güte und Liebenswürdigkeit scheidet, schon draußen absolut in den Dingen an sich oder bloß in der Relation zu einem wenigstens möglichen Schätzenden stecke. Das absolute Draußen wäre dabei möglich, auch wenn wir es nicht anders als durch den uns im Bewußtsein bekannten Schätzungsakt auszudrücken wüßten; das wäre dann eine psychologische Bestimmung des Begriffes im Gegensatze zur abzulehnenden psychologistischen, die den Wert in die mögliche oder wirkliche Wertung verflüchtigt. Gewiß aber ist Wert begrifflich, wenn auch nicht sachlich, etwas anderes als Güte, Schätzbarkeit etwas anderes als Liebenswürdigkeit, obwohl viele der bisher gegebenen Wertdefinitionen und auch Kraus sie als gleiche Größen behandeln. Eine „mystische Note" hört Kraus bei Windelband durch, der an einer transzendenten Vernunftwirklichkeit teilnehmen läßt; dunkel ist das „Reich des Sinnes" jenseits von Subjekt und Objekt, dem bei Rickert die Werte angehören.

Mit diesen Unsicherheiten hängt innig zusammen, daß man sich nicht darüber geeinigt hat, welcher seelischen Fähigkeit das „Werterlebnis", der Wertungsakt

zuzuteilen sei. Viele nennen das Gefühl, viele den Willen, andere den gemeinsamen emotionalen Stamm beider oder das gesamte Begehrungsvermögen; solches liegt allen nahe, die Gut und Wert nicht geziemend scheiden. Einen „mystischen" Voluntarismus schreibt Kraus Cohen zu, nach dem der „reine Wille" die Werte erzeugte, und Münsterberg, nach dem die unbedingte Anerkennung von Werten die Betätigung eines überindividuellen Willens wäre. Seltener, als man erwartet, wird dem Verstand die ihm sicher zukommende Aufgabe bei der Werthaltung angewiesen. Was H. Peschs „Lehrbuch der Nationalökonomie" I² 19 ff darüber und über den Wertbegriff selbst äußert, ist entschieden trefflicher als das meiste, was Kraus aus bloß philosophischer Literatur beibringt.

Doch solchen streng philosophischen Erörterungen mögen weitere Kreise weniger Teilnahme schenken als dem Vordringen des Wertgedankens in Welt- und Lebensanschauung und -gestaltung. Dessen Ansprüche sind hier wahrlich nicht gering; vielleicht werden spätere Bände der „Jahrbücher" darüber berichten. Nach Windelband, Rickert, Münsterberg wäre die Philosophie geradezu Wertwissenschaft. Namentlich von der Moralphilosophie wird gesagt, daß sie ganz und gar Wertlehre sei und sein solle.

Sachlich ist die Philosophie allerdings Wertwissenschaft. Denn da sie auf die letzten Gründe des Seins geht, diese aber Werte sind, hat sie es in der Tat mit Werten zu tun. Dennoch sind nicht die Werte die eigentliche Rücksicht, unter der sie alle Dinge betrachtet, sondern eben die letzten Gründe als solche, und darum ist sie nicht im eigentlichen, engen Sinne Wertwissenschaft.

Auch die Ethik geht auf Werte; denn was wäre wertvoller als das sittlich Gute? Dennoch soll man ihr nicht den einfacheren Begriff des Guten entziehen, um den abgeleiteten des Wertes unterzuschieben. Die Menschheit hat nie anders gedacht und geredet, als daß der Gegenstand der Pflichten das Gute ist. Vollends verfehlt ist es, daß Kraus glaubt, im „Wert" ohne Gott den Grundpfeiler der Pflichtlehre aufrichten zu können. Es gibt keine Art, die sittliche Pflicht fest zu begründen, als indem man sie auf den Willen des persönlichen Gottes stellt. Gewiß ist der sittliche Wert auch abgesehen vom göttlichen Willen etwas Seinsollendes; das hat man immer erkannt. Aber ehe Gottes Wille hinzutritt, fehlt dem Seinsollen die volle Durchschlagskraft; es wird nicht „vollkommene Pflicht", obligatio perfecta. Unsere Moralphilosophen haben dieses oft auseinander gesetzt und gegen Einwände verteidigt. Anerkennen kann man bei Kraus, daß er trotz der Scheu vor Heteronomie nicht Autonomie verlangt, sondern sich mit „Orthonomie" begnügt, und auch daß er an der Forderung einer wahren und wirklichen Pflicht festhält. „Den Begriff der Pflicht als ‚unter die Kategorien der praktischen Fiktionen' fallend zu erklären, blieb dem Kantianer und ‚Als-Obisten' Vaihinger vorbehalten" (S. 35).

Werte sind nicht bloß Seinsollendes; sie sind, eben weil Gutes, auch Gewolltes. Es ist das dringlichste Anliegen des Menschen, daß er in den Besitz der vollendenden und endgültig beseligenden Werte gelange. Insofern hatte Höffding recht, das ethisch-religiöse Problem als Wertproblem zu bezeichnen und in seiner

„Religionsphilosophie" dem Satz von der Erhaltung der Werte eine hervorragende Stelle einzuräumen. Des Monistenführers Ostwald „Philosophie der Werte", die alle Werte in den Bereich platter Energetik niederdrücken möchte, kann nicht in Frage kommen. Irre klingt Nietzsches Wort, der Wert sei das Kürzeste und Vergänglichste, lediglich ein verführerisches Goldaufblitzen am Bauche der Schlange Leben. Was soll es dann noch frommen, daß die Philosophen, wie Nietzsche meint, Werte schaffen und als Befehlende und Gesetzgeber die Rangordnung der Werte bestimmen? Es ist die Aufgabe der Wertphilosophie, nicht bloß uns Wertetafeln aufzustellen, sondern auch uns darüber zu versichern, daß die Werte, um die unsere Tage sich mühen, mittelbar oder unmittelbar Ewigkeitswerte sind. Wie sie uns von unserer „Wertblindheit" befreit, wird sie uns auch in ihrer Weise bestätigen, daß unsere Zukunft nicht in „wertfreier" Wüste liegt.

Otto Zimmermann S. J.

Bilder aus der Geschichte des Papsttums. Man sollte erwarten, daß Schriftsteller, die über das Papsttum, eine spezifisch-katholische Institution, schreiben, es für nötig hielten, auch die katholische Literatur über diesen Gegenstand zu Rate zu ziehen. Wer mit dieser Voraussetzung an Leopold Friedrich Rankes „Bilder aus der Geschichte des Papsttums" herantritt, findet sich schwer enttäuscht. Unter den Historikern, deren Werke dem Verfasser als Unterlage gedient haben, nennt er L. v. Ranke, Mirbt, Egelhaaf, Hase, Kurtz, Hauck usw. Nur für Leo XIII. hat er die beiden Ausgaben von dessen lateinischen Gedichten, welche Brunellius und Bach besorgten, herangezogen. Ranke hat es also fertig gebracht, über das gesamte Papsttum bis zu Leo XIII. zu schreiben, ohne auch nur einen einzigen katholischen Autor zu benutzen. Bei einem populärwissenschaftlichen Werke wird man gewiß keine Berücksichtigung der katholischen Spezialforschung verlangen. Aber sollte dem Verfasser auch Pastors „Geschichte der Päpste seit Ausgang des Mittelalters", die doch auch von nichtkatholischer Seite hohe Anerkennung gefunden hat, unbekannt geblieben sein?

Die Heranziehung der katholischen Literatur wäre um so notwendiger gewesen, als sich der Verfasser in catholicis kaum auszukennen scheint. Ein flüchtiger Blick in das Buch zeigt, daß Ranke aus seinen Vorlagen auch manche geschichtliche Irrtümer und Entstellungen der katholischen Lehre mit herübergenommen hat. Einige Stichproben mögen genügen. Die englische Pulververschwörung ist ihm das Werk der bösen Jesuiten (S. 212). Die unfehlbare Aufhebungsbulle Klemens' XIV. darf auch nicht fehlen (S. 307). Der Abschnitt über den Probabilismus wird eingeleitet mit den Worten: „Ein Begriff von der Sünde wurde aufgestellt, der für die geheimen Wünsche der Beichtkinder sehr ansprechend, um nicht zu sagen verlockend war." Es folgen dann wörtlich die völlig unhaltbaren und längst widerlegten Ausführungen über den Probabilismus aus L. v. Rankes „Geschichte der Päpste". Zum Schlusse ruft der Verfasser in höchster sittlicher Entrüstung aus: „Gegen dieses heillose, alle wahre Sittlichkeit bis in die Wurzel verderbende Unwesen erhoben sich die Jansenisten" (S. 244 ff).

Von Gregor XVI. weiß Ranke zu berichten, derselbe habe als junger Mönch bei einer theologischen Disputation die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit verteidigt. „Als er nun Papst geworden war, stand es ihm felsenfest, daß er tatsächlich unfehlbar sei. Man erzählt, daß er einem Kardinal, der gegen ihn die Grundsätze einer gesunden Finanzwirtschaft verfocht, zu sagen pflegte, er sei Petri Nachfolger und könne als solcher nicht irren, sondern wisse alles besser als andere" (S. 334). Was soll das alberne Mätzchen?

Dabei versichert uns der Autor allen Ernstes: „Daß ich meinen protestantischen Standpunkt nirgends verleugnet habe, wird mir von Billigdenkenden kaum zum Vorwurf gemacht werden. Und das wohl um so weniger, da ich mich bemüht habe, so objektiv als nur immer möglich zu berichten" (Einleitung). Den guten Glauben des Verfassers in Ehren, aber dabei bleibt bestehen, daß seine Schrift der geschichtlichen Wahrheit und der katholischen Lehre in wichtigen Punkten nicht gerecht wird. **W. Kratz** S. J.

Von alten Kriegskarten. Wissenschaftliche und populäre Zeitschriften, große Welt- und kleine Lokalblätter überbieten sich in diesen Tagen in der Darbietung von Kriegskarten und Schlachtplänen aller Art. Lange Jahre vor dem Ausbruche eines Krieges sind die Offizierkorps der verschiedensten Länder mit der Ausarbeitung der genauesten Operations-, Marsch- und Dislokationskarten, mit dem Entwurfe von Belagerungs- und Schlachtplänen und vor allem mit der Herstellung möglichst genauer Generalstabskarten beschäftigt. Kommt es dann zum Kampfe, so fehlt es am wenigsten an dem notwendigen Kartenmaterial. Im Mittelalter und selbst noch in der Renaissancezeit war das nicht so. Im Gegenteil, kein Zweig der Kriegführung wurde so stiefmütterlich behandelt wie die militärische Topographie. In Frankreich, Deutschland und Österreich kann von einer solchen erst am Ende des 16. Jahrhunderts die Rede sein, und erst zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges erscheint eine größere Anzahl bildlicher Erzeugnisse mit topographischem Charakter (vgl. Major Jos. Paldus, Historische Kriegskarten, in Militärische Rundschau, Wien 1913, Nr 196, S. 4).

Bei dem steten Fortschritt der Kriegskunst wurde die Darstellung der Schlachtfelder, Belagerungen, Lagerplätze und Marschlinien ein immer dringenderes Bedürfnis der Führung. Zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges (1701—1714) hat daher die Militärtopographie bereits zahlreiche und bedeutende Leistungen zu verzeichnen. Zur Schaffung einer besondern militärgeographischen Abteilung aber kam es damals noch nicht. Die Rekognoszierung des Terrains im näheren Bereich der Armee, die Aufnahme der Schlachtfelder, Befestigungen, Verteidigungsstellungen, die Ausmittlung der Marschlinien und Kantonierungen, kurz die Durchführung aller topographischen Arbeiten, deren der Befehlshaber zur Durchführung seiner Operationen bedarf, war und blieb noch geraume Zeit mit dem Dienste des Ingenieurs verbunden. Erst unter Maria Theresia und Joseph II. kamen diese Obliegenheiten in das Ressort der langsam an Bedeutung gewinnenden taktischen Gehilfen der Führung, des Generalquartiermeisterstabes, des heutigen Generalstabes.

In Frankreich bildeten die mit den militärkartographischen Aufnahmen betrauten Ingenieure schon frühzeitig das Corps des Ingénieurs-géographes (zum Unterschiede von den gewöhnlichen königlichen Geographen und von den Genieoffizieren, denen nur die Anfertigung von Befestigungs-, Verteidigungs- und Angriffsplänen oblag; vgl. Berthaut, Les Ingénieurs-géographes militaires 1624—1831. 2 vol. Paris 1912). Im Deutschen Reiche und in Österreich führten dagegen die Ingenieure keinen amtlichen Titel, sie unterzeichneten sich als Ingenieur, Architekt, Militärarchitekt und Ingénieur de S. M. C. Ja in Österreich war bis zum Jahre 1717, in welchem Prinz Eugen die Gründung der beiden Genieakademien in Wien und Brüssel anregte, so wenig für den Nachwuchs militärgeographischer Kräfte gesorgt, daß man den Bedarf an Ingenieuren aus dem Auslande, selbst aus Frankreich, deckte. Mittels Kontraktes und unter Verleihung eines militärischen Ranges, wie Leutnant, Hauptmann, ja selbst General, wurden sachverständige Ausländer aufgenommen, und diese haben dann auf dem Gebiete der militärischen Kartographie mit den zeitgemäßen Mitteln Werke geschaffen, die für ihre Zeit als geradezu mustergültig bezeichnet werden müssen.

Leider waren diese so bedeutungsvollen kartographischen Schätze nur für den Gebrauch weniger Stellen bestimmt. Obwohl z. B. unter Kaiser Joseph II. und später unter Erzherzog Karl die topographischen Dokumente in der österreichischen Armee einem größeren Kreise von Offizieren zugänglich gemacht wurden, durfte doch noch im Jahre 1802 keinem Offizier ohne Bewilligung des Generalquartiermeisters ein Kartenwerk zur Benützung ausgefolgt werden. Die Aushändigung von Plänen war an die Erlaubnis des Erzherzogs selbst geknüpft. Man ging in der Vorsicht so weit, das Anbringen von Aufschriften an den Mappen und Kasten zu verbieten, damit sich ein Unberufener in dem vorhandenen Material nicht zurecht finden könne.

Sorgfältig verwahrt, harrten die kostbaren kartographischen Kleinode in den für die Außenwelt meist hermetisch verschlossenen Räumen der Kriegsarchive der Gunst kommender Zeiten. Und die Zeit hat Wandel geschaffen. Die Kriegsarchive haben ihre ehernen Pforten geöffnet, und bereitwilligst stellen sie jetzt ihre kartographischen Schätze dem Forscher zur Verfügung. In jeder Weise ist z. B. in Wien die Benützung des überreichen und vorzüglich geordneten Kriegskartenmaterials erleichtert. Nicht allein im Benützerzimmer des Kriegsarchivs ist das Studium der handschriftlichen Operations-, der Marsch- und Dislokationskarten, der Lager-, Schlachten- und Gefechtspläne, der Belagerungen, Stellungen und Verschanzungen möglich, sondern selbst in dem entferntesten Winkel der Monarchie werden dem interessierten Forscher die kartographischen Quellen zugänglich gemacht. Und was sind das nicht für Kostbarkeiten! Da ist eine Federzeichnung des Zuges Karls V. nach Tunis im Jahre 1535, ein Blatt, das wohl beim Untergang des kaiserlichen Feldarchivs den Wogen des Meeres entrissen wurde. Dort erblicken wir Originalzeichnungen des Kapitäns Rieci aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, die Belagerung von Heidelberg und Mannheim im Jahre 1622 darstellend. Und vom Dreißigjährigen Kriege angefangen bis in die neueste Zeit enthält die Sammlung in chronologischer Folge Karten und Pläne aus all den

vielen Kriegen, die das Haus Habsburg zu führen gezwungen war. Im ganzen sind es nicht weniger als 5605 Werke mit 9729 zum größten Teile gezeichneten Blättern. Um auch wenigstens einen der kartographischen Kupferstiche, die seit 1815 vorwiegen, hervorzuheben, so sei auf die Carta corografica della Divisione di Novara von Kapitän Bacler Dalbe hingewiesen, auf der die Schlacht von Novara 1849 erdacht wurde, wie eine eigenhändige Bemerkung des Feldmarschalleutnants Heß ausdrücklich bezeugt.

Was Paldus über den Nutzen der historischen Kriegskarten mit Bezug auf die in Wien aufbewahrten sagt, hat allgemeine Bedeutung: Nicht nur die geschichtliche Forschung über die ruhmreiche kriegerische Vergangenheit des Vaterlandes erhält hier Nahrung und Leben, auch für historische Kartographie und Topographie bilden die alten Kriegskarten eine Fundgrube, die, je mehr sie benützt wird, desto reicher spendet. Ein Beispiel aus meinen eigenen militärkartographischen Studien möge zum Beweise dienen. Mit Vorarbeiten für meine Programmabhandlung „Massenas Sturm auf Feldkirch am 23. März 1799" (Feldkirch 1914, Unterberger. 36 S.) beschäftigt, erbat ich mir aus dem Kriegsarchiv in Wien drei handschriftliche Zeichnungen, welche den Kampf in großem Maßstabe veranschaulichen. In dankenswertester Weise wurde dem Wunsche entsprochen. Einer der Schlachtpläne trug den Vermerk: „Kopiert von Georg Ferdinand Bachmann Rhetoric. stud." Daß Bachmann im Schuljahre 1803/04 Schüler der Rhetorik in Feldkirch gewesen sei, war im Kriegsarchiv bekannt, nicht aber, von welcher Vorlage dieser seinen kriegsgeschichtlich höchst interessanten Plan „kopiert" habe. Da war es mir nun möglich, festzustellen, daß einerseits die Vorlage von einem hauptbeteiligten Mitkämpfer, dem Artillerieleutnant Jakob Saitsch, herrühre, und daß anderseits die Kopie keine sklavische sei, sondern für die Lokalgeschichte höchst interessante Zusätze biete, u. a. die Darstellung des Denkmals, das dem in dem Kampfe gefallenen französischen General Müller errichtet wurde, und das längst spurlos verschwunden war. Die beiden andern handschriftlichen Zeichnungen trugen keinen Vermerk über ihren Urheber und ihre Bedeutung. Aber bei näherem Studium erwiesen sie sich als die Vorarbeiten für die große Karte (630 × 472 mm), welche der Erzherzog Karl seinem klassischen Werke „Geschichte des Feldzuges von 1799" (Wien 1819) als ersten Schlachtplan beigefügt hat und auf den alle späteren kartographischen Darstellungen (wenigstens sechs) von Massenas Sturm auf Feldkirch mehr oder weniger zurückgehen. Alle drei Karten aber boten nicht nur für das Verständnis des Verlaufes der Schlacht, sondern auch für die damaligen lokalen Verhältnisse, wie die zahlreichen Feldbefestigungen, die ungleich größere Ausdehnung der Weinberge und Wälder, die alten Schlösser und Kirchen reichen neuen Aufschluß.

Finden sich in den Kriegsarchiven für gewöhnlich auch nur Kriegskarten, so hat sich in ihnen doch sicherlich auch manch anderes Kartenwerk erhalten. Berühmt sind z. B. die beiden großen handschriftlichen Seekarten der Münchener Armeebibliothek, welche uns über die Entdeckungen in Amerika, Afrika und Asien bis zum Jahre 1502 resp. 1506 zeitgenössische Kunde geben. Die Ausnützung der jetzt so leicht zugänglichen Kartenbestände der Kriegsarchive wird zweifelsohne nicht nur dem forschenden Militär einen unschätzbaren Behelf bei seinen Studien über

die Großtaten seiner Armee bieten, sondern auch neue, überaus wertvolle Beiträge liefern für die historische Landeskunde und die Entwicklungsgeschichte der Kartographie, insbesondere der heute so wichtigen und so vorzüglichen Generalstabskarten.

Jos. Fischer S. J.

Eine neue Faustерklärung. Längst war es den Goetheforschern bekannt, daß in der Faustdichtung manche Anklänge an die mittelalterlich-jüdische Geheimlehre der sog. Kabbala enthalten sind. Goethe gab sich nach eigenem Geständnis als zwanzigjähriger Jüngling viel mit alchimistischen und ähnlichen abergläubischen Versuchen ab: er verschaffte sich allerhand Tiegel, Phiolen und Essenzen, bediente sich des Windöfeleins seiner pietistischen Freundin Fräulein v. Klettenberg, betrieb eifrig die Herstellung des heilbringenden Kieselsaftes und las mit fieberhaftem Interesse in Wellings Opus Mago-Cabbalisticum, in den Werken eines Theophrastus Paracelsus, in der Aurea Catena Homeri und in Arnolds berüchtigter „Kirchen- und Ketzerhistorie". Hermann Türck weist in seiner kleinen Schrift — ursprünglich ein Vortrag — „Magie, Alchimie, Mystik und Saint-Simonismus in Goethes Faust" (Jena 1906) nach, daß der Dichter diese Erinnerungen an eine merkwürdige Periode seines Lebens im „Faust" reichlich verwertet hat. Aber weder Türck noch irgend ein Forscher, der sich mit dieser Seite des Faustproblems befaßte, hat sich die Mühe genommen, der Sache auf den Grund zu gehen und das religiös-philosophische Weltanschauungssystem der Kabbala erschöpfend zu studieren.

Selbst Ferdinand August Louvier, der im Jahre 1887 sein zweibändiges, Aufsehen erregendes Werk „Sphinx locuta est. Goethes Faust und die Resultate einer rationellen Methode der Forschung" (Berlin) erscheinen ließ und auch in späteren Schriften, besonders in „Chiffre und Kabbala in Goethes Faust" (Dresden 1897) die Ansicht verteidigt, der deutsche Dichter habe den „Faust" als Kabbalist geschrieben, nimmt diesen Ausdruck lediglich in einer etwas weiteren Fassung. Goethe hat nach Louvier in seinen Faust einen mehrfachen Sinn hineingelegt: einen poetischen, einen philosophischen, einen historischen und einen kabbalistischen. Unter letzterem versteht der Gelehrte aber nicht die mittelalterlich-jüdische Weltanschauung, sondern überhaupt eine geheime Deutung, die der Altmeister nach dem Vorbild der echten Kabbalisten mit den Gebilden seiner Phantasie verband. So ist nach Louvier z. B. die Mater gloriosa in der berühmten Schlußszene poetisch die Jungfrau Maria, philosophisch die Vernunft, historisch Kants Vernunft, kabbalistisch die „Hermetische Weisheit".

Man mag über solche Auslegungskünste des eifrigen Forschers in vielen Fällen lächeln: unbestritten bleibt, daß es Louvier in fünfzehnjähriger unermüdlicher Tätigkeit gelungen ist, manche von den Rätseln zu lösen, die Goethe nach eigenem Geständnis in den Faust, besonders im zweiten Teil, „hineingeheimnist" hat. O. Steinzänger weist das in seiner Broschüre „Goethes Faust — ein Geheimbuch" (Hamburg 1906) für einige Stellen überzeugend nach und verteidigt den verstorbenen Gelehrten gegen die Angriffe der zünftigen Goethephilologen. Louvier selbst hatte alle die Jahre hindurch rastlos nach einer noch nicht veröffentlichten Schrift des alternden Goethe gesucht, die den Schlüssel zum „Faust",

d. h. die geheime Deutung aller einzelnen Figuren und Szenen der Dichtung bergen müsse. Er war von der Existenz eines derartigen Manuskripts fest überzeugt und glaubte, gewisse Stellen in den Tagebüchern, wo von dem „Hauptgeschäft" die Rede ist, für seine Hypothese in Anspruch nehmen zu dürfen.

Eine solche Schrift wurde nicht aufgefunden. Wäre sie vorhanden, dann müßte sich ihr Inhalt ungefähr mit der Broschüre von Professor Dr Siebert[1] decken. Völlig unabhängig von den Forschungen eines Türck, Louvier, Steinzänger vertritt der Verfasser die Ansicht, daß im Hexeneinmaleins und somit im kabbalistischen Weltanschauungssystem als solchem die Lösung des Faustproblems liege.

Gestützt auf seine genaue Vertrautheit mit den äußerst komplizierten Lehren und Vorstellungen der Kabbala erklärt Siebert zunächst die Bedeutung der scheinbar sinnlosen Zahlenspielerei des Hexeneinmaleins:

Du mußt verstehn!
Aus Eins mach Zehn.
Und Zwei laß gehn,
Und Drei mach gleich,
So bist du reich.
Verlier die Vier!
Aus Fünf und Sechs,
So sagt die Hex',
Mach Sieben und Acht,
So ist's vollbracht.
Und Neun ist Eins,
Und Zehn ist keins.

Das ist das Hexeneinmaleins.

Jedes dieser Sätzchen entspricht der bizarren „Zahlenmystik" der Kabbala. So ersteht vor unserem Geistesauge ein äußerst seltsames, phantastisch absurdes religiöses System, das mit dem Christentum allerdings nichts weiter gemein hat als einzelne Ausdrücke, denen aber ein durchaus fremder Sinn zu Grunde gelegt wird. Damit gibt Siebert als erster eine befriedigende Erklärung des vielumstrittenen Hexeneinmaleins. Dieses Verdienst werden dem Verfasser alle Kritiker zugestehen müssen, mögen sie nun den weiteren Ausführungen und Schlußfolgerungen zustimmen oder nicht. Jene eigenartige Weltanschauung — doch nicht in der ursprünglich mittelalterlich-jüdischen Form, sondern in der streng geometrischen Fassung, die ihr Spinoza gegeben — bildet nämlich zugleich das Fundament, auf dem sich die ganze Faustdichtung aufbaut. Ganz besonders hat Goethe das spezifisch kabbalistisch-spinozistische Religionsdogma von der Selbsterlösung im bewußten Gegensatz zur christlichen Lehre als Eckstein seiner Fausttragödie gewählt. „Die Idee der Selbsterlösung", meint Siebert, „bildet das ethische Grundthema der ganzen Fausttragödie[2], weshalb sich diese als die poetische Verklärung der jüdischen Mystik erweist und mit dem Christentum gar nichts zu tun hat. Sie ist, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, die Verneinung der gesamten christlichen Weltanschauung" (S. 14).

Zu dieser von der populären Erklärung scharf abweichenden Auffassung gelangt der gelehrte Forscher nicht auf dem Wege von Konjekturen, sondern durch die wissenschaftliche Betrachtung des sog. kabbalistischen Baumes (arbor cabbalistica)

[1] Das Hexeneinmaleins, der Schlüssel zu Goethes Faust. Von Professor Dr Gustav Siebert. 8° (32) Münster i. W. 1914, Aschendorff. 80 *Pf.*

[2] Das Sätzchen steht bei Siebert in Fettdruck.

und die Anwendung dieses Schemas auf die Grundlagen und die stufenweise Entwicklung der Fausttragödie. Wenn indes der protestantische Verfasser mit der zumeist von Dilettanten vertretenen Auslegung aufräumt, die von dem tief christlichen Grundcharakter der Faustdichtung Goethes in beweglichen Worten zu erzählen wußte, so leugnet er damit natürlich nicht den christlichen Ursprung der mittelalterlichen Faustsage. Diese zwei Begriffe sind selbstverständlich scharf auseinanderzuhalten. Es bleibt auch jetzt wahr, was Baumgartner schon vor 30 Jahren in seiner Goethebiographie betonte: „Fast die ganze Tragödie läßt sich im katholischen Sinne deuten." Eine andere Frage ist, ob eine solche Deutung den Intentionen des Dichters entspricht. Sieberts Schrift antwortet hier mit einem entschiedenen Nein. So weit enthält seine neue Fausterklärung eine wertvolle Rechtfertigung der vorsichtigen Stellungnahme Baumgartners, der jenen Deutungsversuchen im christlichen Sinne immer sehr skeptisch gegenüberstand und unter anderem darauf hinwies, daß einige wichtige Momente, namentlich die Wetten im Himmel und auf Erden, ganz aus dem Rahmen der katholischen Auffassung herausfallen. Goethe hat in der Tat die ursprünglich christliche Faustsage der Hauptsache nach nicht etwa veredelt und von Schlacken gereinigt, wie begeisterte Rezensenten uns glauben machen wollen, er hat sie vielmehr in den Dienst eines religiös-philosophischen Systems gestellt, das nach Siebert „die Verneinung der gesamten christlichen Weltanschauung" in sich schließt.

Interessant wäre es nun, zu untersuchen, inwieweit die kabbalistischen Anschauungen auch die Einzelheiten der großen Dichtung bestimmen oder doch beeinflussen. Siebert führt diese Prüfung nur in einigen wenigen Punkten durch, scheint aber davon überzeugt zu sein, daß sich fast alle einzelnen Szenen, Gestalten und Motive des Dramas zwanglos in das System der Kabbala eingliedern lassen[1]. Wirklich vermag er einige von den meistumstrittenen Figuren der Dichtung in überzeugender Weise nach seiner Theorie zu erklären, z. B. den Erdgeist, „die Mütter", den Begriff der Wetten (trotz eines mißverständlichen Ausdrucks über die Vorsehung Gottes S. 22), den Ausdruck „Der Alte" für Gott im Vorspiel, die Gestalt des Mephistopheles usw. Doch den Beweis für die große Mehrzahl der hier in Betracht kommenden Momente ist er uns vorläufig noch schuldig geblieben. Ich glaube kaum, daß sich ein solcher ungekünstelt führen ließe. Die pantheistischen Grundlinien der Kabbala mochten Goethes eigener religiösen Weltauffassung durchaus entsprechen, und daß Spinoza sie in ein scharf umrissenes, mathematisch bestimmtes Schema gebracht hatte, mußte der Dichter als Wohltat empfinden, da ihn diese festen Vorstellungen und Begriffe davor schützten, sich im Vagen zu verlieren. Daß aber ein Mann wie Goethe sich bei seinem gewaltigsten Werke bis in die letzten Einzelheiten einem scharfsinnig ausgeklügelten,

[1] Einige Ausnahmen gibt Siebert S. 12 selbst zu, wenn er sagt: „Aus dem Spinozismus und der Kabbalistik heraus sind die Schlußworte des Erdgeistes ebenso unerklärbar wie der Sieg der Arbeit und die Erkenntnis unserer endlichen Geisteskraft. Die Arbeit ist christlicher, die endliche Erkenntnis kantischer Einschlag im Faustthema. Diese Weisheit gedeiht nicht im Bereiche der Kabbala und Spinozas."

peinlich geregelten Apparat von religiös-philosophischen Lehrsätzen anbequemt und unterworfen hätte, ist schwer anzunehmen; dafür war selbst der zum Schematisieren geneigte alternde Weimarer Geheimrat denn doch zu sehr frei schaffender Dichter.

Wenn somit Sieberts Studie in der knappen Form, wie sie vorliegt, auch noch nicht alle Rätsel des „Faust" löst, so weist sie doch auf eine dem Werke zu grunde liegende fremdartige Weltanschauung hin, von deren Vorhandensein bisher die meisten Fausterklärer nicht viel mehr als eine Ahnung oder dürftige Vorstellung hatten. **Alois Stockmann** S. J.

Runebergs Heldenlieder vom finnisch-russischen Krieg. Seit 25 Jahren ist die ganze Welt Zeuge, wie die Petersburger Regierung kein Mittel tyrannischer Verwaltung unversucht läßt, um Finland auch innerlich russisch zu machen. Als die Heere des Zaren das Land im Jahre 1809 eroberten, lauschten nur wenige auf den schwachen und allzu nordischen Lärm dieses Krieges: der Donner der napoleonischen Schlachten betäubte alle Ohren. Sogar bei den Finnen selber schienen um die Mitte des 19. Jahrhunderts ihre unglücklichen Freiheitskämpfe fast in Vergessenheit geraten zu sein. Da sang zuerst 1848 und dann 1860 der größte finnisch-schwedische Dichter, Johann Ludwig Runeberg, die schlafende Erinnerung seines Volkes wach. Und halb Europa erwachte mit. Die Schlachten von Siikajoki und Revolaks, von Orawais und Umeå hatte man kaum je nennen hören — nun machte sie der finnische Gymnasialprofessor, der in seinem Holzhaus oben in Borgå von ihnen erzählte, plötzlich berühmt. Ins Deutsche sind diese Verserzählungen nach und nach ein dutzendmal übertragen worden. Der letzte Übersetzer, der nach Finland eingewanderte Kasseler Gravierer Tilgmann, hat sich zwar mehr als seine Vorgänger um genaue Wiedergabe des schwedischen Urtextes bemüht, ist aber doch von künstlerischer Vollendung noch recht weit entfernt geblieben. (Fähnrich Ståls Erzählungen. 3. Auflage. Leipzig 1910, Hinrichs.)

Die klangreichen schwedischen Laute, die echte Begeisterung und eine Kunst des Charakterisierens, die jede Farbe beherrscht, reihen Fänrik Ståls sägner den schönsten Kriegsdichtungen der Weltliteratur würdig an. In einer lyrischen Einleitung, die von den Finnen als Volkshymne gesungen wird, flammt die Liebe zum „Lande der tausend Seen", wie Runeberg seine Heimat nennt, hell empor. Diese Liebe ist die Seele des ganzen Werkes. Solange noch „ein Fetzen mit Finlands alten Farben" flattert, sollen sich treue Männer um ihn scharen. Keine Niederlage soll sie entmutigen: „Noch kommt ein Tag, nicht alles ist vorbei", pflegte der junge Tigerstedt zu sagen — und es kam der Sieg von Revolaks. Nie soll der Ruhm der Tapfern untergehen: mag Adlercreutz in Schweden begraben sein, in Finland lebt er, und so oft die finnischen Wiesen und Seen in Sommerschönheit strahlen, schwebt darüber die Erinnerung an Dunckers Heldentod bei Hörnefors.

Die Ereignisse des Kriegsjahres werden nicht im Zusammenhang erzählt, sondern jedes Gedicht gibt das geschlossene Bild einer bedeutsamen Tat oder einer denkwürdigen Persönlichkeit. Da ist ein Veteran, der die Waffen nicht mehr tragen kann und deshalb im Sonntagsstaat auf einen Hügel steigt, um Adlercreutz

kämpfen zu sehen, denn die Schlacht ist Gottesdienst. Da reitet ein verwundeter General die Reihen entlang und findet einen Korporal ohne Schuhe, einen alten Trommler, der kaum noch die Arme rühren kann, einen bleichen Burschen, unter dessen Wams das Blut hervorströmt — aber alle sehnen sich nach dem Befehl zum Angriff. Ein zerlumpter Bettler, der im Kampfe stets allen voran ist, wird vom Feldherrn nach seinem Namen gefragt. „Man hat mich meistens Viehhund genannt." Der General gibt ihm Namen und Uniform des Tapfersten der gefallenen Kameraden, und der Arme weint, weil zum erstenmal die Sonne in sein Leben lächelt. Der greise Oberstleutnant Lode tritt jedesmal, ehe die Schlacht beginnt, barhaupt vor die Front und betet das Vaterunser. Und ob rechts und links die Kugeln pfeifen, er rückt nicht vor, bis das Gebet zu Ende ist. Selbst der Freigeist Döbeln blickt nach seinem Sieg bei Jutas zum Abendstern hinauf und gibt Gott die Ehre des glorreichen Tages.

Vielleicht am reifsten offenbart sich Runebergs Kunst, wenn unter leuchtenden Augen ein schalkhaftes Lächeln um seine Lippen zuckt. Sven Dufva ist der jüngste von neun Brüdern. Für so viele hat der Verstand seines Vaters nicht gereicht: der Bursche tut alles gern, aber verkehrt, auch bei den Soldaten. Als er einst mit einem kleinen Trupp einen Steg gegen eine Übermacht verteidigt, versteht er das Signal zum Rückzug falsch und kämpft allein weiter, bis Verstärkung naht. Da trifft ihn eine Kugel ins Herz, denn das ist größer als seine Stirn. Der Korporal Brask weiß seinen Major, auf den er ein feindliches Gewehr gerichtet sieht, nicht anders zu retten, als daß er ihn mit einem seiner gewohnten Faustschläge zu Boden streckt. Ein echter Finne ist der Bauer Munter, ein linkischer und wortkarger Mann, der alles erträgt, nur nicht, daß man ihn beklagt. Er behandelt seinen Feind wie seinen Kautabak: beide zerdrückt er mit Vergnügen. Spelt ist der schmutzigste und faulste Kutscher im Troß, solange das Heer nach Norden flüchtet. Sobald aber der Befehl zur Umkehr gegeben wird, wäscht und kämmt sich Spelt und dreht eher als alle andern sein Fuhrwerk nach Süden. Auch unter den Offizieren sind köstliche Originale. Der Oberstleutnant Otto v. Fieandt trennt sich nie von Peitsche und Pfeife. In der Schlacht sieht er, mit Blut und Erde bespritzt, immer im dichtesten Gewühl, qualmt, lobt die Mutigen und treibt die Trägen mit Peitschenhieben voran, und die Soldaten haben ihn gern. General Sandels schmaust in vollster Seelenruhe Forellen und trinkt edle Weine, aber dann stürzt er auch furchtlos in die Schlacht und siegt. Der dicke Oberst v. Essen ist immer zu Fuß vor der Front, und wenn er im tiefen Schnee sein Gewicht nicht weiter bringt, läßt er sich von ein paar Mann vor dem Zuge hertragen.

Das sind nur einige Beispiele von Runebergs Art. Um niemand zu vergessen, erzählt er auch von dem mutigen und leutseligen russischen General Kulnew, dessen Bild noch lange nach dem Krieg in finnischen Hütten hing, von dem Amtmann Wibelius, der dem russischen Befehlshaber den Gehorsam verweigert, als er zu einer ungesetzlichen Verordnung die Hand bieten soll, von den finnischen Mädchen, die stolz sind, wenn ihr Bräutigam im Kampfe fällt, und vor Scham vergehen, wenn er flieht. Bitter gedenkt der Dichter des Verrates von Sveaborg

und des untätigen schwedischen Marschalls Klingspor. Den schwachen, phantastischen König Gustav IV. Adolf, der Finland im Stiche ließ, malt unübertrefflich eine groteske Szene im Stockholmer Schloß. Der König erscheint im Rocke Karls XII. und läßt sich von drei Großen des Reiches die Handschuhe und das Schwert seines tapfern Ahnen anlegen —

Und König Gustav Adolf, gleich einem Gott im Streit,
Stand da vor aller Augen in Karls des Zwölften Kleid.
Er schwieg. In dieser Stunde der Stolz ihn machte stumm.
Mit Riesenschritten ging er einmal im Saal herum. (Tilgmann.)

Dann nahm er die drei Großen zu Zeugen seiner Tat und befahl, das Heer davon in Kenntnis zu setzen.

Fänrik Ståls sägner sind die glänzende Verwirklichung der Forderungen, die Runeberg als Kritiker stellte: Wahrheit sei die Größe der Kunst, Schauen ihre einzige Regel. In das Mutterland seiner Sprache ist er nur einmal gepilgert, im Jahre 1851. Es war ein Triumphzug. Auf eine ehrenvolle Berufung nach Stockholm erwiderte er: „Finland ist eine arme Mutter, die alle ihre Söhne selber braucht." **Jakob Overmans** S. J.

Der letzte Darwinist. Man hat den Darwinismus schon längst totgesagt, ich meine den Darwinismus im eigentlichen Sinne, die Hypothese der natürlichen Zuchtwahl, das Selektionsprinzip, wie es Darwin und Wallace aufgestellt haben. Und es ist längst schon nicht mehr zu leugnen, daß jene Hypothese beim wichtigsten Problem im Werden der Arten, dem Entstehen neuer Eigenschaften, versagt. Trotzdem bleibt bestehen, daß Darwins Lehre als Hilfshypothese unentbehrlich ist, schon deshalb, weil sie unter Voraussetzung anderer Entwicklungsursachen das Ausmerzen ungeeigneter Lebensformen leichter begreifen läßt. Wenn ich daher den am 6. November verstorbenen Zoologen August Weismann als den letzten Darwinisten bezeichne, so hat das nur den Sinn, daß es unter den Biologen der Gegenwart nun wohl keinen mehr geben dürfte, der, an Bedeutung dem Freiburger Forscher gleich, im Selektionsprinzip den Schlüssel zum Grundrätsel der Entwicklungsgeschichte erblickte.

Weismann hat die „Hauptergebnisse" seines „arbeitsfreudigen Lebens" in den bekannten „Vorträgen über Deszendenztheorie gehalten an der Universität Freiburg im Breisgau" als Vermächtnis niedergelegt. Noch ein Jahr vor seinem Tode konnte dieses Werk in dritter, umgearbeiteter Auflage erscheinen, unter sorgfältiger Eingliederung des Mendelismus und der Fortschritte der Zellforschung. Es war die wertvolle Gabe, die er der gelehrten Welt und seinen zahlreichen Schülern um die Zeit seines 80. Geburtstages darbot, den eigenen Lebensabend nach unermüdlicher Forscherarbeit verklärend.

Weismann ist überzeugt von der Alleinberechtigung der Abstammungslehre. So groß sei die Sicherheit dieser Naturerklärung, daß er fast in Verlegenheit gerate wegen der Überfülle von stützenden Tatsachen. Doch für ihn ist die Abstammungslehre nicht nur jene Theorie, die zur Erklärung der Vielfältigkeit der

organischen Arten berufen ist. Sie ist ihm vielmehr eine Erkenntnis von ganz allgemeiner Bedeutung, weit hinausgreifend über die Gebiete einzelner Wissenschaften und den gesamten Gedankenkreis beeinflussend. Denn nunmehr sind die „Wunder" aus unserem Wissen von der Natur entfernt; die Abstammung des Menschengeistes von tierischen Ahnen ist verständlich geworden; und endlich darf die Kosmogonie der mosaischen Schöpfungsgeschichte nicht mehr als ein unveräußerlicher Teil der Religion gelten. Die Begründung Weismanns für solch kühne Anschauungen ist leicht verständlich, reicht aber bei weitem nicht bis zu den Schlußfolgerungen. Kein besonnener Schrifterklärer wird zwischen dem mosaischen Schöpfungsbericht und der naturwissenschaftlichen Entwicklungstheorie über die Entstehungsweise der Arten Beziehungen oder Widersprüche entdecken. Es ist ferner vergebliches Mühen, nach Huxleys Vorbild auf Grundlage des allmählichen Werdens eines vollendeten Menschen aus den unscheinbaren Anfängen einer befruchteten Eizelle die tierische Ahnschaft des Menschengeistes auch nur begreiflich zu machen. Eine unüberbrückbare Kluft scheidet beide voneinander, ein Abgrund, den keine vergleichende Psychologie zu überspannen imstande wäre. Und was die Entfernung des „Wunders" aus dem Naturgetriebe angeht, so ist zunächst die gesetzmäßige Zweckstrebigkeit, welche jede Entwicklungslehre notwendig einschließt, ein noch größeres „Wunder", als wenn durch zahllose Einzelschöpfungen das Artenheer der Erde entstanden wäre. Zudem müssen gerade Weismanns Versuche, das erste Entstehen des Lebens auf das Zusammenwirken vorhandener mechanischer Naturkräfte zurückzuführen, als vergeblich betrachtet werden, da er, statt sich mit Tatsachen abzufinden, nur die „logische Notwendigkeit" einer Urzeugung anführt.

Doch bei aller Neigung zu theoretischen Konstruktionen liegt Weismanns Eigenart nicht auf dem Gebiet allgemeiner Erkenntnisse und letzter Ursachen, ebensowenig wie die Darwins, der von sich selbst behauptete, kein Metaphysiker zu sein. Weismanns Lebensproblem war die rein naturwissenschaftliche Frage, auf welche Weise die Übertragung und Neugestaltung von Eigenschaften in Einzelorganismen und Organismenketten vor sich gehe.

Grundlegend ist die Anschauung von der Kontinuität des Keimplasmas. Der Entwicklungskreislauf einzelliger Wesen beruht auf der Teilung der einzelnen Zellen, die zu ebenso vielen Einzelorganismen werden, als Zellen entstehen. In mehrzelligen Organismen beginnt die Gestaltung ebenfalls mit dem Entstehen einer einzigen Zelle, der befruchteten Eizelle, die sich aus der Verbindung von zwei Keimzellen der elterlichen Organismen ableitet. Von ihr nehmen alle Zellen des Körpers ihren letzten Ausgang, die Keimzellen sowohl, die der Fortpflanzung dienen, wie die andern, welche die Gewebe und Organe des Körpers aufbauen. Der Vermehrungsmechanismus der Zellen ist die Teilung, die komplizierteste und bedeutsamste Funktion der lebendigen Substanz, die in der anorganischen Welt nicht ihresgleichen hat. Die Teilung besteht in einer geheimnisvollen Halbierung und Verjüngung gewisser Zellelemente, die auf gleiche Tochtergebilde verteilt von Zellgeschlecht zu Zellgeschlecht weitergetragen werden. Schon früh scheiden sich die Bahnen: die eine, die Keimbahn, welche immer nur neue, gleichartige Keimzellen bildet; die andere, die Körperbahn, welche die

mannigfachen Bausteine für den Einzelorganismus liefert. Nur die Keimbahn kann Trägerin der Vererbung sein; denn nur sie verbindet die Generationen untereinander. Durch sie allein ist die Kontinuität des Keimplasmas gegeben. Das Individuum stirbt ab; das Plasma seiner Zellen erschöpft sich und gewinnt keinerlei Einfluß auf die Keimzellen. Letztere dagegen leben weiter von Generation zu Generation in „unsterblicher" Folge.

Es können also — und hier tritt Weismann in scharfen Gegensatz zu Darwin und Lamarck — Eigenschaften, welche im Lauf des Lebens von Körperzellen erworben werden, niemals auf die neue Generation übergehen, weshalb die Reize der Außenwelt keinen unmittelbaren Einfluß auf die Artgestaltung haben. Eine Vererbung erworbener Eigenschaften ist in sich unmöglich. Das Werden der Arten beruht vielmehr — und hier wird Weismann zum extremsten Darwinisten — einzig und allein auf dem Selektionsprinzip, das sich in den rätselhaften Stoffverschiebungen der Keimzellen auszuwirken sucht.

Das Keimplasma besitzt nämlich nach Weismann eine so reiche Architektonik, daß jedes erbliche übertragbare Merkmal seiner Anlage nach in irgend einer kleinsten stofflichen Einheit vorhanden ist. Solche lebendige Einheiten, von deren Anwesenheit im Keime das Auftreten und die artliche Gestaltung eines Körperteils bedingt wird, nennt Weismann Determinanten, die selbst wieder fähig sind, ebenso wie die Zellen, sich zu ernähren, zu wachsen und durch Teilung zu vermehren. Nur die Keimzellen enthalten und bewahren den ganzen Determinantenschatz der jedesmaligen Art, während das Plasma der Körperzellen als Folge fortgesetzter erbungleicher Teilungen schließlich, d. h. am Ende der individuellen Entwicklung, nur noch jene Determinanten umschließt, die eben die Eigenart der ausdifferenzierten Körperzelle, z. B. einer Muskelzelle im Beugemuskel des Armes, bestimmt.

Umspült vom ernährenden Strom ist nun das Determinantensystem der Keimzellen beständig auf- und absteigenden Ernährungsschwankungen ausgesetzt, die in kommenden Generationen zu entsprechenden Schwankungen im Bau der Art führen können, wenn sich nach den Worten Weismanns die Variationsrichtungen bestimmter Determinanten unbegrenzt weiter fortsetzen. Die Variation entsteht unabhängig von den Reizwirkungen der Außenwelt. Es ist ein Kampf ums Dasein innerhalb der Keimzelle, ein Wettbewerb um Ernährung und Vermehrung, eine Auslese, ein Überleben des besser Geeigneten innerhalb des Keimplasmas: eine „Germinalselektion", die allerdings durch die „Personalselektion" (d. h. durch die natürliche Auslese der im Kampf ums Dasein überlebenden Individuen) beeinflußt werden kann, indem durch das Ausscheiden von ungünstig variierenden Individuen auch ungünstig variierende Determinanten aus dem Keimplasma entfernt werden.

Weismanns „Theorie der Germinalselektion", die mit bewundernswerter Geduld und Gewandtheit durch ein mühevolles Verweben von Tatsachen und Gedanken die Gestalt einer abgeklärten Vererbungstheorie annahm, hat zu vielen Untersuchungen geführt, die für den Fortschritt in der biologischen Wissenschaft von großer Tragweite sind. Und dies nicht bloß deshalb, weil sie eine aufrichtige

Auseinandersetzung mit den Tatsachen sucht, Kritik übt und Kritik auslöst; sie hat auch zu neuen Beobachtungen angeregt, z. B. in der Zellforschung und in der Frage der Vererbung erworbener Eigenschaften, ähnlich wie der Darwinismus, den sie in das geheimnisvolle Dunkel der Keimzellengeschichte verlegt.

Aber aus denselben Gründen, denen der Darwinismus weichen mußte, wird die Germinalselektion im Kampf der Theorien untergehen, da sie das Grundproblem der aufsteigenden Entwicklung, das Entstehen und zweckstrebige Fortschreiten neuer Eigenschaftsverbindungen, verschleiert läßt. Weismann selbst hat dies nur zu oft zum Ausdruck gebracht, indem er sich immer wieder bemüht, dem gesetzlosen Zufall zu entfliehen und die Zweckstrebigkeit, die harmonische Richtung der Organismenwelt aus dem wundersamen Kleinbau seines allzu stofflich-starren Systems begreiflich zu machen. Wie Darwin, muß auch er unbekannte Kräfte einsetzen, welche die Teile zum Ganzen verbinden und ihre harmonische Entfaltung durch Selbstregulierung ermöglichen. Das große Rätsel, „wie das Zweckmäßige entstehe ohne die Mitwirkung zweckmäßiger Kräfte", glaubt er wenigstens im Prinzip gelöst zu haben, und muß doch zugeben, daß „der unglaubliche Reichtum an tierischen und ebenso pflanzlichen Arten potentia, d. h. im Grunde, schon in den ersten und einfachsten Lebensträgern enthalten war", „ja ein noch geradezu unendlich viel größerer; denn das, was wirklich entstand, ist doch nur ein kleiner Teil dessen, was möglich war und was entstanden wäre, hätte der Wechsel der Lebensbedingungen und Lebenswirklichkeiten andere Wege eingeschlagen". Und so lehrt uns Weismann, „mit Goethe still zu verehren, was unerforschlich ist", indem er Worte findet, die an Äußerungen erinnern, die im Schlußkapitel von Darwins Origin of Species stehen.

Die letzten Sätze der Vorträge Weismanns lauten:

„Die andere Hälfte der Welt aber, ich meine die uns zugängliche, bietet uns einen so unerschöpflichen Reichtum an Erscheinungen, und in ihrer Schönheit und dem harmonischen Ineinandergreifen der zahllosen Räder ihres wundersamen Mechanismus einen so hohen und nie versagenden Genuß, daß seine Erforschung wahrlich wohl wert ist, unser Leben auszufüllen. . . .

„Und nach oben wie nach unten, in den unendlichen Räumen des Sternenhimmels wie in der Welt mikroskopischer und ultramikroskopischer Kleinheit, wird uns immer wieder neue Einsicht aufgehen. . . . Und unsere Begeisterung über die Wunder dieses so unbegreiflichen, verwickelten und doch in so herrlicher Klarheit sich abwickelnden Weltmechanismus wird nie erlöschen, sondern immer wieder von neuem emporflammen und unser Leben erwärmen und erleuchten."

Leider ist der so mühsam errichtete Bau der „Germinalselektionstheorie", an die solch freundliche Efeuranken sich anklammern möchten, nur eine Ruine auf einsamer Höhe, dem Verfall geweiht, da der Baumeister dieser seltsamen Architektonik fehlt, — jetzt noch ein bedeutsames Denkmal am Wege der eilig fortschreitenden Vererbungsforschung, bald kaum mehr als eine Erinnerung an den letzten großen Darwinisten. **Hermann Muckermann** S. J.

Papſt Benedikt XV. und die Nöte der Zeit.

Bei einem politiſchen Regierungswechſel pflegt man geſpannt auf das Programm der neuen Regierung zu warten, um zuſtimmend oder ablehnend, je nach dem Parteiſtandpunkt, Stellung dazu zu nehmen. In der katholiſchen Kirche iſt eine ſolche Erwartung und Parteiſtellung ausgeſchloſſen.

Für jeden Papſt und für alle Kinder der Kirche iſt Programm und Stellung von unſerem göttlichen Herrn und König Jeſus Chriſtus in den Evangelien vorgezeichnet. Wir haben im 20. Jahrhundert denſelben Gottesſtaat, dasſelbe Grundgeſetz, dieſelbe Regierungsform, dasſelbe Ziel, dieſelben Mittel wie unſere Väter im 1. Jahrhundert. Mögen die äußeren unweſentlichen Formen noch ſo verſchieden ſein, die von Gott geoffenbarten Wahrheiten, die von Gott getroffenen Einrichtungen, die von Gott gegebenen Vorſchriften ſind unveränderlich.

Es iſt nicht die Unveränderlichkeit des Todes, ſondern die Unveränderlichkeit des göttlichen Geiſtes, der die Seele der Kirche iſt und, ſich ewig ſelber gleich, immer neue Lebensfrüchte des Erkennens, des Liebens, des Wirkens hervorbringt.

Was ſich verändert, ſind die Menſchen, an denen die Kirche ihre Heilsarbeit vollbringt, Naturmenſchen, Kulturmenſchen mit ihren ganz verſchiedenen Anſchauungen, Beſtrebungen und Bedürfniſſen. Was ſich ändert, ſind die Zeiten, in denen die Kirche ihre Tätigkeit entfaltet, Zeiten des Aufſtieges und Zeiten des Niederganges, Zeiten des Glücks und Zeiten des Unglücks, Zeiten des Friedens und Zeiten des Krieges. Die Kirche muß bei aller Unveränderlichkeit in ihrem Weſen ſo zeitgemäß wie möglich ſein in ihrem Wirken. Sie muß jede Zeit verſtehen und verſtändnisvoll der Eigenart der Zeit Rechnung tragen und in der Weiſe ihr Amt ausüben, den Menſchen ſich ſo anpaſſen, daß ſie allen alles wird.

Wie ſehr die Kirche ſich dieſer Aufgabe bewußt iſt, und mit welcher Entſchloſſenheit ſie an die Löſung herantritt, davon gibt die Enzyklika unſeres Heiligen Vaters Benedikt XV. vom 1. November 1914 beredtes Zeugnis. Der Stellvertreter Jeſu Chriſti auf Erden läßt von ſeiner er-

habenen Warte herab seinen Blick über die Erde schweifen, nicht bloß über die dreihundert Millionen, die sich als seine Kinder bekennen, sondern über die ganze Menschheit. Vieles schaut er da, was sein Herz mit Betrübnis erfüllt. Er sieht manches Gute, aber auch manches, was nicht gut, sondern entschieden der Verbesserung bedürftig ist. Dann bedenkt er, daß er eine ähnliche Sendung empfangen hat wie einst der Prophet: „Als Wächter habe ich dich bestellt über mein Haus, das Wort meines Mundes sollst du ihnen mitteilen. Wenn sie nicht auf dich hören, so werden sie durch ihre Schuld zu Grunde gehen, du aber hast deine Seele gerettet. Wenn sie aber auf dich hören, so werden sie das Leben haben, weil du es ihnen kund gemacht, und du hast deine Seele gerettet" (Ez 3, 17 ff).

Aus der Fülle seines väterlichen Herzens redet der Papst von den großen Nöten der Zeit, aus denen er seine Kinder und alle Menschen erretten möchte, von den Nöten in der bürgerlichen Gesellschaft und von den Nöten in der Kirche. Nur die Liebe drängt ihn zum Reden, und er bittet, „diese Stimme eines Vaters und eines Freundes nicht umsonst verhallen zu lassen".

I. Die Not des Krieges.

Wie könnte der Papst, dessen geistliche Herrschaft sich so weit erstreckt wie die Grenzen der Erde, zum erstenmal in feierlicher Form zu seinen Kindern über die großen Angelegenheiten der Kirche sprechen, ohne zunächst ein Wort zu sagen über die welterschütternden Ereignisse, von denen alle Herzen erfüllt sind, von denen alle Zungen reden?

Der Krieg ist die erste Not der Zeit, die mehr als alles andere mit ihren schrecklichen Begleiterscheinungen und Folgen in den Vordergrund tritt. Donner der Kanonen, furchtbare Metzeleien, das Blut fließt in Strömen, Verwundete und Tote bedecken die Fluren, Staaten und Familien seufzen unter dem schweren Druck, täglich wächst die Zahl der Witwen und Waisen, der Handel stockt, Äcker liegen öde, die Künste verstummen, die Wohlhabenden sind in Bedrängnis, die Armen im Elend, alle voll Kummer.

Zwei Umstände sind es besonders, die diesen Krieg so jammervoll machen: seine große Ausdehnung und die hohe Kulturstufe der miteinander auf Leben und Tod ringenden Völker. Nicht nur der größte Teil Europas, sondern alle Erdteile werden von der Kriegsgeißel heimgesucht. Nicht mehr Tausende, sondern Millionen gehen in rasender Zerstörungswut aufeinander los. Die hohe Kultur, deren Aufgabe es wäre, die Menschen in

gegenseitigem Verständnis und Wohlwollen zu verbinden, dient jetzt dazu, die ärgsten und wirksamsten Mord- und Zerstörungswaffen zur gegenseitigen Vernichtung zu schmieden. Dadurch ist der Krieg zum furchtbarsten geworden, den die Geschichte je gesehen hat.

Was soll der Papst, der gemeinsame Vater aller, im tiefsten Schmerze seiner Seele tun, um dieser allgemeinen, himmelschreienden Not zu steuern? Raten, ermahnen, beschwören, beten. Er erinnert daran, daß alle, die in ingrimmiger Feindschaft einander gegenüberstehen, Brüder sind und Kinder desselben himmlischen Vaters. Er ruft das Wort des Engels ins Gedächtnis zurück: „Friede auf Erden den Menschen, die guten Willens sind." Er bittet die Fürsten, diesen guten Willen zu zeigen, indem sie auch jetzt noch die Waffen niederlegen und es genug sein lassen an den bisherigen Strömen von Blut und Tränen. „Denn es gibt doch wahrlich noch andere Mittel und Wege, etwa vorgekommene Rechtsverletzungen wieder gut zu machen. Diese möge man in Treue und Glauben und mit guter Gesinnung anzuwenden versuchen."

Aber freilich, hier liegt eine große Schwierigkeit, die der Papst selbst hervorhebt. Friedensbestrebungen, Friedensgesellschaften, Friedenskongresse mit begeisterten Friedensreden waren in den letzten Jahren an der Tagesordnung. Dann kam der Krieg. Woher dieser Mißerfolg? Weil die Führer der Bewegung sich vielfach auf einen falschen Boden stellten und den Frieden auf einer andern Grundlage aufbauen wollten als auf der christlichen Nächstenliebe, ja grundsätzlich Papst, Kirche und christliche Religion ausschalteten. Damit wurde den Friedensbestrebungen das leben- und kraftspendende Element, die Seele, entzogen; der Mißerfolg und die Enttäuschung konnten nicht ausbleiben[1].

„Niemals hat man vielleicht so sehr die Menschenverbrüderung gepriesen wie heute. Ja, man entblödet sich nicht, unter Mißachtung der Stimme des Evangeliums und mit Hintansetzung des Wirkens Christi und der Kirche dieses Verbrüderungsstreben als eines der größten Geschenke darzustellen, das uns die Humanitätsentwicklung unserer Zeit gebracht habe. In Wirklichkeit aber war das Verhalten der Menschen zueinander nie weniger brüderlich als jetzt. Der Nationalitätenhaß ist überaus ingrimmig geworden, und das eine Volk wird von dem andern noch mehr durch innere Gegensätze als durch äußere Grenzen getrennt."

---

[1] Vgl. Der große Irrtum des Pazifismus: Kölnische Volkszeitung 1914, Nr 1011.

So lange der Haß die Stelle der Liebe, nationale Mißgunst die Stelle des christlichen Wohlwollens einnimmt, ist an dauernden Frieden nicht zu denken. Darum sagt der Papst, die schrecklichen Kriege seien nur die äußeren Anzeichen eines Übels, das viel tiefer liege.

II. Die Not der Lieblosigkeit.

Als der göttliche Heiland seinen prophetischen Blick auf die kommenden Jahrhunderte wendete, da sagte er von den letzten Zeiten: „Viele falsche Propheten werden auftreten und viele irreführen. Weil die Ruchlosigkeit überhand nimmt, wird die Liebe bei den meisten erkalten. Wer aber ausharrt bis zum Ende, wird das Heil erlangen" (Mt 24, 11 ff).

Die Weissagung scheint sich schon in unserer Zeit zu erfüllen; denn in den Rassen- und Klassenkämpfen unserer Zeit wird der Haß geradezu aufs Panier geschrieben. Nicht nur stehen Staaten gegen Staaten, nein, auch in demselben Volk und in demselben Gemeinwesen wird die Selbstsucht zum höchsten Gesetz und Neid und Mißgunst zur Triebfeder der Handlungen. Die Menschheit teilt sich in zwei Heerlager, die Besitzenden und die Besitzlosen oder weniger Begüterten. Die Arbeiter erblicken in den Kapitalisten ihre Feinde und umgekehrt. Die Frage nach Recht und Gerechtigkeit wird ausgeschaltet und alles zur rohen Machtfrage gemacht.

Christus hat das Gebot der Nächstenliebe als sein eigenstes Gebot erklärt und nachdrücklich betont, er werde Gutes und Böses, das man dem Nächsten tue, als sich selbst geschehen betrachten. Ein göttliches, so nachdrücklich eingeschärftes Gesetz kann man nicht ungestraft mit Füßen treten; und doch ist dieses Hauptgebot Christi unserer Zeit vielfach so fremd geworden, daß manche es als eine nur für schwächliche Naturen passende Lebensregel verspotten. Kräftiger, rücksichtsloser Haß gilt als das Kennzeichen eines starken Mannes, die unbändige Raubtiernatur als das Ideal, nur dem Stärkeren zu weichen, so lange er der Stärkere bleibt, als praktische Lebensweisheit.

Diese Lehre, die der Lehre Christi schnurstracks zuwider ist, wird in Schrift und Wort gelehrt, bald offen, bald mehr oder weniger verblümt. Es gibt Länder, in denen die von Christus gepredigte Sittenlehre grundsätzlich aus den Schulen verbannt ist; es gibt in allen oder den meisten Ländern Lehrstühle, auf denen das christliche Sittengesetz verworfen und eine neue Moral nach dem Grundsatze der größten Kraftentfaltung und des entschiedenen Willens zur Macht vorgetragen wird. Ist der einzelne

zum Kampf um den Vorrang nicht stark genug, dann tun sich die vielen zusammen, um durch Massenwirkung im Kampfe Sieger zu bleiben. An die Stelle des Liebesgebotes Christi tritt die Raubtiermoral mit all ihren Folgen. Nicht nur Kampf der Staaten gegeneinander, sondern ewige Unruhen, Hetzereien, Ausstände und Aufstände innerhalb der einzelnen Staaten.

„Ihr seht, ehrwürdige Brüder, wie notwendig es ist, mit allem Eifer dahin zu streben, daß die Liebe Jesu Christi wieder unter den Menschen herrsche. Das wird immer Unsere Absicht sein, dies das eigentliche Ziel Unseres Pontifikats, danach strebet auch ihr, so lautet Unsere Mahnung. Wir wollen nicht ablassen, den Menschen mit Worten zu predigen und in der Tat auszuführen, was Johannes sagt: Laßt uns einander lieben."

III. Die Not der Begehrlichkeit.

Warum lieben die Menschen einander nicht? Die Liebe zu Seinesgleichen ist doch der natürlichste Zug des Menschenherzens. Der feine Kenner dieses Herzens, der hl. Augustinus, antwortet: „Gift für die Liebe ist das Verlangen nach dem Erwerb und Besitz irdischer Güter. Nahrung für die Liebe ist die Verminderung der Begehrlichkeit, ihre Vollkommenheit keine Begehrlichkeit. . . . Willst du die Liebe mehren, so arbeite an der Verminderung der Begierden" (Quaest. 83, q. 36).

Der Apostel lehrt: „Die Wurzel aller Übel ist die Begehrlichkeit" (1 Tim 6, 10). Dazu bemerkt der hl. Thomas von Aquin: „Der Apostel versteht unter Begehrlichkeit das ungeordnete Verlangen nach Reichtum. So aufgefaßt ist die Begehrlichkeit eine besondere Sünde und Wurzel aller Sünden, wie die Wurzel für den ganzen Baum die Nahrung spendet. Denn durch den Reichtum erwirbt sich der Mensch die Möglichkeit, alle Sünden zu begehen und alle sündhaften Begierden zu befriedigen. Durch das Geld ist der Mensch in der Lage, beliebige zeitliche Güter zu erlangen, nach dem Worte des Predigers (10, 19): Dem Gelde gehorcht alles" (S. theol. 1, 2. q. 84, a. 1).

Dieser Lehre schließt der Papst sich an: „Wenn man es recht betrachtet, so wachsen alle Übel, an denen heute die menschliche Gesellschaft leidet, auf diesem Stamm. Wenn die Schulen, in denen das zarte Alter erzogen wird, verkehrte Wege einschlagen; wenn die Schriften, an denen die unerfahrenen Massen täglich oder in regelmäßigen Zwischenräumen ihren Geist bilden, nichts taugen; wenn ähnliche Ursachen, aus denen die öffentliche Meinung hervorgeht, den Gemütern jenen unheilvollen Irrtum einpflanzen,

der Mensch solle nicht auf eine Ewigkeit hoffen, in der er glücklich sein werde, vielmehr solle er hier auf Erden glücklich sein im Genuß der Reichtümer, der Ehren und Vergnügen dieses Lebens, so wird sich niemand wundern, daß diese Menschen mit ihrem natürlichen Trieb nach Glück ebenso entschieden, wie sie nach der Erlangung dieser Güter sich gedrängt fühlen, jede Verzögerung und jedes Hindernis in der Erreichung des Zieles zu beseitigen suchen. . . . Es entsteht Mißgunst der Armen gegen die Reichen, ein heftiger Streit entbrennt zwischen den bürgerlichen Ständen. Die einen wollen auf jede Weise erlangen und an sich reißen, was sie entbehren, die andern aber wollen ihren Besitz wahren und steigern."

Unser göttlicher Lehrmeister, der die Verderblichkeit des ungezügelten Verlangens nach Besitz wohl kannte, hat an die Spitze des sittlichen Grundgesetzes für sein Reich den Satz gestellt: „Selig seid ihr Armen, denn euer ist das Himmelreich" (Lk 6, 20).

Es gibt eine doppelte Art von Armut. In Wirklichkeit arm sind diejenigen, denen Hab und Gut gar nicht oder nur spärlich zu Gebote steht. Diese bloß tatsächliche Armut ist nicht erfordert und genügt auch nicht. Sie ist nicht erfordert, weil der Erwerb und Besitz zeitlicher Güter nicht schlecht, sondern der Sittlichkeit entsprechend ist, wenn er durch die vom Glauben erleuchtete Vernunft geregelt wird. Sie genügt auch nicht, weil der Arme eine ungeregelte und unbändige Begier nach Reichtum im Herzen hegen kann.

Die andere Art der Armut ist die Armut „im Geiste" oder der Gesinnung nach (Mt 5, 3). Diese Armut übt jener, der sein Herz freihält von unordentlicher Anhänglichkeit an den Reichtum, der die Güter dieser Erde nur bewertet und behandelt als Mittel zum letzten Zweck und nicht als das Ziel selbst, in dem er sein Glück sucht.

Am vollkommensten erfüllt das Heilandswort, wer aus Liebe zu Gott und um des Himmelreiches willen auf allen Besitz freiwillig verzichtet. „Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe alles, was du hast, und du wirst einen Schatz im Himmel haben. Dann komm und folge mir nach" (Mt 19, 21). Das ist ein Rat und kein Gebot. Geboten aber ist die Herzensarmut, das Freisein von Begehrlichkeit, von vernunftwidrigem Verlangen und Streben nach Reichtum, von Neid und Mißgunst gegen die Reicheren. Die menschliche Gesellschaft wird in demselbem Maße des Friedens und der Ruhe beraubt sein, als das Gebot der „Armut im Geiste" verkannt und übertreten wird. Die Erdengüter, als Ziel zur

Erlangung des Glückes erstrebt, sind Scheingüter und keine wahren Güter. Sie machen den Menschen nicht glücklich, sondern regen nur wilde Leidenschaften in seinem Herzen auf. Jedes Mißverhältnis des Menschen zu seinem letzten Ziel und Ende raubt ihm den Seelenfrieden. Wessen Auge immer auf den Erdenstaub gerichtet ist, der bleibt verdrossen und mißmutig; nur der Aufblick zum Himmel erweitert das Herz. Der Zug zur Gottesstadt, zur wahren Heimat, der wir entgegenpilgern, hebt uns hinweg über die Schwierigkeit des Weges. Das Verlangen nach den himmlischen Gütern bewirkt Bedürfnislosigkeit in Bezug auf irdische Dinge und bringt die Begehrlichkeit, die Quelle aller Unruhe und alles Unfriedens, zum versiegen.

Darum fordert der Papst Bischöfe und Priester auf, mit aller Macht dahin zu wirken, daß der Glaube an das Übernatürliche und die Sehnsucht nach den ewigen Gütern neu erblühe. Die Not des Krieges kann sehr wohl ein Heilmittel für die viel schlimmere Not der Begehrlichkeit und des Vergessens unserer wahren Bestimmung sein. Wenn die Tausende und aber Tausende, die der Krieg ins Elend gestürzt hat, ihr Glück in irdischem Besitz und Genuß suchten, was ist dann aus ihrem Glück geworden? Denen aber, die als Gotteskinder und Himmelsbürger ihr Glück suchen, kann kein Krieg dieses Glück rauben; er kann es sogar gewaltig steigern, vielleicht schon in diesem Leben, jedenfalls im andern. „Wir verlieren nicht den Mut. Geht es auch dem äußeren Menschen schlimm, so wird doch der innere Tag für Tag erneuert. Denn des Augenblickes leichte Last an Trübsal erwirkt uns über alles Maß hinaus eine Fülle von Herrlichkeit für ewig“ (2 Kor 4, 16 f).

IV. Die Not der Unbotmäßigkeit.

Der Sklave der Begehrlichkeit rüttelt unmutig an den Gesetzen der bürgerlichen Ordnung; er empfindet sie als Fesseln, die seiner Habgier angelegt sind, und möchte sie brechen.

Warum sollte er es nach seinen Grundsätzen auch nicht, wenn er kann? Den Glauben an die ewigen Güter hat er verloren, die Nächstenliebe ist ihm Torheit, einen Gott und eine göttliche Weltordnung kennt er nicht. Also ist ihm die bürgerliche Ordnung nur eine Schranke, die menschliche Willkür und Macht aufgerichtet hat. Nieder mit dieser Schranke!

„Ein unbändiger, mit Hartnäckigkeit verbundener Freiheitsdrang macht sich allenthalben geltend. . . . Daraus entsteht die Verachtung der Gesetze,

daraus die Unruhe der Massen, daraus die Anmaßung, alles Befohlene zu tadeln, daraus die tausend Versuche zur Lockerung der Zucht, daraus die ungeheuerlichen Verbrechen jener, welche die verpflichtende Kraft der Gesetze abstreiten und sich darum nicht scheuen, Gut und Leben ihrer Mitmenschen dem Verderben zu weihen."

Hier ist der Bruch mit der christlichen Sittenlehre wiederum offenbar. Unser Glaube lehrt: „Es gibt keine Gewalt außer von Gott. Wo sie also besteht, da ist sie von Gott angeordnet." Daraus ergibt sich die Schlußfolgerung: „Wer also der Gewalt widersteht, der widersteht Gott und zieht sich die ewige Verdammnis zu." „Mithin ist es eure Pflicht, untertänig zu sein nicht nur um der Strafe, sondern auch um des Gewissens willen" (Röm 13, 1 ff).

Die Vertreter der Staatsgewalt handeln sehr töricht, wenn sie der christlichen Religion im öffentlichen Leben und in den Schulen den gebührenden Platz nicht mehr einräumen wollen. Sobald der Einfluß der Religion aufhört, wird die äußere Macht schließlich zur einzigen Hüterin der Ordnung und der Gesetze. Gelingt es also, diese Macht zu stürzen, so bricht die ganze bürgerliche Gesellschaft zusammen. Unzufriedenheit und Unglaube im Bunde entfalten die Fahne der Empörung und des Umsturzes. Verblendete Politik einerseits und maßlose Verhetzung anderseits haben schon Millionen herangezogen, die sehnsüchtig auf den Tag lauern, an dem die „verrottete" Gesellschaft zusammengeschlagen und eine neue Verteilung der Güter vorgenommen wird. Das Unheil ist schon so weit gediehen, daß viele an der Möglichkeit einer Heilung verzweifeln und mit größerer Sorge der gesellschaftlichen als der kriegerischen Entwicklung entgegensehen. Was wird die Zukunft nach dem Kriege bringen? Rückkehr zum Glauben, zur christlichen Liebe, zu einer christlichen Politik? Oder aber neue Verfolgung der Religion und der Kirche und dann als unvermeidliche Folge den Beginn des allgemeinen Umsturzes? Verachten die Regierungen Gott, dann verachtet das Volk die Regierungen. Widerstand gegen die Himmelsmacht wird gestraft durch Widerstand gegen die Erdenmacht.

Es gibt keine treuere Hüterin der gesellschaftlichen Ordnung und der staatlichen Autorität als die Kirche; aber wenn die Staatsgewalt selbst der Kirche entgegenarbeitet und ihre Tätigkeit unterbindet und lähmt, dann muß sie es auch sich selbst zuschreiben, daß anstatt des heilsamen Einflusses des Glaubens der Einfluß der Umsturzmächte wächst und Früchte des Verderbens hervorbringt.

Papst Leo XIII. hat in vielen Sendschreiben auf die großen sozialen Irrtümer und Gefahren hingewiesen und die Mittel zu ihrer Bekämpfung angegeben. Papst Benedikt XV. legt großen Wert darauf, daß diese weisen Ermahnungen nicht vergessen, sondern in katholischen Vereinen und Versammlungen, in Reden und Schriften immer wieder erklärt und eingeprägt werden.

* * *

Im zweiten Teile seines Rundschreibens bespricht Papst Benedikt XV. die Zustände in der Kirche und findet hier trotz aller Übel der Zeit Grund zum Troste. Die Kirche bewährt sich immer noch gemäß der Verheißung Christi als der unerschütterliche Fels inmitten der anstürmenden Brandungen. Der jüngst verstorbene Papst Pius X. hat ihr außer dem Beispiel eines heiligmäßigen Lebens reiche Früchte seines gesegneten Wirkens hinterlassen.

„Wir sehen durch seine Bemühung im Priesterstand den Eifer für die Religion allgemein entflammt, im christlichen Volke die Frömmigkeit entfacht, in den katholischen Vereinen Fortschritt in Tatenfreudigkeit und Ordnungsgeist, Bischofssitze neu errichtet und erhöht, die Heranbildung des jungen Klerus gemäß den Vorschriften der Kirchengesetze und den Bedürfnissen der Zeit eingerichtet, die Gefahr verwegener Neuerung von den Lehrkanzeln der theologischen Fächer beseitigt, die Kirchenmusik der Majestät des Gottesdienstes angepaßt, die Würde der Liturgie gehoben, durch die Entsendung von Glaubensboten das Christentum weit verbreitet."

Diese herzerfreuenden Tatsachen schließen aber keineswegs aus, daß es auch in der Kirche verschiedenes zu bessern gibt; denn der Herr hat vorausgesagt, daß auf seinem Acker durch die Bosheit des Feindes immer wieder Unkraut aufschießen wird. Dieses nach Kräften auszurotten, damit es die gute Frucht nicht ersticke, ist Aufgabe der Hirten der Kirche und an erster Stelle des Papstes.

Benedikt XV. weist hauptsächlich auf zwei Übelstände hin, die in der Kirche schon großen Schaden angerichtet haben und noch anrichten können: liebloses Aburteilen von seiten unberufener Richter und Neuerungssucht.

V. Die Not des unbefugten Aburteilens.

Streit und Zwiespalt innerhalb der Kirche ist verderblich für ihre Kinder und ein Grund höhnischer Freude für ihre Feinde. Niemand aber ist so unerfahren, daß er nicht wüßte, wie oft wir in den letzten Jahren Zeugen eines so traurigen Schauspiels sein mußten.

Kaum etwas anderes ist mehr geeignet, die Eintracht zu stören, als das immer wiederholte Nörgeln, Kritisieren und Aburteilen durch solche, die dazu weder von Gott noch von einer rechtmäßigen Obrigkeit berufen sind.

Die kirchliche Lehr- und Regierungsgewalt untersteht keinem andern Richterstuhl. Daß aber Untergebene sich zu Richtern über ihre kirchlichen Vorgesetzten aufwerfen, ist eine Anmaßung und grobe Verletzung der gottgesetzten Ordnung. Wer gar von den Entscheidungen der kirchlichen Autorität Berufung an die öffentliche Meinung einlegen wollte, hätte vollends jede Spur katholischen Geistes verloren.

Das Verhältnis der Gläubigen zu den Vorschriften ihrer kirchlichen Obern ist nach katholischen Grundsätzen so klar, daß der Papst über diesen Gegenstand in einem einzigen Satze kurz und bündig sagt: „Wenn die rechtmäßige Obrigkeit etwas klar vorgeschrieben hat, so ist es niemand erlaubt, sich über die Vorschrift hinwegzusetzen, weil sie ihm nicht gefällt, sondern er muß seine Meinung der ihm vorgesetzten Autorität unterwerfen und ihr gehorchen."

Weniger klar scheint manchen Katholiken zu sein, daß sie auch über ihre Glaubensgenossen sich kein Richteramt anmaßen dürfen. Hier liegt nach den Erfahrungen der letzten Jahre für viele offenbar eine große Versuchung.

Denn der Heilige Vater weist darauf hin, daß die Feinde der Kirche neuerdings nur zu oft Gelegenheit hatten, sich über die Uneinigkeit der Katholiken zu freuen. Als Grund dieser Uneinigkeit wird angegeben, daß Unberufene in Wort oder Schrift sich als Vertreter des kirchlichen Lehramts aufgeworfen und über Ansichten und Meinungen abgeurteilt haben, über die eine Entscheidung des kirchlichen Lehramts nicht vorlag. Sie hielten sich für berechtigt, den Glauben und die kirchliche Gesinnung anderer zu verdächtigen, und nicht zufrieden mit der einfachen Bezeichnung „Katholik", haben sie besondere Bezeichnungen gewählt, durch welche die einen von den andern gewissermaßen als Elite-Katholiken unterschieden werden sollen. Kein Wunder, daß in der Kirche große Beunruhigung und Verwirrung entstand.

Diesem durch und durch unkatholischen Geiste und Gebaren setzt der Papst einige sehr entschiedene und klare Leitsätze und Vorschriften entgegen:

1. Jedermann weiß, wem Gott in der Kirche das Lehramt übertragen hat. Diesem steht das Recht zu, nach Gutdünken zu reden. Die Pflicht der übrigen ist es, auf seine Rede zu hören und religiösen Gehorsam zu leisten.

2. Keine Privatperson darf sich in der Kirche das Lehramt anmaßen, weder in Büchern noch in Zeitungen noch in Reden.

3. In Fragen, die von der Kirche nicht entschieden sind, darf jeder seine Meinung frei vertreten. Nur muß bei diesen Erörterungen jede Maßlosigkeit vermieden werden, die mit der Liebe im Widerspruch steht. Man rede frei, aber bescheiden und erlaube sich nicht, die Vertreter anderer Meinungen deshalb in ihrem Glauben oder ihrer Kirchlichkeit zu verdächtigen.

4. Alle sollen sich jener jüngst in Gebrauch gekommenen Bezeichnungen enthalten, durch die man die einen Katholiken von den andern unterscheiden will. Man vermeide diese Beiwörter nicht nur als „profane Wortneuerungen", die weder der Wahrheit noch der Billigkeit entsprechen, sondern auch als Anlässe zu Verstimmung und Verwirrung unter den Katholiken.

Der katholische Glaube ist so beschaffen, daß nichts zu ihm beigefügt, nichts von ihm weggenommen werden kann. Hier heißt es: Alles oder nichts. Es bedarf also keiner Beiwörter, um das katholische Bekenntnis zu bezeichnen. Jeder begnüge sich zu sagen: „Christ ist mein Name, Katholik mein Zuname"; und dann bestrebe er sich, in der Tat zu sein, was der Name besagt [1].

Alle Katholiken werden dem Heiligen Vater dankbar sein für diese unmißverständlichen Anweisungen; und jene, die sich bisher auf ihre päpstliche Gesinnung im besondern etwas zu gute getan haben, werden jetzt erst recht durch ihren freudigen Gehorsam zeigen, daß sie nicht nur mit dem Munde, sondern von Herzen päpstlich sind.

VI. Die Not der Neuerungssucht.

„Die Kirche verlangt von den Unsrigen, die sich zur Förderung der gemeinsamen katholischen Sache geschart haben, etwas ganz anderes, als daß sie sich länger bei unnützen Streitfragen aufhalten; sie verlangt, daß sie sich mit aller Kraft bemühen, den katholischen Glauben unversehrt und von jedem Hauch des Irrtums unberührt zu bewahren, indem sie dem Hüter und Erklärer der Wahrheit folgen, den Christus bestellt hat."

Der Papst warnt eindringlich mit den Worten des Apostels (2 Tim 4, 3 f) vor der Neuerungssucht auf dem Gebiet der Glaubenslehre. Das häßliche Kind dieser Neuerungssucht ist der Modernismus, den Pius X. als „eine Sammlung aller Irrlehren" verurteilt hat. „Diese Verurteilung

[1] Vgl. diese Zeitschrift LXXXVII 249 ff.

wiederholen Wir hier in ihrem ganzen Umfange; und weil diese Pestseuche noch nicht überall erloschen ist, sondern noch hie und da, wenn auch im verborgenen, schleicht, so mögen sich alle, Wir mahnen sie, sorgfältig vor der Ansteckung durch das Übel hüten."

Hüten sollen sie sich nicht bloß vor den einzelnen verurteilten Irrtümern, sondern auch vor dem Geist, aus dem sie geboren wurden. Das ist der Geist der Neuerungssucht, der alles Altehrwürdige verachtet, weil es alt, und das Neue bevorzugt, weil es neu ist. Die Theologie, der Gottesdienst, die bisherigen katholischen Einrichtungen, ja sogar die private Frömmigkeit sollen nach den Anschauungen der Neuzeit umgemodelt werden. Nicht mehr sollen objektive Normen maßgebend sein, der Subjektivismus soll herrschen, die Einzelperson, ihr inneres „Erleben", ihre Bedürfnisse, ihre Auffassungen sollen die Richtschnur sein, der alles untergeordnet und angepaßt werden muß. Äußere Lehren und Gesetze dürfen nur so lange bestehen, als sie den Bedürfnissen der einzelnen entsprechen; denn ihr ganzer Wert ist nur subjektiver Art.

Demgegenüber läßt sich der katholische Geist mit den Worten bezeichnen: Keine Neuerungen, sondern Festhalten an der Überlieferung. Das gilt vor allem von den Glaubenslehren. Dem Glauben aber müssen auch die veränderlichen Einrichtungen in der Kirche entsprechen. Darum heißt es auch hier: Nicht neu in der Sache, sondern in der Form.

Der Papst empfiehlt dann noch besonders die katholischen Vereine, verspricht ihnen Schutz und Förderung und schärft ihnen treue Befolgung der von dem Apostolischen Stuhl gegebenen Vorschriften ein.

Der Erfolg aller echt katholischen Bestrebungen hängt zum größten Teil ab von der Klugheit, dem Eifer und der ausdauernden Arbeit des Klerus. Darum muß es eine Hauptaufgabe der Bischöfe sein, tüchtige Priester heranzubilden und in den schon ausgebildeten Priestern den Geist der Heiligkeit zu erhalten und zu mehren.

Den Priestern legt der Papst sehr ernst die Pflicht des Gehorsams gegen ihren Bischof ans Herz, weil ohne diesen Gehorsam ihr eigenes Heil gefährdet und eine fruchtbare Seelsorge unmöglich ist. „Es kommt nicht selten vor, daß die Hirten der Kirche dort Leid und Widersetzlichkeit finden, wo sie mit Recht Trost und Hilfe erwarten durften. Mögen diejenigen, die so gröblich ihre Pflicht vergessen, wieder und wieder bedenken, daß von Gott die Autorität jener stammt, ‚die der Heilige Geist als Bischöfe bestellt hat, die Kirche Gottes zu regieren' (Apg 20, 28). Wenn also, wie Wir

gesehen haben, schon jene Gott widerstreben, die irgend einer gesetzmäßigen Gewalt widerstreben, wie viel gewissenloser handeln dann diejenigen, die sich weigern, den Bischöfen zu gehorchen, die Gott mit dem Siegel seiner Macht geweiht hat." Der Papst verweist auf die Lehre des heiligen Märtyrers Ignatius[1] und erinnert daran, daß wegen der besondern Zeitverhältnisse das Bischofsamt jetzt eine außerordentlich schwere Last ist, und daß jene grausam zu nennen sind, die ihrem Bischof diese Last noch drückender machen. „Wer nicht zum Bischof hält, hält nicht zur Kirche."

Zum Schluß fordert der Papst alle zum eifrigen Gebete auf, damit Gott den Völkern wieder den Frieden und ruhige Fortarbeit auf allen Gebieten der Kultur gewähren möge. „Gib Frieden, Herr, in unsern Tagen" durch die Fürbitte der seligen Gottesgebärerin, die uns den Friedensfürsten geboren hat.

Wir Kinder der Kirche aber wollen Gott danken, daß er uns einen solchen Papst geschenkt hat und daß er nicht aufhört, uns durch den Mund seines Stellvertreters zu belehren und zu mahnen. Ununterbrochen wollen wir zum Himmel flehen, daß Gott den Papst und sein Wirken segne, und daß bald die Zeit komme, wo der gemeinsame Vater aller Gläubigen nicht mehr wie jetzt noch Benedikt XV. Verwahrung einzulegen braucht gegen die Beraubung der vollen Freiheit, deren er zur Regierung der Kirche bedarf.

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift LXXXVII 107 f.

Christian Pesch S. J.

Völkerkrieg und Volksseelenerhebung.

Zum Weltkrieg[1].

2. Tiefste Ursache und nächste Wirkung.

Einer der größten Geschichtschreiber des Altertums hat gesagt, man müsse die Anlässe und die Ursachen von Kriegen unterscheiden. Anlaß ist, was den Ausbruch nach Zeit und Ort „veranlaßt", sind die Umstände, welche auf die Eigenart des Krieges irgendwie Einfluß nehmen. Verhältnisse und Tatsachen dagegen, welche den Ausbruch so oder anders, früher oder später als unvermeidlich erscheinen lassen und ihn herbeiführen, welche ferner dem Krieg die Eigenart geben, welche ihn mehr oder weniger von andern Kriegen unterscheidet, die sind Ursachen.

Da der gegenwärtige Krieg von allen, die je waren, sich in höchstem Maß unterscheidet, ohne Beispiel ist in aller Geschichte, legt sich die Annahme nahe, er habe auch eine Ursache, die in aller früheren Geschichte nicht wirksam war. Es drängt sich die Frage auf, ob der Weltkrieg nicht eine Weltursache hat, eine, die gleichartig in aller Welt wirksam war.

Der Weltkrieg hat einen gewaltigen Ursachenkomplex. Politische, nationale, diplomatische, militärische, koloniale, nautische Ursachen sind ineinandergewoben. Gibt es nicht dahinter, jenseits dieser Ursachen, noch eine andere, die schon für sich allein stärkste Wirksamkeit hatte? Jede der im Krieg befindlichen Großmächte gibt in amtlichen Kundgebungen die Ursachen an, die für jede einzelne bestimmend waren. Gibt es nicht gewissermaßen unter diesen Sonderursachen eine tiefere Schicht, in der eine im universalhistorischen Sinn allgemeine Ursache sich findet? Eine Ursache, überall eine und die nämliche, welche gleichmäßig in allen Staaten wirksam war, dem großen Krieg entgegentrieb, diesem dann durch ihr Gepräge jene Eigenart gab, durch die er sich von allen früheren Kriegen als etwas Niedagewesenes abhebt, eine solche Moira des Völkerkrieges ist tatsächlich vorhanden und wirksam. Wenn wir die Eigenart des Weltkrieges näher bestimmen, wird sich der Ausblick auf die Weltursache auftun. Die Eigenart des Weltkrieges ist vielfältig; das Maßgebende wird sich ergeben, wenn wir

[1] Vgl. im Novemberheft S. 101—111.

ihn mit den napoleonischen Kriegen vergleichen, die erst hundert Jahre zurückliegen und große Kontinentalkriege, gewaltige Koalitionskriege gewesen sind.

Die Unterschiede betreffen die Weite des Umfangs, die Höhe der Einsätze, die Größe der Heere, die Art der Bewaffnung. Allgemein gesprochen die Dimensionen nach Raum und Zahl, die Vervollkommnung der Heere und ihrer Waffen. Daneben aber sehen wir Unterschiede, die nicht bloß in vervollkommneten Mitteln der Kriegführung bestehen, sondern in niedagewesenen, welche den Weltkrieg von allen napoleonischen Kriegen weit mehr unterscheiden, als diese sich von irgendwelchen früheren Kriegen unterscheiden, und ginge man Jahrtausende zurück. Es sind die in den Dienst des Krieges getretenen Verkehrsmittel; Verkehrsmittel, die vor hundert Jahren nicht da waren; Verkehrsmittel für Personen, Sachen, Nachrichten; die eigensten und höchsten Wunderwerke der modernen Technik.

Von den Urzeiten her gab es im Frieden und im Kriege, zu Land und Wasser keine Verkehrsmittel als die, welche die Natur und die primitivste Kultur den Menschen verleiht; die Muskelkraft des Fußvolks im Landkrieg, der Ruderer im Seekrieg; zu Land Zug- und Reittiere, zu Wasser windfangende Segel. So in den Zeiten der Sargoniden und der Phönikier wie in den Zeiten Napoleons. Nun aber werden zu Land Personen, Sachen, Nachrichten mit den riesigen strategischen Eisenbahnnetzen befördert und dem Autoverkehr; Personen und Nachrichten mit dem Zweirad, dem Motorrad; Nachrichten mit dem Telegraph und Telephon. In den Werften wurde ferner innerhalb zweier Menschenalter der Weg von den ersten Panzerdampfern zu den Überdreadnoughts zurückgelegt. Verkehrsmittel in der Luft und unter dem Wasser kamen dazu; für Nachrichten die drahtlose Telegraphie und die Kabel, während die Luftschiffe und die Unterseeboote neue Kriegsschauplätze aufschlossen.

Das alles ist unerhört und nie dagewesen. Vorab durch diese Verkehrsmittel im Dienste der Kriegführung erscheint der Weltkrieg als neuer, nie dagewesener Krieg. Es wird allgemein zugegeben — man könnte es Gemeinplätze nennen —, daß der Weltkrieg im Zeichen der Technik steht und daß er wirtschaftliche Ursachen hat. Allein das bedarf schärferer Ausprägung: die maschinelle Technik ist die Weltursache des Weltkrieges. Im Komplex der wirtschaftlichen Ursachen muß dieser Ursache die richtige Stellung angewiesen werden: die maschinelle Technik erscheint als die tiefstliegende und allgemeinste. Wenn behauptet wurde, die letzte Milliarde werde den Krieg entscheiden, so spricht daraus der karthagische Geist, der Karthago vor dem Fall nicht rettete. Sieht man aber nicht in die Zukunft und auf die Entscheidung,

sondern in die Vergangenheit und auf die Beweggründe der Hauptanstifter, so erscheint in der Tat der Weltkrieg als Geldkrieg. Die maschinelle Technik, diese anonyme Weltmacht, ist ja tatsächlich zugleich Geldweltmacht, ist es in ihren Voraussetzungen und Wirkungen, in ihren Zielen und Mitteln.

Wir nennen die maschinelle Technik eine anonyme Weltmacht. Hat sie doch der gesamten Weltkultur des 19. Jahrhunderts das Gepräge des Neuen und Niedagewesenen gegeben; ja die Weltkultur selbst, Begriff, Sache, Wort wurde durch nichts so nachdrücklich beeinflußt, als eben durch die maschinelle Technik und ihre Tochter, die Weltwirtschaft. Schon diese Erwägung weist darauf, daß sie auch als die Welturſache des Weltkrieges anzusehen ist. Die Zusammenhänge sind ja durchsichtig.

Alle Polemik bleibe ausgeschlossen. Immerhin kann ein deutlicher Parallelismus hervorgehoben werden. Auf dem Gebiet der inneren Politik aller Kulturstaaten hat die maschinelle Technik eine internationale Folgeerscheinung, den Kommunismus und Sozialismus. Es schien manchen, als trieben diese dem Bürgerkrieg zu. Auch auf dem Gebiet der auswärtigen Politik aller Kulturstaaten hat die maschinelle Technik eine internationale Folgeerscheinung, nämlich die gewaltigen Hochspannungen zwischen den Volkswirtschaftsbetrieben der einzelnen Großmächte und Weltmächte, Spannungen, die sich im Weltkrieg entladen.

Wir erinnerten bereits daran, daß die maschinelle Technik der Kultur des 19. Jahrhunderts die vielbestaunte Eigenart gab, die weltweite Ausdehnung, die ungeahnten Kraftleistungen, die ungemessenen Erträge, den fliegenden Fortschritt im Erfinden. Auf alle Gebiete des Kulturlebens erstreckte sich ihr Einfluß, auch auf die Kunst und Wissenschaft, auf die Weltanschauung, die soziale Politik, die Macht der öffentlichen Meinung. Indes das eigenste Gebiet der Maschinentechnik war selbstverständlich das der Warenerzeugung und des Warenumsatzes, Industrie und Handel; dadurch wurde sie Neuschöpferin und Umgestalterin der Volkswirtschaft, deren Merkmale Massenproduktion und Fernhandel sind. Die wirtschaftliche Wucht des Wortes „Massenproduktion" ist ja geradezu unermeßlich. Produktion von Massen an Waren, durch Massen von Hilfskräften, Beamten und Arbeitern, für Massen von Abnehmern. Der Großhandel wird Welthandel, die Großbetriebe werden Weltbetriebe, und die politischen Großmächte zunächst wirtschaftliche, dann politische Weltmächte.

Mit der Massenproduktion ist der Wettbewerb gegeben, Wettbewerb um bessere und billigere Waren, um höhere Gehalte und Löhne, um reichere Erträge und Gewinne. Er kann die wilden Formen eines Kampfes ums

Dasein annehmen, um offene Türen zu großen Reichtümern, um sonnige Futterplätze. Als in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das Schlagwort vom Daseinskampf als welträtsellösender Zauberformel durch die Welt schallte, kam ein besonders lautes Echo gerade aus der Neuwelt der Großindustrie und des Welthandels. Man sagte: Ja, das ist's; der Daseinskampf ist die Grundwelle, die allen Fortschritt trägt und treibt; freier Wettbewerb im Daseinskampf die Formel wirtschaftlichen Aufschwungs.

Man muß ferner erwägen, daß der alles durchdringende Einfluß der maschinellen Technik in ein Zeitalter fiel, in dem die sozialpolitische Entwicklung Europas auf den großräumigen Einheitsstaat gerichtet war. Der Einheitsstaat in der Verwaltung, im Heerwesen, in der Rechtspflege erhielt, wo immer es angängig war, zudem noch den festen Zusammenschluß zu nationalem Einheitsstaat. Im Zeitalter der maschinellen Technik stellte sich nun auch viel mehr als früher das Wirtschaftsleben innerhalb eines Staates als Betriebseinheit dar, als die Volkswirtschaft dieses Staates. Dessen Regierung obliegt es, sie im Innern zu regeln und zu fördern, sie nach außen zu vertreten und zu verteidigen. Der Lebensodem der maschinellen Technik war tatsächlich der Wettbewerb; allen ihren Gestaltungen, auch der Volkswirtschaft, hauchte sie ihn ein. Zwischen den Staaten, deren Volkswirtschaft zur Weltwirtschaft vorwärtsdrängt, erhebt sich nun ein Wettbewerb bis zum Kampf ums Dasein.

Die Ausartungen und Ausschreitungen des privatwirtschaftlichen Wettbewerbes können und sollen durch die staatliche Gesetzgebung und auf dem Verwaltungswege gelindert, gemindert, gehindert werden. Gibt es aber nicht auch Ausartungen und Ausschreitungen des volkswirtschaftlichen Wettbewerbes? Wer lindert, mindert, hindert diese? Wenn der volkswirtschaftliche Wettbewerb zum Daseinskampf zwischen Staaten zu führen droht, wer und wo ist die überstaatliche Weltmacht, die Frieden zu gebieten und im Weigerungsfall zur Zwangsvollstreckung zu schreiten vermag? Wer sie ist? Niemand. Wo? Nirgends. Die Zwangsvollstreckung des Gebotes, die eigene Existenz zu erhalten und zu entwickeln, führt zur Selbsthilfe öffentlichen Rechts, zum Krieg, zum Völkerkrieg, zum Weltkrieg. Die internationale Folgeerscheinung der Maschinentechnik im Innern der Staaten, die soziale Frage, kann durch soziale Gesetzgebung entspannt werden. Die internationale Folgeerscheinung der maschinellen Technik in den auswärtigen Verhältnissen der Staaten zueinander, die Spannungen des Wettbewerbes einer Volkswirtschaft mit den andern, haben bisher noch kein anderes Heilmittel gefunden als das große Weltunheil.

Die Meinung, daß die maschinelle Technik Welturſache des Weltkrieges iſt, könnte der Übertreibung oder der Einſeitigkeit geziehen werden. Allein es wird nicht geſagt, daß nur die maſchinelle Technik einen Weltkrieg von ſolchem Umfange entfeſſeln konnte; das Reich der Möglichkeiten iſt ja unbegrenzt. Noch ſoll behauptet werden, die maſchinelle Technik ſei in dem Grade und Maß entſcheidende Urſache, daß die andern Urſachen daneben nicht in Betracht kommen. Im Gegenteil, die zahlreichen rein politiſchen, dazu die noch weit zahlreicheren perſönlichen Momente fallen mitentſcheidend ins Gewicht. Wir ſehen endlich ab von der Frage, ob das Zeitalter der Maſchine ein Zeitalter von Weltkriegen eröffne, ſo daß die Pazifiſten über deſſen Eingangstor ſchreiben müßten: Lasciate ogni speranza. Denn wohl die jüngſte Vergangenheit, aber nicht die mindeſte Zukunft läßt hiſtoriſche Betrachtung zu.

Überblickt man den Siegeslauf der maſchinellen Technik mit allen ihren Auswirkungen von innen heraus und ihren Fernwirkungen nach überallhin, ſo gewahrt man auch friedlichen Wettbewerb, und gerade das Zeitalter der Maſchine ſah mächtiges Emporkommen der Weltfriedensbeſtrebungen, überhaupt das Hervortreten einer internationalen Kulturgemeinſchaft, die zumal auf den Höhen der Wiſſenſchaft und ſozialen Fürſorge neben dem friedlichen Wettbewerb auch die Anfänge internationaler Gemeinarbeit zeitigte. Sonach könnte die dargelegte Anſicht als einſeitig bezeichnet werden. Sie wäre es im höchſten Maße, wenn ſie dahin ginge, daß der Weltkrieg die einzige internationale Wirkung der maſchinellen Technik iſt, woran nicht gedacht wird. Mannigfach waren ihre internationalen Wirkungen, unter ihnen durchaus unkriegeriſche; andere haben als ſchöne Zeugniſſe hohen Sinnes auf Anerkennung Anſpruch; andere ſind vielverheißende Anfänge geweſen. Indes zunächſt hat man mit der harten Sprache der Tatſachen ſich abzufinden. Im Auguſt dieſes Jahres ſollte der internationale Sozialiſtenkongreß ſtattfinden. Der Weltkrieg kam, der Kongreß unterblieb, und aus den Kreiſen der Veranſtalter vernahm man: „Die Internationale iſt geweſen.“ Im September dieſes Jahres ſollte der 21. Weltfriedenskongreß ſich verſammeln. Der Weltkrieg kam, der Kongreß unterblieb, und einer der erfolgreichſten Vertreter der Friedensidee und der Haager Beſtrebungen ſchrieb: „Es war einmal.“ Ein Gelehrter von Weltruf, der ingleichen mit gutem Erfolg den internationalen Gemeinbetrieb wiſſenſchaftlicher Arbeit gefördert hat, ſieht ſeine eigenen Erfolge „in dem unermeßlichen Schlund des völkermordenden, kulturzerſtörenden Krieges ver-

schwinden". Gewiß hat die maschinelle Technik zu vielerlei großzügigen Friedenswerken die Möglichkeit eröffnet, Anregungen gegeben, solche auch eigentlich verursacht; man denke nur an das großartige Gebilde der Reichssozialversicherung. Aber nicht minder wahr erscheint, daß sie im angegebenen Sinne die Weltursache des Weltkrieges ist. Als ständig wirkende und überall gleiche Ursache hat sie ihn, wie ein Schicksal waltend, herbeigeführt durch den volkswirtschaftlichen Wettbewerb der Weltmächte, durch das Wettrüsten zu Land und zur See, das ja nur als ein Spezialfall des allgemeinen Wettbewerbes erscheint. Ist das Wettrüsten doch der Wettbewerb um die stärkere Festung, die zum Schutz der Volkswirtschaft und des Staates erbaut wird. Man hoffte sie so uneinnehmbar zu machen, daß niemand das Risiko des Einsatzes wagen werde, das mit dem Angriff verbunden wäre. Die Hoffnung trog.

* * *

Noch vor dem Ausbruch des Weltkrieges hat der Herr Bischof Dr Faulhaber eine wahrhaft geniale Formel ausgesprochen: „Die Seele der Kultur ist die Kultur der Seele." Weit verbreitet war die Einsicht oder doch das Empfinden, daß der vielgepriesenen Weltkultur ein Mangel anhafte, ein Gebrechen, das wie ein Siechtum sich festzusetzen drohte. Zahlreich waren die Kulturärzte, unzählbar das stehende Heer der Quacksalber. Der Kulturrederei war kein Ende. Nie aber hörten wir eine so bündige, inhaltreiche, treffende Diagnose, wie die es ist, welche aus dem angeführten Satze entnommen werden kann. Die Kultur der Seele war, wenn nicht in Abgang gekommen, so doch ins Hintertreffen geraten und deshalb die Weltkultur, wenn nicht seelenlos, so doch seelenärmer, als es ein Zeitalter so großer technischer Fortschritte verlangte. Die technische Kultur ist durch ihr innerstes Wesen Diesseitskultur. Wie töricht wäre es, darin oder in ihrem großartigen Fortschreiten ein Kulturgebrechen sehen zu wollen. Nur bedarf sie der Geisteswerte als ihrer Gegengewichte. Sonst würde das Kulturleben in ausschließliche Diesseitskultur verfallen, und die ist Verfall, Kulturverfall in Seelenlosigkeit. Man verlor aber vielfach das Augenmaß für die Wertunterschiede materieller und geistiger Kulturgüter. Man vergaß, wann die materiellen wichtig sind und wann nichtig. Wichtig ist die technische Kultur, wenn sie sich bescheidet, etwas Großes zu sein; nichtig, wenn sie den Anspruch erhebt, jenseitige Werte zu entwerten oder zu ersetzen. Aber gerade grundsätzlich das Jenseits ausschließende Diesseits-

kultur fand überlaute Überherolde und übereifrige Überanhänger. In solcher Weltanschauung ist die Kultur der Seele entwurzelt, ohne Nährboden, heimat- und obdachlos. Ohne jenseitige Werte kann das Seelenleben nur gemimt, nicht gelebt werden. Es gibt bekanntlich drei Arten von Jenseitswerten. Jenseits der Sinne liegen die Werte des Geisteslebens; jenseits des eigenen Ich die altruistischen, die sozialen Werte; jenseits des Erdenlebens die unvergänglichen und unendlichen Werte. Das Kulturleben kann sie nicht missen. Das ausschließlich Diesseitige ist das schlechthin Unzulängliche. Ward's nicht Ereignis? Dann kam aber als Tat und Erlebnis das Unbeschreibliche, das Erlebnis der Volksseelenerhebung.

* * *

Kein Zeitgenosse wird sie je vergessen. Sie kam über Nacht. Wie wenn beim Erwachen jeder sich mitten darin befunden hätte. Mit andern Augen sah man in die Welt. Gestern begegnete man Soldaten und beachtete sie kaum. Heute sah man sie mit Ehrfurcht an. In Todesbereitschaft schreiten sie dahin. Man mußte sie grüßen. Morituris salutem. Alles war anders. Es war, wie wenn gestern weit zurückläge. In der zweiten Kriegswoche schienen die Vorgänge der letzten Friedenszeiten wie Längstvergangenes. Man erlebte eben Tage, die die Wucht von Jahren hatten. Ein neuer Sinn schien jedem aufgegangen und alle waren eines Sinnes. Ist die vielberedete Umwertung der Werte eingetreten? Etwas Ähnliches vielleicht, aber doch eigentlich anders zu fassen. Im Nu und in einem stillen Augenblick verschwanden Berge von Falschwerten wie in einer Versenkung. Ein lautloses und selbstverständliches Weltgericht fuhr über die ausschließlichen Diesseitswerte dahin, verwehte sie wie Spreu und Staub. Die ewig echten Jenseitswerte lagen vor allen Augen und fanden sich in allen Seelen. Die Jenseitswerte des Geisteslebens gaben der Volksseelenerhebung ihre Empfindungstiefe; die des sozialen Lebens ihre Spannweite und Brüderlichkeit; die des ewigen Lebens ihre religiöse Innigkeit und Andacht.

* * *

Den Wandel zu würdigen muß man sich an den Ausgangspunkt erinnern, sich in die letzten Julitage versetzen. Gerade damals erschien in einem der weitest verbreiteten Weltblätter ein „Feuilleton", einfachhin „Heldenverehrung" überschrieben. Darin wurde zunächst die Ankunft Carpentiers in London geschildert, der Taumel „sinnlos begeisterter Anhänger" mit dem üblichen Zeremoniell einschließlich der ausgespannten Pferde; es

scheint, daß zu diesem Behufe ein Auto vermieden worden ist. Der Jüngling bekam für ein Auftreten 100 000 Franken; an Eintrittsgeld wurden bezahlt 300 000 Franken. In London feierte man den Preisboxer Carpentier, den Weltmeisterschaftsinhaber, als Welthelden und trotz seiner denkwürdigen Fäuste als Vertreter des „herzlichen Einvernehmens". Bei seiner Rückkehr umlohte heißes Begeisterungsfieber den Nationalhelden, den Jean d'Arc im Königreich Poincaré. Von diesem „Helden" wendete sich der Berichterstatter zur Heldenverehrung, die Ringkämpfern gezollt wird. Sie „erregt" in ihm „das ästhetische Lustgefühl des vollendet Stilvollen". Sie gehört als Feinblüte zur Weltkultur Ende Juli 1914. Der Feuilletonist fährt wörtlich fort, im Kunstboxen und der Boxervergötterung sehe er „unvergleichliche Züge, die sich voll Autorität zum Bilde der Zeit hinzufügen, ihm seinen überzeugenden Ausdruck geben und es souverän beherrschen". „Besonders", weil diese Heldenverehrung am brünstigsten von der „Damenwelt" geübt wird. Es folgt eine Beschreibung, wie sie kommen: „in futuristischsten Toiletten"; diese werden im einzelnen beschrieben. Es wird geschildert, wie sie gaffen: „die weit geöffneten, starren Augen der Zuschauerinnen funkeln"; wie sie sich benehmen: die Kinnladen der Kämpfer krachen, der Getroffene verdreht die Augen; Hiebe, welche die Haut in raschem Wechsel verfärben, folgen einander, „ein gurgelndes Ha entfährt den Kehlen der Zuschauerinnen", „wie gewürgt röcheln die Damen", „ein akuter Sadismus martert sie mit fast unerträglicher Lust" usw. usw. durch viele Spalten. Welchem antiken Schriftsteller wäre es eingefallen, das Getobe irrsinniger Arenamegären als Heldenverehrung zu bezeichnen! So geschehen an der Schwelle des Weltkrieges. Das waren die Tage, in denen die Weltblätter aller Sprachen mithalfen, den Prozeß Caillaux zu einem Weltereignis zu stempeln. Ein Weltblatt, das auf sich hielt, mußte den Anzug des Weibes (die Toilette von Madame) genauest beschreiben; nicht viel fehlte, daß man sich darüber verbreitet hätte, welcher „lugubre" „Parfüm" de mise ist, wenn eine mehrfach geschiedene Frau des Mordes angeklagt vor Gericht erscheint. Derlei gehörte zur ästhetischen Weltkultur Ende Juli 1914.

Vierzehn Tage später. Wir nehmen ein Blatt zur Hand, das durch seine Eigenart ein deutscher Sprechsaal wurde. Drei aufeinander folgende Nummern. Eine bekannte Dichterin schreibt aus Baden-Baden, sonst begänne um diese Zeit die „Große Woche": „Jeder Tag, ja jede Stunde vibriert von Daseinslust, zittert zu ersehnten Genüssen hin. Und die Genüsse sind meist kräftig-sinnlicher, teils auch fein-sinnlicher Art. Die

Erregung der Sinne herrscht." Nun war aber eine neue „Große Woche" über die liebliche Schwarzwaldlandschaft, über die Heimat, über das Reich gekommen, mit ihr ein Lenzsturm, der alle Volkskraft erweckte. „Die schrankenlose Hingabe an einen großen Gedanken krönt unsere Tage zu idealer Größe ..." Ein protestantischer Theolog schreibt aus Danzig: „Nichts wissen wir von den Fügungen und Führungen dieses großen Krieges. Eins aber können wir mit Gewißheit von ihm sagen, und etwas sehr Großes dazu: ... Deutsche und Christen in unzertrennlicher Einheit." Er fragt: „Wie wären Bücher heute noch möglich, die man eben erst, vielleicht vor wenigen Wochen, voller Lust und Behagen las? Wie kann eine deutsche Frau heute noch so gekleidet gehen, wie sie es vor kurzer Zeit noch tat? Wo sind die Witzblätter geblieben, die man auf jedem Restaurationstisch sah und verschlang?" Das Leben und Weben in lauter Sinnesreizung verfliegt wie Asche und Staub, wenn das Seelenleben eines Volkes Not und Tod ins Auge sehen muß: „Die Worte des 46. Psalms gehen durch die still gewordene Seele: Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben. Deshalb fürchten wir uns nicht, wenngleich die Welt unterginge", wenn um uns her „das Meer wallte und wütete. ..." Ein Berliner Literarkritiker und Dichter ergreift das Wort und spricht den wahren und schönen Satz: „Wir sind ein Volk für den Ernstfall." Und weiter: „Spielerei war dieses ganze papierne, ästhetische, literarische Leben, das wir in Müßiggang oder aus Eitelkeit mit allen Kniffen von Schönformerei und Liebhabertick entwickelten, ohne daß sich das Leben unter ihm entwickelte." „Völlig gleichgültig erscheint mit einemmal, was wir in diesen Jahren getrieben haben, soweit es nicht der Notwendigkeit diente, vor der wir jetzt stehen, da wir uns verteidigen müssen, um uns zu behaupten." „Zerblasen sind die Lügen einer diplomatischen Scheinarbeit, die Völker und Erdteile mit Worten, Beschönigungen, Vortäuschungen über ihre Konflikte hinwegzubringen suchte." „Heute liegt das alles hinter uns." „Das Leben ist wieder ganz einfach." „Die Wahrheit wurde die große Sittlichkeit dieser Tage." Eine Erschütterung des innersten Wesens teilte sich allen mit. „Leichtherzige Naturen werden zu besonnenen, zweifelnde zu gläubigen, gemeine zu edlen, und das Beste und Treueste, die reine Begeisterung und begeisterte Reinheit dieser jungen Generation, die im Kampfe steht und der jeder Mitkämpfer ohne weiteres angehört, teilt sich der ganzen Nation mit: als Gesinnung. Wir sind ein Volk für den Ernstfall." Hören wir noch einen deutschen Ge-

lehrten, der ein Ruhm Deutschlands und ein rechter Vertreter jenes deutschen Gelehrtentums ist, das so redlich mithalf, das Reich der Wissenschaft in Zeit und Raum zu einem Weltreich zu erheben; in der Zeit, weil sie den antiken Geist wiedererweckt hat; im Raum, weil sie, deutsch bleibend, im Umfang ihres Wissens und Lehrens weltweit geworden ist. Er schloß die zweite seiner Kriegsreden wie folgt. Im Anschluß an das Schillerwort „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, aber der Tag der Deutschen soll die Ernte sein der ganzen Welt" fuhr er fort: „Da habe ich mich doch verleiten lassen zu träumen, zu träumen von einer fernen Zukunft. Und der alte Mann weiß, daß er das Morgengrauen dieses Tages der Versöhnung nicht schauen wird. Und der Mann der Wissenschaft, der sich ein Leben lang bemüht hat, Freundschaft und Verständigung bei allen Kulturvölkern zu suchen und der sie auch gefunden hat, der unter allen Völkern befreundete Männer hat, um deren Schicksal er bangt, wie um das der eigenen Söhne und Freunde, darf wohl Schmerz empfinden, daß sein Lebenswerk zertrümmert liegt. Aber was verschlägt das jetzt? Jetzt heißt es, dem Augenblick dienen, und alles verschwindet vor dem einen Gedanken an das Vaterland. Für das gilt es zu handeln und zu leiden. Ströme Blutes sind geflossen; auch Ströme von Tränen, zu Hause. Stärkere Ströme werden fließen, ehe das Ende kommt. Das Ende aber muß unser Sieg sein. Ob wir ihn schauen, gleichviel; Deutschland wird ihn schauen. Wir aber wollen tun und leiden, was der Tag von uns verlangt, mit dem Gedanken an die Zukunft und an die Ewigkeit. Aufwärts die Herzen. Vorwärts im Hoffen und Glauben, Handeln und Leiden, mit Gott für König und Vaterland."

Schöner konnte die Tatsache kaum zur Darstellung kommen, als es in diesen Worten geschah, daß mit der Volksseelenerhebung die Jenseitswerte unwiderstehlich zum Durchbruch kamen, vor aller Augen standen, in allen Seelen sich fanden, die geistigen, die sozialen, die religiösen Jenseitswerte. Den Eindruck der reichsdeutschen Volksseelenerhebung hat Björn Björnson in ehernen Sätzen wiedergegeben: alle, die in den Krieg müssen, strahlten vor Begeisterung; bei den Zurückbleibenden gewahre man imponierende Ruhe. „Das ist das große Volk. So gehen sie in diesen Krieg, den größten der Weltgeschichte, den je ein Volk auf einmal durchzukämpfen hatte."

* * *

Das Übermaß des Übels hat einen Rückschlag bewirkt. Die Triumphe der Technik schufen nie dagewesene Diesseitswerte. Daß diese weit über-

schätzt wurden auf Kosten aller Jenseitswerte und die Weltkultur seelenlos zu werden schien, daran ist nicht die Technik schuld, das haben andere Ursachen bewirkt, diejenigen, die Papst Benedikt XV. in seinem ersten Rundschreiben angibt. Als das Unheil hereinbrach, als es dann galt, alle Volkskraft aufzubieten, um Heimat, Haus und Hof zu verteidigen, da verstand sich die Unzulänglichkeit der Diesseitswerte von selbst. Die Seele der Volkskraft sind die Jenseitsmächte, Pflicht, Dienst, Gehorsam, Geduld, Opfer, Todesbereitschaft, und nur die preist man als Helden, deren Seele voll davon ist. Die Volksseelenerhebung ist ein Aufschwung in die jenseitige Welt des Geisteslebens, dessen Pole die sittlichen Pflichten sind; des sozialen Lebens, dessen Leitstern das Vaterland ist; des christlichen Lebens, das dem Gehorsam bis zum Tode die allerhöchste Weihe und Segensmacht gibt in der Gleichförmigkeit mit dem Welterlöser.

Die Sonne der christlichen Wahrheit hat wunderbare Ausstrahlungen überallhin. Was an sich schon erhaben und erlesen ist, verklärt sie zu allerhöchst. Vom Erlöser der Welt geht sie aus und zeigt in allem sittlichen Heldentum verklärten Widerschein des Lichtes der Welt.

Als unsere Helden von uns schieden, war Todesbereitschaft ihr Lebensberuf. Wahrhaft erlesene und erhabene Volksvertreter, gingen sie an Stelle und zu Gunsten anderer, ihrer Volksgenossen, *für* Kaiser und Reich zu sterben. Dieser Gehorsam bis zum Tode, diese Todesbereitschaft als Lebensberuf, dieser stellvertretende Opfertod, wie sollte das im Licht des christlichen Glaubens nicht als Gleichförmigkeit mit dem Welterlöser angesehen werden! Der letzte Wille unserer teuern Toten ist der, daß das Vaterland lebe; lebe, blühe, gedeihe. Das ist ihr großes Vermächtnis. Zu Vollstreckern ihres letzten Willens sind alle Überlebenden berufen. So teuer das Gedächtnis der heimgegangenen Helden uns ist, so heilig sei allen die Pflicht, ihren letzten Willen als Lebensaufgabe anzusehen, daß das Vaterland lebe, blühe, gedeihe. Der große Volksseelenaufschwung, der alle Jenseitswerte wieder in ihr Recht eingesetzt hat, legt ingleichen Pflichten auf, öffnet Wege und zeigt Ziele. Die maschinelle Technik wird bleiben und fortschreiten. Allein je größer ihre Fortschritte sind, um so dringender bedarf alle Kultur der Geistesmacht und der Jenseitskräfte. Denn „die Seele der Kultur ist die Kultur der Seele".

N. v. Nostitz-Rieneck S. J.

Krankhafte Untätigkeit und gesunde Faulheit.

Zu den schwierigsten Aufgaben der Erziehung gehört die richtige Behandlung jener Kinder, die, ohne geisteskrank zu sein, doch ein Seelenleben besitzen, das krankhaften Erregungen und Hemmungen unterliegt. Solche Kinder können nicht wie geistig völlig gesunde Kinder behandelt werden.

An Einzelbeispielen den Blick für etwa vorhandene krankhafte Züge zu schärfen und vor verfrühten, vielleicht sehr ungerechten und in ihren Folgen harten und bedenklichen summarischen Urteilen zu warnen, ist Zweck der folgenden Ausführungen.

Sind alle Jungen wirklich „Taugenichtse", die als solche verschrieen werden? Sind alle Knaben „Muttersöhnchen", die nicht mittun, wo es nach Bubenart zugeht, nicht spielen, nicht turnen, nicht springen und klettern wollen? Oder könnten krankhaft Veranlagte unter ihnen sein? Und wie steht's mit den „Faulen", den „Flegeln", den „Trotzköpfen", den „Querköpfen und Originalen"?

Für heute interessieren uns einmal die „Faulen" und solche, welche sich diesen Namen gefallen lassen müssen und ihn nicht verdienen. Zunächst sollen zwei scheinbar verwandte und doch psychologisch vollständig verschiedene Charaktere gezeichnet werden, denen man diesen Namen gibt. Vielleicht gelingt es uns dann, die Züge des krankhaft Schwerfälligen und des normal Faulen klar und faßlich zu scheiden, auch noch andere Quellen der Pflichtversäumnis kennen zu lernen, und endlich im allgemeinen den Weg für die Behandlung verschiedener Arten von Untätigkeit zu finden.

I. Das Tagewerk zweier Buben.

Beide sitzen in den ersten Bänken der vierten Volksschulklasse, Peter und Hans, nicht etwa weil sie durch Fleiß und Fortschritt sich die besten Plätze erobert haben. Der Lehrer, ein ernster und doch liebevoll väterlicher Mann, glaubt aber nur durch ein besonders wachsames Auge auf sie, durch anspornende, mahnende und strafende Blicke sie in etwa zur Mitarbeit bringen zu können. Sie sind die ältesten in ihrer Klasse. Peter zählt schon vierzehn, Hans dreizehn Jahre; sie waren Ostern wieder einmal sitzen geblieben, wie sie überhaupt nur nach dem ersten Schuljahr steigen durften, und schon auf die zweite und dritte Klasse je

zwei Jahre verwandt hatten, freilich ohne das Mindestmaß der Klassenleistung zu erreichen.

„Peter!“ sagt der Lehrer mit sachter Stimme: „Mitrechnen!“ Es lag nichts Zürnendes in der Stimme. Er kennt seine Kinder. Peter ist eine harmlose Natur. Für seine vierzehn Jahre groß gewachsen, fällt er auf durch seine massigen Glieder. Seine Gesichtsfarbe ist eher blaß zu nennen, seine Züge sind matt und nichtssagend. Auf den Ruf des Lehrers erwacht er wie aus dem Schlafe, die müden Augen schauen unruhig suchend umher. Er hat nicht geschlafen und nicht geträumt, aber er war nicht bei der Arbeit. Dann reibt er sich mit dem Ärmel über Stirne und Gesicht und versucht mit dem Griffel seine Künste. Es geht sehr langsam und unbeholfen. Während der Zeigefinger der Linken krampfhaft auf die Zahl im Rechnungsbüchlein drückt, malt die Rechte schlecht und recht eine Eins, dann eine Zwei und eine Drei; dann ein Teilungszeichen und dann eine Fünf. Nach dieser Anstrengung fährt er mit dem Rücken seiner Hand zweimal übers Gesicht. Dann geht's langsam weiter. 5 in 12 geht zweimal. Zweimal 5 sind 10. Strich darunter. Bleiben 2 Rest. 3 herunter. 5 in 23 geht viermal; viermal 5 ist 20. Bleiben 3 Rest. Jetzt muß Peter aber erst eine Pause machen. Dann kommt die zweite Reihe dran. 236 : 7. Mit dem Kopfe rechnet er richtig, aber dann verschreibt er sich, schreibt statt einer 3 eine 4 und so wird die Rechnung falsch. Bei der dritten Reihe 324 : 9 geht es ihm noch schlimmer. Da meint er, 9 gehe in 32 viermal, obwohl er ganz gut weiß, daß nicht viermal 9 27 sind, wie er drunter schreibt, sondern dreimal. So hat Peter in der Zeit, in der fast die ganze Klasse mit zwölf Reihen fertig wurde, erst drei zustande gebracht, davon zwei falsch. Sein Benehmen konnte den Eindruck erwecken, als arbeite er nicht fleißig; wer indessen seine fast krampfhaft sich mühenden Finger beobachtete und sah, wie er beim Rechnen die Lippen aufeinander preßte und dann wieder an den Fingern zählte, mußte sehen, daß es ihm Ernst war. Aber es wird ihm schwer, acht zu geben; er ermüdet rasch und dann versagen Gedächtnis und Verstand. Sonst ist der Peter nicht einfachhin dumm und schwachsinnig im gewöhnlichen Wortsinn zu nennen. Er kennt das Einmaleins; aber man muß ihm Zeit lassen und nicht viel auf einmal verlangen. Sonst wird er ganz stumm. Auch von Katechismusfragen weiß er einzelne zu beantworten, wenn man ihm Zeit läßt und ihn nicht unterbricht; und so ist's mit der Biblischen Geschichte. Aber wenn es irgendwo heißt, auch nur auf verhältnismäßig kurze Zeit aufmerken und denken, so versagt er. Überdies hat der Lehrer nie bemerken können, daß Peter für irgend etwas Interesse zeigt. Weder an der Naturkunde noch im Anschauungsunterricht zeigt er Freude. Die heimatlichen Helden begeistern ihn nicht, seinetwegen hätten Tell und Winkelried und Uli Rothach sich nicht abzumühen brauchen. Auch beim Gesang ist keinerlei freudige Erregung bei ihm zu spüren. Während die andern Buben schon bei den ersten Tönen des „Rütliliedes“, das die Geige des Lehrers anstimmt, sich stramm in Reih und Glied stellen, bleibt er ganz ruhig, seine mädchenhafte Stimme klingt um nichts froher, als sänge man: „Es geht bei gedämpftem Trommelklang, wie weit noch die Stätte, der Weg, o wie lang!“

Nur wenn er gar nichts zu tun braucht, und ruhig für sich dasitzen kann, bekommt sein Gesicht den Ausdruck stillen Vergnügens. Früher hatte der Lehrer den Peter wohl auch mal bestraft, aber bald merkte er, wie dieser die „Tatzen" als eine unvermeidliche Beigabe betrachtete, die zu seinen minderwertigen Leistungen gehörten. Peter weinte nicht und verzog keine Miene. Ein Stoiker hätte ihn um seine Seelenstärke und seinen Gleichmut beneidet. Der Knabe trug nichts nach, aber eine Besserung trat nicht ein. So beschränkte sich der Lehrer schließlich darauf, zuweilen ein tadelndes, wo immer es aber ging, ein lobendes Wort zu sagen. Sichtbaren Erfolg bemerkte er nicht. Auch jetzt tadelt er Peter nicht, sondern lobt ihn, daß die erste Reihe richtig war, zeigt ihm die Fehler bei der zweiten und dritten und sagt ihm, daß er besser achtgeben müsse. Der Knabe schaut ihn mit großen Augen an. Es ist kein Zeichen von Traurigkeit. Vielleicht ist es vielmehr eine Art stummer Ergebung, als wollte er sagen: „Es ist nun einmal so; es geht nie besser."

Hans hat unterdessen auch die ersten beiden Reihen richtig zustande gebracht. Vor Gähnen, Griffelspitzen, Auslöschen, Umherschauen und Nichtstun ist er nicht weiter gekommen. Am Verstand fehlt's ihm nicht; aber er mag nicht, und wenn ihm die ganze Schule zuwider ist, dann das Rechnen erst recht. Doch rechnet er ganz gut, wenn es sich beim Spiel um Hosenknöpfe, um Haselnüsse oder gedörrte Zwetschgen handelt. Beim Zeichnen geht's. In der Naturkunde weiß er zwar nicht, was im Schulbuch steht, aber er kennt alle Bäume und Sträucher mit dem Volksnamen und alle Sorten von Birnen und Äpfeln, wo sie stehen und wann sie reif werden. Er kennt alle Vögel vom „Hühnerdieb" und „Heerehexler" bis zum „Gartemeisli" und „Hagschlüpferli", und alle Fische, die sich vom Rhein bis in den heimatlichen Bergbach hinauf verirren, oder die im Städtchen am See auf den Markt gebracht werden. Wenn er die Geographie aufsagen soll, bleibt er stecken, aber in der Ortskunde des Kantons ist er wohl bewandert und in der Gemeinde gibt es keinen verbotenen Fußweg, den er nicht gegangen, kein Tobel, das er nicht durchforscht, keine Höhle, in die er nicht hineingekrochen. Für den Gesang ist er zu haben und beim Turnen kommt ihm im Klettern keiner gleich. Wenn er nur nicht lernen und nicht denken soll. Was ihn interessiert und so in seinem Kopfe stecken bleibt, das nimmt er mit. Aber Antworten auf Katechismusfragen lernen, oder die Regeln der deutschen Sprachlehre sich einprägen, das ist ihm zu mühsam. Und doch ist sein Gedächtnis vortrefflich; er behält jeden Gassenhauer, den er einmal gehört, und beherrscht den ganzen Sprachschatz heimatlicher Kraftausdrücke und Schimpfworte. In der Mundart kann er recht anschaulich erzählen, und wo es gilt, andere für seine Pläne zu gewinnen oder sich herauszureden, entwickelt er sogar Talent. Aber einen ordentlichen schriftdeutschen Satz hat er bis zur Stunde nicht geschrieben.

Die Strafen in der Schule nimmt er mit trotzigem Gesicht hin und verbeißt den Schmerz. Zu Hause hat er nicht viel zu besorgen, solange der Vater kein Notenbüchlein zu unterzeichnen hat. In diesem Fall legt die Mutter Fürsprache ein, daß es nicht zu streng hergeht. Von den Strafen in der Schule berichtet er nichts und die Nachbarkinder schweigen. Denn der Hans hat ihnen gedroht,

wenn sie ihn verklagen, und er ist zwar nicht groß, aber untersetzt und hat eine kräftige Faust.

Es ist 11 Uhr. Hans ist gnädig davongekommen; er hat bloß eine Straf- und eine Hausaufgabe zu machen, und die hatten keine Eile. Kaum dem Schulhaus entronnen, ist Hans ein ganz anderer Bursche. Von seinem müden, trägen Wesen auf der Schulbank ist nichts mehr zu merken. Erst wird Beratung gehalten: „Wer will mit auf die ‚Wildenburg', um Räuber zu spielen?" Vier melden sich, vier andere hat Hans bald gewonnen und ihnen alle Bedenken wegen Vater und Mutter ausgeredet. Auf dem Heimweg wird um Knöpfe gespielt und „Bock" gesprungen; im Anschluß daran hat Hans noch mit einem Nachbarsbuben einen Handel faustrechtlich zu erledigen. Eben schlägt's 12 Uhr auf dem Kirchturm. Da muß die letzte Anhöhe vor dem väterlichen Haus im Sturmschritt genommen werden. Denn beim Essen ist Hans nicht gern der letzte, besonders wenn es Blutwurst gibt wie heute.

Peter trottet inzwischen ruhig nach Hause; er ist froh, daß Hans nicht auf ihn geachtet hat. Denn sonst hätte er am Ende beim Räuberspiel mitmachen müssen. Und er spielt nicht gern, sondern sitzt lieber ruhig zu Hause. Wenn er mitmachen muß, wird er doch als der erste eingefangen, herumgestoßen und dann eingesperrt. Nicht daß er nicht mitmachen würde, wenn die andern wollen; denn er ist gutmütig, läßt alles mit sich anfangen, und vor dem Hans wagt er schon gar nie „Nein" zu sagen. Er geht bedächtig aber stetig weiter, und bald ist er zu Haus, d. h. bei seinen Pflegeeltern. Die Mutter ist ihm früh gestorben, und der dem Trunk ergebene Vater hat sich nie um ihn gekümmert. Ein entfernter Verwandter, von Beruf ein Wagner, hat sich seiner angenommen und gemeint, wo zehn essen, finde Peter auch noch etwas. Peter redet nie viel, beim Essen hat er schon gar keine Zeit; denn da er langsam und unbeholfener ist als die Kinder seines Pflegevaters, muß er sorgen, seinen Bedarf in Sicherheit zu bringen.

Des Nachmittags muß Peter mit den andern Kindern ins Holz. Er tut immer alles, was Pflegevater und Pflegemutter ihm auftragen; er murrt nicht und klagt nicht. Anfangs hat er gelegentlich versucht, an der Arbeit vorbeizukommen; da ihm das nicht gelang, hat er sich in sein Schicksal ergeben. Aber er bleibt arbeitsscheu. Wo immer er kann, legt er sich irgendwo nieder oder sitzt zufrieden vor sich hinschauend auf der Bank hinter dem Hause. Zu oft kommt es ja nicht vor; denn die Pflegeeltern haben immer etwas für ihn zu tun. Und heute muß er, wie gesagt, ins Holz. Die andern singen und pfeifen; Peter aber trottet still hinterdrein. Es dauert lange, bis er eine kleine Bürde zusammen hat; er ist linkisch in all seinen Bewegungen, weiß sich nicht zu helfen und steht sich überall selber im Weg. Dazu rinnt ihm der Schweiß über Stirne und Wangen und perlt ihm in großen Tropfen auf der breiten Oberlippe. Man hört seinem Keuchen an, daß er über seinem Reisersuchen stark ermüdet ist, und begreift, wie er zwischen den Bürden der andern Knaben sich hinlegt und in Schlaf versinkt, während diese bald nah bald fern mit ihrem Hurrarufen und Kriegsgeschrei den Wald um ihn erfüllen.

Am Abend mahnt ihn seine Pflegemutter noch an die Hausaufgabe und den Katechismus. Er bringt zwar nicht alles fertig, obwohl er viel länger schafft als die andern; aber er darf sich ruhig schlafen legen, er hat getan, was er konnte.

Aus dem von Hans geplanten Sturm auf die „Wildenburg" wäre beinahe nichts geworden. Der Vater meinte, man könne dem Wetter nicht trauen und Hans solle mit ins Heu. Da erinnerte sich dieser aber seiner Hausaufgabe — von der Strafaufgabe sagte er nichts —, und der Vater, erfreut über den erwachenden Studieneifer seines hoffnungsvollen Sprößlings, läßt ihn zu Hause. Kaum aber sind Vater und Knechte draußen auf der Wiese, wo man das Haus wegen der Obstbäume nicht mehr sehen kann, so ist auch Hans fort, und im gestreckten Lauf geht's dem Oberallmendbrunnen zu, wo die Genossen ihn erwarten. Kaspar war auch schon da. Zwar hätte er zu Hause Holz spalten sollen für die Küche, aber Hans hatte am Morgen schon seine Kameraden unterrichtet, wie sie sich freimachen und aller Arbeit ausweichen konnten. Die Betglocke läutete, als sie ganz erschöpft von ihrem Rennen und Jagen nach Hause kamen. Als Hans am nächsten Morgen zur Schule ging, wußte er natürlich seinen Katechismus nicht, seine Strafaufgabe hatte er nicht gemacht und für die Hausaufgabe war nur ein ganz armseliger Ansatz vorhanden.

II. Quellen der Untätigkeit und Pflichtversäumnis.

1. Das Urteil, ob jemand faul und träge zu nennen ist oder nicht, wird dadurch bedeutend erschwert, daß die Ausdrücke Faulheit und Trägheit in unserer Sprache eine doppelte Bedeutung haben. Einmal besagen sie einen natürlichen Mangel an Tätigkeit, Energie, Ausdauer und dienen zur Bezeichnung für ein eigentümliches schlaffes, kraftloses und schwächliches Wesen. Es braucht dann keinerlei Vorwurf darin zu liegen. Namentlich in süddeutschen Mundarten heißt „faul" oft soviel wie müde; man spricht von einem „faulen" Wetter, das schlaff und zur Arbeit unaufgelegt macht. Im Schriftdeutschen hat das Wort „Trägheit" in ähnlicher Weise die Beziehung auf eine bloß physische Eigenschaft zum Teil bewahrt. Wir sprechen von einem „trägen Puls", einer „trägen Verdauung", einer „trägen Phantasie", einem „trägen Gedächtnis".

Hätten wir bloß diese Wortbedeutung bei faul und träge, so müßten wir unsern Peter faul nennen; der Hans aber wäre außerhalb der Schule auf der Straße und im freien Walde nichts weniger als faul.

Allein „Faulheit und Trägheit" dienen auch und zwar in erster Linie zur Bezeichnung eines sittlichen Mangels, sie besagen nicht arbeiten mögen und nicht arbeiten wollen. Und dieser Mangel braucht nicht mit schlaffem, kraftlosem Wesen verbunden zu sein.

2. Faulheit ist und bleibt ein wirklicher Vorwurf. Er besagt einen Mangel an Willen, das gewöhnliche Maß an geistiger oder körperlicher Arbeit zu leisten, und zwar aus Scheu vor den mit solcher Arbeit verbundenen Mühen oder Opfern. Und nur in diesem Sinn gebrauchen wir das Wort Faulheit in der vorliegenden Studie.

Das Verdikt „Faulheit" setzt also voraus, daß jemand die Arbeit leisten kann und nicht mag, daß er die Arbeit leisten sollte und nicht will. Ich bin nicht faul, wenn ich eine Arbeit nicht leisten will, zu der ich nicht verpflichtet bin. Faulheit ist gewolltes Versagen bei der naturgewollten und pflichtmäßigen Arbeit. Und da der alte Grundsatz: Ultra posse nemo tenetur — „Zum Unmöglichen ist niemand verpflichtet", auch noch heute gilt, so kann aus doppeltem Grunde von Faulheit keine Rede sein, wo die körperliche oder geistige Kraft zur Leistung einer Arbeit und zur Bewältigung der entgegenstehenden Schwierigkeiten fehlt. Jeder muß beurteilt werden nach dem Maß der eigenen Kräfte. Es geht nicht an, Mittelmaße aufzustellen und den für faul zu erklären, der das Mittelmaß der Kräfte und der Leistungen nicht erreicht. Es gibt nun einmal Menschen, deren tatsächliche Körperkräfte unter dem Mittelmaß stehen, und von den geistigen Kräften gilt dasselbe. Man darf auch nicht vom Körpermaß und Körpergewicht auf die wirklich verfügbaren Körperkräfte schließen. Fette Leute sind bekanntlich nicht immer gesund, und „juvenile Fettsucht" ist keine gute Grundlage für Entwicklung von Muskelkräften, die bei körperlicher Arbeit in erster Linie in Betracht kommen. Schwieriger ist es noch, sich ein klares Bild von den verfügbaren seelischen Kräften zu verschaffen. Einige kurze Kreuz- und Querfragen, die das Kind vielleicht nicht einmal versteht, genügen keineswegs.

Heroismus setzt man im gewöhnlichen Leben nicht voraus, sondern nur ein Alltagsmaß von Willensenergie und Selbstbetätigung. Deshalb dürfen wir jenen noch nicht „faul" nennen, der vor Arbeiten zurückschreckt, die für seine Kräfte und seine Lage eine geradezu heldenhafte Anstrengung und Selbstüberwindung bedeuten würden.

Anderseits braucht man nicht gerade auf der ganzen Linie zu versagen und sein Leben im Lehnstuhl zu verbringen, um den Vorwurf der Faulheit sich zuzuziehen. Wer vor den gewöhnlichen Mühen und Arbeiten, die sein Beruf und seine Stellung mit sich bringen, zurückscheut, obwohl er ihnen gewachsen ist, der muß sich den Vorwurf der Faulheit gefallen lassen, selbst wenn er für andere Zwecke sich die Beine abläuft. Das ist

doch nur „geschäftiger Müßiggang“ [1]. Auch Landstreicher und Strolche lassen sich manche Mühe kosten, nur um an der Arbeit vorbeizukommen.

Die Faulheit hat verschiedene Formen und verschiedene Grade. Wer bloß vor geistigen Arbeiten zurückscheut, die körperlichen aber nicht scheut, den darf man nicht schlechthin faul nennen, es sei denn, daß er einem Berufe angehört, der wesentlich geistige Arbeit fordert. Ein Student, der nicht studiert, ist ein fauler Mensch. In der Schule und beim Studium ist geistige Arbeit die Hauptsache. Wer da nicht mittut, obwohl er kann, darf sich auch nicht beklagen, wenn man ihn trotz seines Eifers beim Gesang, beim Turnen, bei Sport und Vergnügungen schlechthin als faul bezeichnet.

Wer körperliche Arbeit nicht leisten will, die er leisten kann und leisten soll, ist arbeitsscheu, und wird in jedem Berufe, der ein gewisses Maß körperlicher Arbeit verlangt, einfach faul genannt.

Wer geistige und körperliche Arbeit zugleich scheut, hat freilich noch ein größeres Anrecht auf diesen Titel; er darf sich füglich „Faulenzer“ schelten lassen. Gewöhnlicher spart man aber diese Bezeichnung für jene auf, welche ihre Zeit in gemächlicher Ruhe und Nichtstun hinbringen.

Wollen wir unsern Hans auch nicht „Faulenzer“ nennen, zu den Faulen muß er, soweit die sittliche Bedeutung dieses Wortes in Betracht kommt, gerechnet werden. Sein ganzes Verhalten zeigt, daß es ihm weder an der körperlichen noch geistigen Kraft gebricht, um das zu leisten, was Elternhaus, Schule und Kirche von ihm verlangen müssen. Aber er mag nicht. Die mit geregelter Arbeit verbundenen Mühen und Opfer sind ihm zuwider. Niemand verlangt von ihm zunächst, daß er Freude und Lust an der Arbeit habe; wohl aber muß auch von diesem jungen Weltbürger verlangt werden, daß er seine Arbeit tut, wie die andern Kinder es auch müssen. Es sind keine übermäßigen Lasten, die ihm auferlegt werden. Aber unser Hans ist faul auf der ganzen Linie, lernfaul, denkfaul, schreibfaul und arbeitsscheu dazu.

3. Ein anderes Urteil müssen wir über Peter fällen; es sind zu viele Momente vorhanden, die uns zeigen, daß es bei ihm nicht eigentlich am Willen fehlt, sondern am Können. Er ist körperlich und geistig schwach, aber er ist nicht faul.

---

[1] Hier tritt die schon angedeutete Schwierigkeit in Anwendung der Ausdrücke „faul“ und „träg“ klar hervor. Leute, die im sittlichen Sinne des Wortes „faul“ und „träge“ sind, wird man in der gewöhnlichen Umgangssprache nicht so nennen, solange ihnen das schlaffe, nachlässige, untätige Wesen fehlt.

Das erste Moment ist seine physische Schwäche. Der Peter ist trotz seiner Größe und seiner massigen Glieder schwach. Darauf weist sein blasses Aussehen, sein müder Gesichtsausdruck, sein träger Gang hin, darauf seine Scheu vor Springen und Spielen, darauf die so leicht eintretende Ermüdung, darauf wahrscheinlich auch der so stark auftretende Schweiß. Schulärzte gibt es in Peters Heimat noch nicht, sonst wäre der Peter wohl schon einmal gründlich untersucht worden, und es wäre sehr anzuraten, daß er mal von einem tüchtigen Arzt, der auch in der Psychiatrie zu Hause ist, untersucht würde.

Auffälliger noch als die körperliche Schwäche ist die geistige. Zu den Idioten freilich darf man den Peter nicht zählen. Aber die ungewöhnliche Langsamkeit aller geistigen Betätigungen und die übergroße Ermüdbarkeit lassen sich nicht verkennen. Daher das Versagen und das Zurückbleiben in seinen Leistungen. Vielleicht daß sich bei näherer Prüfung seiner Sinneswahrnehmungen schon Störungen in der Funktion seiner Augen, seines Gehörs und seiner Tastempfindungen nachweisen ließen. Jedenfalls ist seine Merkfähigkeit herabgesetzt, sein Vorstellungsleben inhaltsarm, der Vorstellungsablauf träge und behindert, die Reproduktion der Vorstellungen erschwert. Natürlich muß unter diesen Hemmnissen auch das geistige Erkennen leiden. Die Begriffs-, Urteils- und Schlußbildung ist zwar nicht unmöglich gemacht, aber bedeutend erschwert. Der Besitz an allgemeinen Begriffen und wirklich erfaßten Wahrheiten ist gering. Mit dieser Armut an Vorstellungen und Begriffen hängt nun eine andere auffällige Erscheinung im Seelenleben Peters zusammen: die Interesselosigkeit gegenüber allem, was sich nicht auf die elementarsten Anforderungen des eigenen körperlichen Lebens bezieht.

Auch das Gefühls- und Gemütsleben Peters scheint, soweit wir aus den Äußerungen schließen können, herabgesetzt und arm. Doch haben wir hier im einzelnen wenig Sicherheit. Vielleicht fühlt er manches, und es tut ihm weh, aber er meint, es gehe nicht anders, und hat sich darein ergeben. Immerhin scheint angenommen werden zu müssen, daß er vieles weniger fühlt als andere; denn er macht im ganzen nicht den Eindruck des traurig Verstimmten und Niedergeschlagenen. Interesselosigkeit und Herabsetzung des Gefühls- und Gemütslebens macht nun das aus, was moderne Psychiater als Indolenz bezeichnen[1], den Mangel an Reaktion gegenüber der Außenwelt.

[1] So B. Scholz: Anomale Kinder, Berlin 1912, 189 ff.

Diese äußere Schwerfälligkeit und dieser Mangel innerer Regsamkeit ist bei Peter etwas entschieden Krankhaftes. Faulheit im sittlichen Sinne des Wortes ist es nicht. Blasiertheit, die unter dem Bilde der Indolenz auftritt, kann es auch nicht sein; denn von Übersättigung mit den Genüssen des Lebens hat wahrlich der Peter noch nie etwas verspürt. Mangel an jeglicher Regsamkeit ist bei Kindern immer etwas Krankhaftes. Sehen wir uns nur die einzelnen Züge etwas näher an.

Das gesunde Kind ist voll Leben, voll Bewegung und Tätigkeit; ein Kind, das Bewegung und Tätigkeit überhaupt scheut, ist sicher nicht gesund. Bei den Indolenten begegnet uns dieses Bedürfnis nach Ruhe und Stille. Entweder empfinden sie die Bewegungen direkt schmerzhaft oder es stellen sich nach noch so geringer Betätigung lästige Mißempfindungen und Ermüdung ein. Alles Zeichen krankhafter Zustände.

Das normale, gesunde Kind hat eine große Wißbegierde und bestimmte, wenn auch eng umgrenzte Interessen. Die ganz Kleinen schon wollen sehen, wie's innen aussieht, wollen hören, wie's klingt, wenn man's schüttelt, wie's riecht, wie's schmeckt, ob's hält oder ob es sich zerreißen läßt. Später kommen die Zeiten der Entdeckungsreisen im Haus und ums Haus herum, am Bach und auf der Wiese. Vater und Mutter werden alles Mögliche gefragt, und das Wie und Warum des kleinen Philosophen kann recht lästig werden. Immer wieder betteln sie um Geschichten und mindestens am Spiel haben alle Interesse. Bei den Indolenten zeigt sich fast absolute Interesselosigkeit für alles, was nicht gerade des Leibes Not betrifft. Das normale, gesunde Kind zeigt eine verhältnismäßig große Anspruchsfähigkeit des Gefühles und Gemütes. Kleine Leiden entlocken ihm Seufzer und Tränen, kleine Freuden lassen es jubeln, tanzen und springen. Sein Herz schlägt höher, wenn man es lobt, der Tadel läßt es die Augen senken, schamrot werden und weinen. Beim Indolenten fehlt diese Anspruchsfähigkeit des Gefühles fast ganz. Man hört ihn nie jubeln, sieht ihn aber auch nie bitterlich weinen; Lob und Tadel lassen ihn kalt. Auf Belohnungen macht er keinen Anspruch und müht sich nie um dieselben ab; die Strafen läßt er über sich ergehen, ohne sich darüber aufzuregen.

Forschen wir nach der Ursache der geistigen Schwerfälligkeit und verminderten Regsamkeit, so entdecken wir im Hintergrunde derselben meist geistige Schwäche. So ist es bei unserem Peter; so ist es wohl immer bei Kindern. Die Indolenten sind eine Gruppe der armen Schwachsinnigen. Ob es bei gut erhaltener sinnlicher Erkenntnis und unversehrtem Ver-

standesleben völlige Interesselosigkeit und Gemütslosigkeit und damit Indolenz gibt, erscheint zweifelhaft. Die absolute Möglichkeit soll indessen nicht in Abrede gestellt werden.

4. Nicht überall liegen die Verhältnisse so einfach wie bei unserem Peter und unserem Hans. Sehr oft finden wir ein Gemisch großer Schwerfälligkeit auf geistigem Gebiete und Regsamkeit, Verständnis und Eifer für landwirtschaftliche Arbeiten oder mechanische Verrichtungen. Dann wieder zeigen sich geistiges Interesse und Regsamkeit für einzelne Lehrfächer verbunden mit gänzlichem Versagen in andern. So gibt es Kinder, die nicht etwa bloß in Anschauungsunterricht und Naturkunde, sondern auch für Religion und Rechnen Sinn zeigen, dagegen im Lesen und Schreiben nicht mittun, oder beim Kopfrechnen aufmerksam sind und mitrechnen, während sie bei schriftlichem Rechnen untätig verharren. „Buchstaben und Zahlen prägen sich ihm schwer ein; daher ist das Lesen und schriftliches Rechnen ihm eine große Schwierigkeit", bemerkt ein Hilfslehrer zu einem solchen Fall[1]. Zuweilen müssen wir mit beiden Faktoren rechnen. Es liegen einerseits krankhaft erhöhte Schwierigkeiten vor, die das Kind wenigstens zum Teil überwinden könnte, aber aus Scheu vor der Anstrengung nicht überwinden mag. So entstehen Mischformen zwischen krankhafter Schwerfälligkeit und selbstgewollter Trägheit und fließende Übergänge zwischen beiden. Auch zeitlich sind Mischformen möglich, indem Kinder nur zeitweise, vielleicht periodisch schlaff, schwerfällig und arbeitsscheu sind, zu andern Zeiten aber rege, flink und eifrig.

Allein Schwerfälligkeit und Faulheit sind nicht die einzigen Quellen der Untätigkeit und der Vernachlässigung seiner Pflichten. Es gibt eine ganze Reihe anderer, von den seltenen Fällen, wo Halluzinationen oder Wahnideen im Spiele sind, ganz abgesehen. Nur einige naheliegende seien erwähnt.

Das schwerhörige Kind[2]. Es hört die Stimme, aber das Auffassen der feineren Unterschiede im Klang wird ihm schwer. So muß es am Gesicht oder den Bewegungen der Sprechenden abzulesen suchen, was sie meinen, und muß sich aufs Raten verlegen. Ein Wink, ein Zeichen, und alles ist gut. Ein

[1] Strohmayer, Vorlesungen über die Psychopathologie des Kindesalters, Tübingen 1910, 195. Freilich handelt es sich dabei um einen erethisch (lebhaft) Imbezillen. Allein auch bei der torpiden Form des Schwachsinns, wie sie unser Peter zeigt, ist der Fall denkbar.

[2] Vgl. G. Wehle, „Schwerhörige Kinder", in Plüschel, Kinder, die Sorgenpfade ziehn, Dresden 1908, 22 f.

Blick auf das offene Fenster, und das Kind schließt es bereitwillig; eine Fingerbewegung, und es schreibt. Wenn es aber nicht errät, was wir wollen, und nicht zu fragen wagt, bleibt es untätig und kommt in den Ruf des Ungehorsams und Unfleißes. Ähnlich geht es dem Kind, das zu Hause bloß in der Mundart reden hört und das nur langsam und schwer an das Verständnis der Schriftsprache sich gewöhnt.

Ablenkbare Kinder[1]. Starke Sinneseindrücke lenken selbst Erwachsene für Augenblicke von ihrer Arbeit ab und lassen sie dieselbe vergessen. Wenn plötzlich eine Militärmusik ertönt oder auch nur der Klang der Trommel und der Pfeife oder der fremdländische Singsang eines Kameltreibers sich hören läßt, sind auch die besten Kinder kaum mehr zu halten. Beim ablenkbaren Kinde, das seine Aufmerksamkeit nur schwer und auf kürzeste Zeit zusammenhalten kann, genügt eine Bremse am Fenster, eine Fliege, die übers Papier läuft, das Niesen eines Nachbars, daß es seine Arbeit liegen läßt und mit seinen Gedanken lange Zeit anderswo herumschweift.

Das träumerische Kind. Bei allem Lernen und aller Schularbeit muß man denken. Auch Kinder haben zuweilen schon eine übereifrige Phantasie, die sie auf ganz andere Pfade führt, ohne daß sie es wollen. Sie träumen am hellen Tage. — Ablenkbarkeit und träumerisches Wesen werden indessen leicht erkannt und die durch sie bedingte Untätigkeit wird kaum mit Faulheit verwechselt.

In den eben aufgeführten Fällen liegen die Hemmnisse des Wollens und des Tuns zunächst lediglich im Erkennen. Aber auch von seiten des Gefühlslebens und organischer Reize und Störungen kann Untätigkeit und so scheinbare Faulheit entstehen.

Das traurige, mißstimmte und mutlose Kind[2]. Zu allem ausdauernden und erfolgreichen Schaffen bedarf es des Mutes, des Selbstvertrauens, der Freudigkeit. Diese werden untergraben durch die depressiven (niederdrückenden) Affekte der Angst, der Niedergeschlagenheit, der Furcht und Trauer, die dann auch bei Kindern durch kleine Mißerfolge noch genährt und gesteigert werden. Nimmt die Niedergeschlagenheit die Gestalt von Angst oder tiefer Traurigkeit an, so kommen die Kinder nicht leicht in Gefahr, für faul gehalten zu werden. Anders wenn Mutlosigkeit und Mißstimmung in Form mürrischer Verschlossenheit und finsteren, trotzigen Wesens auftreten und dabei die körperlich scheinbar rüstige Natur keinerlei Schwäche ahnen läßt. Mißstimmungen und andere niederdrückende Gefühle können rein psychologisch bedingt sein; allein oft sind sie gerade bei Kindern krankhafter Natur, wachsen nicht aus den gewöhnlichen seelischen Erlebnissen trauriger Art heraus, sondern entspringen rätselhaften Zustandsänderungen im Organismus und einem krankhaft veranlagten Gehirn. Da nun solche Veränderungen vorübergehend episodisch oder auch periodisch auftreten, so entstehen jene rätselhaften Charaktere, bei denen Zeiten des Fleißes, ordent-

[1] Vgl. „Willenlosigkeit und Willensschwäche" in dieser Zeitschrift LXXXII 285 ff.
[2] Vgl. ebd. 157 ff 282 ff.

lichen Betragens und ruhiger Arbeit plötzlich durchbrochen werden von Nichtstun, Schulschwänzen und Umherlungern.

Siefert[1] bringt eine Reihe von Beispielen, wo Kinder (Knaben und Mädchen) nach ordentlichem Verhalten auf einmal um das zehnte Lebensjahr herum begannen träge zu werden, die Schule zu meiden, sich herumzutreiben und im Freien zu nächtigen. Dabei handelte es sich nicht etwa um Verleitung durch andere, sondern um spontane Veränderungen, die sich in der Fürsorgeerziehung zu einem großen Teil wieder verloren.

Strohmayer[2] führt andere Fälle aus Hilfsschulen auf, wo die Veränderungen plötzlich für Tage oder Stunden auftreten und wieder nachlassen. Nur ein Beispiel: Karl Kn., 14 Jahre alt, auffallend kleiner Kopf mit deutlicher Asymmetrie beider Seiten, große, unregelmäßig gestellte Zähne. „Er hat einen guten Charakter, aber an manchen Tagen ist nichts mit ihm anzufangen. Dann ist er widerspenstig und hat einen ‚finstern Blick'. Er antwortet dann wohl auf Fragen, hat aber zu nichts Lust und Trieb, ist träge und müde und wie ‚in Gedanken'."

Dies muß hier genügen, um uns auf verschiedene Möglichkeiten hinzuweisen, wie Untätigkeit entstehen kann.

III. Was tun?

In Bezug auf Wesen und Quelle des Mangels an pflichtmäßiger Arbeit unserer beiden ersten Klassen von untätigen Kindern sind wir also im reinen; und so können wir unsere erzieherischen Maßregeln treffen. Es kann uns gelingen, nicht nur die lästige Untätigkeit von Mal zu Mal zu bekämpfen, sondern auch wo möglich die Quelle abzugraben.

1. „Das spezifische Mittel, um einen trägen Zögling zur Arbeit zu bringen, ist, ihn zu einer Zeit, wo er sich gerade gütlich tun möchte, zur Arbeit anzuhalten, damit er lerne zur rechten Zeit sich plagen." So Eckinger[3]. Dieses Mittel muß mit zäher Ausdauer angewendet werden. Wenn es sich bloß um Denk- und Lernfaulheit handelt, kann schon die folgerichtige Handhabung in der Schule gute Früchte zeitigen. Nur darf die Sanktion in Gestalt energischer Strafe nicht gespart werden, wenn die Mahnungen und Warnungen nichts fruchten. Eine solche Verbindung von Überwachung und Strafe wird aber für den Lehrer in einer großen Schule fast zur Unmöglichkeit. Leichter geht es in Anstalten, wo Lehrer und Aufsichtsorgane sich in die Erziehung teilen und einander wechselseitig unterstützen. Gesellt sich, wie bei unserem Hans, zur Lernfaulheit auch die

[1] Psychiatrische Untersuchungen über Fürsorgezöglinge, Halle 1912, 41 ff 49 ff.
[2] Psychopathologie des Kindesalters 194 ff.
[3] Die katholische Anstaltserziehung in Theorie und Praxis, Freiburg 1913, 261.

Arbeitsscheu, so kann die Schule unmöglich allein Abhilfe schaffen. Die Eltern müssen Hand mit anlegen. Die Heilige Schrift[1] spricht in drastischen Bildern ihren Abscheu vor der Faulheit aus. Jedenfalls darf die körperliche Züchtigung nicht fehlen, wo gute Worte und ernste Mahnungen nichts fruchten. „Wer die Rute spart, haßt seinen Sohn." Es gibt der Kinder genug, die nur körperliche Strafe zur Einsicht bringt. Ihnen dieses notwendige Heilmittel vorenthalten, wäre Grausamkeit gegen die Kinder selber. Nur darf man nicht mit der körperlichen Strafe erst beginnen wollen, wenn der Bursche schon groß geworden ist und die körperliche Züchtigung als Entehrung empfindet.

Aber Befehl, Überwachung und Strafe bekämpfen bloß zunächst die lästige Erscheinung der Untätigkeit. Sie graben deren Quelle nicht ab. Sie schaffen noch nicht den inneren Geist treuer Pflichterfüllung, sondern erst die äußere Legalität. Daher darf die Ermahnung, namentlich auch die religiöse Mahnung, nicht fehlen. Ist übrigens einmal der groben Nachlässigkeit und Untätigkeit ein Ende bereitet und das Kind dazu gebracht, wohl oder übel zu arbeiten und zu lernen, so wird es bald an der Arbeit selber Interesse und Lust finden. Die Freude an deren Gelingen, die erhaltene Anerkennung, die Befriedigung erfüllter Pflicht werden nun selbst zu Willensantrieben für weitere Arbeit. Zugleich bereiten sie das Herz, um die Ermahnungen der Eltern und Lehrer willig aufzunehmen. Damit ist der Weg zur sittlichen Befreiung aus den Banden der Trägheit und zur bewußten treuen Pflichterfüllung geebnet.

Einem Kinde aber, das wie unser Hans zu Hause tun kann, was es will, kann man keine günstige Prognose stellen. Möglich ist, daß, wenn es einmal der Schule entronnen ist, es von selber an der Arbeit Freude findet. Gut kann es gehen, wenn es unter scharfe Augen und feste Hände kommt. Bleibt es sich selbst überlassen und drängt es nicht die Sorge ums tägliche Brot zur Arbeit, so ist es ebenso wahrscheinlich, daß es Genossen für seinen Müßiggang findet und sein Leben sich auf der Jagd, auf Viehmärkten, Schützenfesten und daheim im Wirtshaus abspielt.

2. Bei unserem Peter wird wohl nicht mehr viel zu helfen sein. Für seinen Gesundheitszustand müßte man einen tüchtigen Nervenarzt zu Rate ziehen können, und das ist bei der Armut seiner Pflegeeltern ausgeschlossen. Auch denkt niemand daran, denn der Peter ist zwar unbeholfen, aber für krank hält man ihn nicht.

Geistige Fortbildung wäre nur möglich, wenn sich jemand seiner besonders annehmen könnte. Ein weiteres Besuchen der Volksschule wäre für den Peter

[1] Sir 22, 1 2.

nur eine Qual. Sie stellt zu viel Anforderungen an ihn, und bei aller scheinbar stoischen Seelenruhe fühlt er es doch, wenngleich nicht so sehr wie ein gesundes Kind, wenn er immer zu den Letzten der Klasse gehört, nicht mitkommt und nicht steigen darf. So ist es eine Erlösung für ihn, wenn er im Herbst das gesetzliche Alter erreicht hat und entlassen werden muß. Es steht übrigens nicht so schlimm mit ihm, wie es aussieht. Die notwendigsten Stücke aus dem Katechismus weiß er; er kennt auch die Gebote Gottes und hält sie, und er darf sogar am Schutzengelfest zur heiligen Kommunion gehen. Was er an Lesen, Schreiben und Rechnen weiß, reicht freilich fürs Leben nicht aus; er braucht immer jemand, der für ihn sorgt. Da jedoch sein Pflegevater ihn um Himmelslohn behalten will und Liebe genug besitzt, um mit dem sonst willigen Peter Geduld zu haben, so ist für die nächsten Jahre gesorgt. Vielleicht bringt es dieser, wenn er einmal der schweren Last der Schule ledig ist, doch noch so weit, daß er schlecht und recht mit seiner Hände Arbeit den Pflegeeltern die ärmliche Kost und Kleidung in etwa zu entgelten vermag. Er wird nie ein tüchtiger Arbeiter werden, aber vor dem lieben Gott braucht uns für ihn nicht zu bangen; er wird seine Christenpflicht erfüllen nach Wissen und Gewissen.

In vielen Städten und größeren Ortschaften Deutschlands gibt es heute von Staats und Gemeinde wegen Hilfsschulen. Sie sind für zurückgebliebene Kinder, für leicht Schwachsinnige, für langsame und schwerfällige Naturen eine wahre Wohltat. In einer solchen Hilfsschule für Schwachbegabte darf sich der Lehrer ohne Rückhalt mit der geringeren Leistung seiner Kinder zufrieden geben. Er kann sich den Schwächsten anpassen; es stehen ihm Methoden zu Gebote, die erfinderische Liebe gerade für die Förderung dieser Schwachbegabten geschaffen hat[1]. Er hat Zeit, durch systematische Übung und Handfertigkeitsunterricht die ungelenken Glieder etwas gefügiger und die steifen Finger etwas gelenkiger zu gestalten. Er darf geduldiges Abwarten üben, und kein pflichtmäßig zu erreichendes Klassenpensum treibt ihn zu schädlicher Eile. Aber solche Hilfsschulen stehen den Armen noch nicht überall zur Verfügung. Da ist oft die Liebe des gewöhnlichen Volksschullehrers erfinderisch und weiß sich einen Weg zu bahnen zwischen der Sorge, die er der ganzen Klasse schuldet, und der Rücksicht, die er auf die Schwachen nehmen möchte. Gerade der Lehrer unseres Peter gibt uns in dieser Beziehung wichtige Winke. Nie duldet er, daß andere Schüler den Peter hänseln oder wegen seiner Ungeschicklichkeiten verspotten. Er weiß ihn anzutreiben und ihn zu schonen und scheint jede Gelegenheit zu benützen, ihn zu loben, während er mit dem Tadel haushälterisch umgeht.

---

[1] Vgl. Herberich, Methodik des Schwachsinnigenunterrichtes, Donauwörth 1910.

Bei solchen körperlich und geistig Schwerfälligen muß die erste Sorge dahin gehen, das Maß ihrer körperlichen und geistigen Kräfte kennen zu lernen, damit nicht ihre Gesundheit durch ein Übermaß von Anforderungen weiter Schaden leidet. Prüft ein Schularzt die Kinder, so werden wir ihm für seine Aufschlüsse dankbar sein, und sie, so gut es angeht, berücksichtigen. Ist keine ärztliche Prüfung möglich, so müssen wir selbst ein offenes Auge haben.

Innerhalb der Grenzen dessen, was unsere Kinder ohne Überanstrengung zu leisten vermögen, müssen wir sie dann mit sanfter Liebe und Ausdauer zur Arbeit anhalten. Dabei müssen wir ihnen zur Ausführung derselben reichliche Zeit gewähren und keine Ungeduld verraten. Vielleicht, daß auch bei diesen Kindern infolge der kleinen Erfolge, die sie erzielen, das Selbstvertrauen, der Mut und selbst eine gewisse Arbeitsfreude erwacht.

Eine schwierige Aufgabe ist es, das Interesse der Schwerfälligen zu wecken. Es müßte Gelegenheit geboten sein, im Unterricht immer wieder auch zu den Schwächsten sich herabzulassen, auf ihren armen Besitzstand von Vorstellungen und Begriffen, auf ihre kleinen Interessen, die scheinbar mit der Schule nichts zu tun haben, zurückzugehen und sie so weiter zu führen. Allein dies geht bei größeren Abteilungen, die man einem bestimmten Klassenziele zuzuführen hat, nicht an. Die Förderung der übrigen Schüler darf nicht leiden.

Leichter geht es, das Gemüt in etwa zu wecken. Wir dürfen nicht leicht voraussetzen, scheinbar ganz Indolente seien für einen freundlichen Blick, ein Wort der Anerkennung für ihr redliches Bemühen völlig unempfindlich. Auch brauchen wir nicht zu fürchten, die andern Kinder werden das Lob, das wir einem Schwachen spenden, als ungerechte Bevorteilung betrachten. Gerade die Tüchtigeren und Besseren haben hierin einen scharfen Blick, und vielen tut das Wort der freundlichen Teilnahme, das wir einem der unschuldig Letzten spenden, so wohl, als hätte es ihnen gegolten[1]. Also kargen wir nicht mit der Anerkennung bei den Schwachen, suchen wir vielmehr mit der Lupe alles, was wir irgendwie lobend erwähnen könnten, um so Selbstvertrauen, Ehrgefühl und Schaffensmut zu wecken.

---

[1] Ist es nicht bezeichnend für den liebevollen und gerechten Scharfblick der Jugend, daß an einem Gymnasium die Schüler einstimmig den Ehrenpreis des Fleißes einem Studenten zuerkannten, der nicht in eine höhere Klasse aufsteigen konnte?

Strohmayer[1] faßt die Grundsätze der heilpädagogischen Behandlung Schwachsinniger — und unter diese müssen wir ja die geistig Schwerfälligen einreihen — in folgende Sätze zusammen:

1. Prinzip jeglichen Unterrichts muß sein, beim schwachsinnigen Kinde nichts vorauszusetzen.

2. Bei der Zumessung des Lernstoffes für schwachsinnige Kinder muß nicht nur weniger, sondern auch anders dargeboten werden als beim normalen Kinde. ... Anschauung, Denken und Anwendung sind die drei Haupterfordernisse für die intellektuelle Förderung Schwachsinniger.... Ein Unterricht, der auf Mittätigkeit und Selbsttätigkeit des schwachsinnigen Kindes verzichtet, ist Zeitvergeudung.

3. In allen Disziplinen wird man der gesteigerten Ermüdbarkeit und dem rasch erlahmenden Interesse durch kurzdauernde Anforderungen und Wechsel in der Darbietung entgegenkommen müssen.

4. Für alle Grade des Schwachsinns soll die Übung in der Handfertigkeit eine große Rolle spielen.... Für viele Imbezille ist das Tun überhaupt der einzige Weg zur Auffassung und Förderung.

5. Die ethische Zucht wird sich bei den tiefer stehenden Schwachsinnigen auf die Bekämpfung übler Angewohnheiten und niederer Triebe richten müssen.... Beim Imbezillen und Debilen wird die Hauptsache sein, Laster (Lügen, Stehlen, Naschen, Ungehorsam usw.) durch strengste Beaufsichtigung zu verhindern; das Abgewöhnen geht viel schwerer. Strafen sind oft wenig wirksam, da viele Schwachsinnige das Ehrenrührige der Abstrafung nicht empfinden.

Wir können alle diese Leitsätze unterschreiben, nur darf die Erziehung nicht hier stehen bleiben. Auch die Schwachsinnigen, und oft selbst tiefer stehende Schwachsinnige, zeigen Verständnis für sittliche Begriffe, um wieviel mehr die bloß geistig Schwerfälligen, die zu den Imbezillen oder Debilen gerechnet werden müssen. Fügen wir hinzu, daß der sittliche Unterricht auf der Religion aufgebaut werden muß. Dort findet er eine viel tiefere,

---

[1] Psychopathologie des Kindesalters 244 ff. J. Seitz, Gedanken zur Willensbildung in der Heilpädagogik (Pharus, 3. Jahrg., Donauwörth 1912, I 420 ff) betont vom theoretischen wie praktischen Standpunkt aus die Wichtigkeit des Handfertigkeitsunterrichts, des Turnens und Spielens für die körperliche und mittelbar auch für die seelische Ausbildung der Zurückgebliebenen. Für die Weckung des intellektuellen Lebens empfiehlt er das Aufsuchen der geistigen Anknüpfungspunkte im Kinde, rechte Dosierung des Unterrichtsstoffes, gründliche Behandlung und Einübung des Elementaren, Versinnlichung der Wahrheiten und Verknüpfung derselben mit dem kindlichen Leben. Weit über Strohmeyer hinaus, der einen bloß naturalistischen Standpunkt einnimmt, führen seine sehr beachtenswerten Bemerkungen über die sittliche Förderung der Zurückgebliebenen S. 432 ff. — Ein Studium tüchtiger Bücher über Heilpädagogik und der Besuch von Anstalten für Schwachsinnige mit ihrem praktischen Betrieb kann für die Behandlung solcher Kinder in Familie und Schule sehr viel Anregung und Hilfe bieten.

den Willen und das Gemüt ergreifende Begründung, nimmt eine viel anschaulichere Gestalt an und liefert die herrlichsten, auch die Kinderseele bewegenden Beispiele. Der sittliche Unterricht, der so erteilt wird, bezweckt und erreicht mehr, als bloß das Kind „tüchtig zu machen, mit Ehren im Kampf ums Dasein zu bestehen". Der religiöse Unterricht in den Glaubenswahrheiten kann sehr wohl, namentlich in Verbindung mit Erzählungen aus der Biblischen Geschichte, dem Verständnis schwacher Kinder angepaßt werden. Er macht dann das Kind nicht bloß zum vollgültigen Mitglied irgend einer religiösen Gemeinde[1], sondern befähigt es, mit Gottes Gnade seine Christenpflichten nach bestem Wissen und Gewissen zu erfüllen und so sein letztes Ziel, das ewige Glück in der Anschauung Gottes, zu erreichen.

3. Wie man die Mutlosen und die Augenblicksmenschen, Opfer ihrer Eindrücke, ihrer Phantasie und ihrer Laune, zum Wollen und damit auch zu planmäßiger, ausdauernder Arbeit erziehen könne, wurde bereits in der Studie über „Willenlosigkeit und Willensschwäche" darzustellen gesucht.

Bei krankhaften Störungen, die aus dem Organismus selbst herauswachsen und deren Analogien auch in den Entwicklungsjahren gesunder Kinder sich geltend machen können, heißt es vor allem Geduld haben. Wir dürfen unser Urteil über den moralischen Wert oder Unwert der Kinder nicht aus ihren krankhaften Abwegen gewinnen oder auch nur im ungünstigen Sinne uns von diesen unangenehmen Zwischenfällen beeinflussen lassen. Die kleinen Patienten müssen wir mit ruhiger, sicherer Hand über die schweren Tage und kritischen Stunden hinüberzuführen suchen, und wenn wieder gesündere Zeiten angebrochen sind, das Erziehungswerk unbeirrt fortsetzen.

Noch ein Wort über die Strafen solchen Kindern gegenüber. In den kritischen Tagen und Stunden sind sie jedenfalls nicht am Platz; da muß man mit ernster Liebe durchzukommen suchen. Für andere Zeiten scheint Strohmayer das Richtige zu treffen, wenn er schreibt: „Körperliche Züchtigung mit Ausnahme des Kopfes kann man nicht unbedingt perhorreszieren. Ich rate aber zur tunlichsten Sparsamkeit. . . . Jedenfalls soll sich jeder Erzieher bei schwachsinnigen Kindern vor jedem Schlage, den er führt, erst noch einmal Rechenschaft darüber geben, daß er einem abnormen Menschenkind gegenübersteht, dessen Handlungsmotive andere sind als beim

[1] Strohmayer a. a. O.: „Das Auswendiglernen von Bibelsprüchen und Glaubensartikeln macht das schwachsinnige Kind vielleicht formell ‚konfirmationsfähig', aber nicht tüchtig, mit Ehren im Kampfe ums Dasein zu bestehen."

normalen und deshalb auch andern Strafvollzug erheischen." Vielleicht ist die Begründung nicht ganz glücklich. Nur in seltenen Fällen kennen wir die Beweggründe der Schwachsinnigen. Wir müssen uns damit begnügen, zu sagen: es können wie bei ihren Taten so bei ihren Unterlassungen ganz andere Beweggründe im Spiele sein. Infolgedessen muß der Geist der Strafe ein anderer werden. Die Strafen können nicht mehr oder nur in geringerem Maße Vergeltungsstrafen sein, da wir nicht sicher wissen, ob wirklich Schuld vorliegt und wie weit. An Stelle der sühnenden Vergeltung tritt die Strafe als Abschreckungs- und Besserungsmittel. Daß dieser Gedanke auch die Art des Strafvollzuges beeinflußt, ist klar.

Wir sind am Ende. Wenn die Ausführungen dieser Arbeit im Leser die Überzeugung wachrufen, daß er erst genau zusehen muß, ehe er ein Kind als „faul" erklärt und danach behandelt, so haben sie ihren Zweck erreicht. Der kurze Inhalt kann nicht besser zusammengefaßt werden als in die schönen Worte Eckingers: „Ehe du ... über einen Zögling dieses Urteil fällst, sieh genau zu, aus welcher *Wurzel* seine Untätigkeit stammt. Faulheit als *sittlicher Mangel* ist Nichtbenützung seiner Kräfte gegen Pflicht und Gewissen, weil man die Anstrengung scheut."

Julius Beßmer S. J.

Vom Weſen des deutſchen Geiſtes in der Kunſt.

Ehrt eure deutſchen Meiſter,
Dann bannt ihr gute Geiſter.
(R. Wagner, Meiſterſinger.)

Es gibt Nationen von großer Beweglichkeit und ſchnellem Auffaſſungsvermögen, von lebhafter Phantaſie und ſtarker Kombinationsgabe, in denen alle Vorzüge und Schwächen des ſanguiniſchen Temperamentes lebendig geworden ſind. Wie leicht entzündliche Stoffe fangen ſie bei der geringſten Reibung Feuer; eine Flamme lodert hoch auf, um alsbald wieder in ſich zuſammenzuſinken. Das Alte iſt noch kaum ausgedacht, da regt ſich ſchon wieder der Drang und Trieb nach Neuem. Solchen Völkern verdankt die Menſchheit hauptſächlich die großen Kulturanregungen.

Andere Nationen zeichnen ſich aus durch eine erſtaunliche Reproduktionskraft. Was ſie ſehen und hören, wird ſchnell zum geiſtigen Eigentum und wird mit zäher Ausdauer verwertet. Die Kraft aber, aus dem Gewonnenen Neues zu bilden, ſchöpferiſch weiter zu geſtalten, fehlt. Ich weiß nicht, ob mit Recht die Japaner zu dieſer Klaſſe zu rechnen ſind: man hat es behauptet.

Eine andere Weſensart zeigt der Deutſche. Er iſt nachdenklichen Sinnes, von ſtarkem Konſequenzdrang, etwas melancholiſch und darum von tiefem Gemüt. Das ſchwere Blut, das in ſeinen Adern rollt, macht ſeinen Geiſt weniger beweglich als in die Tiefe dringend, ſein zäher und feſter Wille ruht nicht, bevor er einen Gedanken bis ans Ende ausgedacht, völlig ausgepreßt hat. Das Finden iſt ihm weniger gelegen, als das von andern Gefundene zu vervollkommnen; von außen gewonnene Anregungen weiß er mit ſeinem ſcharfen Denken und eiſernen Wollen ſo lange zu verfolgen, bis das Höchſte, das Letzte geleiſtet iſt. Man muß bei ihm erſt einen Feuerbrand in die Seele ſchleudern, bis die Flamme aufſchlägt. Dann aber findet ſie einen faſt unerſchöpflichen Nährſtoff.

So hat der Deutſche auf dem weiten Gebiet der Erfindungen und Entdeckungen nur einen verhältnismäßig geringen Anteil. Alles Grundlegende in Magnetismus, Elektrizität, Dampfverwendung, Radium, Fern-

rohr, Photographie, Phonograph und Mikroskop — Schreibmaschinen, Flugzeuge und vieles andere verdankt dem Ausland seine erste Form. Was aber hat der Deutsche aus all diesen Erfindungen, ohne die sich unsere heutige äußere Kultur kaum mehr vorstellen läßt, gemacht! Überall wußte er sich den ersten Platz zu erkämpfen und so den Neid anderer Völker zu wecken. Der Schüler hat den Lehrmeister übertroffen; er ließ sich gewissermaßen das Rohmaterial von auswärts liefern, um daraus seine bewundernswerten Schöpfungen zu bilden. Ist er darum auch nicht der Begründer der modernen Kultur, so doch ihr Erbe, der das überkommene Pfund hundertfältig vermehrt hat. Er ist nicht Anreger, aber Vollender.

Dieser Charakter- und Geistestyp des Deutschen dürfte wohl auch seine vielgerügte kritiklose Bewunderung alles Ausländischen in etwa erklären. Es ist die Schattenseite einer an sich berechtigten Dankbarkeit für wertvolle Anregungen.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, die Behauptung, das Wesen des deutschen Geistes offenbare sich im „Vollenden", aus dem Gesamtgebiet menschlichen Könnens und Wissens zu erhärten. Nur die deutsche Kunst soll in wesentlichen Umrissen nach ihrem Verhältnis zwischen Geber und Empfänger untersucht werden. Hat W. Pinder (Deutscher Barock S. v) recht, wenn er vom deutschen Volke sagt: „Mit seiner tiefen Sehnsucht nach dem Letzten und Schwersten, seinem Trieb, das Einzelne und Einzige hervorzubringen, ist es gerade dann stark und reich geworden, wenn die großen Lehrgänge zu Ende waren"?

Germaniens Eintritt in die Kunstgeschichte beginnt mit dem romanischen Stil, wenn man von den altchristlichen Resten aus der Zeit Karls d. Gr. absehen will. Der romanische Baustil fußt auf dem altrömischen und wäre ohne ihn nicht denkbar. Wie glänzend haben aber die Germanen diese antiken Formen weitergebildet! Während Italien sich der Vormundschaft der Antike nie ganz zu entwinden vermochte, stets von ihrer Hinterlassenschaft zehrte, sehen wir den germanischen Geist das überkommene Kapital doppelt und dreifach vermehren. Für die Zeugungsfähigkeit des germanischen Geistes bieten unsere Wunderwerke des romanischen Stiles, wie die Dome von Speier, Worms, die Apostelkirche in Köln, die Klosterkirche von Maria-Laach, den glänzendsten Beweis. „Es läßt sich nicht leugnen", sagt Burckhardt in seinem „Cicerone" (II, 1, 222), „daß die italienische Kunstübung sich mit diesem anmutigen Spiel von Material und Farben begnügte, gleichzeitig mit den größten Fortschritten

der nordischen Architektur. Diese, von Vernutzung antiker Baustücke fast seit Anfang an abgeschnitten, und was mehr heißen will, von einem andern Geiste getragen, hatte inzwischen die erlöschenden Erinnerungen des römischen Stiles zu einem eigenartigen romanischen Stil ausgebildet, der um 1150 schon im Begriffe war, sich zum gotischen zu entwickeln." Es besitzt ja gewiß auch Italien, besonders Ober- und Mittelitalien, romanische Denkmäler von hervorragender Schönheit. Aber die Inspiration kam vom Norden. Beim Bau des schiefen Turmes von Pisa wird ein deutscher Baukünstler, Wilhelm von Innsbruck, ausdrücklich genannt. Im romanischen Stil hat Deutschland das letzte entscheidende Wort gesprochen; es hat das Querschiff ausgeweitet und mit Nebenapsiden versehen, das Chor erhöht und um ein Joch gedehnt, die Türme unlöslich in den Gesamtorganismus des Baues einbezogen, das Äußere aufs reizvollste ausgestaltet. Wie trutzige Burgen wirken diese Dome und erzählen von der wuchtenden Jung-Siegfried-Kraft unserer Urahnen. Und wie diese Kirchen in ihre Umgebung hineinkomponiert sind — man denke nur an den Limburger Dom —, gewissermaßen das musikalische Thema der Landschaft in den Klangfarben der Architektur zur höchsten Wirkungskraft steigern, sind sie zugleich ein Ausdruck deutschen Fühlens und deutschen Gemütes, ein lyrisches Gedicht, dessen Verse die Reize eines deutschen Naturausschnittes schildern und zusammenfassen.

Noch glänzender zeigte der Deutsche seine Kraft, einen Gedanken bis in seine letzten Auszweigungen zu verfolgen, in der gotischen Baukunst. Die neue Parole wurde in Frankreich laut, freilich in dem von germanischen Elementen stark durchsäuerten Nordfrankreich, und hallte bald in allen Ländern wider. Während aber England und namentlich Italien mit dem neuen Stil wenig anzufangen wußten, seine Formen mehr äußerlich anwendeten, und namentlich die Hauptidee, das Aufstreben aller Teile, nicht erfaßten, teilen sich Deutschland und Frankreich in jene Vollendung des Stils, die schlechthin den Abschluß des gotischen Ideals bedeutet. Gebührt Frankreich die Priorität in der Vollendung des rein architektonischen Typus, so Deutschland der Abschluß des gotischen Ideals durch den mehr malerisch gearteten spätgotischen Typ mit seinem Hallensystem und seinen reichen Stern- und Netzgewölben. Der deutsche Sinn für das Malerische in der Architektur, der sich schon in der Romanik mit seinen phantasievollen Außenformen gezeigt hatte, später wieder in der deutschen Renaissance hervortrat, hat in der Spätgotik

seinen höchsten Triumph gefeiert und war wohl der Grund, warum der kühlere französisch-gotische Typ in Deutschland nicht so schnell zur Geltung kam, und warum die deutsche Architektur im 17. und 18. Jahrhundert so gern in den Formen der Barocksprache fabulierte. Die absolute Ruhe, reine Proportionalität, vollkommene Harmonie, Zusammensetzung aus selbständigen Gliedern, die „Diatonik", um in der Sprache der Musik zu reden, galt dem Deutschen nie als entsprechender Ausdruck seines Temperamentes, er liebt mehr die Bewegung in freiem Rhythmus, Asymmetrie, verdeckte Gelenke, Chromatik, durch Dissonanzen gesteigerte Konsonanz[1].

Italien mußte seine Unfähigkeit, den gotischen Stil zu erleben, einsehen und machte auch bald den erlösenden Schritt nach rückwärts. Die Renaissance mit ihrem Ideal der Weiträumigkeit gegenüber der gotischen Hochräumigkeit wurde im Süden lebendig. Das neue Ideal konnte auch dem Norden nicht lange verborgen bleiben, und die Sehnsucht danach regte sich um so mehr, als die Gotik am Ende ihrer Ausdrucksmöglichkeiten angelangt war. Man könnte nun meinen, das fremde Ideal wäre der deutschen Kunst ebenso verhängnisvoll geworden, wie das gotische den Italienern. Aber der Deutsche hat von Haus aus eine ganz andere Anpassungsfähigkeit an das Fremde als der Italiener. Er hat das Renaissanceideal vollkommen nach seiner Wesenheit begriffen und nur in den Zufälligkeiten seine Originalität walten lassen, während die italienische Gotik gerade umgekehrt verfuhr. Bauten wie die Michaelskirche in München oder das Heidelberger Schloß künden für alle Zeiten die Ursprünglichkeit nordischen Renaissancegeistes gegenüber dem italienischen. Und wenn wir erst gar die Jesuitenkirche in Köln sehen, die Renaissanceformen mit gotischen zu einer a priori fast unmöglich scheinenden Harmonie zu verbinden weiß, dann müssen wir die souveräne Freiheit bewundern, mit der deutscher Geist schaltet und waltet und Fremdes dem Eigenen zu assimilieren versteht.

Die inneren und äußeren Kämpfe, die Deutschland im 16. und 17. Jahrhundert nicht zur Ruhe kommen ließen, brachten einen Stillstand in die Kunstentwicklung. Als das Land wieder ruhig aufatmen konnte, mußten seine Künstler erst wieder in die Lehre gehen. So sehen wir zunächst italienische Barockkünstler in Deutschland und Österreich tätig.

[1] Über die deutsch-nationale Eigenart der Spätgotik vgl. das Buch „Deutsche Sondergotik" von Curt Gerstenberg, München 1914.

Aber bald hatten einheimische Kräfte den Vorsprung Italiens wieder eingeholt, und es begann jene rege Bautätigkeit, die den Schluß des 17. und das 18. Jahrhundert besonders in Süddeutschland charakterisiert. Was die Dientzenhofer, Prandauer, Fischer von Erlach, Neumann und viele andere geschaffen haben, findet in Italien kaum seinesgleichen. Ein dem italienischen Barock ganz fremdes Element bilden die erhöhten Pfeilerarkaden, die wie ein Nachklang der gotischen Hallenkirchenform wirken; auch die Türme strecken sich; im einzelnen zeigt sich eine fast unerschöpfliche Fülle origineller und individueller Formen. So wundervolle Treppenhäuser mit ihrer festlichen Pracht, wie sie deutsche Barockpaläste aufweisen, hat kein anderes Volk zu gestalten vermocht. Überall bricht sich eine in den unglücklichen Jahrhunderten gewaltsam zurückgehaltene Kraft ihre Bahnen.

Im Zierstil des Rokoko hat die etwas leichtlebige Kultur Frankreichs im 18. Jahrhundert künstlerischen Ausdruck gefunden. Rokoko ist der Impressionismus in der Renaissancearchitektur, das Zurückdrängen des Linearen und Konstruktiven zu Gunsten malerischer Wirkung. Ein geistreicher Stil ohne Zweifel. Da aber dem Deutschen das Geistreiche im allgemeinen weniger gegeben ist als das Geistestiefe, das Lustige weniger als das Ernste, kann es nicht wundernehmen, daß er zu diesem Stil kein rechtes inneres Verhältnis fand. Rokoko ist seiner Natur nach Salonkunst und wurde von den Franzosen mit feinem Takt auch stets als solche behandelt. Der Deutsche griff aber viel weiter aus und verwendete die neuen Formen auch für Kirchenräume. Es gelang ihm auch so mitunter großartige Wirkungen zu erzielen, wie in Ettal und Ottobeuren, und darin liegt ganz zweifellos ein Fortschritt; aber die Gefahr eines Zerdehnens der Motive, einer ungebührlichen Überladung wußte er im allgemeinen nur selten zu vermeiden, es fehlte ihm die feine Witterung für die Grenze, die das ästhetisch Mögliche vom Unmöglichen scheidet, und die berühmte Johanneskirche von Asam in München kann als Muster gelten für die Schattenseiten des deutschen Kirchenrokoko. Wer diese Ansicht nicht teilt — Pinder und Wölfflin z. B. halten die Kirche für ein unvergleichliches Meisterstück malerischer Architektonik —, kann der deutschen Kunst auch im Rokoko die Palme zuerkennen. Für unsere These, daß der Deutsche äußere Anregungen zur Vollendung bringt, wäre es nur ein Gewinn.

An dem Unruhig-Züngelnden des Rokoko hatte man sich bald satt gesehen. Es mußte so kommen. Die Architektur besann sich wieder auf ihr Eigenstes und Innerstes und wollte die Anleihen von der Schwesterkunst

Malerei wieder abschütteln. Die Folge war — ganz nach dem Pendelgesetz — eine übergroße Einfachheit, ja Nüchternheit. Der Klassizismus war geboren. Kunstgeschichte und Archäologie blühten auf, Pompeji war wieder ausgegraben, die Ästhetik abstrahierte ihre Gesetze aus der klassischen Kunst. Das alles mußte im Verein mit der Übersättigung am Rokoko auch die praktische Kunstübung beeinflussen. Die Begeisterung fürs Altertum ließ die alten Formen wieder aufgreifen, in denen man ganz unberechtigterweise den Gipfelpunkt aller Kunstmöglichkeiten erblickte, und es begann jene Periode des Eklektizismus, die durch das München Ludwigs I. charakterisiert erscheint. Zuerst kam der neuheidnischen Aufklärerei die Antike entgegen, später dem Wiedererwachen religiösen und deutschnationalen Empfindens der romanische und gotische Stil. So wenig wir heute dieser wiederum in Frankreich zuerst verwirklichten Idee rückschauender Kunstbetrachtung und Kunstpraxis Geschmack abgewinnen können, so klar zeigt sich hierbei wieder der deutsche Drang nach konsequenter Auswirkung der Idee. Das Deutschland des 19. Jahrhunderts hat dem Eklektizismus die meisten Opfer gebracht. Auch theoretisch fand er dort die meisten und zähesten Verteidiger.

In den letzten Jahrzehnten begann die Suche nach einem neuen Baustil. Die Führerrolle, die zuerst England innehatte, mußte es bald an Deutschland abgeben. Hatte hier auch der Belgier van de Velde ein gewichtiges Wort, so regten sich doch bald einheimische Talente, und die eigenartigen Leistungen eines Olbrich, Otto Wagner, Muthesius, Messel, Behrens, Moritz errangen sich in der neuzeitlichen Baukunst die erste Stelle. Freilich herrschte bisher das Individuum; es wäre aber doch denkbar, daß die gewaltigen Umwälzungen des Weltkrieges jene innere Einheit hervorbrächten, aus der allein ein eigentlicher Zeitstil entwachsen könnte.

Wie die einheimische Architektur, fand auch die Kunst der Malerei und Plastik in der bereits hochentwickelten ausländischen ihre Wurzeln. Zu den ältesten Denkmälern deutschen Kunstfleißes zählen die Werke der Miniaturmalerei, die, von irischen Benediktinern nach Deutschland gebracht, schon in der Karolingerzeit, noch mehr aber in der romanischen Periode emporblühte und Werke schuf, denen weder Frankreich noch England noch Italien Gleichwertiges an die Seite zu stellen vermochte. Auch die Wandmalerei wußte Nutzen zu ziehen aus den dekorativen Werten der Miniaturen. Die Decke von St Michael in Hildesheim mit ihrem monumentalen Sinn, ihren klaren Dispositionen und ihrer Farbenlebendig-

keit dürfte wohl das Höchſte darſtellen, was die romaniſche Periode aller Länder geſchaffen hat. Dasſelbe gilt von der romaniſchen Plaſtik. Es genügt, auf Freiberg und Wechſelburg hinzuweiſen.

Zur Zeit der Gotik konnte in deutſchen Landen die große Monumentalmalerei nicht recht gedeihen, da die gotiſchen Kirchen zu wenig Flächen boten. Um ſo wundervoller waren die Leiſtungen der Glasmalerei, die bereits früher erfunden — in Deutſchland und Nordfrankreich ungefähr gleichzeitig —, nunmehr zur Vollendung gebracht wurde. Nichts kam dem deutſchen religiöſen Empfinden mehr entgegen als die dunkle Heimlichkeit eines gotiſchen Kirchenraumes mit den ſatten Farbenakkorden der gemalten Fenſter, während ſüdländiſches Gefühl weite, lichte Hallen bevorzugte. So kam es, daß die deutſche Wand- und Tafelmalerei erſt viel ſpäter zur Entwicklung gelangte als die italieniſche, dann aber auch ſehr bald jene Richtung zum Pſychologiſchen nahm, die ſie von der idealiſierenden Art der Italiener unterſcheidet. Giotto war gewiß auch ein Pſychologe, aber ſeine Ausdruckskraft haftet noch ſehr am Typiſchen, die deutſche Kunſt dagegen vollzog den Schritt in die Wirklichkeit, ihr Pſychologismus hat in der Schule des Lebens ſeine innere Wahrheit, ſeine überzeugende Kraft gewonnen. Ein Pacher, Dürer, Grünewald und Holbein haben in der Malerei ebenſo gezeigt, wie die Erbauer der gotiſchen Dome, was man unter deutſcher Kunſt verſteht. Sie ſchämten ſich nicht, Deutſch zu ſprechen, obwohl ſie recht gut wußten, daß die welſche Sprache wohllautender, die galliſche zierlicher war.

Derſelbe Wirklichkeitsſinn, dasſelbe Streben nach individuellem ſeeliſchen Ausdruck kennzeichnet auch die ſpätmittelalterliche deutſche Plaſtik. Sie hat Herrliches geſchaffen, wie die Werke eines Adam Krafft, Peter Viſcher, Veit Stoß, Riemenſchneider, die Unzahl origineller Schnitzaltäre, Chorſtühle, Sakramentshäuschen allen Zeiten verkünden. Wer denkt bei dieſen Werken noch an die Anregungen, die unſere frühgotiſche Plaſtik aus der franzöſiſchen erhielt?

Max Sauerlandt (Deutſche Plaſtik des Mittelalters S. xxxi) findet es „merkwürdig“, daß dieſe große, reichentwickelte, ſcheinbar auch noch eine reiche Zukunft verheißende Epoche noch vor der Mitte des 16. Jahrhunderts ein ſchnelles Ende fand. Aber wie hätte es anders kommen können bei den inneren und äußeren Stürmen, die Deutſchland nun über ein Jahrhundert lang durchtobten und verwüſteten? Erſt im Spätalter des Barock flammte das unterdrückte Feuer, von der italieniſchen Kunſt aufs

neue entfacht, wieder auf. Maler wie Asam, Knoller und Zick, Bildhauer wie A. Schlüter, J. Th. Stammel behaupten ihre Plätze mit Ehren neben den italienischen Barockkünstlern. Das Größte wurde in dieser Zeit freilich weder in Italien noch in Deutschland geschaffen, sondern in Spanien und in den Niederlanden. Keiner unserer damaligen Künstler reichte an Velazquez, Rubens, Rembrandt heran. Aber *Rubens war ein geborener Deutscher, und in Rembrandt hat gerade germanisches Wesen und Empfinden gegenüber dem romanischen seinen höchsten Ausdruck gefunden*: realistische und doch poetisch verklärte Auffassung, tiefes seelisches Leben, mystisches Kolorit. Wir wollen deutschen Geist nicht in politische Grenzen einschnüren; seine Expansivkraft läßt sich nicht willkürlich einkreisen. So offenbart auch die damalige holländische Landschafts- und Genrekunst trotz der spezifisch niederländischen Nuance deutsches Gemüt und Volkstümlichkeit gegenüber den kühlen aristokratischen Bildern eines Poussin oder Claude Lorrain. Französische Kunst war eben immer mehr Salonkunst für höhere Kreise als Volkskunst; gemessene Höflichkeit trat an Stelle des naiven Gemütes, ein poliertes Äußeres an Stelle des wahren Innern.

Die Kunst des 19. Jahrhunderts bedeutet für die Kulturgeschichte ein schwieriges Problem. Wie kam es, daß sie an ihrer eigenen Produktionskraft verzweifelte und in den Schätzen der Vergangenheit ihr Heil suchte? Gewiß, die Kunstwissenschaft hatte den Weg rückwärts gewiesen, hatte ihre Ideale in längst gestorbenen Jahrhunderten entdeckt und wurde nicht müde, der Welt die Unübertrefflichkeit der antiken Kunst zu verkünden. Aber ihr Wegeweisen ist sicherlich nicht der tiefste völkerpsychologische Grund dieses Zurückschreitens. Wir können das große Fragezeichen noch nicht entfernen, sind aber der festen Überzeugung, daß auch die Kunst des 19. Jahrhunderts ein klarer Spiegel ihrer Zeit war und aus den außerkünstlerischen Bedingungen sich notwendig gerade *so* und nicht anders entwickelte. Merkwürdig bleibt dabei freilich, daß die Musik, wenn man von der Kirchenmusik absieht, dieses Rückschreiten nicht mitmachte, sondern mutig auf ihrem Pfade weiterging.

Es kam also vorerst dem antiken Ideal entsprechend der *Klassizismus*. Obwohl von Frankreich ausgegangen, hat er in Cornelius sein Größtes geleistet trotz der koloristischen Mängel des Meisters. Deutsches Gemüt auszuprägen war freilich nicht seine Sache, und der antike Stil als solcher schon wenig hierzu geeignet. Um so gewaltiger offenbart sich deutsche Kraft wie etwa in den apokalyptischen Reitern. Aber bald kam

man beim Durchſchreiten der alten Jahrhunderte auch ins deutſche Mittelalter mit ſeiner Geſchichte, ſeinen Sagen und gotiſchen Domen, und nun fand auch das deutſche Gemüt ſeine ausgezeichneten Künſtler in Steinle, Schwind, Rethel, Richter. Es iſt ſchmachvoll, daß man gerade dieſe deutſcheſten aller Künſtler in den letzten Jahrzehnten vor lauter Bewunderung galliſcher Kunſt faſt vergaß. Aber ſchon zu Lebzeiten Schwinds machte ſich dieſe Auslandsſucht geltend. In tiefem Unmut ſchrieb der Künſtler einmal: „Wo kann von Nationalgefühl die Rede ſein, wenn ganz Deutſchland engliſche Romane lieſt, franzöſiſche Theater, italieniſche Muſik und belgiſche Malerei verehrt?“ In der Tat hatten die belgiſchen Hiſtorienmaler Gallait und Biefve die ganze deutſche Malerei, nachdem ſie eben zu blühen anfing, wieder zunichte gemacht. Die Pilotyſchule mit ihrem unwahren theatraliſchen Gebaren und ihren koloriſtiſchen Effekten beherrſchte die deutſche Malerei. In den 1870er Jahren kam dann der Impreſſionismus mit ſeinen Abarten als neueſte Exportkunſt, wurde beklatſcht und — begraben, und dann in jüngſter Zeit der Expreſſionismus mit all den „ismen“, die er zur Folge hatte. Alles ausländiſche Ware. Als ob die echte, wahre deutſche Kunſt nicht von jeher Expreſſionismus im edelſten Sinne geweſen wäre. Aber das Made in Germany wirkt bei uns erſt, wenn es auf Umwegen wieder zu uns gelangt. Der Engländer kauft ſich ſeine Sachen in Deutſchland und verkauft ſie dort wieder mit aufgeklebter engliſcher Etikette. Nun erſt iſt das Ding gut und vortrefflich. Die echte deutſche Kunſt hat ſich aber durch das Reklamegeſchrei nicht beirren laſſen, wollte lieber hungern, als ausländiſcher Mode huldigen, und nur dem Charakter deutſcher Künſtler wie Menzel, Böcklin, Hans Thoma, Leibl, Samberger, Fugel, Egger-Lienz, Schieſtl, Boehle, Uhde, Zügel und manch anderer verdankt es die deutſche Kunſt, daß ſie überhaupt noch lebt. Die eigene Nation hätte ſie mitleidlos totgeſchlagen. Auch dieſe Künſtler haben ja dankbar von den Franzoſen gelernt, aber ſie haben nie vergeſſen, daß auch die höchſtentwickelte Form nicht Selbſtzweck iſt, ſondern nur Mittel des Ausdruckes ſein darf. Von der Augenkunſt will der deutſche Künſtler mit Recht nichts wiſſen, er ſtrebt nach Seelenkunſt; er will in die Tiefe, nicht an die ſchöne Oberfläche; er ſucht Charakter, nicht Eleganz, Innerlichkeit, nicht ein ſchillerndes Äußere.

Die Plaſtik nahm ſeit Beginn des vorigen Jahrhunderts eine ähnliche Entwicklung wie die Malerei. Die Bahnen liefen parallel. Klaſſizismus

herrschte am Anfang, Expressionismus am Ende. Den Mittelpunkt bildete der französische Impressionist Rodin, der eine unabsehbare Nachahmerschaft auf den Plan rief. Was von der Malerei gesagt wurde, gilt darum auch von der neuzeitlichen Bildnerei.

Noch haben wir einen Blick zu werfen auf die Entwicklung der Musik. Es zeigt sich dabei wie in keiner andern Kunst die Überlegenheit des deutschen Geistes, was bei der Natur der Musik, der intimsten Seelenkunst, nicht zu verwundern ist. Während der Romane stets das Hauptgewicht auf das architektonische Gefüge, auf den Wohllaut des Formalen legte, blieb es dem Deutschen vorbehalten, der Musik ihre innersten Geheimnisse zu entlocken und sie das aussprechen zu lassen, was selbst der größte Dichter nicht auszusprechen weiß. Der Deutsche lehrte die Musik lachen und weinen, jubeln und klagen, zürnen und besänftigen. Welche Wunderwerke der Polyphonie hat ein Bach geschaffen, nicht von raffaeleskem Wohllaut, sondern von der herben Wucht eines Dürer oder Grünewald; wie hat ein Gluck die Tonsprache zum dramatischen Ausdruck gezwungen, wie ein Mozart mit italienischen Mitteln selbst die besten der Italiener beschämt! Alles was die früheren Jahrhunderte an musikalischem Kapital gesammelt, hat in den Händen eines Beethoven wahre Wucherzinsen gebracht. Wo hat ferner das Lied eine solche Vertiefung gefunden wie bei einem Schubert und Schumann, die alles, was an Gefühl in der menschlichen Seele lebt, aussingen und ausklingen lassen? Wo in der Welt ist ein zweiter Richard Wagner erstanden, dem der leise Hauch eines zarten Gemütes ebenso gelang wie psychische Eruptionen? Die Superiorität deutscher Musik ist denn auch neidlos von den andern Nationen zugestanden. Wo es das Innerste und Schwerste aus der Tonsprache herauszuholen galt, war stets der Deutsche zur Stelle. Seine Lehrmeister hat er weit überflügelt. Zeitlich der Letzte, wurde er dem Range nach der Erste.

Deutsche Kunst ist Ausdruckskunst. Im Seelischen liegt das Wesen des deutschen Kunstgeistes, nicht im Formalen. Im Zierlichen, Eleganten, Leichtfüßigen, im Sinne für Schönheit und klassische Proportion läßt er sich gern von andern übertreffen. Sein Sinn geht in die Tiefe, durch den Schein hindurch zum Sein. Auge und Ohr gelten ihm nur als Zwischenstationen auf seinem Wege zur Seele. Darum ist ihm auch die bloße Wirklichkeitskunst zu wenig, und je tiefer er deutsch fühlte, um so mehr wehrte er sich gegen den Ansturm des Impressionismus, und er wollte sich nicht in den Zwang fügen, ein fremdes Idiom zu sprechen,

das er doch nie mit all seinen Feinheiten zu sprechen versteht. Die deutsche Sprache ist kernig wie eine sturmfeste Eiche und doch wieder zart wie das leise Wehen des Windes, der durch ihre Äste streicht. Sollen wir uns unserer Muttersprache schämen, weil sie an äußerem Wohllaut von andern übertroffen wird? Das hieße den Leib über die Seele stellen. Mögen unsere Künstler technische Anregungen von außen schöpfen, so viel sie wollen, Großes werden sie nur leisten, wenn sie die fremden Formen mit deutschem Geist und deutschem Empfinden beseelen. Glaube doch niemand, es könne jemand durch solche Vaterlandsverleugnung dem Ausländer imponieren! Dieser schätzt an deutscher Kunst gerade das, was er selbst nicht zu leisten vermag. Man hat einen Dürer in Italien gepriesen, nicht weil er italienisch malte, sondern deutsch. Heute beklagt man sich bei uns, daß deutsche Kunst im Auslande nicht mehr jene Beachtung findet wie früher. Aber wer wollte es dem reichen Amerikaner verargen, daß er französische Kunst lieber an der Quelle kauft als bei den deutschen Nachahmern? Warum schätzt man dagegen deutsche Musik so hoch im Auslande?

Eine peinliche Gewissenserforschung tut not, Umkehr und Einkehr, Erlösung unserer Kunst vom internationalen Joch. Auch unserer Kunst gilt der Befreiungskampf, gelten die Opfer an Gut und Blut. Sie soll uns wiedergeschenkt werden, die eisenfeste, charaktervolle, glaubensinnige, gemütstiefe und treuherzige und darum auch volkstümliche deutsche Kunst.

Joseph Kreitmaier S. J.

Karl Immermann.

Man hat darüber gestritten, ob Immermann mehr zu den Romantikern oder zu ihren Gegnern hinneigte, ob er größer als Humorist oder als Heimatdichter gewesen, ob in seinem Leben der Ernst oder der Frohsinn eine führende Rolle spielten. Der literarische Wert seiner Geistesschöpfungen und das künstlerische Ergebnis seiner Tätigkeit als Theaterdirektor in Düsseldorf werden ebenfalls verschieden eingeschätzt. Darüber sind sich indes alle Kritiker einig, daß seine beiden großen Romane „Münchhausen" und „Die Epigonen" zum bleibenden Bestand der deutschen Literaturgeschichte gehören. Auch darüber, daß ihr Verfasser, der ehemalige Kriegsfreiwillige aus der Zeit des deutschen Freiheitskampfes gegen Napoleon, einer der markantesten Vertreter heimischer Art auf dem Gebiete des schönen Schrifttums ist. Im Laufe der 75 Jahre, die seit seinem Tode verflossen sind, hat sich denn auch eine umfangreiche Immermann-Literatur angesammelt, die nur an dem einen Fehler krankt, daß sie fast ausschließlich die Wünsche und Bedürfnisse literarischer Fachmänner berücksichtigt. Ins Volk gedrungen sind die Schriften dieses Mannes kaum. Selbst Immermanns Hauptwerk, der humoristische Roman „Münchhausen", fand nur durch die prächtige Erzählung „Der Oberhof", ein Teilstück des Ganzen, seinen Weg in weitere Kreise. Und doch hat der scharf beobachtende Dichter so vieles hinterlassen, das auch für unser Geschlecht wertvoll bleibt und allgemeinere Beachtung verdiente. Es ist daher verständlich, daß ein anerkannter Immermann-Forscher, Werner Deetjen, es unternimmt, eine größere Anzahl von den Schriften des Dichters durch eine billige Ausgabe auch weniger bemittelten Lesern zugänglich zu machen [1].

Immermanns Leben war reich an Enttäuschungen. Als ältester Sohn des magdeburgischen Kriegs- und Domänenrats Gottlieb Leberecht Immermann am 24. April 1796 geboren, erbte der Junge von seinem Vater den Sinn für peinliche Ordnung, Sparsamkeit und pflichtmäßige Arbeit, von der Mutter die Neigung zu den schönen Künsten, vor allem die Vorliebe für das Theater. Eine ziemlich unklare Schwärmerei für den Schwedenkönig Gustav Adolf, die man für ein Kennzeichen echt deutscher Gesinnung hielt, war in der Familie Tradition. Die Begeisterung für den alten Fritz und für altpreußisches Wesen galt ebenfalls als Selbstverständlichkeit. Damit verband sich seit der Niederlage der Preußen bei Jena (1806) und den Ausschreitungen der französischen Soldateska in Magde-

[1] Immermanns Werke. Auswahl in sechs Teilen. Auf Grund der Hempelschen Ausgabe neu herausgegeben mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Werner Deetjen. 3 Bände. [Goldene Klassikerbibliothek.] 8° (LXXXVIII u. 1970) Berlin (o. J.), Bong & Co. *M* 6.—

burg (1812) eine wachsende tiefe Abneigung gegen die Franzosen und Franzosenfreunde, die schon damals in den geharnischten Versen des Primaners ihren dichterischen Ausdruck fand:

„Den schlechten Sohn geziemt es zu verachten,
Der schamlos seines Hauses Namen schilt.
Das Volk ist wert, in Sklaverei zu schmachten,
Das *seines* Banners Fahne feig verhüllt
Und mit entartet buhlerischem Trachten
Dem Fremden huldigt, das ihm höher gilt;
Es werde Knecht, denn es ist Knecht geboren,
Es hat sich selbst geschändet und verloren."

Nach Abgang vom Gymnasium wurde der junge Immermann von seinem Vater, sehr gegen die eigene Neigung, für das Studium der Rechte bestimmt und bezog im Frühjahr 1813 die Universität Halle. Als Kriegsfreiwilliger nahm er dann nach der Rückkehr Napoleons von Elba an der Schlacht bei Ligny teil und zog mit den verbündeten Armeen in Paris ein. Erst Ende 1815 kehrte er nach Halle zurück, vermochte aber auch jetzt seinem trockenen Fachstudium keine angenehme Seite abzugewinnen. Unannehmlichkeiten aller Art verbittern ihm das Leben. Gegen Roheiten der Burschenschaftler zieht er in einer eigenen Schrift zu Felde, die ihm heftige Anfeindungen einträgt. Ein ernstes Verhältnis, das Immermann mit der Tochter aus einer angesehenen Magdeburger Familie, Luise v. Strasser, angeknüpft hatte, löst sich wieder, wie es scheint durch die Schuld des Mädchens. Jahrzehntelang hat der Dichter diese Enttäuschung nicht verwunden. Nacheinander wirkt Immermann am Kreisgericht zu Oschersleben, am Generalkommando zu Münster i. W. und als Kriminalrichter in seiner Vaterstadt Magdeburg, bis er endlich 1827 als Landgerichtsrat nach Düsseldorf übersiedelt, das seine zweite Heimat werden sollte.

In Münster hatte er die Gattin des bekannten Freikorpsführers v. Lützow kennen gelernt, eine geborene Gräfin Elisa v. Ahlefeldt, die ihm nach Düsseldorf folgte und sich später von ihrem Manne scheiden ließ. Immermann unterhielt mit ihr jahrelang ein intimes Verhältnis, das mehr und mehr drückend auf ihm lastete. Erst im Frühjahr 1839 trennten sich die beiden endgültig, und Immermann heiratete die 19jährige Marianne Niemeyer, ein Mädchen aus einfacher bürgerlicher Familie. In seiner Beamtenlaufbahn hatte er kein Glück. Vergebens erwartete er Beförderung; er mußte sich mit seinem Posten als Landgerichtsrat begnügen, dessen Verpflichtungen er übrigens gewissenhaft nachkam. Die freie Zeit war der Poesie und dem Theater gewidmet. Als Direktor des Schauspielhauses in Düsseldorf und zeitweilig auch der Oper entfaltete Immermann eine rastlose, fruchtbare Tätigkeit und unterhielt gleichzeitig freundschaftliche Beziehungen zu den damaligen Vertretern der Düsseldorfer Künstlerakademie, an deren Spitze seit Ende 1826 Wilhelm Schadow stand. Die Düsseldorfer Periode bedeutet Immermanns höchste Reifezeit. Auch der äußere Erfolg wurde ihm jetzt in steigendem Maße zu teil, vermochte aber doch nicht mehr dem Dichter über die Erinnerung an die vielen harten Prüfungen und Mißerfolge der früheren Jahre

hinwegzuhelfen. Selten hat ein bedeutender Mann so sehr an der Unbefriedigtheit des Daseins gelitten wie der Humorist Karl Immermann. Er starb schon am 25. April 1840, erst 44 Jahre alt, und hinterließ eine zwanzigjährige Witwe und ein sechs Monate altes Töchterchen.

Ende 1819 vollendete der Dichter sein erstes größeres Drama „Das Tal von Ronceval". Das Stück wurde im Winter 1823/24 in Frankfurt a. M. aufgeführt, erzielte aber nur einen bescheidenen Erfolg. Es verrät noch den Anhänger der Romantik und behandelt den Widerstreit zwischen den geschriebenen Satzungen und dem Naturrecht auf Grundlage einer Erzählung aus dem Sagenkreise Karls des Großen. Immermann stand damals noch mit Fouqué in Verbindung, für dessen Zeitschriften „Eos" und „Frauentaschenbuch für das Jahr 1820" er einige romantische Beiträge lieferte. Mehr und mehr erwarb sich indes der rastlos Strebende durch ernste Kunststudien auch das nötige theoretische Rüstzeug für sein dichterisches Schaffen. So entstanden im Laufe der zwanziger Jahre eine Reihe von kleineren Dramen, Gelegenheitsgedichten und literarischen Aufsätzen, die zwar mehr Versuche als vollendete Kunstleistungen darstellen, aber doch von einer zielbewußten künstlerischen Tätigkeit Zeugnis geben. Das episch-lyrische Werk „Die Papierfenster eines Eremiten" erinnert in der Stimmung, ja selbst in der Form — Briefroman mit eingestreuten Gedichten — sehr an Werthers Leiden. Die fast gleichzeitig (1822) erschienene Gedichtsammlung zeigt den Verfasser in einer Übergangsperiode. Die weichliche Wertherstimmung wird allmählich überwunden; anderseits offenbart sich deutlich das Fehlen der eigentlich lyrischen Begabung. Seine weiteren Dramen „Petrarca", „König Periander und sein Haus", „Das Auge der Liebe" berühren alle des Dichters Verhältnis zu Elisa v. Lützow. Gleichzeitig lassen sie in der Form auf ein unsicheres Hin- und Herschwanken zwischen Romantik und Realismus schließen. Größere Geschlossenheit besitzt die 1825 zuerst erschienene, später bedeutend umgearbeitete Novelle „Der neue Pygmalion". Das bedeutendste dichterische Erzeugnis aus Immermanns Jugendzeit, die Tragödie „Cardenio und Celinde", behandelt unter der durchsichtigen Hülle konventioneller bürgerlicher Formen den eigenen Gewissenskonflikt, in den ihn die unglückliche Zuneigung zu Elisa versetzt hatte, und zeigt deutlich, daß Immermann selbst unter dem Druck dieser Liebe seelisch litt.

Keine dieser Schriften aus Immermanns Jugendzeit ist in die vorliegende Ausgabe aufgenommen worden. Dagegen bietet uns Deetjen fast alle Hauptwerke aus des Dichters Blüteperiode[1] nebst einigen kleineren Stücken, deren literarischer Wert an sich gering erscheinen mag, die aber zur Kennzeichnung von Immermanns Schaffen nicht unerheblich beitragen. Der große satirische Roman „Münchhausen" füllt zusammen mit der biographischen Einleitung des Herausgebers den stattlichen ersten Band. Der zweite Band bringt das andere epische Prosawerk „Die Epigonen" in neun Büchern. Die kleineren Schriften aus des Dichters Reifezeit: die kritischen Abhandlungen „Die Jugend vor fünfundzwanzig

[1] Nicht aufgenommen sind u. a. die große dramatische Trilogie „Alexis" und die interessante Gedächtnisschrift „Das Fest der Freiwilligen zu Köln am Rheine".

Jahren" und die „Düsseldorfer Anfänge", sowie die Dramen und epischen Dichtungen „Andreas Hofer", „Tulifäntchen", „Merlin", endlich das Fragment „Der Schwanenritter" machen den dritten Band aus.

Immermann nennt seinen Roman Münchhausen „Eine Geschichte in Arabesken". Damit verrät sich der Romantiker; denn nach dem Sprachgebrauch eines Friedrich Schlegel und seiner Freunde bedeutet der Ausdruck Arabesken ein „witziges Spiegelgemälde", das nicht zu den höheren Dichtungsarten gerechnet wird. Der Dichter selbst scheint mit dieser Bezeichnung auf eine Schwäche hinzudeuten, die unleugbar dem imposanten Werke anhaftet und den ungetrübten künstlerischen Genuß bei der im ganzen köstlichen Lektüre nie auf lange Zeit aufkommen läßt: es ist der Mangel an einem festen Plan, an einheitlichem Aufbau, an straffer Konzentration. Den satirischen Rahmen der Erzählung bilden die anfänglich überaus sicher und plastisch gezeichneten Gestalten des phantasievollen Freiherrn v. Münchhausen, seines derb praktisch angelegten Begleiters Karl Buttervogel, eines alten verrückten Barons und seiner ältlichen sentimentalen Tochter, endlich des übergeschnappten Schulmeisters Agesel, der sich um seiner eingebildeten spartanischen Abstammung willen Agesilaus nennt. Ganz aus diesem Rahmen heraus fällt das anmutig gezeichnete Genrebild aus dem westfälischen Volksleben mit der Prachtfigur des eichenharten Hofschulzen als Mittelpunkt. Dieses Stück ernst und edel gehaltener Heimatkunst behält, losgelöst von dem willkürlich gewählten Rahmen, seinen eigenen Wert und ist schon wiederholt unter dem Titel „Der Oberhof" in gesonderten Ausgaben erschienen.

„Der Oberhof" wurde von Immermann wohl zumeist aus Rücksichten der Kontrastwirkung dem großen Spottgemälde eingefügt, worin der Verfasser nach eigenem Geständnis sich „in Lügen einmal recht etwas zu gute tun wollte". Gesunder Humor, schlagender Witz und muntere Schalkhaftigkeit zeichnen die satirischen Kapitel und Bücher des Romans aus. Sie offenbaren überdies eine angeborene Beobachtungsgabe, eine ausgezeichnete Menschenkenntnis, auch bedeutendes positives Wissen in allen Fächern. Die Schärfe, mit der Immermann literarische Gegner oder mißliebige Persönlichkeiten geißelt, geht wohl an einigen Stellen bedenklich über das erlaubte Maß hinaus. Die Urteile erscheinen ungerecht oder allzu subjektiv. Der unschöne ätzende Ausfall gegen Görres' Mystik verdient schon aus Rücksichten des guten Geschmacks scharfe Zurückweisung; aber im allgemeinen wirkt die Ungerechtigkeit nicht abstoßend, weil man dem Humoristen einige Übertreibungen und Schroffheiten gern zu gute hält. Im Laufe der Erzählung wird dann freilich der Witz spärlicher und oft recht matt. Es ist kein rechter Humor mehr in diesen langen Abschweifungen, wie sie besonders das vierte Buch kennzeichnen, das wiederum völlig losgelöst vom Ganzen erscheint und weder mit der Münchhausiade als solcher noch mit der Oberhofepisode das geringste zu tun hat. Immermann betitelt es „Die Poltergeister von Weinsberg" und verspottet, wie es scheint, Justinus Kerners vielbelächelte Geisterseherei, gibt aber seinerseits nicht mehr als einen arg spießbürgerlichen Erklärungsversuch für das Entstehen von Geister- und Spukgeschichten. Auch in den folgenden Büchern macht der Witz nur zu sehr den Eindruck des Gequälten. Schließlich

führt sich der Dichter ganz in der Art der Romantiker selbst als handelnde Person ein und sucht so den ins Stocken geratenen Fluß der Erzählung wieder zu beleben. Es gelingt ihm schlecht; selbst Brentanos verwilderter Roman „Godwi" erscheint dagegen geistvoller und künstlerisch bedeutender.

Die Auffassung Immermanns von seinem Titelhelden ist nicht recht klar. Anfänglich eine scharf gezeichnete, durchaus satirisch gedachte Figur, ein geistvoller Plauderer und Aufschneider, erhält der redselige Freiherr mehr und mehr einen rätselhaften Zug, der ihn allmählich in die Sphäre des Tragischen entrückt. Er erscheint nicht mehr als konkrete Person, sondern eher als eine Art Verkörperung eines Leidens, einer seelischen Krankheit, eines Zeitübels. Wer ist eigentlich Münchhausen? Wiederholt stellt Immermann diese Frage, beantwortet sie aber entweder gar nicht oder widerspruchsvoll. Es scheint, als ob er in dieser gegen das Ende zu schemenhaften Gestalt das Gekünstelte, Verkehrte, Unechte der gebildeten Gesellschaft geißeln wollte, das indes nur die Oberfläche angegriffen hat, den gesunden Kern dagegen unversehrt ließ. In der Berührung mit charakterstarken, noch gänzlich unverfälschten Gestalten: dem Hofschulzen, dem Naturkinde Lisbeth, dem kindlichen Junker Oswald, verliert sich diese unschöne Kruste sehr bald, und das Gold der Natürlichkeit kommt wieder zum Vorschein. So wenigstens ergeht es der jungen Baronin Clelia in ihrem Verkehr mit Lisbeth im Buche „Weltdame und Jungfrau", womit Immermann sein größtes und bedeutendstes Werk abschließt.

„Münchhausen" ward am 20. April 1839 vollendet. Die Vorarbeiten sind kaum früher als etwa Mitte 1837 anzusetzen. Der Gedanke, einen Bildungsroman nach dem Vorbilde von „Wilhelm Meister" zu schreiben, taucht dagegen bei Immermann schon in den 1820er Jahren auf und nimmt 1823 Gestalt an. Der Dichter nannte diese Urform seiner „Epigonen" mit Rücksicht auf die humoristische Fassung der ersten Niederschrift „Leben und Schicksale eines lustigen Deutschen". Nur ein Bruchstück ist uns heute noch davon erhalten. Im Laufe der folgenden Jahre änderte Immermann den Titel und arbeitete das Ganze wiederholt um. Bereits 1830 meldet er seinem Bruder, daß der Roman nun „Die Epigonen" heiße; aber erst Ende 1835 wurde das Werk in seiner jetzigen Gestalt vollendet, um Ostern 1836 verließ es die Presse.

Immermann selbst deutet in seinem „Münchhausen" an, daß ein gewisser Mangel an Originalität seinen literarischen Erzeugnissen unstreitig anhafte. Die Epigonen geben ihm hierin recht; denn der Roman steht deutlich unter dem Einfluß von Goethes „Wilhelm Meister", obwohl die erste Anregung zu dieser großen Arbeit nicht vom Meister ausging. Die Abhängigkeit ist selbstverständlich keine sklavische, keine gänzlich unkünstlerische, aber doch eine leicht erkennbare. In beiden Fällen steht im Mittelpunkt ein planlos durch die Welt schweifender, ideal veranlagter Jüngling, der im Verkehr mit Adligen, Schauspielern, zigeunerhaften Gestalten, aufgeklärten Abbés und namentlich weiblichen Personen zum Manne heranreift. Doch tritt bei Immermann die theatralische Sendung nicht in den Vordergrund wie bei Goethe. Die Abhängigkeit zeigt sich noch auffallender in einer Reihe von Motiven, in der Charakteristik der Romanfiguren, in der Be-

handlung des Themas Liebe und Ehe, in der Grundidee von der Notwendigkeit einer Heranbildung des jungen Mannes durch das freie, scheinbar planlose Leben.

Der volle Titel heißt: „Die Epigonen. Familienmemoiren in neun Büchern." Die freie Form der Memoiren ist denn auch durchweg beibehalten. Die zwei letzten Bücher tragen sogar ganz den Charakter von losen Anhängen, bergen aber anderseits den Schlüssel zum Verständnis des Ganzen. Das ist ein Mangel: die Gestaltungskraft versagt gerade da, wo der echte Künstler sie in höchster Fülle entfalten sollte. Als Zeitbild bleibt dagegen der Roman wertvoll. Die zwei Jahrzehnte nach den großen Befreiungskriegen sind hier in einer Reihe von charakteristischen Momenten mit plastischer Anschaulichkeit und nüchterner Objektivität zu einem Gemälde vereinigt. Das eiserne Zeitalter ist zu Ende, die gegenwärtige Generation zehrt von dem Ruhme ihrer Väter: „Wir sind, um in einem Worte das ganze Elend auszusprechen, Epigonen und tragen an der Last, die jeder Erb- und Nachgeborenschaft anzukleben pflegt" (S. 116).

In den Epigonen hatte Immermann vorzüglich die sozialen Zustände der Restaurationsperiode geschildert, in der kritischen Abhandlung Die Jugend vor fünfundzwanzig Jahren geht er als Politiker und Vaterlandsfreund jenen Stimmungen, Wünschen und Bestrebungen scharf beobachtend nach, welche die norddeutsche Jugend seit dem Zusammenbruch Preußens bei Jena bis zur nationalen Erhebung der Befreiungskriege beherrschten. Ursprünglich plante der Verfasser auch eine Darstellung des gewaltigen Kampfes selbst oder doch der Wirkung, die von ihm auf die deutsche Jugend ausging. Das Werk gedieh aber nicht so weit: der Tod entriß dem deutschen Dichter die Feder, als er sie eben zu der Schilderung des Völkerringens ansetzen wollte. Die vorhandene Abhandlung gibt in erster Linie persönliche Eindrücke wieder, die der Jüngling von den weltgeschichtlichen Ereignissen und dem Widerhall, den sie bei seiner Umgebung fanden, feurig in sich aufnahm, und an denen er auch später größtenteils festhielt. Ohne eine streng künstlerische Form anzustreben, mischt hier der Dichter Unbedeutendes mit tief Ernstem, erzählt von seinen leichtfertigen Jugendstreichen und den gutmütigen Schrullen seines Onkels Yorick, von dem zündenden Einfluß Schillers und den Anregungen durch die Romantiker, von dem Pathos eines Fichte und von der engen Auffassung des Turnvaters Jahn, spricht geistreich, wenngleich etwas gekünstelt und mit sichtlicher Vorliebe für die Antithese, über das Genie Napoleons und kennzeichnet durchweg anschaulich das unruhige, unausgegorene, im Grunde edle, äußerlich aber rohe Wesen der damaligen Jugend, von der er sagt, sie lebte mehr „in starken Vorstellungen als in umfassenden, mehr in Gefühl und Entschluß als in Verstand und Betrachtung", und deren Durchschnittszustand er zusammenfassend „eine edle Barbarei" nennt.

Die andere autobiographische Arbeit, Düsseldorfer Anfänge, ist ebenfalls nur ein Bruchstück aus einem großangelegten, aber nicht zur Vollendung gelangten Werke, das der Verfasser als „Dramaturgische Erinnerungen" der Öffentlichkeit übergeben wollte. Die „Düsseldorfer Anfänge" lassen wenigstens ahnen, wie Immermann jenen größeren Plan auszuführen gedachte. Das Bruchstück ist besser durchgearbeitet als etwa „Die Jugend vor fünfundzwanzig Jahren", ist

sorgfältiger in der Form und offenbart den kritisch abwägenden, ästhetisch geschulten, dabei auch praktisch erfahrenen Fachmann auf dem Gebiete der Dramaturgie. Als äußere Einkleidung dient dem Dichter ein Maskengespräch, das ihm Gelegenheit gibt, seine Anschauungen vom Theater und seine eigenen trüben und heitern Erlebnisse als langjähriger Schauspielhaus- und Operndirektor auf eine mehr objektive Art mitzuteilen. Geistvoll spricht er hier über Autoren und ihre Stücke, über Schauspieler und Publikum, über den Volksgeist in den Rheinlanden und über das von ihm auch in andern Schriften wiederholt erörterte Problem einer geistigen Verschmelzung der neuerworbenen Gebiete mit Altpreußen. Er schätzt Calderon überaus hoch, gleichzeitig aber auch Aristophanes, läßt selbst seinem erbittertsten Feinde August v. Platen Gerechtigkeit widerfahren und zeigt sich überhaupt als ein im ganzen vornehmer, billig denkender Kritiker.

Immermanns Erfolge als Schauspieldirektor hatten seine eigene dichterische Begabung zur Voraussetzung. Die Zahl der von ihm verfaßten Dramen ist groß, bleibend wertvolle finden sich darunter allerdings nur wenige. Zu ihnen gehört Andreas Hofer, ein Trauerspiel, das in unserer Zeit eines kriegerisch nationalen Aufschwungs besonderes Interesse wecken dürfte. Immermann, der Freiheitskämpfer und unentwegte Anwalt deutscher Art und deutschen Wesens, mußte sich von dem vaterländischen Stoffe mächtig angezogen fühlen. Er hegte von Jugend auf eine starke Vorliebe für die tapfern Tiroler. Ihre Erhebung gegen Napoleon im Jahre 1809 war seiner Meinung nach eine gemeinsame deutsche Angelegenheit. Trotzdem ist das Stück mit einer gewissen kühlen Zurückhaltung geschrieben, die man dem Dichter wohl mit Unrecht als Mangel an innerlicher Anteilnahme ausgelegt hat. Der Titelheld ist ein ehrlicher, aber schwacher Mann. Einige seiner Freunde, besonders Speckbacher, machen den Eindruck von zwar kühnen, aber auch verschlagenen, in der Wahl der Mittel strupellosen Gesellen. Ideale Gestalten, an denen sich die deutsche Jugend begeistern könnte, finden sich eigentlich keine. Selbst wer die Schönfärberei und die einseitigen Lichtschilderungen in patriotischen Dramen scharf verurteilt, wird doch den Mangel an Wärme in einem solchen Stück bedauern. Offenbar möchte der Verfasser auch den Schein der Parteinahme möglichst ausschließen und hält daher die kühle Reserve im Interesse der künstlerischen Objektivität für geboten. Überdies erlaubt er sich manche Abänderungen der Geschichte, die dem Leser oder Zuhörer ein unrichtiges, weniger günstiges Bild von dem Aufstand der Tiroler vermitteln. Uneingeschränkte Anerkennung, wie sie dem Trauerspiel von einigen wenigen begeisterten Kritikern gespendet wurde, verdient es somit nicht; aber nach der formellen Seite hin stellt es doch eine ausgezeichnete Leistung dar: das Stück ist mit großer Sorgfalt gearbeitet, einzelne Szenen besitzen einen wohldurchdachten, gutmotivierten Aufbau, die Charakteristik der Hauptpersonen wird klar und folgerichtig durchgeführt, und in der Schlußrede des Titelhelden tritt endlich der Dichter auch aus seiner übergroßen Zurückhaltung heraus und erhebt sich zu einem ergreifenden Zeugnis ehrlichster Begeisterung, das wie ein freundlicher Abendsonnenstrahl die Person des tragischen Helden und die Landschaft mit einem letzten warmen Hauch belebt und veredelt.

Das fast ängstlich gewahrte objektive Moment, das uns in „Andreas Hofer“ anfänglich etwas befremdet, kommt nicht ausschließlich auf Rechnung eines peinlichen Strebens nach Unparteilichkeit, es hat auch einen allgemeineren Grund und deutet einen Wesenszug an, der sich mit dem Satze kennzeichnen läßt: Immermann war ebensosehr Kritiker wie Dichter und beides unzertrennlich. Das zeigt sich recht klar in dem tragikomischen Epos Tulifäntchen, worin das freie Spiel der Phantasie durch die Arbeit des sorgfältig überlegenden Verstandes auf Schritt und Tritt kontrolliert und daher auch nicht selten in seiner munterſten Laune gehemmt wird. Das Werk hat nicht den Anklang gefunden, den sich der Verfasser von dem satirischen Gedichte versprach. Zwar rühmten Heine, Lenau und einige andere die Feinheit der Ironie, die Überlegenheit des Sarkasmus, die gewählte Ausdrucksweise, aber die große Mehrzahl der zeitgenössischen Leser vermochte der seltsamen Liliputdichtung, worin Immermann im Stile der altspanischen Cidromanzen die Heldentaten eines Däumlings besingt, keinen Geschmack abzugewinnen. Für unser heutiges Geschlecht sind die meisten persönlichen und lokalen Anspielungen, von denen das Epos erfüllt ist, vollends nicht mehr verständlich. Damit hat das Werk einen großen Teil des Interesses eingebüßt, das es sonst um seiner technischen Vorzüge willen beanspruchen dürfte. Als ursprüngliche Anregung zu dem erst 1830 verwirklichten Plan dieser satirischen Dichtung bezeichnet Deetjen Immermanns Begegnung vom Jahre 1820 mit dem Kammerherrn Grafen von Merveldt.

Lediglich eine Vorarbeit für ein größeres Epos aus dem Artus-Sagenkreise, das aber nie zur Ausführung gelangte, stellt das Gedicht Der Schwanenritter dar, worin ein herzlich unbedeutendes Motiv mit einem großen Aufwand von rhetorischer Kunst und hochentwickeltem Formgefühl behandelt wird. Das Bruchstück besitzt unter dem rein literarhistorischen Gesichtspunkt eine gewisse Bedeutung, es mag auch zur Vervollständigung von Immermanns Dichterbild einiges beitragen; die Aufnahme in die Volksausgabe wäre dagegen besser unterblieben.

Um so bedeutender ist das großangelegte Epos Merlin, das seinem Stoffe nach Gral- und Artussage miteinander verbindet und eines der gewaltigsten Probleme, das Geheimnis des Bösen, dichterisch zu bewältigen sucht. Immermann, der im Grunde religiös gestimmte, aber durch die Erziehung mehr auf die Bahn eines seichten Rationalismus gedrängte Dichter, fühlte in seinen reiferen Jahren immer lebendiger das Bedürfnis nach einer festen, klar umrissenen Weltanschauung und daher auch das Bestreben, religiöse Probleme künstlerisch zu lösen. Merlin ist der Sohn einer Jungfrau und des Widersachers von Anbeginn. Ein Titane an physischer Kraft und ein Kind in der Zartheit seines Gefühlslebens, hegt er gleichzeitig in sich einen Drang, Gott zu huldigen und das Göttliche in sich und andern zu zerstören. Er vereinigt in seinem Wesen die Hoheit des Gralsritters und das Unstete, Schwankende, Dämonische seines Vaters Satan. Er geht schließlich zu Grunde durch die Liebe zu der schönen Niniana, eine Schwäche, die ihn in unlösbaren Widerstreit zu seinem Ringen nach dem Höchsten versetzt.

Immermann selbst war in späteren Jahren nicht imstande, über die Bedeutung mancher Szenen und Figuren seiner Dichtung Aufschluß zu geben. Was ihm bei Abfassung seines Werkes im Geiste vorschwebte, faßt er in die Sätze zusammen: „Ich war gar nicht in das Gebiet des Faust eingetreten. Nicht die Sünde schwebte mir als das Unglück der Welt vor, sondern der Widerspruch. ‚Merlin' sollte die Tragödie des Widerspruchs werden. Die göttlichen Dinge, wenn sie in die Erscheinung treten, zerbrechen, dekomponieren sich an der Erscheinung. Selbst das religiöse Gefühl unterliegt diesem Gesetze. Nur binnen gewisser Schranken wird es nicht zur Karikatur, bleibt aber dann freilich jenseits der vollen Erscheinung stehen. Will es in diese übergehen, so macht es Fanatiker, Bigotte. Ich zweifle, daß irgend ein Heiliger sich vom Lächerlichen ganz frei gehalten hat. Diese Betrachtungen faßte ich im ‚Merlin' sublimiert, vergeistigt."

Solche Äußerungen zeigen deutlich, daß dem Verfasser das tiefere Verständnis für den Begriff von Schuld und Sünde und damit für die christliche Idee der göttlichen Weltordnung fehlte. Daran scheiterte schließlich die merkwürdige, kühn entworfene Dichtung, die im Grunde ein Fragment geblieben ist und trotz hoher Schönheiten im einzelnen beim Leser keine ungetrübte seelische Befriedigung zu wecken vermag.

* * *

Ein vollständiges Bild von Immermanns Leben und Schaffen gewährt die „Goldene Klassikerbibliothek" in den vorliegenden drei Bänden zwar nicht, aber das, was der Literaturfreund von diesem herben Arbeiter auf dem Gebiete der Geisteskultur wissen und kennen sollte, wird er hier finden. Die Einleitung des Herausgebers führt ohne ermüdende Weitschweifigkeit in das Verständnis des eigenartigen Mannes ein, und die Kommentare zu den einzelnen Werken verdienen im ganzen das gleiche Lob. Deetjen hält sich tunlich frei von Phrase und Übertreibung: er rechnet seinen Helden keineswegs zu den Koryphäen auf dem Parnaß, spricht ihm vielmehr die eigentliche lyrische Begabung ab, berührt auch manche Charakterfehler, ohne sie zu beschönigen, und vermittelt so dem aufmerksamen Leser von Immermanns Poesien ein ruhiges objektives Urteil. Über die Weltanschauung des Dichters und seine sittlich-religiösen Grundsätze urteilen wir Katholiken allerdings in wichtigen Punkten anders als der Herausgeber.

Immermanns Auffassung von der katholischen Kirche und ihren Einrichtungen war gewiß keine feindselige. Sein Trauerspiel „Friedrich II." stellt sich nach dieser Seite hin in scharfen Gegensatz zu Ernst Raupachs kulturkämpferischen Hohenstaufendramen. Auch seine andern Werke lassen wiederholt erkennen, daß er sich einige Mühe gab, in die Art katholischen Denkens und Fühlens einzudringen. Wie schwer ihm das aber wird, ersieht man aus dem merkwürdigen Kapitel „Gedanken in einer Krypte" (Münchhausen), das vom Herausgeber Deetjen mit Recht als charakteristisch für die Weltanschauung des Dichters bezeichnet wird. Nachdem hier Immermann die Entstehung des katholischen Kultus in dichterischer, von geschichtlichen und dogmatischen Irrtümern durchsetzter Darstellung geschildert hat, meint er, daß „eine neue Entdeckung" der Religion not

tue. Worin diese Entdeckung bestehen sollte, wird uns im einzelnen mit den Worten verkündet: „Der Geist der Geschichte muß allgemeiner die Geister durchdringen, als bisher geschehen ist. Die Kirchengeschichte muß die Menschen mehr belehren als der Katechismus und das Kredo und das Symbolum. Sich inniglich und haltebedürftig als eines der letzten Glieder der großen Kette zu empfinden, die aus unzähligen Ringen besteht, unter denen auch die Sekten, die Ketzereien, der Krieg gegen die Waldenser und die Weihnacht zu Kanossa so wenig fehlen dürfen als die Konzilien, die Gedanken der Kirchenväter und die Glaubenstaten der Reformatoren — das wird das neue Christentum sein, welches mit der Krippe zu Bethlehem im Busen der Gläubigen beginnt und in dessen letzten andächtigen Minuten die jüngste Offenbarung feiert. Die Erleber dieser neuen Konfession (denn Lippen werden nicht oft sie zu bekennen vermögend sein, weil dieses Dogma über das Wort hinausgeht) werden zugleich Katholiken sein und Protestanten und Quäker und Ketzer. Anfangs wird die Gemeine klein sein und verachtet oder des abscheulichsten Indifferentismus bezichtigt, nach und nach wird sie sich ausbreiten und zuletzt die allgemeine Kirche werden." Das blieb bis zu seinem Tode der religiöse Standpunkt des Dichters.

Immermann war kein bahnbrechendes Genie. Ihm fehlte der einzigartige Zauber der Originalität im strengen Sinne, auch der kühne Schwung des Geistes und die rastlos neugestaltende Phantasie. Aber er wurde dank seiner zähen, zielbewußten, nachfühlenden Tätigkeit ein fruchtbarer Anreger und ein erfolgreicher Vermittler zwischen der Romantik, von der er ausging, und den Klassikern, an denen er sich schulte. Er wurde vor allem ein maßvoller, allen Extremen abholder Kritiker und genoß in den Kreisen der höheren Düsseldorfer Gesellschaft nicht nur den Ruf eines angenehmen Gesellschafters, sondern auch eines wohlwollenden, seinen Freunden und seinem Vaterlande treuen Charakters.

Alois Stockmann S. J.

Besprechungen.

Schriften zur natürlichen Gotteslehre. Die philosophische Gotteslehre steht dem Kriege nicht in jeder Weise fern. Zwar hat Fritz Mauthner sich kürzlich (Berliner Tageblatt 11. Okt. 1914, Nr 517, 2. Beiblatt) beklagt, als Philosoph während des Krieges ausrangiert zu sein. Während der Krieg die Dienste anderer Wissenschaften und Künste heranziehe, könne die Philosophie ihm nichts, aber auch gar nichts bieten und darum ihm nicht einmal wie der Theologie nach dem alten Wort als Magd dienen. So richtig daran ist, daß die Philosophie als die Lehre von den letzten Gründen zu den Einzelheiten der Kriegswissenschaft ebensowenig herabsteigt wie zu den vielverzweigten Regeln und Vorschriften irgend einer andern praktischen Wissenschaft, zeigt doch gerade die Gotteslehre, daß Krieg und Philosophie keineswegs aller Beziehung zueinander entbehren. Die Völker und die Soldaten, die den Krieg führen, müssen Religion haben, um in ihm gerecht und stark zu bleiben; der Gottesglaube, obwohl nicht Kriegswissenschaft, ist ihnen eine fruchtbare Prämisse, aus der sie in vielen Fällen ihr Verhalten ableiten. Wir sehen es deutlich an den Äußerungen der Feldpostbriefe. „Ohne Gott geht es wirklich nicht." „Hier draußen sieht man erst, was man an der Religion hat." „Ich habe im Felde beten gelernt und will von jetzt an immer beten." Also haben die Philosophen, die in der Vergangenheit an die Begründung und Verteidigung des Gottesglaubens ihre Kraft setzten, zugleich Kriegsarbeit geleistet, und auch für die Zukunft der Völker ist es nicht bedeutungslos, daß die hohen wie die niedern Schulen, in denen Gotteserkenntnis gelehrt und gepflegt wird, während des Krieges weiter bestehen. Der Krieger spekuliert nicht, er benutzt Ergebnisse; aber jemand muß die Ergebnisse erringen und erhalten.

I. Die Gotteslehre legt neuerdings mit Recht Wert darauf, daß ihre Geschichte erforscht werde. Denn gerade sie gründet zum großen Teil auf Tatsachen, die den Menschen alter Zeiten ebenso zugänglich waren wie uns, und die Gedanken, die ehedem an diese Tatsachen anknüpften, sind im ganzen dieselben, wie sie in uns aufsteigen. So können wir hier von den Alten unmittelbarer lernen als auf Gebieten, wo die Grundlagen und der Gegenstand des Wissens sich gänzlich geändert haben. Es bewahrt uns vor Irrtum, wenn wir die Überwindung der schon einmal dagewesenen Irrtümer kennen; es hilft uns in allem die rechte Mitte halten, wenn wir das geistesgeschichtliche Schwanken zwischen den großen Gegensätzen verstehen; es bestärkt unsere Überzeugungen über Gott, wenn wir sehen, wie sie in Jahrtausenden sich durchsetzten und Verdunklungen immer wieder überstrahlten.

Für die Geschichte der Gotteslehre fällt jedesmal etwas ab, wenn eine neue Sendung von Bäumkers „Beiträgen" eintrifft. Willkommen ist dieses Mal vor allem das Werk Joseph Krolls[1] über Hermes Trismegistos, der in älteren philosophischen Schriften so oft als Ausbund ägyptischer Weisheit angeführt wird. Kroll stellt das ganze Lehrgebäude zusammen, das unter dem immer noch geheimnisvollen Namen des „Dreimalgrößten" geht: die Götterlehre, die Lehre von der Welt und vom Menschen, endlich Ethik und Religion, und sucht es an der richtigen Stelle im antiken Geistesleben einzuordnen. Das Endurteil lautet: Trotz der ägyptischen Einkleidung und gelegentlicher spezifisch ägyptischer Gedanken bieten die hermetischen Schriften nicht eine ägyptische oder auch nur außergewöhnlich stark ägyptisch beeinflußte Gedankenwelt, sondern einfach den Ideenkreis eines eklektischen Hellenismus, der durch Poseidonius von Apamea, Philo, Neupythagoreismus, Orphik, sich entwickelnden Neuplatonismus, Gnosis bestimmt ist. Nicht einmal von ägyptischem Hellenismus möchte Kroll sprechen; zu sehr sei das Ägyptische bei Hermes ein bloßer äußerer Firnis. Von einem Einfluß des Christentums sei nichts zu spüren. Datieren könne man die Schriften von Philo an, einiges aber nicht vor Numenius (2. Jahrhundert).

Der hermetische Gottesbegriff zeigt nach dem Verfasser einen erstaunlich gedankenlosen Synkretismus. Zuweilen thront er in der übererhabenen Verschwommenheit jener Transzendenz, wo der Gottheit alles Wollen und Denken, ja das Sein, überhaupt jede auch nur leiseste Vergleichbarkeit mit der Erfahrungswelt abgesprochen wird. Dann wieder trägt der Gottesbegriff anmutende platonische Züge; ohne Bedenken wird Gott allwissend und wollend, das Gute und das Schöne, Licht, Leben, Weltbildner genannt. Sehr oft kommt endlich der stoische Pantheismus zur Geltung; die theistischen Aussagen werden unwirksam gemacht durch unumdeutbare pantheistische, und Hermes läßt sorglos die Widersprüche bestehen. Doch findet sich die Einheit Gottes stark betont; wenn die Volksgötter beibehalten werden, fallen ihnen doch nur untergeordnete Rollen zu in dem buntscheckigen, unverarbeiteten Stufenreich göttlicher Wesen, das bei Hermes von den obersten Emanationen Gottes und Hypostasen göttlicher Begriffe bis zu phantastischem Dämonenspuk hinabsteigt.

Die unübersehbare Erudition, die der Verfasser zum Erweis seiner These anhäuft, kann nur der Fachmann ganz genießen und würdigen. Seinem Urteil muß auch überlassen bleiben, ob das Verhältnis der heidnischen zur christlichen Geisteswelt immer genau erfaßt ist; wenn es z. B. heißt, die Stoa habe mit dem Begriff der Vorsehung (πρόνοια) so stark gewirkt, daß noch heute die christliche Lehre erfolgreich mit ihm wirtschaftet (S. 220), scheint die Grenze, wenigstens im Ausdruck, immerhin überschritten. Weiteren Kreisen zugänglich sind Stellen wie die Zusammenfassung über die Gotteserkenntnis aus der Weltordnung, obwohl

[1] Die Lehren des Hermes Trismegistos. Von Dr Joseph Kroll. [Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Herausgegeben von Dr C. Bäumker. XII, 2—4.] gr. 8° (XII u. 442) Münster 1914, Aschendorff. *M* 14.25.

Hermes' pantheistische Grundstimmung, wie oft bei den Stoikern, den vollen Genuß stört.

Man braucht nur einmal den Himmel zu betrachten, die wunderbare Harmonie und Ordnung vom König der Himmelsgötter, der Sonne, an bis zu den kleinsten Sternlein, die alle in verschiedenen Bahnen am Himmel wandern. Wer hat sie alle so angeordnet, wer ihnen den Lauf vorgeschrieben? Wer hat dem Meer seine Schranken und der Sonne ihren festen Stand gegeben? Das muß doch alles seinen Schöpfer und Ordner haben. Es muß ein wunderbares, überaus glückliches Gefühl sein, sich über diese Erde zu erheben, zwischen Himmel und Erde in der Mitte des Kosmos zu schweben und von da in seliger Schau die ganze Herrlichkeit dieser Welt staunend zu betrachten, Erde, Flüsse, Meer, die Region der Luft, des beißenden Feuers, den Lauf der Gestirne, die rasende Umdrehung des Himmels. Es muß etwas Herrliches sein, so zu erkennen *τὸν ἀκίνητον διακινούμενον καὶ τὸν ἀφανῆ φαινόμενον, δι' ὧν ποιεῖται αὕτη ἡ τάξις τοῦ κόσμου καὶ οὗτος ὁ κόσμος τῆς τάξεως* Es gibt auch noch ein anderes Mittel, Gott in seiner Schöpferherrlichkeit zu erkennen. Man beachte nur den menschlichen Körper. Auf das kunstvollste ist alles bis ins einzelne, bis zu den Adern und Sehnen geschaffen. Wer soll denn das so überaus fein gemacht haben, die Gliedmaßen und sonst die Körperteile und edlen Organe, *πάντα περικαλλῆ καὶ πάντα μεμετρημένα, πάντα δὲ ἐν διαφορᾷ?* Wie eine Statue nicht ohne Bildhauer und ein Bild nicht ohne Maler zu stande kommen kann, so auch die Schöpfung nicht ohne den Schöpfer. Das ist eben der Eine, dessen Tätigkeit darin besteht, Vater zu sein, und dessen Wesen, alles hervorzubringen und zu schaffen. Es kann nur einer sein, der diese überaus kunstvoll komplizierte Maschine geschaffen hat, ordnet und erhält. Allein schon wenn man die Mannigfaltigkeit der untereinander immer wieder verschiedenen Bewegungen bedenkt, das alles könnten zwei nicht geschaffen haben und erhalten, ohne daß irgendwo sich eine Unstimmigkeit herausstellen würde. Wie sollten auch bei einer *ὕλη*, einer *ψυχή*, einem Kosmos, einer Sonne, einem Monde zwei Schöpfer und Erhalter existieren? An der Einheit muß vielmehr festgehalten werden (S. 38 f).

Zwei kleinere Hefte der „Beiträge" beschäftigen sich mit der Geschichte der Begriffe von Zeit und Ewigkeit; Hans Leisegang [1] führt den späteren Platonismus in seinen Hauptvertretern Plutarch, Philo, Plotin, Jamblich, Proklus, Damascius vor, Friedrich Beemelmans [2] vereinigt die Äußerungen des Aquinaten zu einem Gesamtbilde. Ewigkeit und Zeit verhalten sich bei den Platonikern wie Urbild und Abbild, Idee und Erscheinung. Beide gelten vielfach, platonischen Neigungen entsprechend, als eigene Hypostasen. Schöne Begriffsbestimmungen der Ewigkeit werden aus Plotin herausgehoben: „Was weder war noch sein wird, sondern nur ist, was also das Sein in völliger Ruhe ohne bevorstehenden oder dagewesenen Übergang in das Zukünftige hat, das ist die Ewigkeit",

---

[1] Die Begriffe der Zeit und Ewigkeit im späteren Platonismus. Von Dr Hans Leisegang. [Beiträge XIII, 4.] gr. 8° (60) Münster 1913, Aschendorff. *M* 2.—

[2] Zeit und Ewigkeit nach Thomas von Aquino. Von Dr Friedrich Beemelmans. [Beiträge XVII, 1.] gr. 8° (64) Münster 1914, Aschendorff. *M* 2.25

oder: Sie ist „das Leben des Seienden im Sein, in seiner völligen, ununterbrochenen, schlechthin unveränderlichen Totalität". Daß hier die Unbeweglichkeit dem Begriff des Lebens widerstreite, wie Leisegang bemerkt, entspricht freilich nicht dem scholastischen Sprachgebrauch. Bei Thomas von Aquin läßt Beemelmans den innigen Zusammenhang mit Aristoteles hervortreten. Der größte Teil der Darstellung entfällt auf die Zeit. Doch geht auch dabei die Ewigkeit, die unmittelbar an der Gotteslehre beteiligt ist, nicht leer aus; Thomas sagt selbst: „Zur Erkenntnis der Ewigkeit müssen wir durch die Zeit kommen."

Georg Graf[1] hat bereits 1910 die damals schon gedruckten arabischen Schriften des melchitischen Bischofs Theodor Abû Kurra (etwa 740—820) in deutscher Übersetzung herausgegeben. Nunmehr bietet er auf Grund neuer Veröffentlichungen die Übersetzung einer reizenden kleinen Apologetik, die zwar im einzelnen gegen die damaligen religiösen Gegner in Syrien und Palästina gerichtet, aber in den Grundgedanken durch überraschende Neuzeitlichkeit und in der Ausführung durch erfrischende Kraft und Ursprünglichkeit ausgezeichnet ist. Abû Kurra führt eingehend den Gottesbeweis und zeigt dann zuerst, daß die von der natürlichen Vernunft geforderten Grundlehren über Gott, Sittlichkeit und ewige Vergeltung sich einzig im Christentum finden, wobei er allerdings die Grenzen zwischen Natur und Übernatur verwischt. Sodann behandelt er als äußeren Erweis der Wahrheit des Christentums dessen wunderbare Einführung und Verbreitung. „So wisse und sei versichert und zweifle nicht, daß diese Religion von Gott ist — darüber gibt es keinen Zweifel — und daß keine andere von ihm ist und keine Religion ihm wohlgefällig ist als diese" (S. 66).

Zwei neue Bücher auf einmal befassen sich mit Duns Scotus, dem großen Führer der Franziskanertheologen. Geboren wahrscheinlich um 1265, gestorben und beigesetzt 1308 zu Köln, gehört Scotus nicht mehr der Hochscholastik an und wird in weiten Kreisen allzusehr als Gegensatz zu dieser, als bloßer Kritiker, als Vertreter von Zersetzung und Zerfall angesehen. Die neueste Zeit scheint ihm gerechter werden zu wollen. Bei uns hat namentlich der Franziskaner Parthenius Minges in einer Reihe von Schriften eine sachliche Würdigung des Doctor subtilis angebahnt.

Joseph Klein[2] stellt von neuem Scotus' Gottesbegriff dar, nachdem ihn bereits 1907 P. Minges auf seinen angeblich exzessiven Indeterminismus geprüft hatte. Es ist ein festgewurzeltes Vorurteil gegen Scotus, daß er Gottes Willensfreiheit bis zur irrationalen und geradezu sittlich schrankenlosen Willkür steigere. Gut und auch wahr sei das, was der Willkür Gottes entspreche; aber diese Willkür hätte auch eine andere „Wahrheit" und ein anderes Sittengesetz aufstellen können.

---

[1] Des Theodor Abû Kurra Traktat über den Schöpfer und die wahre Religion. Übersetzt von Dr Georg Graf. [Beiträge XIV, 1.] gr. 8° (66) Münster 1913, Aschendorff. *M* 2.10

[2] Der Gottesbegriff des Johannes Duns Scotus, vor allem nach seiner ethischen Seite betrachtet. Von Dr J. Klein. 8° (XXXII u. 242) Paderborn 1913, Schöningh. *M* 3.—

Das Ergebnis von Kleins quellenmäßigen Untersuchungen läßt sich in vier Sätze fassen:

1. Nach Scotus ist das göttliche Wollen stets bewußt, angefangen von der ewig notwendigen Liebe zur göttlichen Wesenheit bis zur Liebe jeder geschaffenen Einzelheit. Kein Wollen ohne Denken. Der erste Tätigkeitsakt im ganzen Reiche des Seins ist ein Intellektsakt.

2. Nach Scotus ist das göttliche Wollen absolut vernünftig und gesetzmäßig. Denn Gott liebt alles um der göttlichen Wesenheit willen und auf Grund ihrer, die der gemeinsame Mutterboden von Intellekt und Wille ist; sein Wille hält sich an die Wertkonstatierungen der ewigen Vernunft. Keineswegs also besteht die höchste Freiheit in der Fähigkeit, gegen Vernunft und Weisheit handeln zu können.

3. Nach Scotus ist das göttliche Wollen stets sittlich vollkommen, absolut gut und heilig. Denn Gott handelt nie gegen die rechte Vernunft und er handelt so, wie es sich für die göttliche Wesenheit geziemt.

4. Nach Scotus ist der göttliche Wille stets der alleinige, selbstherrliche, sich selbst bestimmende Grund all seines Wollens. Gott wird in keiner Weise durch das Geschöpf bestimmt, weder zur Erschaffung noch zur Ideenersinnung, sondern einzig durch die eigene Wesenheit. Es ist die vollkommene Erhabenheit über alles Geschöpfliche, die göttliche Transzendenz, die Scotus hier in der durchgreifendsten Weise festlegen möchte. Wenn er lehrt, Gottes Liebe sei frei sogar in Bezug auf die göttliche Wesenheit, so will er nur ebendieses sagen, daß sie von innen heraus, kraft innerster Wesensvollkommenheit, nicht etwa von außen, nicht einmal durch die Imperative des Intellekts, zum Absolutguten, Unendlichrechten bestimmt sei, ähnlich wie der göttliche Intellekt zum Wahren.

Scotus' Formel: „Gut, weil von Gott gewollt", ist also nicht im Sinne ethischer Willkür gesagt, sondern im Sinne unüberbrückbaren Unterschiedes zwischen dem Unendlich-Göttlichen und Endlich-Geschaffenen, weil nämlich das Geschaffene in jeder Beziehung für Gottes Bestand ganz bedeutungslos ist und ihm gegenüber der bedürfnislose Gott die Initiative ergreifen muß, indem er es in seinem idealen wie realen Sein zuerst begründet. Gott ist der primär wahre, primär gute Urgrund der sekundären Wahrheit und Gutheit.

Während der Verfasser dem eingehenden Nachweis dieser Ehrenrettung obliegt, fällt noch manches wertvolle Nebenergebnis ab. So gleich zu Anfang, wo wiederum mit P. Minges die Unmöglichkeit aufgezeigt wird, Scotus als Vertreter der Selbstursächlichkeit Gottes hinzustellen. Bemerkt sei noch, daß Klein in einigen Punkten auch an der Darstellung von P. Minges glaubt Verbesserungen anbringen zu können.

S. Belmond[1] findet Anlaß, die Gotteslehre des Duns Scotus nach der spekulativen Seite hin zu verteidigen. Es gibt leider immer Schriftsteller, die als Anhänger irgend einer Schule oder Schulmeinung ihre umstrittenen Lehren zum Angelpunkt der gesamten Theologie und Philosophie machen und dabei mit liebloser Konsequenzmacherei Andersdenkenden die ärgsten Ketzereien nachsagen. Solchen zufolge wäre Scotus bald Agnostiker bald Anthropomorphist, ein Vorläufer

[1] Etudes sur la Philosophie de Duns Scot. I. Dieu. Existence et Cognoscibilité. Par S. Belmond. kl. 8° (XVI u. 362) Paris 1913, Beauchesne. *Fr.* 4.—

Spinozas, Kants, Hegels, Rosminis, ein verlarvter Pantheist und natürlich auch Modernist. Belmond, seinerseits ein Freund und streitbarer Verteidiger des großen Scholastikers, geht auf die Quellen zurück und läßt vor ihnen die ungerechten Beschuldigungen in sich zusammenbrechen.

Scotus führt den Gottesbeweis, indem er für die drei Reiche der Wirkursachen, der Zwecke und der Vollkommenheitsstufen eine Primität, Meister Eckhart würde übersetzen: eine „Erstigkeit", fordert. Die drei „Erstigkeiten" zeigen sich dann aber in Wirklichkeit als eine einzige, nämlich als Gott. Gott ist, nach einem Bilde Belmonds, die Spitze der dreiseitigen Pyramide, die sich in jenen drei Ordnungen aufbaut. In der Frage sodann, was Gott sei, spielt bei Scotus die Unendlichkeit eine entscheidende Rolle; die Unendlichkeit zu erkennen, erscheint bei ihm als das Wichtigste und Fruchtbarste in der Gotteslehre. Scotus beweist sie sowohl unmittelbar als auch aus dem Durchsichsein. Das Durchsichsein aber, die Aseität, gilt ihm nach Belmond wie nach Klein als Gottes metaphysisches Wesen, das Gott wie nichts anderes kennzeichnet und von allem andern unterscheidet [1].

Das größte Gewicht legt Belmond auf die richtige Erklärung der Scotuslehre, daß das Sein und alle lauteren Vollkommenheiten univok, eindeutig von Gott und Geschöpfen ausgesagt werden. Diese Lehre hat Scotus den Vorwurf des Pantheisierens zugezogen. Aber sein Verteidiger zeigt, daß er von Gott und Geschöpf, wie sie in Wirklichkeit sind, genau dieselbe Analogie lehrt, wie der hl. Thomas und wie wir sie sogleich bei Bittremieux vertreten sehen werden. Was Scotus meine, sei nur, daß wir im Gebiete des Logischen, Abstrakten, Außerkonkreten einen Begriff vom Sein bilden könnten, der weder Göttliches noch Geschöpfliches mitbezeichne und insofern eindeutig genannt werden müsse. Es erscheint fraglich, ob Belmond den Inhalt dieses univoken Begriffes richtig bestimmt habe. Soll es wirklich nur das ganz „desessenzierte Existieren" sein (S. 251 292 ff)? Aber das wäre ein wenig transzendentaler Begriff, da doch auch alle Essenz Sein ist. Was jedoch das Wesentliche des Belmondschen Ergebnisses betrifft, so hat es bei uns P. Minges schon lange festgelegt. Es ergibt sich unzweifelhaft, so schließt er eine Untersuchung im „Philosophischen Jahrbuch" (1907, 323), „daß Scotus nicht jede Analogie des Seinsbegriffes zwischen Gott und Geschöpf, Substanz und Akzidenz leugnet, daß es somit zum mindesten nicht genügend und korrekt ist, zu behaupten, Scotus halte Univokation des genannten Begriffes fest."

In eine ganz anders geartete Gedankenwelt als Scotus, auf den schwankenden Boden der neueren Philosophie führen Beneke und Frohschammer.

Friedrich Eduard Beneke, dessen Ansichten Aloys Kempen [2] ohne eigene Kritik in Kürze darstellt, war ein Gegner der nachkantischen Überspekulation und wollte sich, dem andern Extrem zugewandt, im Anschluß an Kant, freilich den

[1] Gegen die Verwertung von Theoremata XIV, als ob Gottes Denken, Wollen, Leben nicht bewiesen werden könne, bemerkt Belmond (S. 52, Anm. 1), daß Scotus hier von der Philosophie namentlich des Aristoteles rede, während er selbst den Beweis unbedenklich führt.

[2] Benekes Religionsphilosophie im Zusammenhang seines Systems, seine Gottes- und Unsterblichkeitslehre. Von Dr Aloys Kempen. 8° (82) Münster 1914, Coppenrath. *M* 1.50

„gereinigten", nur auf die Erfahrung, besonders die innere, stützen. Der Mensch besitze kein theoretisches Vermögen, wodurch ihm übersinnliche Wahrheiten offenbar werden könnten; Erkenntniskriterium einer Existenz wäre nur Wahrnehmung. Über die Gottesbeweise urteilt Beneke nach Kants Muster, indem er z. B. wiederholt, daß der kosmologische und der teleologische Beweis in den ontologischen zurückmünden. Gegen das dennoch praktisch anzunehmende Wesen Gottes aber trägt er theoretisch lauter Widersprüche, Antinomien, Bedenken zusammen; wir könnten ja auch Gott nicht erkennen, da wir nämlich nur erkennten, was wir seien, aber offenbar nicht Gott werden könnten. Dennoch müßten wir, wie gesagt, an Gott praktisch glauben, was er, Beneke, ähnlich wie Kant, doch mit einigen Abänderungen psychologistisch begründet. Der Glaube an den persönlichen Gott sei dem Pantheismus durchaus vorzuziehen. Am Übel in der Welt solle man sich nicht stoßen, da wir ja den Zweck der Welt nicht wüßten.

Frohschammer fuhr im Gegensatz zu Beneke sichtlich im Schlepptau der Idealisten, besonders Fichtes und Schellings. Als der unglückliche Priester in den 1860er Jahren sich den Tadel des kirchlichen Lehramtes zuzog, ward er der Gegenstand lebhaftester Huldigungen kirchenfeindlicher Kreise, als wäre er ein Märtyrer der freien Wissenschaft, jener Wissenschaft, die er selbst einmal als das dritte Schwert neben Staat und Kirche bezeichnete. Heute denkt man über seine Wissenschaft nüchterner; Joh. Georg Wüchner[1] braucht nicht mehr mit den Leidenschaften jener vergangenen Jahrzehnte zu rechnen, da er es unternimmt, den Kernpunkt von Frohschammers Lehre darzulegen und nach Verdienst und Mißverdienst zu beurteilen.

Das Urteil kann aber nicht über den ganzen Frohschammer das gleiche sein denn Wüchner sieht sich genötigt, drei Absätze der Lehrentwicklung zu unterscheiden.

Zuerst war Frohschammer noch ein entschiedener Vertreter des Theismus: er hielt an der Existenz und Beweisbarkeit des überweltlichen und persönlichen Gottes fest. Doch glaubte er schon damals unter Ablehnung anderer Beweise sich auf einen eigenen Beweis zurückziehen zu sollen, der sich mit einem der kartesianischen Argumente berührt: Die Potenz zur Gottesidee sowie deren Aktualität in uns habe nur von Gott selbst, der somit existiere, erzeugt werden können. Auch der Rationalismus, der sich später verhängnisvoll auswuchs, machte sich schon damals geltend: die Dogmen des Glaubens sollten mehr oder minder mit bloßer Vernunft erkennbar und beweisbar sein. Doch noch viel Brauchbares, auch Tüchtiges findet sich in dieser ersten Periode, besonders gegen den Materialismus. Ein hübsches Zusammentreffen mit Scotus verzeichnet Wüchner S. 92: „Nicht weil etwas gut ist, will Gott es, sondern weil er es will, ist es gut; denn da Gott die Güte selber ist, ist jeder Willensakt als gut qualifiziert."

---

[1] Frohschammers Stellung zum Theismus. Ein Beitrag zur Religionsphilosophie im 19. Jahrhundert. Dargestellt und gewürdigt von Dr Joh. Georg Wüchner. [Studien zur Philosophie und Religion. Herausgegeben von Dr R. Stölzle. 14. Heft.] 8° (XII u. 220) Paderborn 1913, Schöningh. *M* 5.—

Später schwächt Frohschammer seinen Theismus deistisch ab. Indem er den damals aufstrebenden Entwicklungsgedanken in seine Lehre einführte, verfehlte er die rechte Mitte; er räumte dem Naturwirken zuviel ein und begann sich ablehnend zu verhalten gegen Welterhaltung durch Gott, gegen Vorsehung und Wunder.

Der letzte Absatz ist gekennzeichnet durch das, wodurch Frohschammer in der Geschichte der Philosophie stehen bleiben wird: die Phantasie als Grundprinzip des Weltprozesses. Andere hatten die Vernunft zur Weltwurzel gemacht, wieder andere den Willen, Frohschammer gab der Phantasie die Ehre. Er verstand dabei unter Phantasie die äußere und innere Gestaltungskraft oder Bildungspotenz sowohl in der allgemeinen als in der Menschennatur. Aus diesem hinter den Kulissen des Weltdramas wirkenden Agens sind alle Gestaltungen und Wirkungen abzuleiten. Die objektive Phantasie schuf die organischen Produkte des Weltprozesses, aus welchem, infolge der immanenten Tendenz nach allgemeiner Vernunftentwicklung bis zum Bewußtsein des denkenden und wollenden Menschengeistes, dieser selbst mit seiner frei schaffenden, unendlich bildenden, subjektiven Phantasie hervorging. So also, nicht etwa durch einen Schöpfereingriff, entstand das geistige Leben der Menschheit, durch das allgemeine Weltprinzip, das sich im Menschen individualisierte, personifizierte und zu Bewußtsein und geistiger Tätigkeit kam.

Wäre nun diese der Welt immanente Allkraft wirklich das Letzte, das Unerschaffene und Absolute, so hätten wir den reinsten Pantheismus. Doch diese Frage möchte Frohschammer offen lassen. Die philosophische Vernunft vermöge bislang zu einem sichern Schluß auf das Dasein eines noch über der Weltphantasie stehenden persönlichen Schöpfers und Lenkers nicht vorzudringen. Nur praktisch solle man, da ja auch das Gegenteil nicht zu erweisen sei, am alten Gott festhalten. Die Menschen seien so zu bilden, daß sie Sehnsucht, Verlangen nach dem Göttlichen, nach der Existenz und Vollkommenheit Gottes haben, und der Gottesglaube soll in jedem Falle als höchstes Gut der Menschheit bewahrt, gepflegt und fortgebildet werden.

Es ist immerhin etwas, daß Frohschammer der Menschheit die Aufgabe läßt, nach allem bezauberten Anschauen der Weltwasserstürze und ihrer Lichterscheinungen immer wieder nach der Sonne zu fragen, der sie zwar den Rücken zukehrt, die aber doch alles Glanzes Grund ausmacht. Doch kann die Halbheit des an Kant erinnernden Ergebnisses weder die Links- noch die Rechtsstehenden befriedigen. Eduard v. Hartmann sagt von der Gattung der Theisten, denen er Frohschammer zuzählt: „Ihr Theismus bleibt bloße Velleität und als solche ein Pseudotheismus, der nicht nur zu ihrem Schmerze von den strengeren Theisten als Pantheismus verurteilt werden muß, sondern auch von der unbefangenen historischen Kritik nur als ein verfehlter Anlauf zum Theismus oder als eine im Pantheismus stecken gebliebene Übergangsstufe zum Theismus beurteilt werden kann" (S. 211).

II. Zu den Neuerscheinungen *systematischer* Natur kann man *Haeckels*[1] Abschiedswort an seine Leser rechnen. Es ist ganz ungeschminkt eine kurzgefaßte

[1] Gott-Natur (Theophysis). Studien über monistische Religion. Von Ernst Haeckel. gr. 8° (72) Leipzig 1914, Kröner. *M* 1.—

Darstellung des Haeckelismus, den sein Verkünder selbst als Pantheismus bezeichnet. Haeckel vertritt die „Theophysik", da Gott und Physis eins seien, und glaubt an den Allgott, den Pantheos im Gegensatz zu aller, wie er gehässig sagt, „Theomystik" mit ihrem „Ontheos" oder „Schulgott". Mit der gewohnten scheinbaren Klarheit, der die Unkundigen die Vergewaltigung der Wahrheit nicht ansehen, und mit neuerfundenen Fremdwortungetümen, die den in den klassischen Sprachen nicht Bewanderten in tiefes Staunen versetzen, bekämpft Haeckel auch Seele, Unsterblichkeit, kurz, die ganze „staatlich konzessionierte", „abergläubische christliche Weltanschauung". Als Bekenntnisschrift, die rasch Aufschluß gibt, kann die Broschüre dem Fachmann Dienste tun; einer Kritik aber bedarf offenbar eine Schrift nicht, in der Sätze wie die folgenden stehen:

„Die herrschende dualistische oder ‚geisteswissenschaftliche' Erkenntnislehre hingegen erblickt in der wahren Erkenntnis einen übernatürlichen Vorgang, ein transzendentes ‚Wunder'" (S. 13). „In befremdendem Gegensatze zu diesen mechanistischen Fortschritten der modernen Biologie hat sich im Laufe der letzten zwanzig Jahre eine mystische Richtung anspruchsvoll geltend gemacht, welche als ‚Neovitalismus' den längst begrabenen Aberglauben von der übernatürlichen Lebenskraft, den ‚Palavitalismus', neuerdings zur Geltung zu bringen sucht. Ohne irgend welche neuen Tatsachen zu seinen Gunsten vorzubringen, suchte dieser konfuse Neovitalismus die angebliche ‚Autonomie des Lebens', die rätselhafte ‚Eigengesetzlichkeit' der organischen Prozesse, durch eine sophistische Dialektik zur Geltung zu bringen" (S. 44 f). „Die dualistische Kirchenlehre, ebenso die rechtgläubige evangelische, wie die alleinseligmachende katholische, bemühen sich, einen Weg der Versöhnung ihres überlebten Aberglaubens mit den entgegengesetzten Ergebnissen der modernen Naturerkenntnis zu finden. Besonders wirksam erweist sich dabei die Sophistik der Jesuiten, sowohl in dem älteren Thomasbunde Was ist das?] als in dem neueren Keplerbunde [Jesuiten?]" (S. 53 f).

Haeckels Abschiedswort „bei Vollendung seines achtzigsten Lebensjahres und am Abschluß seiner naturphilosophischen Arbeit" muß jeden Wahrheitsfreund mit Trauer erfüllen.

Eine andere Art von Pantheismus, von Haeckel aufs tiefste verabscheut, wurde von der theosophischen Bewegung der letzten Jahre gepflegt. Zwar gibt es in der großen Zahl von theosophischen Schriften auch solche, die es in der materialistischen Auffassung des Absoluten mit Haeckel aufnehmen können; doch gewöhnlich halten sie sich, wie die Inder, aus denen sie schöpfen, in idealeren Höhen. Daß es Pantheismus ist, was die Theosophie verkündet, läßt sich trotz aller Einsprüche der Theosophen und trotz aller Verschwommenheit, die in den Erzeugnissen ihrer zumeist ungeschulten Schriftsteller herrscht, fast aus jeder Nummer ihrer Zeitschriften belegen; auf ihm beruht auch das angestrebte Einswerden mit „Gott" durch die unmittelbare Schauung. C. Schlesinger[1] bietet eine volkstümliche Einführung in das krause Lehrgebäude und die abenteuerliche Geschichte

[1] Moderne Theosophie und altes Christentum. Von C. Schlesinger. [Frankfurter zeitgemäße Broschüren XXXIII, 9/10.] gr. 8° (76) Hamm (Westf.) 1914, Breer & Thiemann. *M* 1.—

der Bewegung, auch eine Kritik, besonders des theosophischen Anspruchs, der eigentliche Kern nicht nur aller Weltweisheit, sondern namentlich des von allen andern Menschen gänzlich mißverstandenen Christentums zu sein.

Neben Monismus war der Lieblingsirrtum der neuesten Zeit, auch von den Modernisten gehätschelt, der Agnostizismus: man will Gott nicht leugnen, aber man behauptet, man könne ihn nicht erkennen. Das agnostische Hauptargument, daß nämlich unsere Gotteserkenntnis menschlich sei und darum Gott anthropomorphistisch auffasse, nimmt Joseph Bittremieux[1] unter die Lupe. Es ist richtig, daß alle unsere Begriffe aus der Welt des Geschöpflichen stammen und deshalb nicht ohne weiteres auf Gott angewandt werden dürfen. Es ist aber ebenso richtig, daß die Geschöpfe dem Schöpfer ähnlich sind und seine Vollkommenheit abspiegeln. Wir können also sehr wohl, indem wir von ihnen ausgehen, Göttliches erkennen und Gott vollkommen nennen nicht bloß negativ, weil er nämlich keine Unvollkommenheiten hat, oder kausativ, weil er alle geschaffene Vollkommenheit verursacht, sondern bejahend und eigentlich, weil er vollkommen ist. Es gibt einen Mittelweg zwischen dem Anthropomorphismus, der Menschliches unbesehen von Gott aussagt, und dem Agnostizismus, der an aller Aussage über Gott verzweifelt: das ist die Analogie. Die Vollkommenheiten Gottes und die der Geschöpfe sind nur zum Teil einander gleich, zum Teil aber auch von Grund auf verschieden; das heißt eben: sie sind analog. Diese einzig durchführbare Auffassung kann nicht oft genug dargelegt werden; hätte der Verfasser für deutsch sprechende Leser geschrieben, wäre er ohne Zweifel noch weitläufiger, als S. 222 ff geschehen, darauf eingegangen, wie trotz aller agnostischen Einwürfe Gott in aller Wahrheit und Wirklichkeit weise, gut, persönlich genannt werden muß, die bei manchen beliebte „Überpersönlichkeit", „Überbewußtheit" aber undenkbare Begriffe sind. Der menschliche Geist steht nicht so hoch, daß er Gott unmittelbar wie die Welt und die Mitmenschen sehen könnte; aber er steht durchaus so hoch, daß er Gott mit seinem Wissen erreicht. Der Umkreis des menschlichen Erkenntnisvermögens schließt auch das Wesen aller Wesen ein; denn er faßt in irgend einer Weise alles, was Sein hat.

III. Noch drei Schriften zum Beweis des Daseins Gottes sind anzuzeigen. Man steht ihnen freilich jetzt anders gegenüber als vor einem halben Jahr. Ehe der Krieg wie ein plötzlich aufsteigendes Sturmgewitter über uns hereinbrach, schien die Welt der Gottlosigkeit zuzutreiben, und nichts schien zeitgemäßer, als Gottesbeweise aufzustellen. Aber in der Kriegsnot riefen wir wieder nach Gott; man zweifelte nicht mehr, sondern man betete, und hoch und nieder bekannte, daß man das Vertrauen auf Gott setze. Gott lebt, und er führt das Recht zum Siege! Möchten nun die Bücher mit Gottesbeweisen auf immer den Stempel des Veralteten, gänzlich Überholten tragen!

---

[1] De analogica nostra cognitione et praedicatione Dei. Auctore Iosepho Bittremieux. 8° (XII u. 294) Lovanii 1913, Peeters. *Fr.* 5.—

Der „alte Gottesbeweis", von dem Guill. Pletschette[1] schreibt, ist der aristotelische aus der Bewegung. Die Welt ist bewegt. Was aber bewegt ist, wird von einem andern bewegt, und zwar, da die Reihe der Beweger irgendwo ihre letzte Stütze und den letzten Quellpunkt aller Bewegung haben muß, in letzter Linie von einem unbewegten Beweger. Dieser aber ist Gott. Aristoteles, „der Meister derer, die wissen", hat zwar die Beweisstücke auch für andere Gottesbeweise aufgestellt, so für den aus der Zweckmäßigkeit der Dinge, die auf den weisen Urheber schließen läßt, und für den aus der Stufenreihe der Vollkommenheiten, deren auf und ab wogendes Mehr oder Minder auf das Unverminderte, Vollkommene hinweist; aber ganz ausführlich und planmäßig behandelt er nur den Bewegungsbeweis. Der Verfasser zeigt nach eingehender Darstellung des aristotelischen Gedankenganges, wobei der Leser wohl manches Subtile (S. 82 ff) sich noch näher gebracht wünschte, wie dessen Hauptglieder bis heute Geltung haben, wenn auch irriges Nebenwerk und manche Mängel des Ergebnisses berichtigt werden müssen. Nicht bloß steht die heutige Naturphilosophie der aristotelischen wieder näher als die vor kurzem noch florierende platt mechanistische, auch der Gottesbeweis aus der Bewegung selbst wird durch die Naturwissenschaft in beachtenswerter Weise beleuchtet und gestützt. Mit der „prächtigen Handbewegung", wodurch der französische Minister Viviani die Lichter am Himmel ausgelöscht zu haben behauptete, ist es auch hierin nichts. Jeder, der sich wissenschaftlich mit dem kinesiologischen Argument zu befassen hat, wird bei Pletschette schätzenswerte Hinweise finden.

Eine populäre Schrift mit dem alles Lobes werten Ziele, den Gottesglauben zu verteidigen, schrieb G. Cohen[2] „vom Standpunkt der reinen Logik" aus, d. h. unter Bevorzugung der metaphysischen Gedankenfolgen. Es ist gegen diesen Standpunkt an sich nicht das mindeste einzuwenden. Die geringfügigste Erfahrungstatsache vorausgesetzt, und wäre es nur ein im All verflogenes Stäubchen oder ein verirrter Lichtstrahl, führen uns metaphysische Schlüsse weiter bis zur unendlichen Gottheit. Aber Cohens Broschüre leidet zu sehr an mannigfachen Irrtümern und logischen Unzulänglichkeiten, sie reizt Seite um Seite zu sehr zum Widerspruch, als daß man irgend eines zweifellosen Ergebnisses sich freuen könnte. Nur selten stößt man auf etwas so Treffendes wie etwa S. 9 f: „Sonderbarerweise gibt es viele Menschen, die gerade aus der Gesetzmäßigkeit, die in der Natur herrscht, einen Grund entnehmen, die Existenz Gottes zu leugnen. Man kann einen derartigen Gedankengang — ich bitte um Verzeihung — nur kindisch nennen; denn wer derartig schließt, macht es wie die Kinder, die, da sie den Eindruck haben, daß im Staate alles seinen regelmäßigen Gang geht, meinen, das geschehe von selbst, d. h. ohne Aufsicht und Oberleitung, weil sie diejenigen nicht sehen, die die Fäden in der Hand haben. Wer würde wohl, wenn er in einem großen

[1] Der alte Gottesbeweis und das moderne Denken. Von Dr Guill. Pletschette. 8° (IV u. 252) Paderborn 1914, Schöningh. *M* 3.—

[2] Das Dasein Gottes vom Standpunkt der reinen Logik. Von Dr G. Cohen. 8° (56) Hannover 1913, Engelhard & Co. *M* 2.—

Fabriketablissement den Leiter nicht zu sehen bekäme und doch wahrnähme, daß alles nach dem Schnürchen geht, daraus schließen, daß ein Leiter nicht existiere, nicht nötig wäre? Je weniger der Dirigent in die Erscheinung zu treten braucht, gerade um so mehr kann man auf seine Tüchtigkeit in Bezug auf die geschäftliche Leitung schließen." Aber sogleich die folgenden Sätze muß man wieder ablehnen. So bleibt an der Schrift außer der guten Absicht und der mit Wärme vertretenen Überzeugung vom Dasein Gottes nicht vieles, was Dauer beanspruchen kann.

Dagegen ist das kraftvolle Buch des Pseudonymus Kurt Udeis[1] bisher zu wenig beachtet worden. Es wendet sich freilich zunächst an weitere Kreise, bedient sich auch stellenweise eines Ausdrucks oder einer Wendung, die man nicht ohne Glättung übernehmen mag, aber seine starke, am wirklichen Leben warm gewordene Überzeugung kann bei kaum jemand allen Eindruck verfehlen. Daß ein paar Äußerungen jetzt, während des Krieges, nicht mehr geschrieben würden, versteht sich von selbst wie bei vielen Schriften, die vor den Erfahrungen der letzen Monate erschienen.

Udeis entwickelt zunächst die Gottesbeweise, die aus den Tatsachen, daß die Welt jeder inneren Notwendigkeit, sich selbst erklärenden Bestimmtheit entbehrt, und daß sie trotzdem sich als die Offenbarung hoher Vernunft darstellt, auf den durchaus selbstbegründeten, weisen Urgrund schließen. Aber besondern Nachdruck legt er sodann auf die moralischen Beweise. Der Mensch selbst ist von seiner innersten Natur aus ein θεοφόρος, ein Gottesträger. Das unwidersprechliche „Du sollst" seines Gewissens verkündet ihm den göttlichen Gesetzgeber. Die menschliche Gesellschaft bedarf Gottes zur Grundlage; ihn ersetzen im Staatsleben wie eingehend gezeigt wird, weder Egoismus noch Patriotismus noch Laienmoral noch Idealismus noch Bildung („Licht in jede Hütte!") noch rein menschliche Autorität oder gar die äußere Gewalt, und die Familie geht ohne Gott ebensowohl physisch wie moralisch zu Grunde.

„Es gibt keinen Gott" — ein kurzes Wort, aber so inhaltschwer für die menschliche Gesellschaft wie kein anderes.

Der Tyrann hört es und dekretiert: „Ich bin der höchste Herr, meine Laune höchstes Gesetz."

Die Regierenden vernehmen und deuten es: „Gewalt ist Recht."

Der Richter vernimmt es und interpretiert es: „Gesetz und Gerechtigkeit sind Wahnideen."

Der Untertan liest's und folgert: „Es gibt keine Autorität."

Der Lüstling fängt's auf und schließt: „Freie Liebe."

Der Ehemann merkt's sich und versteht: „Es gibt keine Heiligkeit der Familie."

Der Dieb erlauscht es und denkt: „Also ist Eigentum Diebstahl."

Der Betrüger hört's und deutet's: „Laß dich nur nicht erwischen!"

Der Mörder vernimmt's und erklärt: „Also gibt's kein Recht auf Leben."

Der Kapitalist liest es und denkt: „Mein Gott ist das Kapital". . . .

---

[1] Der Kampf um Gott. Sämtliche Vernunftbeweise für und Einwürfe gegen das Dasein Gottes, populär-apologetisch dargelegt. Von Kurt Udeis. gr. 8° (328) Prag 1914, Bonifatius-Druckerei. *K* 2.60

Der Anarchist macht's sich zu eigen und folgert: „Ni Dieu, also ni maître." Und in Verzweiflung vernahmen es die „Enterbten" und wußten: „Nur Ein Recht bleibt uns — das Recht zu verhungern."

Gab es je einen Verwüster der menschlichen Staatengebilde, einen Todfeind der menschlichen Gesellschaft, dann ist es der Atheismus: summus inimicus generis humani (S. 181).

So prächtig, wie vielleicht noch selten geschehen, führt Udeis den eudämonologischen Gottesbeweis aus. Es sind nicht neue Grundgedanken, die vorgetragen werden, aber eine Darstellung von Fülle und Schwung, dazu reiche Lebensbeobachtung aus Vergangenheit und Gegenwart setzen auch die alten Gedanken in das rechte Licht; ein starkes, sehr unmittelbar empfindendes und sich auslassendes Temperament trägt sie unüberhörbar vor. Der Mensch hat den allgemeinen und notwendigen Naturtrieb nach dem vollendeten Glück. In der Welt der Geschöpfe aber herrscht zu viel Leid, ihre Güter sind zu nichtig, zu unbeständig und kurzdauernd. Darum kann der Glückstrieb nur in Gott zur Ruhe kommen; Gott allein vermag Erkenntnis und Liebe auf die volle Höhe zu heben, er allein uns auf ewig die Gesellschaft, die Stellung, den Berufskreis zu schenken, die uns völlig glücklich machen. Dafür aber, daß dieser Naturtrieb nach Gott uns nicht täuscht, bürgt nach Udeis die ganze Natur, in der es ja keinen Trieb gibt, ohne daß das ihm entsprechende Objekt bestände.

Gerade die unvergleichliche Lebensbedeutung des Gottesbewußtseins fordert aber, daß es nicht so schutzlos wie bisher dem Spott und der Leugnung preisgegeben bleibe. Es ist nun ein gutes Jahrhundert, seit Frankreich in der religiösen Krise unterlegen ist; seither erlebt das Land, dessen Regierung gerade jetzt sich bewußt zur Gottlosigkeit bekennt, eine Katastrophe, eine Schmach um die andere. Es soll bei uns nicht so kommen (S. 281 ff). Hierhin gehört auch die Antwort, die Udeis auf den oft gehörten Einwand gegen den Gottesglauben gibt: „Gerade die Gelehrten glauben nicht an Gott." Das sei nicht wahr, aus verschiedenen Gründen; was aber die Universitätsprofessoren angehe, so sei der Sachverhalt künstlich herbeigeführt (S. 236). Man darf mit Sicherheit erwarten, daß die großen Staatswesen, die soeben ihre Siege demütig von Gott erflehten und, da gewonnen, seiner Hilfe zuschrieben, sich Gott dankbar erweisen.

Otto Zimmermann S. J.

Heidelberger kunstgeschichtliche Abhandlungen. Herausgegeben von **Karl Neumann** und **Karl Lohmeyer.** I. Johannes Seiz, Kurtrierischer Hofarchitekt, Ingenieur sowie Obristwachtmeister und Kommandeur der Artillerie 1717—1779. Die Bautätigkeit eines rheinischen Kurstaates in der Barockzeit. Von **Karl Lohmeyer.** 4° (XIV u. 224) Heidelberg 1914, Winter. *M* 16.—; geb. *M* 18.50

Es ist eine ebenso interessante wie für die Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts wertvolle Arbeit, was uns der Verfasser in obiger Schrift vorlegt. Wenn die weiteren Abhandlungen sich in ihrer Bahn halten, wenn sie sich in den gleichen streng sachlichen, ruhigen Erörterungen bewegen wie die vorliegende,

welche die Reihe eröffnet, und wenn sie namentlich sich auf ein gleich reiches, solides archivalisches Material aufbauen, dann darf sich der Kunsthistoriker aus ihnen reichsten Gewinn und Aufhellung mancher noch dunklen Frage versprechen. Es ist ein sehr ausgedehntes Urkundenmaterial, das der Verfasser durcharbeiten mußte, und es war die Forschertätigkeit eher alles andere als eine Annehmlichkeit. Indessen hat sich die Mühe reichlich gelohnt. Die Schilderung, die er uns von dem Entwicklungsgang, dem künstlerischen Vermögen, den stilistischen Tendenzen und dem langjährigen, erfolggesegneten Schaffen des kurtrierischen Baumeisters Johannes Seiz entwirft, bedeutet eine wirkliche Bereicherung unserer Kenntnisse der rheinischen Kunsttätigkeit des 18. Jahrhunderts.

Johannes Seiz wurde 1717 geboren zu Wiesentheid in Franken als Sohn des hochgräflich Schönbornschen Werkmeisters Johannes Georg Seiz, der 1725 vorübergehend auch in Koblenz tätig war und dann 1733 infolge seiner Ernennung zum Kurfürstlich Trierischen Werkmeister dauernd an den Rhein übersiedelte, aber schon sechs Jahre später das Zeitliche segnete. Seine erste Ausbildung erhielt Seiz durch seinen Vater, seine fernere durch Balthasar Neumann, unter dessen Leitung er als Bauzeichner beim Residenzbau zu Würzburg 1738 und 1739 tätig war. Nach dem Tode des Vaters in die Heimat zurückgekehrt, wird er zunächst „Hofbolier" des Kurfürsten und dann zehn Jahre später „wirklicher Hofwerkmeister". Bis zum Tode Neumanns (1753) vor allem helfende und ausführende Hand bei dessen Plänen für den Kurfürsten Franz Georg von Schönborn, erscheint er von da an als selbständiger Architekt, der aber ganz in den Geleisen der späten Neumannschen Kunst weiterarbeitet, bis ihn die Konkurrenz mit den aus Frankreich kommenden Baukünstlern zu Konzessionen an den vom Westen her eindringenden Klassizismus zwingt. Mit dem Tode des Kurfürsten Johann Philipp von Walderdorf 1768 endet die Hauptschaffenszeit des Meisters. Der Geschmack hatte sich geändert, und Klemens Wenzeslaus von Sachsen, der Oheim des unglücklichen Ludwig XVI., war zu sehr für die Richtung der französischen Architektur eingenommen, als daß die bewegte fränkische Art des Künstlers noch große Erfolge erzielen konnte. In Amt und Ehren aber blieb dieser bis zu seinem Tode 1779, vor dem er noch den Triumph erleben sollte, daß der Kritik, die er an d'Ixnards Plan für den Koblenzer Schloßbau geübt hatte, die zur Entscheidung angerufene Pariser Akademie in einer Anzahl wichtiger Punkte beitrat. Das Hauptwerk unseres Architekten ist der kurfürstliche Palast zu Trier.

Seiz war kein akademisch gebildeter Meister, sondern ein Mann, der sich auf dem Weg des praktischen Schaffens zu seiner Bedeutung emporgearbeitet hatte; doch hatte er das Glück, in seinem Vater und namentlich in Balthasar Neumann tüchtige Lehrer und Vorbilder zu erhalten. Er war kein Genie, aber er hatte die Gedanken und Formen des fränkischen Rokoko sich so zu eigen gemacht, daß er sie mit staunenswerter Fertigkeit und vollstem Verständnis beherrschte. Neue Bahnen hat er nicht gebrochen, und als die neuen Strömungen kamen, war es ihm nicht gegeben, rückhaltlos in sie einzulenken, aber was er erstehen ließ, sind tüchtige, zum Teil selbst hervorragende Bauten, die ihm seinen Platz in der Geschichte der rheinischen Kunst des 18. Jahrhunderts sichern.

Der Verfasser hat seiner Arbeit den Untertitel gegeben: Die Bautätigkeit eines rheinischen Kurstaates in der Barockzeit. Mit Recht. Denn außer Seiz lernen wir in ihr noch eine große Zahl anderer künstlerischer Kräfte kennen, die im Dienste der drei Trierer Kurfürsten tätig waren; wir hören ferner von den vielen bedeutenden Bauten, welche entweder von diesen selbst zu Ehrenbreitstein, Trier, Koblenz oder sonst im kurtrierischen Land ins Dasein gerufen wurden, oder von andern, Äbten, Adeligen, Bürgerlichen, infolge der Anregungen und des Beispieles, welche die rege kurfürstliche Bautätigkeit bot. Ganz besonders aber erhalten wir in der Schrift ein gutes Bild des Wandels der Richtungen, der sich von dem dritten Jahrzehnt ab im Kurstaat Trier auf dem Gebiet der Architektur vollzog und von dem ernsteren, schweren Barock über das bewegte, leichte süddeutsche Rokoko zum französischen Klassizismus führte, und gerade diese Seite der Arbeit ist es, welche sie besonders interessant und lehrreich macht.

Joseph Braun S. J.

Der Frankfurter Kaiserdom, seine Denkmäler und seine Geschichte. Ein Führer von C. M. Kaufmann. Mit 124 Abbildungen. 8° (194) Kempten u. München 1914, Kösel. *M* 1.50; feine Ausgabe geb. *M* 3.—

Nicht sowohl als Bauwerk nimmt die Bartholomäuskirche zu Frankfurt unter den Domen, welche die Gotik auf deutschem Boden schuf, einen so hervorragenden Platz ein, als vielmehr infolge der großen historischen Erinnerungen, welche sich an sie knüpfen. Ist sie doch die Stätte, an welcher seit dem 14. Jahrhundert die Kurfürsten sich zur Wahl und Krönung des Kaisers zu versammeln pflegten, ein Riesenmonument, das mit steinerner Schrift von den Tagen der vergangenen Herrlichkeit des alten deutschen Kaiserreiches erzählt. Immerhin darf der Frankfurter Kaiserdom auch in seiner Architektur und wegen seiner Kunstschätze aus alter, neuerer und neuester Zeit begründeten Anspruch auf mehr als gewöhnliche Beachtung erheben. Sein Turm, der wie ein mächtiges Wahrzeichen über das Frankfurter Häusermeer aufwächst, ist nach dem auf Grund der alten Pläne vollzogenen Wiederherstellungs- und Ausbau einer der bedeutendsten gotischen Türme in Deutschland. Die durch ihre außerordentlich weit ausladenden Arme und die ungewöhnlich breiten Seitenschiffe des Langhauses bemerkenswerte Kirche selbst enthält manchen tüchtigen spätgotischen Altarschrein, vortreffliche gotische Steinskulpturen, gute Grabmonumente, prächtige alte Terrakottawerke, tüchtige neue Glasmalereien nach Entwürfen hervorragender Meister und überdies den großartigen Steinleschen Freskenschmuck. Es gibt in der Tat viel, sehr viel Schönes zu sehen und zu bewundern, wenn man an der Hand eines so vorzüglichen Führers, wie es die vorliegende Schrift ist, den Kaiserdom durchwandert. Über die geschichtliche Seite des Baues, seinen Ursprung und seine wechselnden Geschicke bis zum letzten großen Brande von 1867 und der an diesen sich anschließenden Wiederherstellung, seinen Charakter als Wahl- und Krönungskirche und die im Bartholomäusdom getätigten Kaiserkrönungen gibt der zweite Teil der Arbeit manche interessante Aufschlüsse. Der Hohlraum unter dem Hochaltar war nie Devotionsstätte, wie S. 46 gesagt wird. Die Handreichung der Braut-

leute auf dem Heißenstein in der Vorhalle (S. 151) war die eigentliche Eheschließung. In der Kirche fand nur die benedictio nuptialis statt. Was S. 159 in dem längeren Zitat aus des Stadtpfarrers Battonn Untersuchungen über den „frommen Ludwig" und dessen Stellung zum Papste gesagt wird, entspricht nicht der Wirklichkeit. Joseph Braun S. J.

1. **Goethes Briefwechsel mit einem Kinde.** Seinem Denkmal von Bettine v. Arnim. Neu herausgegeben und eingeleitet von Heinz Amelung. Mit den Bilderbeigaben der Originalausgabe und dem Porträt der Verfasserin in Kunstdruck. 8° (XXII u. 574) Berlin (o. J.), Bong & Co. *M* 4.—

2. **Achim v. Arnim und Bettina Brentano.** Bearbeitet von Reinhold Steig. (II. Band von „Achim v. Arnim und die ihm nahe standen". Herausgegeben von Reinhold Steig und Hermann Grimm.) Mit zwei Porträts und einem Musikblatt. gr. 8° (VIII u. 420) Stuttgart u. Berlin 1913, Cotta. *M* 10.—

1. Als Bettinas Buch im Jahre 1834, zwei Jahre nach dem Tode Goethes, zuerst erschien, erregte es ganz ungewöhnliches Aufsehen. Das Werk und fast noch mehr die Begleitumstände seiner Veröffentlichung waren allerdings sonderbar. Eine Witwe von 48 Jahren, Mutter von sieben Kindern, legte hier die Zeugnisse ihrer phantastischen Jugendschwärmerei für den berühmten alten Geheimrat von Weimar nieder und forderte dadurch die Kritik der sensationslüsternen Presse bewußt heraus. Das „Kind" ist ja Bettina selbst, die zwanzigjährige, glänzend begabte, geistreich irrelichternde Lieblingsschwester eines Klemens Brentano.

Neben maßlos lobenden ließen die hämischen Stimmen nicht lange auf sich warten, und wenig half der sonst schlagfertigen Frau der kühne selbstbewußte Satz, womit sie das Werk einleitete: „Dies Buch ist für die Guten, nicht für die Bösen." Manche ihrer Rezensenten haben der Verfasserin entschieden unrecht getan, wenn sie ihr allerlei kleinliche oder auch unedle Beweggründe unterschoben. Gerecht dagegen urteilten jene, die in dem Briefwechsel ein klassisches Dokument des übertriebenen Goethekults erblickten, gleichzeitig aber die hohen literarischen Vorzüge des Buches uneingeschränkt anerkannten; denn auch heute wird man nach ruhig abwägender Prüfung des neuaufgelegten Werkes kaum zu einem andern Ergebnis gelangen. Immerhin steht jetzt fest, daß Bettinas tatsächliche Angaben über Gedichte, die Goethe ihr gewidmet, über Briefe, die er ihr geschrieben, über Anregungen, die er von ihr empfangen, im allgemeinen zuverlässiger sind, als man früher anzunehmen geneigt war. Auch sonst ist nicht alles freies Spiel der Phantasie, was auf den ersten Blick uns als solches erscheint. Bettina hat ganz zweifellos in dieser glühend enthusiastischen Form an ihren Abgott geschrieben und hat, wie sie schrieb, auch empfunden. Ihre eingehenden Berichte über die Frankfurter Stiftsdame Karoline v. Günderode, die durch Selbstmord endete, über Goethes Mutter, über Bettinas Brüder, Schwestern und Verwandten entbehren bei aller Überschwenglichkeit im Ausdruck nicht einer gewissen tiefsichern

Art in der Hervorhebung charakteristischer Züge. Insofern besitzt das Buch unstreitig auch literarhistorischen Wert. Noch mehr aber fallen die sprachlichen Vorzüge ins Gewicht. Der Briefwechsel war die erste Schrift, die aus Bettinas Feder erschien, und machte die bisher nur in engeren Kreisen bekannte Frau mit einem Schlag zu einer europäischen Berühmtheit. Dazu trugen nicht bloß die sensationellen Umstände der Veröffentlichung bei, sondern mindestens ebenso sehr die unbestreitbaren hohen literarischen Qualitäten. Das Werk verrät eine kühne, verwegene, auch wohl verstiegene, aber doch immer dichterisch gestaltende Phantasie und im Ausdruck eine Meisterschaft und Ursprünglichkeit, wie sie nur ganz wenige unserer großen Dichter ihr eigen nennen konnten. Selbst wer die hier niedergelegten, mit aufdringlicher Ernsthaftigkeit verfochtenen Ideen über Religion, Heroenkult, Sittlichkeit usw. energisch ablehnt, kann doch der ungewöhnlichen Begabung der Dichterin seine Anerkennung nicht versagen.

In seiner Einleitung weist der neue Herausgeber, Heinz Amelung, mit einer Beigabe von rhetorischem Pathos auf die literarische Bedeutung des Briefwechsels hin. Ihm erscheint Bettinas Buch „als selbstverständliche Ergänzung zu den Werken" Goethes und „als eine der duftigsten Blüten im bunten Garten unserer Poesie".

2. Von diesem phantasiereichen Erzeugnis des schönen Schrifttums merklich verschieden ist Bettinas Briefwechsel mit ihrem späteren Gatten, dem märkischen Edelmann Achim v. Arnim. Es bietet ein seltenes Interesse und ist für die psychologische Beurteilung der eigenartigen Frau von höchster Wichtigkeit, diese beiden Korrespondenzen nebeneinander zu halten. Reinhold Steig hat durch die Herausgabe des zweiten Bandes seines umfangreichen Werkes „Achim von Arnim und die ihm nahestanden" uns diesen Vergleich ermöglicht.

Das Buch umfaßt den brieflichen Gedankenaustausch dieses romantischen Brautpaares von der ersten Bekanntschaft im Jahre 1801 bis zur Verheiratung am 11. März 1811. Es schließt somit die Lücke, welche zwischen dem ersten und dritten Bande der Steigschen Ausgabe von v. Arnims Briefwechsel bisher bestand. So läßt sich nun das Verhältnis dieses ritterlichen Charakters zu seinen Freunden bis zum Tode v. Arnims im Januar 1831 an Hand der Korrespondenzen mit Klemens Brentano, mit Bettina, mit Jakob und Wilhelm Grimm zuverlässig überschauen. Das dreibändige Werk bildet daher eine Fundgrube für die Spezialforschung über die deutsche Romantik.

Uns interessieren hier vor allem Bettinas Briefe an ihren zukünftigen Gemahl.

Klemens hatte das erste freundliche Begegnen der beiden in Frankfurt a. M. im Sommer 1802 vermittelt. Eine regelmäßige Korrespondenz entwickelte sich aber noch nicht. Ein zweites Mal trafen sich v. Arnim und Bettina im Herbst 1805, als der romantische Dichter in der freien Reichsstadt den Druck des ersten Bandes von „Des Knaben Wunderhorn" überwachte. Dieser längere Aufenthalt v. Arnims in Frankfurt brachte die zwei jungen Leute wiederholt zusammen, und es entspann sich in der Folgezeit zwischen ihnen ein reger Briefwechsel, der indes durch das Unglück Preußens bei Jena vorübergehend gestört wurde. Ende 1807 gestaltet sich dann das Verhältnis inniger, und das vertrauliche „Du" der Anrede stellt sich von da an regelmäßig ein. Die Briefe folgen sich nun zumeist rasch.

Alles scheint darauf hinzudeuten, daß sie bald von einem Bunde fürs Leben berichten werden. Doch die ungünstigen Zeitverhältnisse, namentlich die kriegerischen Ereignisse, zwingen wieder und wieder zu einem Aufschub. Erst im Dezember 1810 benachrichtigt Bettina den immer noch schwärmerisch verehrten Freund Goethe von der endlich erfolgten Verlobung mit den Worten: „Am 4. Dezember war kalt und schauerlich Wetter, es wechselte ab im Schneien, Regnen und Eisen; da hielt ich Verlobung mit v. Arnim unter freiem Himmel um $^1/_2$9 Uhr abends in einem Hof, wo hohe Bäume stunden, von denen der Wind den Regen auf uns herabschüttelte, es kam von ungefähr." Goethe antwortete am 11. Januar des folgenden Jahres 1811: „Möge Dir es recht wohl ergehen und alles, was Du gelobest und Dir gelobt wird, Glück und Segen bringen." Am 11. März fand die Trauung in tiefer Stille und Heimlichkeit statt.

Bei aller Herzlichkeit im Ton sind doch die Briefe Bettinas an v. Arnim viel ruhiger und ungekünstelter gehalten als jene, die an Goethes Adresse gerichtet wurden. Eine echte und edle Zuneigung zu dem charaktervollen jungen Dichter spricht aus ihnen. Bettina macht aber ihrem zukünftigen Gemahl gegenüber kein Hehl aus ihren enthusiastischen Gefühlen und Stimmungen. Wiederholt ist in den Briefen von Goethe die Rede. v. Arnim scheint sich darüber nur vorübergehend beunruhigt zu haben. Im großen und ganzen ließ er seine Braut gewähren, da er der Ansicht war, diese Phantasiefreundschaft werde später von selbst in ruhigere Bahnen einlenken. Er hütet sich überhaupt sorgfältig, Bettinas seltsames Wesen beeinflussen zu wollen. Ein derartiger Versuch wäre bei dem außerordentlichen Drang zur Selbstbehauptung, den er bei seiner Freundin wahrnahm, ganz gewiß erfolglos geblieben. In der Freude an den Schönheiten der Natur und Kunst, in der glühenden Begeisterung für deutsche Freiheit, aber auch in der Sorglosigkeit für alles, was die Prosa des Lebens ausmacht, harmonierten die beiden Dichternaturen vollkommen miteinander. Die Vorliebe Bettinas für die tapfern Freiheitskämpfer in Tirol, von der schon der „Briefwechsel mit einem Kinde" wiederholt erfreuliches Zeugnis gibt, kommt auch in diesem Schreiben zum Ausdruck und findet ein Seitenstück in der warmen Teilnahme, womit der märkische Edelmann in seinen Antworten die kühne Erhebung des preußischen Majors v. Schill gegen Napoleon von ihrem hoffnungsvollen Aufflackern bis zu ihrem tragischen Ende schildert. So bestärken sich die beiden Korrespondenten gegenseitig in ihrer treu vaterländischen Gesinnung, während Bettina bei Goethe für derartige Herzensergüsse wenig Verständnis und vollends keine Ermunterung oder Teilnahme fand.

Die Herausgabe dieses gehaltvollen Briefwechsels wurde von Reinhold Steig mit gewohnter Sorgfalt und Treue besorgt. Die einzelnen Schreiben werden allerdings nur im Auszug veröffentlicht, aber so, daß nichts Wichtigeres weggeblieben ist. Den Zusammenhang zwischen den Briefen stellte der Herausgeber durch einrahmende Erklärungen und Aufschlüsse her, so daß Fußnoten entbehrlich schienen. Bezeichnende Kapitelüberschriften und ein umfangreiches Register erleichtern den Gebrauch des stattlichen Werkes. **Alois Stockmann** S. J.

Umschau.

Bekenntnis und Vaterland. Allgemein ist die Freude und der Jubel darüber, daß in den ernsten Stunden, die wir jetzt erleben, alle Staatsbürger des Deutschen Reiches und der österreichisch-ungarischen Monarchie ohne Unterschied der religiösen Bekenntnisse, der Parteien und Nationalitäten bereitwillig und in edlem Wetteifer Gut und Blut dem Dienst der gemeinsamen Sache darbieten. Aber nun sollte man sich auch mit peinlicher Sorgfalt hüten, daß nicht ein Teil oder eine Parteirichtung es den andern Gliedern erschwert oder verleidet, an diesem einträchtigen Opfersinn festzuhalten bis zum glücklichen Ende. Mahnungen in dem Sinne sind schon vielfach ausgesprochen worden, und von hohen und höchsten Stellen ist manches geschehen, was geeignet ist, das Gefühl der Zusammengehörigkeit und Solidarität aller Staatsbürger freudig zu beleben und Hindernisse, die bisher im Wege standen, zu entfernen. Dinge, die bis jetzt unmöglich schienen, sind auf einmal Wirklichkeit geworden. Daneben kommen aber noch viel zu viel Rückfälle in kaum überwundene Unart vor, daß nämlich Parteigänger eines der erwähnten Unterschiede, die selbstverständlich auch in Zukunft bleiben werden, sich bewußt oder unbewußt darauf verlegen, den mächtigen Strom der Geschlossenheit und Eintracht in das enge Rinnsal ihrer besondern Liebhaberei zu leiten. Oder was ist es anderes, wenn jemand unter dem Stichwort „Nachklänge zum Reformationsfest — Hundert Jahre deutscher Bibelgesellschaft" uns nahe legen will, daß, nachdem einmal „die Konfessionen sich über des Vaterlandes heiliger Not die Hand gereicht, das herrliche Lutherlied ‚Ein' feste Burg ist unser Gott', das sonst als das ausgesprochen evangelische (d. h. protestantische) Schutz- und Trutzlied gesungen worden, jetzt als das christliche Nationallied ohne Unterschied des Bekenntnisses" erklingen solle? („Der Tag" Nr 263 vom 8. Nov. 1914.) Wenn der Verfasser jenes Artikels es in der Ordnung findet, daß seine Glaubensgenossen auch in Kriegszeit das Reformationsfest und das Jubiläum der preußischen Bibelgesellschaft feiern, so werden wir ihm da nicht darein reden. Etwas anderes aber ist es, wenn er uns Katholiken zumutet, mit ihm „das Werk Luthers" festlich zu feiern und die Lutherbibel wieder zum deutschen Volksbuch aller Bekenntnisse zu machen. Eine so einseitige Ausnutzung der einträchtigen Opferwilligkeit zur Förderung von Sonderwünschen und Parteivorteilen ist unbillig, schädlich und aussichtslos.

Unbillig ist das Unterfangen, denn warum soll gerade das Luthertum den Rahm abschöpfen von der Kriegsbegeisterung, die glücklicherweise mit Religionskrieg nichts zu tun hat? Ist doch in den beiden verbündeten Kaiserreichen die Zahl der Katholiken wenigstens nicht geringer als die der Protestanten, und diese sind dazu noch in verschiedene Bekenntnisse gespalten.

Der Vorschlag ist überdies schädlich, gerade wie auch die im nämlichen Artikel beliebte einseitige und überspannte Hervorhebung des Deutschtums oder des „Christlich-Deutschen" als des einigenden Kittes der Verbündeten von großem Nachteil werden könnte. Die Politiker, auch solche, die noch vor kurzem für alldeutsche Luftschlösser schwärmten, haben seit Beginn des Krieges „umgelernt" und eingesehen, daß es kaum etwas Unpatriotischeres gibt als ihr angebetetes Übermaß von Nationalismus. Wer aller geschichtlichen Entwicklung zum Trotz in jedem Großstaat nur ein Volkstum, nur eine Muttersprache, nur eine Schablone geschichtlich überkommener Erinnerungen gelten lassen will, läuft Gefahr, einen großen Teil der wertvollsten Kräfte dem gemeinsamen Vaterland ohne Not zu entfremden. Ebenso verhält es sich nun auch mit den Rücksichten, die man gegen ein Glaubensbekenntnis, und zumal das katholische, zu nehmen hat. „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist." Dieser Grundsatz ist für uns Katholiken nicht nur ein mundgerechtes Schlagwort, sondern ein stahlhartes Richtmaß unseres Gewissens. Sein erster Teil ist die feste Grundlage, auf der unsere Treue, Opferwilligkeit und Todesverachtung im Kampfe für das irdische Vaterland ruht. Aber ebenso heilig und vom ersten unzertrennlich ist der zweite Teil des Grundsatzes. Was unsere Pflicht gegen Gott, was unsere Religion von uns verlangt, das bestimmt sich nicht nach Rücksichten politischer Nützlichkeit oder Bequemlichkeit, sondern nach der Richtschnur des Glaubens, des Gewissens und der Offenbarung. Wer uns zumutet, zur Förderung der Vaterlandsliebe und des kriegerischen Gemeingeistes unser katholisches Bekenntnis verschämt unter den Scheffel zu stellen, Luthers Trutz- und Kampflieder zu singen und Lutherbibeln verteilen zu helfen, der will unserer Treue gegen Kaiser und Reich die Wurzel abschneiden. Denn ein Katholik, der aus derartigen irdischen und vergänglichen Beweggründen seinen Glauben, sein religiöses Bekenntnis vor den Menschen verleugnet, liefert eben damit den Beweis, daß ihm Glaube und Religion nicht mehr Herzens- und Gewissenssache ist. Eine auf diesem Wege angebahnte Einigung der Bekenntnisse mag zur Erzielung eines lärmenden Hurrapatriotismus beitragen, für die Stunde der Gefahr ist sie nichts wert. Eine erste Tat der Feigheit wird nur zu bald eine zweite nach sich ziehen.

Darum hat die erwähnte Einladung, mag sie auch in bester Absicht immer wieder ergehen, keine Aussicht auf Erfolg. Unzeitgemäß und ganz aussichtslos ist insonderheit der Plan, die Lutherbibel jetzt zum gemeinsamen Volksbuch der Deutschen zu machen. Ob sie überhaupt jemals das allgemeine Volksbuch auch nur der deutschen Protestanten war, ist eine Frage, die wir dahingestellt sein lassen. Tatsache aber und auch vom Verfasser des genannten Artikels anerkannt ist es, daß Luthers Verdeutschung der Bibel die Stellung als Volksbuch längst nicht mehr einnimmt. Merkwürdigerweise mehren sich die Klagen über steigende Gleichgültigkeit und Abneigung gegen dieses Bibelbuch in gleichem Maße, wie die Zahl der gedruckten und kolportierten Lutherbibeln zunimmt. Das Kriegsjahr 1870—1871 gab nämlich den Bibelgesellschaften einen neuen Ansporn ihres Eifers, aber gerade mit Bezug auf jene Zeit sagt unser Artikelschreiber: „Die eingehenden Berichte klagen, daß es mit der Bibelsache bergab gehe, daß die Gemeinden der

Bibel ein nur geringes Interesse entgegenbringen, ja selbst die Pastoren nehmen sich der Bibelsache wenig an."

Die Gründe für diese Erscheinung sind nicht schwer zu erkennen. Die zersetzenden Zweifel der neuprotestantischen „kritischen" Theologen, der lästerliche Spott gewisser sozialistischer und antisemitischer Hetzer gegen das Alte Testament, und auf der andern Seite wieder engherzige Schrullen pietistischer Bibelverfechter haben viele Protestanten irre gemacht. Dazu kommt, daß die Rede von der „Lutherbibel" im Grunde genommen längst zu einem Worte ohne Inhalt geworden ist. Denn die Sprache, deren sich Luther vor vier Jahrhunderten bediente, ist dem deutschen Volke längst unverständlich geworden. Darum haben die Buchdrucker schon seit langen Jahren immer wieder nach eigenem Geschmack und Verstand an dem Wortlaut dieser Bibel geändert und gemodelt. Dem hieraus entstandenen Wirrwarr suchten die Kirchenbehörden seit Mitte des vorigen Jahrhunderts durch wiederholte offizielle Revisionen oder Verbesserungen der Lutherbibel abzuhelfen, ohne damit bis heute zu einem befriedigenden Ziele zu gelangen.

Der Hauptgrund der Bibelmüdigkeit im protestantischen Volke liegt aber in dem Umstand, daß die heiligen Schriften als Ganzes und ohne Erklärung überhaupt nicht geeignet sind, ein Volksbuch zu werden. Das ist auch gar nicht ihre von Gott gewollte Bestimmung, und auf dieser Erkenntnis fußt die ablehnende Haltung der katholischen Kirche gegen jene Bibelgesellschaften, welche wörtliche Übersetzungen der ganzen Bibel ohne alle Erklärungen oder auch mit protestantischen Zutaten unter alle Schichten des Volkes, auch des katholischen, zu bringen suchen.

Seit einiger Zeit haben sich übrigens die Protestanten gezwungen gesehen, die Richtigkeit dieser Stellungnahme anzuerkennen, indem sie unter dem Titel „Schulbibel", „Volksbibel", „Bibellesebuch" usw. nicht mehr die ganze Lutherbibel, sondern Auszüge und Auswahlen solcher Teile der Heiligen Schrift veranstalteten, welche ihnen für den religiösen Unterricht und die Erbauung wertvoll schienen. Wir begrüßen diesen Wandel der Einsicht sehr beifällig. Nun möge man es aber auch uns Katholiken überlassen, in unserer Weise dafür Sorge zu tragen, daß die Heilige Schrift und überhaupt religiöse Erbauungsschriften unter unsern Glaubensgenossen verbreitet werden. Für die Bemühungen englischer oder internationaler und interkonfessioneller Bibelgesellschaften, unsere Soldaten im Felde, Verwundete und Kriegsgefangene aus katholischen Ländern mit Lutherbibeln und unkatholischen Flugschriften zu versorgen, möchten wir ablehnend danken. Wir sind zu dieser Ablehnung um so mehr befugt, als es den Katholiken, die guten Willens sind, nicht an Gelegenheit fehlt, für billiges Geld in den Besitz einer Heiligen Schrift, eines Neuen Testamentes oder eines Evangelienbuches zu gelangen. In Rom besteht seit langem ein Verein zur Verbreitung der Evangelien in italienischer Sprache, der von den Päpsten belobt und gesegnet war. Eine der ersten Kundgebungen des neugewählten Papstes Benedikt XV. war ein Glückwunschbrief an den Kardinal Cassetta vom 8. Oktober 1914, worin er ihm und der unter des Kardinals Führung arbeitenden „Gesellschaft des hl. Hieronymus zur Verbreitung des Evangeliums" seinen warmen Beifall zu diesem Werke ausspricht. „Es ist unser Wunsch und unsere Mahnung", sagt der Heilige Vater, „daß die

gedruckten Evangelien allgemein verbreitet werden, aber was uns besonders am Herzen liegt, ist die weitere Frucht, daß nämlich das heilige Buch in den christlichen Familien heimisch werde als jene Drachme, die alle mit Eifer suchen und mit Sorgfalt bewahren, mit andern Worten, daß alle Gläubigen sich an die tägliche Lesung und Betrachtung des Evangeliums gewöhnen" (Acta Apostolica Sedis 1914, Nr 17).

In Deutschland ist ebenfalls gesorgt, daß Ausgaben der heiligen Schriften allen, die Verlangen danach tragen, zu Gebote stehen. Borromäusverein, Volksverein und österreichische Preßvereine nehmen sich der guten Sache an.

Es wird also dabei bleiben müssen, daß bei aller Bundestreue und engster Eintracht im Kampf fürs Vaterland der katholische Volksteil in Deutschland und Österreich auch seinem Glauben und seiner Kirche die Treue bewahrt. Eine Einschwärzung des Los-von-Rom-Gedankens unter der Flagge der Kriegsbegeisterung wäre Verrat an der guten Sache. Matthias Reichmann S. J.

Spinoza und das Völkerrecht. Wenn Spinoza jetzt von den Toten auferstände und in den Streit der Völker mit der Feder eingriffe, würde er wohl nichts heftiger befehden als die Klagen über verletztes Völkerrecht und das Für und Wider des gerechten und ungerechten Krieges. Ein Völkerrecht im strengen Sinn ist nach ihm unfaßbar, und der Begriff des ungerechten Krieges eines logisch denkenden Menschen unwürdig.

So manche, die in Friedenszeiten Spinozas Anschauungen bewundern und befolgen, wagen es jetzt angesichts der schrecklichen Verwüstungen des Weltkrieges nicht, Theorien zu vertreten, welche den Kampf der Gerechtigkeit dem der Tücke gleichstellen. Und doch ist es gerade in solchen Zeiten von höchster Wichtigkeit, die politischen Lehren eines so gescheiten und so mild gesinnten, friedliebenden Mannes, Lehren, die trotz ihrer kulturbedrohenden Grundstimmung in gelehrten Kreisen außerordentlichen Anklang fanden und finden, im Lichte des hoch auflodernden Völkerbrandes auf ihren Ursprung und ihre Tragweite zu prüfen.

Vor den Staatenbildungen, im Naturzustand gibt es nach Spinoza kein Recht, das einem andern gegenüber eine Pflicht erzeugte. Jeder sorgt nur für sein Leben und sein Wohl. Das Recht ist Macht. Das Recht des Stärkeren ist allein maßgebend.[1]

Diesem unerträglichen Zustand macht die staatliche Gemeinschaft ein Ende. Der einzelne Mensch gibt seine Rechte an den Staat ab, der nun für Ordnung und Wohlfahrt sorgt. Erst jetzt entstehen die Begriffe von Recht und Unrecht im strengen Sinn, von Gut und Böse, von Mein und Dein. Der Wille des Staates hat jetzt als der Wille aller zu gelten. Der Staat allein bestimmt, was gut und gerecht ist. Man muß sich fügen und die Gesetze ausführen, selbst wenn man von ihrer Ungerechtigkeit überzeugt ist.

---

[1] Diese Lehren, wie sie im folgenden skizziert werden, vertritt Spinoza im Tractatus theologico-politicus c. 16 und im Tract. politicus c. 2 u. 3.

Das Recht des Staates reicht allerdings nur so weit als seine Macht. Er kann also nicht seinen eigenen Untergang befehlen, er kann nicht Gesetze erlassen, deren Befolgung er nicht erzwingen kann, oder die der Anschauung der meisten Menschen widersprechen.

Auf diesen Grundlagen baut Spinoza weiter. Zwei Staaten verhalten sich zueinander wie zwei Menschen im Naturzustand. Mit einer Ausnahme allerdings. Ein Staat kann sich vor der Unterdrückung durch einen andern in acht nehmen, was der einzelne Mensch nicht vermag. Denn er muß schlafen, hat mit Krankheiten zu kämpfen, das Alter kommt über ihn, lauter Dinge, die den Staat nicht anfechten.

Die Staaten bleiben denn auch unter sich immer natürliche Feinde. Will ein Volk das andere überfallen, es sich untertan machen, so hat es immer das Recht dazu. Sein Wille genügt. Um Frieden und Bündnisse zu schließen, ist allerdings ein Entschluß von beiden Seiten erforderlich. Aber selbst solche Verträge kann jeder Staat mit vollem Recht brechen, sobald es ihm beliebt. Ausschlaggebend ist einzig und allein der eigene Nutzen und Schaden. „Man kann auch nicht sagen", fügt der Philosoph hinzu, „daß ein Staat, der den Treubund bricht, sobald die Ursache der Furcht oder der guten Aussichten aufgehoben ist, hinterlistig und heimtückisch handelt. Denn für beide Vertragsmächte bestand dieselbe Bedingung: die erste, welche aus dem Bereiche der Furcht kommt, ist auch wieder im Vollbesitz ihres Eigenrechtes und kann davon nach freiem Ermessen Gebrauch machen. ... Beklagt sich also ein Staat, daß er betrogen wurde, so darf er nicht der Treulosigkeit des Verbündeten, sondern nur der eigenen Dummheit die Schuld geben, weil er sein Heil einem andern selbstherrlichen Staatswesen, dem das eigene Wohl höchstes Gesetz ist, anvertraut hat."

Spinoza glaubt sich auch gegen den Vorwurf verteidigen zu müssen, als widerspreche seine Lehre der Vernunft und der Heiligen Schrift. Keine von beiden Autoritäten, meint er, gebiete jeden Treueid zu halten. Habe ich z. B. jemand versprochen, sein Geld, das er mir im geheimen anvertraut hat, aufzubewahren, so hört diese Verpflichtung auf, sobald ich gewahr werde, daß das Geld gestohlen ist. Wenn also eine Regierung zur Einsicht kommt, daß ein früher geschlossener Vertrag jetzt dem Wohl der Untertanen widerspricht, so hat sie die Pflicht, den Vertrag zu lösen.

Das Beispiel ist freilich so unglücklich wie nur möglich gewählt. Das ist ja einleuchtend, daß ein Vertrag, dessen Grundannahmen sich als irrig erweisen, null und nichtig ist. Er kann auch seine Verbindlichkeit verlieren, wenn die Bedingungen, unter denen er geschlossen wurde, gar nicht mehr zutreffen. Spinoza geht aber noch viel weiter. Er behandelt ausführlich den Fall, daß die Furcht vor Schaden oder die Hoffnung auf Gewinn einen Staat bewogen haben, sich mit einem andern zu verbünden. Wird nun der Freund durch irgend ein Unglück so geschwächt, daß von ihm nichts mehr zu fürchten ist, so braucht die andere Regierung nach der Lehre des Philosophen den Vertrag nicht länger einzuhalten, sie darf ihn einseitig brechen, tritt dadurch zum früheren Verbündeten in das

ursprüngliche Naturverhältnis und darf ihn, ohne das geringste Unrecht zu begehen, einfach überfallen.

Es ist merkwürdig, daß der sonst so feinfühlige Philosoph die Ungeheuerlichkeit dieser Lehre nicht eingesehen hat.

Wenn er nun einmal, rein mechanisch und äußerlich, zwei Staaten zwei Menschen im Naturzustand gleichstellt, so sollte er wenigstens die Ähnlichkeit weiter durchführen und die Tatsache betonen, daß dieser Naturzustand der Staaten ebenso sicher zum Ruin der Weltkultur und zur Barbarei der Völker führt, wie der Naturzustand der Einzelmenschen zur Vernichtung der individuellen Wohlfahrt und zur Barbarei der Familien. Und wie hier die Staatenbildung das einzige Heilmittel ist, so ist es dort im Staatsleben das Völkerrecht, dessen Sicherung und Erzwingbarkeit nicht oberflächlich nach dem Schema des innerstaatlichen Rechtes nachgezeichnet werden darf. Es widerspricht innerlich und wesentlich dem an sich optimistischen Weltbild des Philosophen, wenn er einem so hohen Kulturgebilde, dem Staat, durch Gleichsetzung von Macht und Recht jede Möglichkeit einer gesicherten, ruhigen Ordnung im Prinzip benimmt.

Spinoza wird darauf erwidern, daß auch im „unendlichen Wesen" Macht und Recht zusammenfallen. Ganz gewiß. Aber hier macht die absolute Konkurrenzlosigkeit einen Widerstreit unmöglich; hier ist diese Kongruenz von Macht und Recht Bürgschaft der Ordnung und Gerechtigkeit. Zwei Staaten aber, die in ihrer Selbstherrlichkeit die Schwäche des andern als Rechtlosigkeit ansehen und behandeln, setzen kein aufbauendes, sondern nur ein zerstörendes Werk in Bewegung.

Und damit haben wir auch schon die merkwürdige Tatsache berührt, daß Spinoza durch seine eigene Beweisführung gar nicht gezwungen ist, solche äußerste Folgerungen zu ziehen.

„Da Gott", so schließt er, „ein Recht auf alles hat, und Gottes Recht nichts anderes ist als die Macht Gottes selbst, soweit diese als absolut unabhängig betrachtet wird, so folgt, daß jedes Naturding so viel Recht von Natur aus habe, als es Macht hat zur Existenz und zum Wirken." Die ganze Grundlage der Beweisführung ist hier das Prinzip der Selbsterhaltung. Jedes Ding hat, das meint der Philosoph ursprünglich, von Natur aus so viel Recht, als es nötig hat, seine Existenz zu erhalten und die Tätigkeiten zu entfalten, welche diese Existenz sichern. Daraus folgt aber nur, daß der Einzelne und der Staat das Recht haben, ihre ganze Macht aufzubieten, um ihr bedrohtes Dasein zu retten. Kommen sie zur Einsicht, daß ein früher geschlossener Vertrag ihre jetzige Existenz bedroht, so können sie zurücktreten. Das folgt allerdings aus den Grundprinzipien Spinozas. Der weitere Schluß aber, daß das Recht so weit reiche als die Macht, ist darin nicht enthalten. Denn das Recht ist nur gegeben, um eine gesicherte Existenz zu verbürgen. Bloß insoweit fällt es mit der Macht zusammen. Beim unendlichen Wesen ist Wesen und Dasein identisch. Das ist der letzte Grund, weshalb hier die Grenzen der Macht und des Rechtes sich decken. Bei den endlichen Wesen sind nach Spinozas eigenen Darlegungen Essenz und Existenz gedanklich verschieden. Und so kann man nicht von Gottes Recht auf des Menschen Recht schließen.

der Spitze dieses Aktionskomitees zur Förderung der Jahrhundertfeier steht der Erzbischof von Ravenna. Das Ehrenkomitee zählt als Ehrenpräsidenten zehn Kardinäle. In Verbindung mit der Rivista di Filosofia neo-scolastica und der Società italiana per gli studi filosofici e psicologici hat das Komitee einen „Internationalen Wettbewerb anläßlich der Jahrhundertfeier von Dante Alighieris Todestag" ausgeschrieben. Das Thema heißt: „Darlegung der philosophischen und theologischen Doktrinen Dante Alighieris unter besonderer Berücksichtigung ihrer Quellen." Die Arbeiten, welche italienisch, französisch, deutsch, englisch und lateinisch abgefaßt sein dürfen, müssen bis zum 31. Januar 1920 eingereicht sein. Der Preis beträgt 5000 Lire.

Dieser Wettbewerb, welcher von dem bekannten Franziskanerpater und Turiner Privatdozenten Agostino Gemelli angeregt wurde, stellt eine sehr passende Ehrung dar. Das Thema ist freilich nicht leicht. Der als Gelehrter und als Apostel der Liebe unvergessene A. F. Ozanam, dessen Jahrhundertfeier ja im verflossenen Jahre begangen wurde, hat einen Teil der gestellten Aufgabe in seinem 1839 erschienenen und 1844 auch ins Deutsche übersetzten Werkchen Dante et la philosophie catholique au XIIIe siècle behandelt. Er gesteht am Ende seiner Einleitung: „... Wir können uns die Unzulänglichkeit unserer Forschungen nicht verbergen. Die Göttliche Komödie ist gewissermaßen das Ergebnis aller Konzeptionen des Mittelalters; jede der Konzeptionen aber wiederum das Ergebnis einer langen und mühevollen Forschung, welche sich durch die christliche, arabische, alexandrinische, lateinische und griechische Schule hinzieht und im Heiligtume des Orients ihren Anfang genommen hat. Es wäre wichtig, diese lange Geschlechtsfolge aufzuzählen; es wäre wichtig, zu wissen, wie viele Jahrhunderte, wie viele Geschlechter, wie viele ungeahnte Nachtwachen, wie viele mühsam erworbene Gedanken, die verlassen, wieder aufgenommen und wieder umgebildet wurden, nötig waren, um ein solches Werk möglich zu machen: das, was es kostet, ist folglich auch das, was seinen Wert bestimmt. Studien dieser Art würden aber endlos sein" (S. XIX der deutschen Übersetzung).

Möge es der Neuen Deutschen Dante-Gesellschaft gelingen, in ähnlicher Weise, wie es in Italien geschieht, die deutsche Nation, die Nation der Denker auf die große Feier vorzubereiten! Dantes Vaterland ist ja eigentlich nicht nur Italien, nein, die ganze Welt ist die Heimat dieses Dichters der Menschheit, der ein wahres und eigentliches Weltgedicht geschaffen hat. Und gerade mit Deutschland verbinden den Dichter besondere Beziehungen. Soll doch sogar ein gut Teil germanischen Bluts in seinen Adern geflossen sein. Jedenfalls gleicht sein Lebenswerk einem jener herrlichen gotischen Dome, der echten Schöpfungen warmen deutschen Gemütes, weit mehr als einem kalten klassischen Bauwerk.

Trotzdem soll Deutschland viel weniger Danteleser aufweisen als andere Länder, wie Pochhammer in seinem obengenannten Werke bemerkt (S. VII). Als Gründe führt er an, daß man bei uns trotz aller Hochschätzung eine eingehende Beschäftigung mit Dante nur zu leicht den „Fachleuten" überläßt; daß Deutschland in Goethes Faust eine eigene „Divina" besitzt; daß bei uns zu früh (1865) eine

Deutsche Dante-Gesellschaft mit rein wissenschaftlichem Arbeitsplan begründet wurde, und endlich daß auch die konfessionelle Spaltung sich geltend macht (a. a. O. S. VII f).

Pochhammer ist eifrig bemüht, besonders den zweiten der angegebenen Gründe auszuräumen, indem er nachzuweisen sucht, daß ein Weg von Dante zu Goethe und von diesem wieder zu Dante führe (S. LXXVII—XCIV). Dabei geht er in seinem Eifer wohl zu weit, indem er der Göttlichen Komödie zuviel von ihrem Beiwort, das ihr voll und ganz zukommt, wegnimmt, um damit Goethes Faustdichtung zu vergolden. Mag er auch in gewohnter Weise mit Hilfe des Stiftes arbeiten und in einem „graphischen Vergleich" die Kurve der Faustdichtung im Himmel endigen lassen und die der Divina Commedia vom Himmel wieder zur Erde herabführen; mag er noch so streng unterscheiden zwischen dem Naturforscher Goethe, welcher der „Allgottslehre" (Pantheismus) huldigte, und dem „moralischen Menschen" Goethe, welcher „zeitlebens Vertreter des Eingott-Gedankens gewesen ist": es steht nun doch einmal fest, daß Goethe im Gegensatz zu Dante in seiner Dichtung die rationalistische Weltanschauung verherrlichte und nur aus ästhetischen Erwägungen einen scheinbar katholischen Schluß förmlich verklebte. Man lese doch, was ein Mann wie Erich Schmidt in seiner Einleitung zum zweiten Teil des Faust schreibt (Goethes Sämtliche Werke, Jubiläumsausgabe, XIV XL): „Was für den Florentiner Wirklichkeit war, woran die von Goethe nochmals herbeigerufene phantasierende Geisterseherei Swedenborgs mit ihren noch ungeschulten Himmelskindern, ihren niederen oder höheren Engelsozietäten glaubte, das ist für Goethe künstlerische Einkleidung. Er, der seinen Hausminister Heinrich Meyer so grimmig gegen die neudeutsche religiöse Nazarenerkunst hatte wettern lassen, beschließt sein größtes Werk mit katholisierender Romantik. Warum? Das hat im Juni 1831 Eckermann treulich für uns gebucht: ‚Übrigens werden Sie zugeben, daß der Schluß, wo es mit der geretteten Seele nach oben geht, sehr schwer zu machen war, und daß ich bei so übersinnlichen, kaum zu ahnenden Dingen mich sehr leicht im Wagen hätte verlieren können, wenn ich nicht meinen poetischen Intentionen durch die scharf umrissenen christlich-kirchlichen Figuren und Vorstellungen eine wohltätig beschränkende Form und Festigkeit gegeben hätte.'"

Nein, was Inhalt und Anlage angeht, klafft zwischen Dante und Goethe ein unüberbrückbarer Spalt; nur darin kommen sie überein, daß beide in sprachlicher Darstellung und Gestaltung des Lebensproblems Außerordentliches geschaffen haben.

Der Aufruf der Neuen Deutschen Dante-Gesellschaft ist unterzeichnet von Protestanten und Katholiken, und es wird ausdrücklich betont, daß „die Gesellschaft von jeglicher Parteistimmung oder sonstigen Strömung fern ist". Auch das ist sehr erfreulich. Im Interesse der Sache kann man nur wünschen, daß alle Katholiken, die dazu in der Lage sind, möglichst eifrig mitarbeiten. Denn nur wer in denselben Anschauungen, in demselben Geiste aufgewachsen ist, der das ganze Gedicht Dantes durchdringt, wird von vielen Mißverständnissen bewahrt bleiben. Das zeigt gerade auch Pochhammer, der sich die „Popularisierung Dantes" zum Lebenszweck gesetzt hat und sicher von dem besten Willen beseelt ist. Schon bei

Deutschen — man hieß sie einst das Volk der Denker: denken sie heute überhaupt noch? .... Dies Volk hat sich willkürlich verdummt, seit einem Jahrtausend beinahe. .... Deutschland gilt immer mehr als Europas Flachland. .... In der Hauptsache — und das bleibt die Kultur — kommen die Deutschen nicht mehr in Betracht." In „Jenseits von Gut und Böse" heißt es sehr schmeichelhaft: „Der Deutsche läßt sich gehen, blickt dazu mit treuen, blauen, leeren deutschen Augen — und sofort verwechselt das Ausland ihn mit seinem Schlafrocke!" Das dürfte genügen. Nietzsche, der jeder schillernden Seifenblase seiner reichen, aber zuchtlosen Phantasie nachlief und im Dichter den Denker erstickte, kann in keiner Weise als Ausdruck oder Erzieher oder Wegebahner des deutschen Volkes betrachtet werden. Es ist daher auch eine naive Selbsttäuschung, wenn die Schwester Nietzsches im „Tag" Nr 212 meint, daß jetzt so viele der jungen Helden mit dem „Zarathustra" in der Tasche hinaus ins Feindesland zögen. Eine Untersuchung der Tornister würde der Nietzsche-Gemeinde gewiß eine arge Enttäuschung bereiten. Was sollten denn unsere Helden aus dem „Zarathustra" lernen? Etwa Begeisterung für Kaiser und Reich? Im ersten Teile können sie das Kapitel vom „neuen Götzen" lesen, wo sie also über den Staat belehrt werden: „Staat? Was ist das? Wohlan! Jetzt tut mir die Ohren auf, denn jetzt sage ich euch mein Wort vom Tode der Völker. Staat heißt das kälteste aller kalten Ungeheuer. Kalt lügt es auch; und diese Lüge kriecht aus seinem Munde: ‚Ich, der Staat, bin das Volk'. .... Der Staat lügt in allen Zungen des Guten und Bösen; und was er auch redet, er lügt — und was er auch hat, gestohlen hat er's. Falsch ist alles an ihm ... für die Überflüssigen ward der Staat erfunden! ... Ja ein Sterben für viele ward da erfunden, das sich selber als Leben preist: wahrlich, ein Herzensdienst allen Predigern des Todes! ... Dort, wo der Staat aufhört, da beginnt erst der Mensch, der nicht überflüssig ist. .... Dort, wo der Staat aufhört, — so seht mir doch hin, meine Brüder! Seht ihr ihn nicht, den Regenbogen und die Brücken des Übermenschen?" Das also ist die Botschaft Nietzsches. Ob sie sehr geeignet wäre, unsere Soldaten in ihrem Opferleben fürs Vaterland zu stärken, darf wohl bezweifelt werden. Jedenfalls würden sich die militärischen Behörden eine derartige „Feldpredigt" entschieden verbitten. Gegenüber solchen Kraftstellen aus Nietzsches Schriften hilft es nichts, daß seine Jünger sich emsig bemühen, in den ungebärdigen Most ihres Meisters möglichst viel Wasser zu gießen. Seine Werke zeugen gegen ihn. Was die wuchtige Erhebung unseres Volkes in unsern Tagen wirklich so groß gemacht hat, war die Offenbarung sittlicher Kraft, der Durchbruch echten, praktischen Christentums: Gottesglaube und Gottvertrauen, Hingabe an das gemeinsame Ganze und aufrichtige, opfernde Nächstenliebe, ausharrende Geduld und schweigende Ergebung — alles Tugenden, die Nietzsche leidenschaftlich geschmäht hat. Und nun soll er unser Bannerträger sein!

Als Schöpfer scharfgeschliffener „Sprüche und Pfeile", als geistreichen Anreger und Unterhalter, dessen oft verworrene Gedankengänge und gehässige Ausfälle man zum guten Teil seiner Verbildung oder Krankheit zuschreiben mag, wollen wir Nietzsche schon hinnehmen. In diesem Sinne liegt viel Wahres in

M. Hardens Wort: „Wir bestehlen sie alle." Aber ihn, der so ungerecht über die „Kleinheit und Erbärmlichkeit der deutschen Seele" gespottet hat, ihn, den „Vorforderer Gottes" und den erklärten Feind des Christentums, als Verkörperung deutschen Wesens preisen heißt das deutsche Volk beleidigen.

Max Pribilla S. J.

Feindliche Landungen in England Markſteine der engliſchen Geſchichte. Geſchichtliche Betrachtung führt tatſächlich zu dem Ergebnis: Feindliche Landungen in England gelangen nicht nur, ſondern die drei berühmteſten, die römiſche, die angelſächſiſche und die normanniſche, wurden geradezu Markſteine der engliſchen Geſchichte. Dem römiſchen feindlichen Einfall verdankt es England, daß die Wurzeln ſeiner Kulturgeſchichte bis in die antike Epoche zurückreichen. Das Eindringen der Angelſachſen gab England ſein eigenſtes Volkstum; die feindliche Landung Wilhelms des Eroberers legte den Grund zu der eigenartigen Entwicklung der engliſchen Staatsverfaſſung. Der normanniſche Einſchlag pflanzte zugleich dem Staate und dem Volke etwas von jenem Nordgermanentum ein, das von der Seeräuberei zur Begründung überſeeiſcher Heimſtätten erfolgreich fortgeſchritten war. Seitdem erfolgte keine Landung mehr von größerem Belang; aber das Landen, das feindliche Landen blieb in ſtarker Übung; erlitt man es nicht mehr, ſo tat man es ſelbſt um ſo eifriger und überall, wo man wertvolles Land ſich anzueignen vermochte, bis die Kolonialpolitik des Weltreiches das Monopol feindlicher Landungen beanſpruchen zu können glaubte.

Am eingehendſten unterrichtet im hiſtoriſchen Sinne ſind wir merkwürdigerweiſe über den älteſten, den römiſchen Einfall in England, und will man Landungen ſtudieren, ſo iſt dieſer am lehrreichſten. Der angelſächſiſche verliert ſich ſo ſehr im Sagennebel, daß von den Vorgängen bei den Landungen nichts Sicheres überliefert iſt und ſelbſt die Namen der Anführer, Hengiſt und Horſa, nicht feſtſtehen. Der Einfall Wilhelms des Eroberers vollzog ſich ſo raſch, warf ſo plötzlich nieder, daß er heute unſer beſonderes Intereſſe erregt.

Es iſt nicht ganz klar, was der eigentliche Zweck der Expedition Cäſars nach Britannien war. Wollte er nur einen großen Beutezug unternehmen, um das Senſationsgelüſte der Römer und ihren Stolz zu befriedigen? Oder beabſichtigte er, die zahlreichen unbeſchäftigten galliſchen Landsknechte ins Brot zu ſetzen, denen der Krieg ſeit Jahrhunderten faſt zur Lebensgewohnheit geworden war, und die von der augenblicklichen Friedenszeit mit Unbehagen erfüllt waren? Jedenfalls mußte die Bildung einer ganz aus Galliern beſtehenden Legion, der berühmten Alauda, dem militäriſchen Stolze der Gallier ſchmeicheln. Oder erkannte ſchon Cäſar, daß die Kelten Galliens der italiſchen Nation nicht angegliedert werden könnten, ſolange ſie freie Stammesbrüder am nahen Gegengeſtade wußten und deshalb eine keltiſche Irredenta im Römerreiche werden konnten?

Den Sommer 55 v. Chr. benutzte Cäſar zu einer Erkundung der ſagenumwobenen Inſel. Der Tribun Voluſenus war mit einem Kriegsſchiff vorausgeſandt worden, um geeignete Landungsplätze auszukundſchaften. Die Briten hatten von Cäſars beabſichtigter Landung Wind bekommen und ſchickten Geſandte

mit Friedensanträgen. Cäsar versicherte, er komme nicht in feindlicher Absicht. Da diese erste Landung tatsächlich nur den Zweck hatte, die Insel und ihre Streitkräfte genauer kennen zu lernen, führte sie Cäsar mit nur zwei Legionen und 200 Reitern aus. Die Abfahrt fand wahrscheinlich vom Pontus Itius, der Reede von Wissant, aus statt. Die Reiter wurden auf 8, die Fußtruppen auf 80 Transportschiffen befördert. In der Nacht vom 24. auf den 25. August stieß man vom Lande, und um 11 Uhr morgens erreichte die Flotte die Steilküste bei Dover, die von starken bewaffneten Massen besetzt war. Eine Landung war hier ausgeschlossen. 10 km weiter nördlich, in der Gegend zwischen Deal und Sandwich, sollte sie bewerkstelligt werden. Die britische Streitmacht war der feindlichen Flotte gefolgt. Die schweren römischen Transportschiffe mußten weit vom Ufer vor Anker gehen. Britische altertümliche Kriegsgespanne fuhren in das seichte Wasser den Legionen entgegen, die, im Wasser stehend, in der Handhabung der Waffen sehr gehindert waren, bis es nach schwerem Ringen gelang, das Ufer zu gewinnen, wo sie mühelos den Feind in die Flucht schlugen. Die erste feindliche Landung war geglückt. Die Könige der zunächstliegenden Landschaften müssen sogleich ihren Frieden mit Cäsar gemacht haben. Er verlangte für diesmal weiter nichts als eine Anzahl Geiseln. Beinahe wäre ihm aber eine eintretende Springflut zum Verhängnis geworden. Sie fügte seinen Schiffen enormen Schaden zu; keines blieb unversehrt. Die Briten erkannten die böse Lage ihres Feindes und zogen Verstärkungen an sich. Nochmals brachte sie Cäsar mit seinen beiden Legionen zur Unterwerfung, ließ sich eine größere Anzahl Geiseln versprechen, fuhr aber, ohne ihre Ablieferung abzuwarten, nach Ausbesserung der Schiffe am 12. September ab und erreichte das Festland.

Dieser nicht ganz nach Wunsch ausgefallene Eroberungszug ließ befürchten, daß er zu gesteigerten Widerständen Anlaß böte. Der böse Eindruck auf die Briten mußte darum rasch und gründlich verwischt werden, um so mehr, da Cäsar mit den psychologischen Einflüssen auf die Kriegführung zu rechnen gewohnt war.

Mit großer Umsicht wurde der neue Kriegszug vorbereitet. Cäsar selbst erfand eine neue Art von Transportschiffen. Während der Winterruhe sollten sie gebaut werden und 28 Kriegs- und 600 Transportschiffe sich in dem Hafen sammeln, der schon im vorigen Jahre zur Abfahrt gedient hatte. Der Zustimmung Roms war er sicher; man war dort von blinder Bewunderung für Cäsar, „den einzigen Feldherrn", erfüllt, sah Britannien schon unterworfen und verfügte im voraus über die von dorther zu erwartenden Schätze. Aber Anfang Juli erhielt Cicero von seinem Bruder Quintus die Nachricht, die Briten rüsteten sich zu sehr energischer Verteidigung, und die Eroberung werde keine kostbaren Metalle eintragen, sondern nur der Verkauf von Kriegsgefangenen stehe als Beute in Aussicht; es scheine fraglich, ob der Feldzug überhaupt zustande komme. Doch etwas anderes, was Quintus entweder nicht wußte oder nicht sagen wollte, hatte Cäsar zögern lassen: die innere Lage Galliens. Die Ankündigung des britannischen Feldzuges hatte nicht die erhoffte Annäherung der gallischen Nationalpartei zur Folge gehabt. Viele vornehme Gallier mißbilligten das Unternehmen,

und Dumnorix suchte sie zurückzuhalten, da Cäsar sie auf der Überfahrt sämtlich dem Untergange weihen wolle. Nach einem an Dumnorix vollzogenen Strafgerichte schritt Cäsar doch zur Ausführung seines Vorhabens. Bei Sonnenuntergang des 20. Juli 54 v. Chr. stieß er mit fünf Legionen und 200 Reitern vom Lande. Die Briten hatten sich am Ufer versammelt, zogen sich jedoch vor der erscheinenden großen Übermacht von der Küste zurück, ohne die Landung zu hindern. Aber durch eine Scheinflucht lockte Cassivellaunus die Eindringlinge mitten durch Wälder und Sümpfe weit vom Gestade weg; die Legionen mußten sich im Kleinkrieg mit den zahlreichen Reitergeschwadern zersplittern und konnten mit ihrer geringen Reiterei keinen entscheidenden Erfolg erringen. In dieser gefährlichen Lage vermittelte Commius, Cassivellaunus' Freund, einen Frieden. Cäsar behauptet, er habe Britannien einen Tribut auferlegt; aber es steht fest, daß Cassivellaunus, auch wenn er ihn versprochen hätte, nichts zahlte, nachdem die römische Armee abgesegelt war. In der ersten Hälfte des Oktober war Cäsar wieder in Gallien; er hatte die Briten wohl als Besiegte, aber nicht als Unterworfene zurückgelassen. Die einzige Beute, die er davontrug, waren zahlreiche Sklaven. Der Eroberungszug nach Britannien bedeutete eine Enttäuschung.

Hatte Cäsar Großes vollbracht, so hatte er noch Größeres begonnen. Den Nachfolgern lag ob, nicht nur das Erreichte zu hüten, sondern auch das Angefangene zu vollenden. Fertig hinterließ er die Rheingrenze, unfertig die Donaugrenze, unfertig auch die Einverleibung wie von Ägypten so von Britannien. Der Erbe seiner Macht und seiner Pläne hat Ägypten erworben, das Reich bis zur Donau erweitert; aber erst später, unter Claudius, wurde die Erwerbung Britanniens wieder in Angriff genommen. Den Grund für die lange Verschiebung des Planes gibt Strabo an: das durch Augustus begründete freundschaftliche Verhältnis zu den eingeborenen Fürsten, die auf dem Kapitol Weihegeschenke aufstellten und einen mäßigen Tribut zahlten, sei vorteilhafter als die kostspielige Besetzung der Insel.

Streitigkeiten unter den einheimischen Fürsten Britanniens mußten unter Claudius den äußeren Anlaß geben, daß der feindliche Einfall endlich ins Werk gesetzt wurde. Etwa 40 000 Mann wohlgeschulter Truppen unter der Führung des Aulus Plautius, eines tüchtigen Soldaten, segelten im Jahre 43 nach der Insel. Besondere Schwierigkeiten bot die Besetzung des Eilandes nicht, denn die Einwohner standen militärisch und politisch noch auf derselben niedrigen Entwicklungsstufe wie zu Cäsars Zeiten. Der „homerische Streitwagen" von damals hielt den geschlossenen römischen Reiterschwadronen nicht stand; nicht einmal die Ausschiffung stieß auf Widerstand. In raschem Siegeslaufe gelangten die römischen Truppen bis an die Themse. Dorthin kam der Kaiser Claudius selbst, schlug die vereinigten Briten und nahm die Königsburg Camalodunum (Colchester) ein. Ein Fürst nach dem andern wurde überwunden. Des Claudius britannischen Sieg verewigte der Triumphbogen in Rom, zu dem eine Wölbung der bekanntesten Wasserleitung umgestaltet wurde. Er befand sich beim Palazzo Sciarra, und die englischen Pilger des Mittelalters konnten da lesen, wie Claudius sich rühmte, als Erster barbarische transozeanische Völker gebändigt und

elf britische Könige überwunden zu haben (vgl. Mommsens Ergänzung der Inschrift bei Dessau 216 und CJL VI 31 203). Der kurz nach der Invasion geborene Kronprinz erhielt den Beinamen Britannicus. Plautinius, der erste Statthalter des unterworfenen Gebietes, zog nach vierjähriger Verwaltung triumphierend in Rom ein, und Ehren strömten auch herab auf die Offiziere und Soldaten der siegreichen Legionen. Allerdings hatte die Römerherrschaft in Britannien noch einige Jahrzehnte die Probe nationaler Empörungen zu bestehen. Einen wesentlichen Fortschritt in der Unterwerfung der Insel bildeten erst die Feldzüge des Julius Agricola 78—85 n. Chr.

Während nun die Grenzen durch Truppen geschützt und Innenkriege verhindert wurden, machte die Romanisierung des südlichen Englands rasche Fortschritte. Es begann die Ausbeute der ergiebigen britannischen Bleigruben und anderer Bergwerke; es ergoß sich der Strom römischer Kaufleute und Industrieller über das neu erschlossene Gebiet; es bildeten sich römische Ortschaften, so namentlich das natürliche Emporium des Großhandels, Londinium an der Themsemündung. Von Camulodunum aus, der ersten römischen Stadt, verbreitete sich Religion und Recht des Römertums, seine Lebensführung und Bildungsart rasch nach andern Hauptplätzen. Die höhere schulmäßige Jugendbildung drang von Gallien aus allmählich in Britannien ein. Landhäuser und Marmorbäder, Schauhäuser und Tempel, Straßen und Wasserleitungen entstanden bis an die Grenzen von Cornwall und Wales. Weitere Länder, das nördliche Schottland und Irland, die andern Stammes waren und eine andere Sprache redeten, in das Reich einzubeziehen, ist nicht versucht worden. Erst verzichtete man auf alle Pläne, das Reich zu erweitern, und schon kam die Zeit, wo man nur mit Mühe und Mauern die Grenze zu halten im stande war. Zwiespältig wurde dadurch die Kultur der Insel. Während man im Norden nur Jagd und Weide kannte und die Einwohner zu Raub und Fehde jederzeit bei der Hand waren, blühten im Süden Ackerbau und Viehzucht, Gewerbe und römische Bildung. In späterer Kaiserzeit stand niemand treuer zu Rom als der Brite; aber als ihre flehentlichen Bitten um Schutz gegen die Sachsen zu Kaiser Honorius drangen, hatte Rom keine Truppen mehr, das Inselland zu verteidigen. Rom mußte Britannien aufgeben, nachdem es dieses in den Kreis der Kulturvölker eingeführt hatte. Die Preisgabe Britanniens hat sehr erhebliche Folgen gehabt. Sie erscheint wie das Signal zur Überflutung des römischen Westens vom Hadrianswall bis Marokko. Durch den Rückzug der Legionen wurde im römischen Britannien gewissermaßen ein Vakuum geschaffen, das unternehmende Nachbarvölker zur Invasion förmlich einlud. Die Stätten römischer Kultur und römischen Landbaues an der Ostküste Britanniens erschienen nun kriegerischen Germanenstämmen begehrenswert.

Von den deutschen Küsten der Nordsee aus machten Sachsen und Angeln mit ihren langen, flachen Kähnen seit der Mitte des 4. Jahrhunderts die Ostküste Britanniens unsicher. Sie lernten die Briten bald genug als zu wenig zahlreich und wenig kampftüchtig kennen, und als Britannien keine Legionen mehr barg, da wurde es das Hauptziel ihrer Eroberungszüge. Um die Mitte des 5. Jahrhunderts landete eine ganze Schar Jüten auf der Insel Thanet. Der britische

Herzog Vortigern konnte sich ihrer nicht erwehren und trat ihnen die Insel ab. Erobernd setzten neue Scharen ihren Fuß auf die Hauptinsel, und nach einem Vierteljahrhundert hatten sie den ganzen südlichen Teil Ostbritanniens gewonnen, während der nördliche und größere von Angeln besetzt wurde. Jetzt wurde auch die Südküste bedroht. Drei Sachsenstämme setzten sich hier fest, vermischt mit Jütenscharen. Sie nannten sich nach ihren britischen Siedelstätten Süd-, Ost- und Westsachsen (Sussex, Essex, Wessex). Den Briten brachten sie solche Achtung vor ihrer Kampfesleistung bei, daß diese die germanischen Eroberer niemals anders als Sachsen nannten, obwohl diese nebst den Jüten in den viel zahlreicheren Angeln aufgingen und deren Namen und Sprache annahmen. Die Angeln vernichteten nun, um ihr Neugermanien zu gründen, die Inhaber des Bodens und übertrugen ihre Einrichtungen, Landlose und Markgenossenschaften, Gerichtstage und Götterdienst auf die neue Heimat. Wie dort schieden sie sich auch hier in Adelige, Gemeinfreie und Hörige; den Streitbarsten wählten sie zu ihrem König; die Frauen betrieben den Landbau, die Männer weilten auf dem Gerichtstage oder auf dem Feldzuge.

Bekannt ist der einnehmende Eindruck, den diese Angeln auf Gregor d. Gr. gemacht haben, der zur Christianisierung des Landes den Anstoß gab. Diese hatte dann besonders reiche und schöne Erfolge. Wie sie selbst glücklich von statten ging, so auch, was damals Hand in Hand mit ihr ging, die Kulturübertragung. Beda der Ehrwürdige ist die große Leuchte der altenglischen Kirche und der Lehrer des Mittelalters. Der Trieb in die Weite, der Zug in die Ferne stak Iren und Angeln im Blut. Im Dienste des Missionsgedankens hat er Vieles unternommen und Großes bewirkt. Von diesen friedlichen und gesegneten Landungen ist jedoch in dem Zusammenhange nicht weiter zu reden.

Brachte das 7. Jahrhundert dem Lande die kirchliche Einheit, so wurde die völkische Einheit erst in den schweren Kämpfen des 8. und 9. Jahrhunderts erreicht. Die bisher noch voneinander getrennten Stämme der Angeln und Sachsen wurden durch den Kampf mit einem auswärtigen Feinde, den Nordgermanen, zu einer Volkseinheit, die nach dem zahlreicheren Stamme Angeln oder Engländer benannt worden ist. Dänische Einfälle erfolgten schon etwa seit dem Ende des 8. Jahrhunderts, und nach wechselvollen Kämpfen war 1014 Knut der erste dänische König Englands. Im Jahre 1040 brach die Dänenherrschaft zusammen, aber nur um bald einem neuen eindringenden Volke, den Normannen, Platz zu machen. Im Jahre 1042 war Eadward der Bekenner englischer König. Seine Mutter Emma war eine Normännin und in der Normandie aufgewachsen. Darum bildeten Normannen fast ausschließlich die Umgebung des Königs, der ohne Erben war. Als ihn der Herzog Wilhelm von der Normandie, der Großneffe seiner Mutter, 1051 besuchte, versprach er ihm nach seinem Tode die englische Königskrone. Aber als der Todesfall eintrat und man Wilhelm die Krone vorenthalten wollte, rüstete er Heer und Flotte, um sie zu holen. Er landete im Süden. Unter den Klängen des Rolandsliedes rückten die Normannenreihen bei Hastings vor. Zweimal wurde der Angriff abgeschlagen. Da verließen die Engländer ihre Schildwallbildung, um den weichenden linken Flügel des Feindes zu

verfolgen, und sofort stürzte ein Hagel von Pfeilen auf sie nieder. Die normannische Reiterei hatte jetzt eine Gasse und trieb die Engländer auseinander. Ein Pfeil traf das Auge des englischen Königs Harald; damit war die Schlacht und das Los Englands entschieden. Am Weihnachtsfeste 1066 wurde Wilhelm der Eroberer in der Westminsterabtei zum König von England gewählt, und der Erzbischof von York setzte ihm am Altare die Krone aufs Haupt. Ein neuer Zug nordgermanischen Blutes kam damit ins Land und ein starker Strom normannisch-französischer Wörter in die englische Sprache, bis sie zur Mischsprache wurde. Auch aus dieser Mischung ging das englische Volk stärker hervor.

Drei volle Jahre dauerten noch die Kämpfe um die völlige Unterwerfung des Landes. Das englische Volk wandte sich an die Dänen um Hilfe gegen die Normannen. König Sven sandte eine dänische Raubflotte, die nach Hause zurückkehrte, nachdem sie genug Beute gemacht hatte. Wilhelm der Eroberer blieb Herr im Lande und trug die normannische Standarte sogar nach Schottland bis zum Tay. Über das ganze Land hin wurden die normannischen Großen als Lehensträger zerstreut. Damit war einerseits ihr Zusammenhang gebrochen, anderseits den Engländern Aufpasser geschaffen, die ihr Besitz an den König fesselte. An allen bedrohten Orten wurden normannische Schanzfesten aufgeworfen; die Burgh London erhielt den Tower. Die besten geistlichen Kräfte der Normandie wurden herangezogen und auf die englischen Bischofsstühle und Abteien gesetzt. Die zu entrichtenden Abgaben wurden durch umfassende statistische Erhebungen über Landesverteilung und Viehstand auf eine neue Grundlage gestellt. Im Domesday Book wurden 1086 alle diese Dinge für alle Zeiten niedergelegt. Endlich berief Wilhelm alle mittelbaren und unmittelbaren Lehnsträger und unternahm einen Schritt, der weit über das festländische Lehnswesen hinausreichte: alle, auch die ihr Feudum aus zweiter und dritter Hand hatten, mußten dem König den unmittelbaren Lehnseid schwören. Es war die Krönung des Lebenswerkes und der Herrschermacht Wilhelms des Eroberers. Im Jahre 1087 verlor England in ihm den größten Staatsmann, den es je gehabt hat.

Alfred Gökel S. J.

Deutschland und Dante. In erfreulicher Weise mehren sich die Anzeichen, daß mit dem Hinscheiden unserer großen Danteforscher, eines Philalethes (König Johann von Sachsen), Hettinger, Witte, Kraus, Scartazzini, die liebevolle Beschäftigung mit dem großen Florentiner keineswegs erstarb, sondern daß tüchtige Männer die unterbrochene Arbeit der Genannten aufnahmen und nun eifrig weiterführen, und daß ihre Bemühungen auch volles Verständnis finden.

So konnte Richard Zoozmann seine treffliche Veröffentlichung „Dantes Poetische Werke", welche in vier Bänden Dantes Dichtungen im italienischen Text mit daneben stehender Übersetzung, ausführlichen Einleitungen und knappen Erläuterungen bietet, im Jahre 1912 bereits in zweiter Auflage bei Herder in Freiburg erscheinen lassen. Und schon im darauffolgenden Jahre legte Paul Pochhammer seine ausgezeichnete Übersetzung der Göttlichen Komödie zum drittenmal der deutschen Lesewelt vor (Leipzig, Teubner). Vorträge, die an verschiedenen Orten

über Dante gehalten wurden, fanden immer dankbare Zuhörer. Ja hervorragende Männer haben sich zusammengetan, um die Deutsche Dante-Gesellschaft wieder aufleben zu lassen. Diese Neue Deutsche Dante-Gesellschaft, als deren Präsident der Komponist und Schriftsteller Dr Hugo Duffner in Berlin zeichnet, versandte jüngst „an alle Verehrer Dantes" einen Aufruf, der als wichtiges Zeugnis der neu erwachten Dante-Begeisterung im Wortlaut angeführt sei.

„An alle Verehrer Dantes!

Nach längeren Vorbereitungen hat sich soeben eine Neue Deutsche Dante-Gesellschaft gegründet. Ihr Ziel und Zweck ist die Pflege des italienischen Dichters mit allen Mitteln wissenschaftlicher und künstlerischer Betätigung, und dieser Pflege auch im deutschen Sprachgebiet einen zusammenfassenden Mittelpunkt, eine würdige Heimstätte zu geben. Bei der immer lebhafter werdenden Beschäftigung mit Dante und seinem Lebenswerk ist der Zeitpunkt hierzu nicht nur günstig, sondern geradezu zwingend. An alle Freunde seiner Muse ergeht der Ruf; an alle Verehrer seiner Kunst, gelehrte wie ungelehrte, Forscher wie Laien, richtet sich die Aufforderung. Die Gesellschaft ist von jeglicher Parteistimmung oder sonstigen Strömung so fern wie die Bewunderung des erhabenen Dichters, dessen Namen sie trägt. Die Mitgliedschaft verpflichtet zur Förderung der Zwecke der Gesellschaft; für den Jahresbeitrag von 10 Mark wird das Deutsche Dante-Jahrbuch unentgeltlich geliefert. — Zum Beitritt genügt die einfache Anmeldung beim Verlag des Jahrbuchs, Eugen Diederichs in Jena.

Dr Hugo Duffner in Berlin,
Geheimer Justizrat Professor Dr Joseph Kohler in Berlin,
Geheimer Hofrat Professor Dr Hermann v. Grauert in München,
Universitäts-Professor Dr Karl Voßler in München,
K. k. Hofrat Professor Dr Ludwig Pastor, Edler von Camperfelden, Direktor des österreichischen historischen Instituts in Rom."

Dieser Aufruf ist eine erhebende Kundgebung, ein neuer Grund, unsere Zeit nicht zu schwarz anzuschauen. Wenn sich trotz der vorherrschenden Diesseitskultur, trotz der Verachtung des Mittelalters im allgemeinen und der Scholastik im besondern, trotz der Umwertung oder besser Vernichtung aller Werte noch ein weiter Kreis von Bewunderern findet für einen so schwer faßbaren und so ideal gerichteten Dichter, der das Wissen und die Geschichte des 13. Jahrhunderts zu einem gewaltigen, auf tiefe scholastische Spekulation und strenge Unterscheidung zwischen Gut und Bös sich gründenden Jenseitsgemälde zusammenfügte, so brauchen wir an unserer Zeit noch lange nicht zu verzweifeln, können vielmehr mit Schiller sprechen:

Doch fürchte nicht! Es gibt noch schöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche entglühn.

Es mag für die neue Bewegung auch ein äußerer Grund mitwirken: die kommende Jahrhundertfeier von Dante Alighieris Todestag. In Italien, dem Vaterlande des Dichters, hat schon eine lebhafte Tätigkeit eingesetzt. In Ravenna, wo Dante starb (14. September 1321), erscheint seit Beginn dieses Jahres eine Zweimonatschrift Il VI° Centenario Dantesco als Bolletino del Comitato Cattolico per l'omaggio a Dante Alighieri. An

der Spitze dieses Aktionskomitees zur Förderung der Jahrhundertfeier steht der Erzbischof von Ravenna. Das Ehrenkomitee zählt als Ehrenpräsidenten zehn Kardinäle. In Verbindung mit der Rivista di Filosofia neo-scolastica und der Società italiana per gli studi filosofici e psicologici hat das Komitee einen „Internationalen Wettbewerb anläßlich der Jahrhundertfeier von Dante Alighieris Todestag" ausgeschrieben. Das Thema heißt: „Darlegung der philosophischen und theologischen Doktrinen Dante Alighieris unter besonderer Berücksichtigung ihrer Quellen." Die Arbeiten, welche italienisch, französisch, deutsch, englisch und lateinisch abgefaßt sein dürfen, müssen bis zum 31. Januar 1920 eingereicht sein. Der Preis beträgt 5000 Lire.

Dieser Wettbewerb, welcher von dem bekannten Franziskanerpater und Turiner Privatdozenten Agostino Gemelli angeregt wurde, stellt eine sehr passende Ehrung dar. Das Thema ist freilich nicht leicht. Der als Gelehrter und als Apostel der Liebe unvergessene A. F. Ozanam, dessen Jahrhundertfeier ja im verflossenen Jahre begangen wurde, hat einen Teil der gestellten Aufgabe in seinem 1839 erschienenen und 1844 auch ins Deutsche übersetzten Werkchen Dante et la philosophie catholique au XIIIe siècle behandelt. Er gesteht am Ende seiner Einleitung: „... Wir können uns die Unzulänglichkeit unserer Forschungen nicht verbergen. Die Göttliche Komödie ist gewissermaßen das Ergebnis aller Konzeptionen des Mittelalters; jede der Konzeptionen aber wiederum das Ergebnis einer langen und mühevollen Forschung, welche sich durch die christliche, arabische, alexandrinische, lateinische und griechische Schule hinzieht und im Heiligtume des Orients ihren Anfang genommen hat. Es wäre wichtig, diese lange Geschlechtsfolge aufzuzählen; es wäre wichtig, zu wissen, wie viele Jahrhunderte, wie viele Geschlechter, wie viele ungeahnte Nachtwachen, wie viele mühsam erworbene Gedanken, die verlassen, wieder aufgenommen und wieder umgebildet wurden, nötig waren, um ein solches Werk möglich zu machen: das, was es kostet, ist folglich auch das, was seinen Wert bestimmt. Studien dieser Art würden aber endlos sein" (S. XIX der deutschen Übersetzung).

Möge es der Neuen Deutschen Dante-Gesellschaft gelingen, in ähnlicher Weise, wie es in Italien geschieht, die deutsche Nation, die Nation der Denker auf die große Feier vorzubereiten! Dantes Vaterland ist ja eigentlich nicht nur Italien, nein, die ganze Welt ist die Heimat dieses Dichters der Menschheit, der ein wahres und eigentliches Weltgedicht geschaffen hat. Und gerade mit Deutschland verbinden den Dichter besondere Beziehungen. Soll doch sogar ein gut Teil germanischen Bluts in seinen Adern geflossen sein. Jedenfalls gleicht sein Lebenswerk einem jener herrlichen gotischen Dome, der echten Schöpfungen warmen deutschen Gemütes, weit mehr als einem kalten klassischen Bauwerk.

Trotzdem soll Deutschland viel weniger Danteleser aufweisen als andere Länder, wie Pochhammer in seinem obengenannten Werke bemerkt (S. VII). Als Gründe führt er an, daß man bei uns trotz aller Hochschätzung eine eingehende Beschäftigung mit Dante nur zu leicht den „Fachleuten" überläßt; daß Deutschland in Goethes Faust eine eigene „Divina" besitzt; daß bei uns zu früh (1865) eine

Deutsche Dante-Gesellschaft mit rein wissenschaftlichem Arbeitsplan begründet wurde, und endlich daß auch die konfessionelle Spaltung sich geltend macht (a. a. O. S. VII f).

Pochhammer ist eifrig bemüht, besonders den zweiten der angegebenen Gründe auszuräumen, indem er nachzuweisen sucht, daß ein Weg von Dante zu Goethe und von diesem wieder zu Dante führe (S. LXXVII—XCIV). Dabei geht er in seinem Eifer wohl zu weit, indem er der Göttlichen Komödie zuviel von ihrem Beiwort, das ihr voll und ganz zukommt, wegnimmt, um damit Goethes Faustdichtung zu vergolden. Mag er auch in gewohnter Weise mit Hilfe des Stiftes arbeiten und in einem „graphischen Vergleich" die Kurve der Faustdichtung im Himmel endigen lassen und die der Divina Commedia vom Himmel wieder zur Erde herabführen; mag er noch so streng unterscheiden zwischen dem Naturforscher Goethe, welcher der „Allgottslehre" (Pantheismus) huldigte, und dem „moralischen Menschen" Goethe, welcher „zeitlebens Vertreter des Eingott-Gedankens gewesen ist": es steht nun doch einmal fest, daß Goethe im Gegensatz zu Dante in seiner Dichtung die rationalistische Weltanschauung verherrlichte und nur aus ästhetischen Erwägungen einen scheinbar katholischen Schluß förmlich verklebte. Man lese doch, was ein Mann wie Erich Schmidt in seiner Einleitung zum zweiten Teil des Faust schreibt (Goethes Sämtliche Werke, Jubiläumsausgabe, XIV XL): „Was für den Florentiner Wirklichkeit war, woran die von Goethe nochmals herbeigerufene phantasierende Geisterseherei Swedenborgs mit ihren noch ungeschulten Himmelskindern, ihren niederen oder höheren Engelsozietäten glaubte, das ist für Goethe künstlerische Einkleidung. Er, der seinen Hausminister Heinrich Meyer so grimmig gegen die neudeutsche religiöse Nazarenerkunst hatte wettern lassen, beschließt sein größtes Werk mit katholisierender Romantik. Warum? Das hat im Juni 1831 Eckermann treulich für uns gebucht: ‚Übrigens werden Sie zugeben, daß der Schluß, wo es mit der geretteten Seele nach oben geht, sehr schwer zu machen war, und daß ich bei so übersinnlichen, kaum zu ahnenden Dingen mich sehr leicht im Wagen hätte verlieren können, wenn ich nicht meinen poetischen Intentionen durch die scharf umrissenen christlich-kirchlichen Figuren und Vorstellungen eine wohltätig beschränkende Form und Festigkeit gegeben hätte.'"

Nein, was Inhalt und Anlage angeht, klafft zwischen Dante und Goethe ein unüberbrückbarer Spalt; nur darin kommen sie überein, daß beide in sprachlicher Darstellung und Gestaltung des Lebensproblems Außerordentliches geschaffen haben.

Der Aufruf der Neuen Deutschen Dante-Gesellschaft ist unterzeichnet von Protestanten und Katholiken, und es wird ausdrücklich betont, daß „die Gesellschaft von jeglicher Parteistimmung oder sonstigen Strömung fern ist". Auch das ist sehr erfreulich. Im Interesse der Sache kann man nur wünschen, daß alle Katholiken, die dazu in der Lage sind, möglichst eifrig mitarbeiten. Denn nur wer in denselben Anschauungen, in demselben Geiste aufgewachsen ist, der das ganze Gedicht Dantes durchdringt, wird von vielen Mißverständnissen bewahrt bleiben. Das zeigt gerade auch Pochhammer, der sich die „Popularisierung Dantes" zum Lebenszweck gesetzt hat und sicher von dem besten Willen beseelt ist. Schon bei

der Besprechung der ersten Auflage seiner Übersetzung wurde in dieser Zeitschrift (LIX 108) bei aller Anerkennung der glänzenden Leistung darauf hingewiesen, daß „einige papstfeindliche Stellen eine Schärfe erhalten, die dem Urtext fremd ist". So mutet auch in der Einführung der dritten Auflage vieles sonderbar an. Es wird z. B. eine merkwürdige Unterscheidung zwischen „Berg der Läuterung" und „Fegfeuer" gemacht (S. XXVII XLI XLV), es wird behauptet, daß dem Dichter „sein Glaube kein Dogma mehr sei, weil er ihm ‚aus der Seele rinnt'", er soll „dem religiösen Denken und Empfinden neue Wege gebahnt haben" (S. L), soll ebenso wie Goethe „interkonfessionell" sein (S. XCIII), an die scharfe Voßlersche Übersetzung: „Du, sei dein eigner Kaiser und dein Papst!" (Purg. XXVII, 142) werden sonderbare Ausführungen geknüpft (S. LXXIII LXXV), ja, wenn man genau zusehe, sei die Allgottslehre (Pantheismus) weder Dante noch Franz von Assisi völlig ferngeblieben (S. IXC).

Es würde Dante ein schlechter Dienst erwiesen, wenn man ihn auf diese Weise unsern Modernen annehmbar machen wollte. Man nehme den Dichter ganz so, wie er ist, und versuche nicht, an seinen strengen, ehernen Zügen zu ändern. Nur dann ist ein freudiges, friedliches Zusammenarbeiten zum Besten der unvergleichlichen Dichtung möglich. **B. Wilhelm** S. J.

Die Gefallenen unſeres Volkes.

Nun haben wir uns an den Tod gewöhnt! Wir haben uns ausgeſöhnt mit dem Verhaßten, und ſind ſchier vertraulich mit ihm geworden.

Welch ein Schauder und Greuel war uns der Tod in jener Zeit, die jetzt ſo undenkbar weit hinter uns liegt, in der Vorkriegszeit! Wie bebte unſer Herz, wenn wir ihm unvermutet begegneten! Und wenn wir in einer Friedhofhalle die Leichen betrachteten, die toten, ſtarren, kalten Körper, aus denen noch geſtern eine Menſchenſeele geſchaut und geredet, dann hat uns allemal ein Grauen gepackt und ein düſterer Ernſt. Alles warme Leben in uns hat ſich empört gegen dieſes Sterben. Und heute — heute lieben wir den Tod. Die Menſchheit ſucht ihn, wirft ſich ihm an den Hals.

Wie wußten wir ſonſt das unſcheinbarſte Menſchenleben zu ſchützen und zu ſchonen, die Gefahren ſorglich abzuwehren, die lebenerhaltenden Mittel ſorglich aufzuſpüren! Wie beugten wir uns bange über den zuckenden Leib eines Verunglückten, auch wenn er uns ganz fremd und namenlos war; wie ängſtlich lauſchten wir auf die ſchwachen Lebenszeichen! Wie haben wir gelitten, wenn eine Kataſtrophe der grauſamen Natur, ein Erdbeben, eine Feuersglut, ein Schiffsuntergang, ein Eiſenbahnzuſammenſtoß Menſchenleben vernichtete, vielleicht mehrere Hunderte auf einmal! Alle Völker ſind da einig geweſen in Teilnahme und Hilfe. Und heute — heute treiben dieſe Völker ſelbſt einander ſcharenweiſe in den Tod, in einen blutigen, durchbohrenden, verbrennenden, zerreißenden, zerſtückelnden Tod. Heute leſen wir lange Liſten von Verunglückten, von Menſchen, die wir kannten, die geſund und ſtark von uns gegangen ſind vor wenigen Wochen. Jetzt ſteht hinter ihren Namen: tot, tot. Sogar noch abgekürzt iſt das kurze Wörtchen, um Raum zu ſparen. Nun gibt es weite Landſchaften, die von endloſen niedrigen Hügelreihen durchzogen ſind, eine Hügelreihe hinter der andern, meilenweit. Und jede dieſer Erdwellen iſt ein Maſſengrab. Da unten liegt ein ganzes Volk von Toten, und jeden Tag werden ſie noch vermehrt — durch Menſchenwillen, durch unſern eigenen, ernſthaften Entſchluß! Denn wir *wollen* Krieg führen, und der Krieg bedeutet ein Maſſenſterben. Nun haben wir ſelbſt den Tod in unſern Dienſt

genommen, diesen Erbfeind, diesen harten Verfolger, diesen Würger und Verderber, diesen erbarmungslosen Schnitter, diesen kalten Knochenmann. Wir selbst senden ihn aus, geben ihm Maschinen der Zerstörung in die Hand, so geistvolle Maschinen, das Beste und Feinste, was Menschentechnik je ausgerechnet hat! Wir überweisen ihm Kompagnien und Regimenter von lebendigen Menschen, ja ganze Armeen, damit er unter ihnen seine Auswahl treffe nach Herzenslust und sich ihrer so viele nehme, als ihm beliebt.

So viele junge Menschen sahen wir durch unsere Straßen marschieren zum Bahnhof, zum Schlachtfeld. Gerade eben waren sie an den Eingangspforten ihres eigentlichen Lebens angelangt, an den Pforten eines endlich herangereiften, eines fertig gewordenen und gebrauchsfähigen Lebens. Nach jahrelanger und mühseliger Bauzeit war endlich das Haus fertig geworden. Nun wollten sie einziehen, sich darin einrichten und wirtschaften. Da — sandten wir sie hinaus in den Tod. O glaubet nicht, diese jungen Menschen hätten das Leben nicht lieb gehabt! Wie viele Hoffnungen hatten sie darauf gesetzt, und daheim in ihren Gehöften, in ihren Dörfern und Städten, in ihren Bergen und Tälern, da lebten noch andere Herzen, die Hoffnungen voll Pracht und Freude, ihre einzigen, ihre letzten Hoffnungen auf diese jungen Menschen gesetzt. Und jetzt sind sie tot, nach dem Willen der Menschen selbst, die sich vereinigt haben zu einem ungeheuern Entschluß: Krieg. Krieg aber bedeutet den Tod der jungen Menschen.

Und in diesem Todeswillen sind wir alle ganz und gar einig mit den Gefallenen. Jeder von uns Überlebenden ist bereit, ihnen in den gleichen Tod zu folgen, noch ehe das neue Jahr zu Ende geht. Und wenn wir auch zurückweichen wollten vor dem ungeheuern Schicksal, jetzt könnten wir es gar nicht mehr. Jetzt stehen nämlich die Gefallenen gegen uns auf als unwiderstehliche Mahner und Tröster, die unsere Herzen immer wieder aufrichten zur unverzagten Übernahme des Todes. Die Toten aber haben schon immer eine hinreißende Beredsamkeit besessen. Von jeher gab es keine so erschütternde Predigt als die stumme Rede der Toten. Ihr fahles Antlitz, ihre erloschenen Augen, ihr versiegelter Mund, ihre gesunkenen Arme, das waren immer gewaltige Zeichen und Gebärden. Nur haben wir die Augen niedergeschlagen und uns die Ohren verhalten vor ihrer gellenden Rede. Das tun wir nun nicht mehr, seit die Gefallenen unseres Volkes zu uns reden; jetzt haben wir gelernt, dem Tode frei und aufrichtig in die tiefen Rätselaugen zu sehen. Und wir lauschen erschüttert auf die neue oder vielmehr recht alte Botschaft, die unsere Gefallenen uns

jetzt und immerfort predigen: eine Botschaft vom Leben und vom Tode, eine Botschaft vom Dasein und seinem Zweck, eine Botschaft von Gott und seinem Reich. Alles, was wir früher darüber dachten, das ist jetzt klein geworden, klein und unbedeutend vor der Kunde, die jetzt herüberschallt von den Gräbern im Westen und Osten.

Die Gefallenen unseres Volkes sind uns zu Mahnern geworden. Sie mahnen und drängen uns, daß wir doch den wahren Sinn von Lust und Leid, den wahren tiefen Sinn vom Leben und Sterben nicht vergessen und verlieren möchten. Den wahren Sinn der Freude und das echte Glück! Unsere Gefallenen sind freudig gestorben, so freudig, daß es noch wie ein goldener Glanz von Freude über ihren Gräbern steht und weht! Aber wie konnten sie noch „frohlocken inmitten aller Trübsal"? Das kam von der großen Kraft ihrer Seele, die sie geschöpft hatten aus hohen und heiligen Idealen, die sie bewahrt hatten in einer reinen Seele, die sie zu reichem Vorrat sich aufgehäuft hatten noch in letzter Stunde, in den Kirchen und an den Altären der Heimat, in der Verkündigung des Priesters, in den stillen und lauten Gebeten langer Marschtage und dunkler Schützengrabennächte. Und diese Kraft war nun ihre letzte und einzige und ihre unerschöpfliche Freudenquelle. Nicht ein Besitz, ein Genuß, eine Lustbarkeit, auch nicht Ruhe und bequemer Friede gaben ihnen Freude, sondern nur die Entschlossenheit des Wollens, mit der die Seele ankämpft gegen alles Niedere und Niederdrückende. Die Kraft, mit der sie diese unbegreifliche, unharmonische Welt hineinzieht in ihre inneren Himmel und sie dort in der Glut des Glaubens und der gottvertrauenden Liebe verarbeitet und neu schafft. Die Kraft des starken Willens und des reinen Gewissens, die Kraft der guten Tat und Energie: das ist das Glück, und sonst gibt es keines. Der Wille zum gerechten Sieg, der zähe, harte Wille zu einem gottgewollten Werk, das ist das Glück. Die Freude, die im Entsagen geboren und im tatkräftigen Opfer reif geworden, die ist Glück, und sonst gibt es keines. Und tiefstes, ganz finsteres, lichtloses Leid ist nur das Verzagen. Wo die Seele sich aufgibt, wo der Mensch den Willen wegwirft und keinen guten Entschluß mehr aufbringt; kein edles Streben, kein hartnäckiges Wollen zu einem rechtschaffenen und tapfern Werk mehr, da ist der Mensch wahrhaftig tot, inwendig und seelisch gestorben. Und das ist Leid, allerbitterstes.

Den wahren Sinn des Lebens zu achten, mahnen uns die Gefallenen. Daß wir unser Herz und unsere Liebe nicht abgöttisch daran

hängen! Daß wir das Leben nur besitzen, um es hinzugeben! Wie es einer der Ausziehenden gesagt hat: „Was liegt an einem Menschen, wo so große Dinge auf dem Spiele stehen?“ In sich ist ein Menschenleben ein wertlos Ding, flüchtig und zerbrechlich und inhaltlos. Aber es kann als Kaufpreis dienen, den man unbedenklich hinwirft für große Werte. Was wir damit erwerben können, ist ewig, ist göttlich. Nun, da wir in das blutige Antlitz unserer Gefallenen blicken, ist es uns klar geworden, wie unnütz und sinnlos ein jedes Leben ist, das nicht verzehrt wird von einer Opferflamme, das nicht aufgebraucht wird im Dienste der Pflicht, der Treue, der Liebe. Man hat als Inbegriff des modernen Geistes die Schätzung des Lebens bezeichnet. Wie ein absolutes Gut sollte uns das Leben sein. Wenn das wirklich der Moderne letzter Sinn war, dann ist sie in diesen Monaten kläglich gescheitert, dann ist sie überholt und widerlegt worden von unsern Gefallenen. Von ihnen, die ihr Leben hingaben zu unserer Rettung, mußten wir uns mahnen lassen, daß wir zusammenstehen müßten wie ein Herz und eine Seele, daß wir doch einander gehören und einander unser Leben und unsere Lebensliebe weihen möchten. Vor dieser Mahnung der Toten ist das vornehme „Pathos der Distanz“ kleinlaut geworden, und die öden Schranken zwischen den Übermenschen und der Herde sind niedergesunken. Das Harte ist zerbrochen an dem Weichen, die grundsätzliche Selbstsucht, die wir modernen Individualismus nannten, ist zerschellt an der Brüderlichkeit, die sich um unser Land gelegt hat wie ein Wall und um unsere Herzen wie ein eherner Reifen.

Daß der Sinn des Lebens der Tod ist, das nimmermehr zu vergessen, mahnen uns die Gefallenen: „Wer sein Leben lieb hat, der muß es verlieren.“ Das Dogma vom stellvertretenden Tod! Des alten Christentums erstes und letztes Wort war das Geheimnis eines stellvertretenden Todes, den ein Einziger für die vielen starb, der Allereinzige und Größte, der die sterbliche Menschennatur getragen hat. Und weil er sich der Tat nicht geweigert hat, durfte er auch in seiner Lehre das Geheimnis aller Liebe in den stellvertretenden Tod setzen: „Eine größere Liebe hat niemand, als wer sein Leben hingibt für seine Freunde.“ Schon waren wir moderne Menschen, wie wir uns nennen, daran, diesen stellvertretenden Tod zu vergessen; er sollte unserem Gefühl widerstreiten, und es gab Theoretiker genug, die solche Liebe nicht mehr verstehen zu können meinten. Theoretiker einer spröden Selbstgenügsamkeit, die auch von der größten Liebe sich nichts schenken lassen wollten. Das Lebens-

opfer hat sie nicht gerührt, sondern beleidigt; nicht mit Dank erfüllt, sondern mit verbissenem Trotz. Und nun siehe! Nun sind unsere gefallenen Brüder hingegangen, scharenweise, und haben uns überwältigt mit vielen tausend Lebensopfern, haben uns förmlich begraben unter einer Flut von jener größten Liebe, die ihr Leben hingibt für ihre Freunde. Und da quillt wieder der Dank in uns auf, der demütige und darum christliche Dank. Mit gerührter Beschämung stehen wir an all den Gräbern, wo die Freunde liegen, die für uns starben, so viele, o so viele! So daß wir nicht einmal ihre Namen alle lesen können, geschweige daß wir sonst etwas wüßten von ihrem Leben — außer dieser einen wunderbaren, unbegreiflichen Tatsache, daß sie ihr Leben für uns gaben, das eigene, süße Leben für andere.

Und gleich hinter dem Dogma der Selbstentäußerung kommt die Moral der Selbstentäußerung. Die „Abtötung" der alten Meister sittlicher Tüchtigkeit ist nun buchstäblich aufzufassen. Das Große, das Heroische wird nun selbstverständlich. Es ist nicht mehr eine Seltenheit, eine Übermenschlichkeit, eine ungewöhnliche Leistung, sondern eine einfache, schlichte Pflicht und Schuldigkeit. Mit der Redegewalt, mit der die Toten reden, wird uns nun wieder die alte Mahnung eingeprägt: „Wenn einer um meinetwillen nicht alles verläßt, was er hat, Vater und Mutter und Schwester und sein ehelich Weib, und wenn er nicht alles haßt, selbst das eigene Leben, kann er mein Jünger nicht sein." Nun hat Gott so unwiderstehlich gerufen, daß wir nicht einmal Zeit hatten zu der zweifelnden Frage, ob Gott denn wirklich im Ernst unsere Liebsten fordern könne. „Gott will es", so ging es wieder durch unsere Mitte, und vor diesem Willen verstummte jeglicher Widerspruch. Wir wurden gebeugt unter den Befehl der allerhöchsten Autorität, die unser Leben und unsere Lieben uns abfordert. Das Gebot, das uns sonst so seltsam dünkte, wird uns jetzt wahrhaftig sehr geläufig: „Ziehe fort von deinem Volke und vergiß das Haus deines Vaters!" Sonst haben Väter und Mütter sich oft leidenschaftlich der Berufung ihres Sohnes oder ihrer Tochter zu einem gottgeweihten Stande widersetzt. Aber nun hat der Herr Stürme gesandt, die den Liebling sehr schnell entführten, in ein fernes Land, zu einem Dienste, der das Heimweh nicht kennen darf, zu einer Mission, von der es leicht keine Wiederkehr mehr gibt. So mancher alte Vater hat nun seine Stütze hergeben müssen, so manches Mütterlein den Trost seiner Augen.

Das iſt die Moral der Selbſtentäußerung, und auf den Gräbern der Gefallenen erhebt ſie ſich zu einem neuen, ungeahnten Triumph. Dieſe alte Ethik des demütigen Gehorſams und der Pflichttreue! Dieſe verkannte und vielgeſchmähte Ethik der Unterwerfung unter Gottes Gebot und Berufung! Dieſe triebüberwindende, dieſe einſchränkende, dieſe feſſelnde und wehtuende Ethik! Jetzt hat ſie ihren ganzen Wert wieder bewieſen; ſie hat ſich bewährt, mitten in der modernen Feinheit und Kultur, die Lebenshaltung und Lebensführung der alten Asketen, die unverſöhnliche Feindin des Auslebens, des Gewährenlaſſens, des zügelloſen Genuſſes, dieſe Lebensführung der Weinenden, die nur in Leiden und Mühſal gedeiht, dieſe aggreſſive, willensmächtige, kühl verſtändige Lebenshaltung, die nichts gibt auf tatenloſe Erlebniſſe, und wären es ſelbſt Erlebniſſe Gottes, nichts auf individuelle, ſubtile Stimmungen, auf perſönliche Reize und ſubjektive Notwendigkeiten. Sie kennt nur ewige, harte Normen, die man gelten laſſen muß. Und die hat ſich jetzt bewährt. Wo wäre unſer Heimatland und unſer Volk geblieben ohne dieſe Ethik? Wie leere Spreu wären wir hinweggeweht worden im raſenden Sturm. Dagegen das äſthetiſierende, kunſtändelnde Schweben über der Oberfläche des Daſeins hat jetzt ſeine innere Ohnmacht offenbaren müſſen. Nun hilft uns nicht eine Weltverklärung, eine vorzeitige und voreilige, nicht eine leichte und flitterhafte Verbrämung der Welt mit einem gefälligen Schein, ſondern nur eine derb-ſtarke Weltüberwindung. Nicht rettet uns jetzt unſere Überkultur und Schönheitskultur aus tiefſter Not, ſondern nur das Wahre mit ſeinem rückſichtsloſen, intoleranten Eigenſinn und das Gute mit ſeinen unweigerlichen Geboten und ſeinen todbringenden Konflikten.

So iſt alſo doch in der alten Ethik Jeſu Chriſti etwas Starkes, Aktives und Vorwärtsdrängendes! Die Gefallenen unſeres Volkes mahnen uns mit ihrem letzten Hauch, dieſe Ethik doch ja nicht gering zu achten, als wäre ſie nur weich und weiblich und nachgiebig. Dieſe Demut, die ſich vor unſichtbaren Mächten in die Knie wirft, die reuige Scham, die junge Krieger ſingen läßt: Verſtoß uns Sünder nicht! die heilige Torheit, die greifbaren und ſichtbaren Nutzen ſich entgehen läßt um eines unſichtbaren Ideals der Gerechtigkeit willen, der Zartſinn, der auf Eigenes und Gebührendes verzichtet aus Liebe und Erbarmen, dieſe geduldige, langmütige, friedliebende Ethik, o wie ſtark erſcheint ſie nun in den ſterbenden Helden, wie kühn in den ſtürmenden Regimentern, wie ſelbſtbewußt in den ſich opfernden Führern, wie unternehmend in den freiwilligen Patrouillen, den todgeweihten!

So ist denn auch eine große Herrlichkeit um die Gefallenen unseres Volkes. Und das ist der Trost, der von ihren Gräbern her zu uns redet. Gerade im Sterben sind unsere Brüder uns herzgewinnende, herzerhebende Tröster geworden. Wohl mag der Schmerz in zahllosen Häusern unsagbar groß sein. Die Bangigkeit einer hilflosen Zukunft, die Qual hoffnungsloser Sehnsucht und das Weh der Verlassenheit und lebenslangen Einsamkeit weinen um die fernen Gräber im feindlichen Land. Und doch — ein heller, verklärter Schimmer ruht auf diesen Verlusten, ein Schimmer von Hoheit und Sieg. Und das ist Trost. Denn wenn der Mensch seinem Leid entrinnen will, muß er sich darüber erheben; und dazu braucht er hohe Ufer, um daran emporzuklimmen, und Inselberge, die aus dem Meere seines Kummers in weltüberlegene Höhen ragen.

Nun hat man allerdings gesagt, in diesem Kriege habe die Menschheit einen furchtbaren Zusammenbruch ihres Stolzes erlebt, eine Schmach und Demütigung ohnegleichen. Gewiß, in mancher Hinsicht hat sie sich wirklich klein und erbärmlich gezeigt. Gar manche der tiefsten und verborgensten Verruchtheiten ist aus den Seelen emporgequollen wie ein Schlammausbruch: Haß und Grausamkeit und Lüge und Heimtücke und Verrat. In anderer Hinsicht hat freilich auch die Größe und Stärke des Menschen triumphiert: in seiner Technik, in seinem Organisationsgeschick, in der schaffenden und zwecksetzenden Kraft seines Geistes. Doch ist dies nichts Neues; das war schon seit langem unser Stolz und unser unaufhörliches Rühmen. Wirklich neu und überraschend aber sind die sittlichen und religiösen Leistungen, die in diesen Kriegsmonaten aufgetürmt wurden, bergehoch. Welch eine Seelenstärke, das haben wir staunend gesehen, welch eine Seelenstärke vermag doch der Mensch aufzubringen! Eine Stärke, die allen Schrecknissen trotzt, die all die unbändigen Triebe des Tierischen noch überwinden kann! Welcher Hilfsbereitschaft, welcher Aufopferung, welcher Zärtlichkeit ist der Mensch fähig! Welch ein milder und doch bezwingender Ernst kann aus seinen Augen strahlen — wahrhaft etwas Gottähnliches! Zu diesem Triumphlied nun der geistigen Stärke und sittlichen Kraft haben unsere Gefallenen das Beste und Glänzendste beigetragen, die wundersame Melodie jener Liebe, die stärker ist als selbst der starke, harte Tod. Es war ja nicht etwa bloßer Instinkt, nicht blinder Zwang, nicht eine grausame, verfluchte Notwendigkeit, was diese Krieger festhielt im Schützengraben, während sie den Tod feuerlodernd auf sich zufliegen sahen, was sie vorantrieb über die offenen Schußfelder der feindlichen Artillerie. Nein, es war eine

große und reine Liebe, die Liebe zu Heimat und Volk, die Liebe zu Pflicht und Eid, die Liebe zu Gott und seinem Gebot. Diese Liebe stand gebietend in ihrer Seele, bei manchen vielleicht halb im Dunkeln, mit undeutlich gesehenen Umrissen, aber doch alles beherrschend, alles beseelend. Und diese Liebe ist es, die sie nun umgibt mit der Gloriole eines heiligen Todes. Denn fürwahr, etwas Heiliges ist ihr Tod gewesen, eine Anbetung Gottes. Nicht daß sie im Kampfe fielen und durch Gewalt ihr Leben verloren, nicht das ist das Große an ihrem Sterben. Uralt ist das Blutvergießen auf Erden, und Kriege hat es immer gegeben. Aber meist waren es nur Raubkriege, Rachekriege, Verzweiflungskriege. Kreuzzugskriege hat es selten gegeben, und heute, heute führt unser Volk einen solchen. Denn jeder Krieg, der um Ideen und Ideale geführt wird, nicht um Geld und Land allein, solch ein Krieg hat immer etwas von einem Kreuzzug. Und erst recht, wenn er ernst, fromm, demütig und gesammelt geführt wird, im Namen Gottes und mit Gebeten im Herzen und auf den Lippen. Da ist der Krieg selbst ein Gottesdienst, ein wahrhaft heiliger Krieg. In einem heiligen Krieg sind unsere Brüder gefallen.

Wir vergleichen uns darum nicht nach Pharisäerart mit unsern Feinden. Auch ihren Gefallenen gönnen und wünschen wir von Herzen, ja wir vertrauen darauf, daß auch an ihnen das Wort sich erfülle: „Selig die Toten, die im Herrn sterben." Denn es ist ja nicht allein die äußere Parteizugehörigkeit, sondern die Herzensgesinnung, die den Soldatentod mit Herrlichkeit umkleidet. Die Pflichttreue, die Gottesfurcht, die Bruderliebe, der ritterliche Sinn, das ist's, was das vergossene Blut heiligt, so daß es fruchtbar wird, wie das Blut der alten Glaubenszeugen. Nein, wir können nicht in Bitterkeit richten und urteilen über die gefallenen Kinder eines feindlichen Landes. Aber von unsern Brüdern wissen wir gewiß, daß sie nicht in blinder Kampfeswut, nicht in kleinlichem Haß und tierischer Rachgier starben, sondern in Reinheit und Schönheit, in dem klar oder dunkel erkannten Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit vor dem Richterstuhle des Ewigen. Denn eine ungeheure Verantwortung liegt auf dem Tod im Felde, eben weil es ein Tod für die Brüder, ein Tod für das ganze Volk, ein wahres Blutzeugnis ist für den guten Glauben an die Gerechtigkeit Gottes und der eigenen Sache. Solch ein Tod ist eine gewaltige Verantwortung. Aus ihm sprießt das Leben, aus ihm wächst ein neues Glück für die Menschheit, eine Erlösung. Denn noch immer wurden die Menschen gerettet um den Blutpreis, den ihre Besten sterbend

für sie bezahlten. Immer war es ein solcher Tod, der andern die Pforte des Paradieses öffnete, der das Gottesreich auf die Erde brachte. In einen so verantwortungsvollen Tod muß aber der Mensch rein und gut hineingehen, mit einem hochzeitlichen Kleid angetan, mit entsühntem Herzen, mit unschuldigen Augen und unbefleckten Händen. Und so sind unsere Gefallenen, darauf bauen und vertrauen wir, dahingegangen.

Darum sind sie glückselig und wahrhaft zu benedeien, daß sie eines solchen Todes sterben durften. Ihr Tod war trostreich und schön, fast wie der Tod eines Martyrers, der um des Himmelreiches willen starb. Und bei diesem Gedanken fallen uns alle die Triumph- und Freudenlieder ein, die je auf Martyrer gesungen wurden, auf jene Siegreichen, die in weißen Gewändern vor dem Throne stehen und mit Palmen in den Händen. „Diese sind es, die aus großer Trübsal kamen. Aber von nun an werden sie nicht mehr hungern und dürsten, und keine Sonnenglut und kein Feuer wird mehr auf sie fallen. Abtrocknen wird Gott jede Träne von ihren Augen."

P. Lippert S. J.

Glaubenskünder Krieg.

Man hat immer gewußt, daß zur Rüſtung eines untadeligen Soldaten die Religion gehört. Der oberſte Kriegsherr Deutſchlands iſt nie müde geworden, es ſeinen jungen Kriegern einzuſchärfen. „Wer kein braver Chriſt iſt, der iſt kein braver Mann und kein preußiſcher Soldat und kann unter keinen Umſtänden erfüllen, was in der preußiſchen Armee von einem Soldaten verlangt wird.“[1] Aber man ahnte vor dem Ausbruch des größten Krieges der Weltgeſchichte nicht, daß gerade in ihm die religiöſe Rüſtung der Völker ſo hell ſchimmern werde. Der Friede, den dieſer Krieg zerbrach, ſchien den Gottesglauben in der Menſchheit dem Untergange nahe bringen zu wollen; die Freunde der Religion fragten ſich auch in den Ländern deutſcher Zunge mit Beſorgnis, ob Zerſtreuung, Diesſeitigkeit und ſelbſtgenügſamer Stolz nicht in ſtändigem Vordringen begriffen ſeien.

Da rollten die Kriegsdonner über die Erde hin und riefen Taubgewordenen in die Ohren, was die dünnen Stimmen menſchlicher Glaubensprediger nicht hatten durchſetzen können. In den Flammenzeichen, die von den Grenzen her in die Länder loderten, las man neubewährt, was man als überholt und altväterlich ſoeben noch den Schriftſtellern wehren wollte. Kein mühſames philoſophiſches Herſpinnen a priori iſt es, ſondern ein überwältigender Anſchauungsunterricht, der die Welt ſeit ſechs Monaten wieder an die Bedeutung und Wahrheit des Gottesgedankens zu glauben zwingt[2].

1. Die Religion gab den Menſchen die Zuverſicht, deren ſie angeſichts des Kriegsunheiles bedurften. Mit lähmendem Schrecken fuhr es durch die Gaue: Der Kriegszuſtand iſt verhängt — Die Mobilmachung iſt befohlen — Der Krieg iſt erklärt. Wie ſollte das Ringen mit der Welt von Feinden enden? Da wieſen gerade die Führer und Fürſten,

[1] Die Reden Kaiſer Wilhelms II., herausgegeben von J. Penzler, Leipzig, Reclam, II 71.

[2] Die Belege für vieles im folgenden nur Andeutbare enthält des Verfaſſers Broſchüre: Der Gottesbeweis des Weltkrieges[3], Münſter 1914.

die doch am besten die natürliche Kriegsbereitschaft kannten, mehr als auf diese zu Gott empor. So klang es in Wien, in Berlin, in München, Stuttgart, Dresden, und wo nicht? „Ich vertraue auf den Allmächtigen, daß er meinen Waffen den Sieg verleihen werde." „Unsere Sache ist gerecht, Gott wird uns nicht verlassen." „In Demut beuge ich meine Waffen vor dem allmächtigen Lenker des Völkergeschickes." „Ich möchte meine Lieben im ganzen Lande bitten, sie möchten zu Gott beten, und dieser wird gewiß auch unser Gebet erhören und den Sieg auf uns fallen lassen." In der Ansprache, die Kaiser Wilhelm am 3. Dezember vor den Abordnungen der zur Armeeabteilung Woyrsch gehörenden und der österreichischen Truppen hielt, sagte er: „Wir werden weiter kämpfen mit Erfolg wie bisher, denn der Himmel ist auf unserer Seite. Mit Gott werden wir uns einen langen Frieden erkämpfen." [1]

Die Kriegsrüstung darf sowenig als ein anderes Pflichtgeschäft die Hände in den Schoß legen, um zu beten. Aber nachdem sie so umfassend und ausdauernd gearbeitet hat, als läge der Sieg an ihr allein, fehlt dennoch zum Siege noch das Licht, das den rechten Augenblick erhellt, die Kraft und die Stählung, die bei den unsäglichen Strapazen und im entscheidenden Kampfe durchhalten machen, die Vorsehung über die unberechenbaren Zufälle, die das Glück der Schlachten bilden. Menschen rüsten zum Kampfe, Gott allein rüstet zum Siege. Darum bitten aus dem Felde die Starken so flehentlich um das Gebet der Daheimgebliebenen. Bete weiter, Mutter, „denn ohne Gebet geht es wirklich nicht". Ein Krieger der Kronprinzenarmee schrieb aus Apremont nach Zürich: „Es ist eine ernste Zeit über unser Vaterland hereingebrochen. Wird es uns gelingen, sechs Gegner zu gleicher Zeit zu schlagen? Die Übermacht ist groß. Offen gestanden, was mir persönlich das feste Vertrauen zu einem endgültigen Siege über alle unsere Feinde gibt, ist nicht allein die eiserne Disziplin, die strenge Mannszucht, das Einsetzen der ganzen Kraft unserer Truppen, es ist auch nicht allein das feste Vertrauen, das jeder Einzelne unseren teilweise ausgezeichneten Führern schenkt, nein, dies und vieles andere Gute, das wir Deutschen haben, allein macht es nicht, das ist in meinen Augen nur die eine Hälfte zum Sieg; sondern es ist vielmehr eine Arbeit, die in der Heimat getan wird von alt und jung, von ebensolcher Bedeutung und deshalb, wenn ich sagen darf, die andere Hälfte zum Sieg:

[1] Kölnische Volkszeitung Nr 1056, 9. Dezember 1914.

es sind die Gebete vieler deutschen Mütterlein und gottesfürchtiger Männer, die unserer Truppen und ihrer Führer fürbittend jeden Tag gedenken." [1]

Was die Zuversicht in Volk und Heer am tiefsten stärkte, war der Glaube an die göttliche Gerechtigkeit. Wohl dem, der glauben darf, daß er um eine gerechte Sache streitet! Er kämpft, da Gott die Gerechtigkeit ist, unter dem Schilde des göttlichen Wohlgefallens, und obwohl auf der Erde, die nicht die letzte Heimat der Menschen ist, dem Rechte nicht jedesmal der Sieg zuzufallen braucht, so hat doch der Gerechte einen Titel auf den Sieg, dessen sich der Ungerechte keineswegs erfreut. General v. Lochow rief seinem dritten Armeekorps am 31. Oktober, dem Tage nach der Erstürmung des festen Vailly, zu: „Gott wird uns, wie gestern, weiter helfen, wenn wir zu ihm halten; denn Recht muß Recht bleiben." [2] Was äußerten die Menschen mehr, hoch und nieder, geistlich und weltlich, als immer wieder: „Gott wird unsere gerechte Sache schützen!" Das war das entscheidende Wort, das „Amen", womit sie menschliche Berechnungen beendeten, zuweilen sogar unterbrachen. „Sie müssen uns weichen, denn mit uns ist Gott." [3]

Der Soldat, der die letzten gottvertrauenden Worte aus den Kämpfen in Flandern schrieb, stand bei einer Munitionskolonne. Nach einigen Zeilen über die Schrecken der Schlacht versicherte er: „In solchen Stunden weiß man erst, was einem Menschen die Religion ist, und wenn man seine Hoffnung auf Gott und die liebe Mutter Gottes gesetzt hat, fühlt man sich ganz ruhig, mag kommen, was will." Viele Briefe bezeugen ebenso, daß die Kämpfer Ruhe, inneres Gleichgewicht, Mut aus der Gewißheit schöpfen, daß sie, wenn auch für den Sieg des Vaterlandes nach Gottes Willen fallend, in Gottes Händen sind. Die Soldaten wissen, daß die in Gott für das Vaterland Gestorbenen bei Gott leben; sie empfinden stärker als je die Wirklichkeit des unsterblichen Himmels. Darum erweckt es ihnen durchaus keine Glaubenszweifel, wenn sie bei Gefallenen in Stücke zerschossene Rosenkränze finden. Getrost schreiben sie den toten Kameraden an die Gräber: Auf Wiedersehen! Ein Nürnberger Gymnasialprofessor, der in den Vogesen fiel, hatte an seine Schüler Abschiedsworte gerichtet: „daß es mir jetzt angesichts des Todes klarer als je geworden, daß eine

[1] Neue Zürcher Nachrichten Nr 280, 2. Blatt, 10. Oktober 1914.
[2] Deutsche Tageszeitung Nr 617, 5. Dezember 1914.
[3] Fränkisches Volksblatt Nr 280, 25. November 1914.

allmächtige Hand über uns waltet und daß wir ohne kindliches Vertrauen auf diese Hand nichts sind. In diesem Glauben hoffe ich auch, wenn es nötig sein sollte, getrost und mutig in den Tod zu gehen“[1]. Was alte Soldaten uns sonst erzählten, daß sie nie sich Gott näher gefühlt hätten als in der Schlacht, das bestätigen in ergreifenden Worten Kämpfer unserer Tage. Ein Münsterischer Musketier schrieb nach Empfang des Eisernen Kreuzes an die Eltern: „Gott tröste euch und führe mich durch diese ernsten Stunden für immer an sein Herz. Auf Wiedersehen, spätestens in der ewigen Reserve!“

Das letzte der „Zehn Gebote des Landsturmmannes“ in Nr 1 des prächtigen „Landsturmboten von Brieg“ mahnte: „Fürchte Gott und neige dich in Demut vor dem Willen des Allerhöchsten.“ Die Gottesfurcht war es, die die Sittlichkeit der Soldaten schützte. Die Kraft von oben und der Glaube, sagen sie, halfen uns, daß wir nicht unsere strenge Soldatenpflicht vergaßen[2]. Sie wehrt den Leidenschaften, denen das Kriegerleben so manches Tor zu öffnen geeignet wäre. „Ein deutscher Soldat vergreift sich nicht an fremdem Eigentum, da wir jeden Tag den Tod vor Augen haben müssen und jeden Augenblick vor Gottes Richterstuhl erscheinen können.“ Es ist rührend, in den Briefen starker Krieger Beweise sittlichen Zartsinns zu finden, wie sie z. B. Messen bestellen lassen „für gefallene Kameraden, denen ich vielleicht etwas schuldig bin, was ich vergessen habe“, oder eine Mahnung nach Hause schicken: „Auch wir, wie Du weißt, haben den lieben Gott beleidigt; jetzt bitte ich Dich, erwecke mit mir Reue und Leid, damit Gott uns unsere Schuld vergebe.“

Die Religion macht den Menschen zufrieden und gut. Durch die Ausweitung seines Blickes nach aufwärts versöhnt sie ihn mit den Härten seines Weges und erfüllt ihn mit Hoffnung und Freude; durch ihre Verehrung der unendlichen Reinheit und Liebenswürdigkeit Gottes und ihre Predigt dessen, was jenseits des Grabes kommt, erzieht sie den Staubgebornen, mit geistiger Kraft das Gute zu lieben und das Böse zu hassen. Die Religion hat diese Schutzengelbedeutung für jedes Menschenleben, auch für das friedliche. Aber im Kriege, wo die Ansprüche an die sittliche Kraft des Menschen ins Ungemessene wachsen, da hört man ihre Engelfittiche stärker rauschen. Der Schlachtendonner schafft Stille für die Laute

[1] Kölnische Volkszeitung Nr 854, 1. Oktober 1914.

[2] Ein Brief mit kräftigem Ausdruck dessen stand im Kirchlichen Anzeiger für die katholischen Gemeinden von Dortmund Nr 38, 15. November 1914.

des Himmels; die phrasengeblähten „Religionen des modernen Menschen" schweigen, in ihre Gehaltlosigkeit zusammengesunken. Nur Ernstes gilt im Kriege, nur Echtes.

2. Heimat und Heer, das zweite vor allem, haben die Bedeutung der Religion mit Bewußtsein erfaßt. Die Hochschätzung des Glaubens wurde unverhohlen ausgesprochen. Soldaten, die wieder einmal am Gottesdienste teilnehmen konnten, gaben hohe Freude kund. „Das ist das höchste Glück, was man in diesen schweren Tagen haben kann." „Wenn ich jemals Sehnsucht nach einem Kirchgange gehabt habe, dann jetzt." „Soeben habe ich die erhebendste Stunde meines Lebens erlebt." Ein durch die Schulter Geschossener, der bei den Gardejägern in Potsdam gedient hatte, schrieb nach einer blutigen Zeitspanne, wie übrigens unzählige andere: „Mancher, der lau gewesen, hat in diesen Tagen wieder beten gelernt. . . . Welch unsagbaren Trost bietet uns doch nicht unsere heilige Religion!" [1]

Eifrige religiöse Betätigung begann sogleich mit der Mobilmachung. Über die zur heldenmütigen Tat Bereiten kam, weil es auf Tod und Leben ging, etwas vom Ewigkeitsernste der Sterbenden; während soeben noch Vielbegehrtes verlassen lag, wurden die religiösen Werte mit unerhörtem Zudrang gesucht. Das ganze Land wurde zum Gotteshaus. Die Sakramente wurden gespendet auf Bahnhöfen, in Kasernen, Wirtshäusern, unter Bäumen, im Gesträuch, in Eisenbahnwagen. Ein Gebetssturm, von geistlichen und weltlichen Obrigkeiten gefördert, setzte ein und mobilisierte eine Armee von Betern, die in tausend Formen den Weg zum Herzen des die gerechte Sache schirmenden, aber auch, da man begangene Schuld offen gestand, des gnädigen Gottes suchte.

Die Zeugnisse für die religiöse Haltung der im Felde Stehenden lassen sich nicht mehr überschauen. Gewiß muß man sich davor hüten, Einzelheiten, die berichtet werden, so zu verallgemeinern, daß man bedauerliche Lücken und Schwierigkeiten der religiösen Betätigung draußen nicht mehr sieht; aber die große Zahl der Einzelheiten und die Bestimmtheit auch umfassender Zeugnisse nötigen, einen wahren Aufschwung des Glaubenslebens anzunehmen. Das „Bamberger Volksblatt", um ein Beispiel aus vielen herauszugreifen, brachte in einer Reihe von Nummern neben Soldatenbriefen Auszüge aus Schreiben der rund sechzig Geistlichen, die aus der

[1] Kölnische Volkszeitung Nr 983, 15. November 1914.

Erzdiözese Bamberg außer den Alumnen des Klerikalseminars einberufen waren. Da drängt ein schöner Zug den andern. Ein Hauptmann bezeugt: „Trotz aller Mühsale und schweren Verluste herrscht in unserem Heere ein ganz ausgezeichneter Geist und eine hohe Begeisterung. So mancher hat auch eine vollständige Wandlung seines inneren Menschen durchgemacht. Das religiöse Leben blüht bei unsern Truppen in der schönsten Weise." [1]

Regelrechte Feldgottesdienste sind weder bei den Vorposten noch bei den in der Reserve stehenden, sondern gewöhnlich nur bei den in Ruhe befindlichen Truppen möglich; aber da genießen sie großer Beliebtheit und verlaufen erbaulich. Die Hauptleute selbst bitten um Feldgottesdienste oder zeigen sich erfreut, wenn ein Geistlicher ihnen die Möglichkeit dazu eröffnet. „Unabsehbare Kolonnen betender Soldaten und auch Offiziere, diese Schlachtlinie (von Betern) muß dem lieben Gott gefallen." [2] Die Leute singen aus voller Brust die lieben heimischen Kirchenlieder, besonders das „Großer Gott, wir loben dich", das sie immer wieder verlangen. „Unbeschreiblich, wie das klang!" [3] Vielen freilich ersticken die Tränen die Stimme; auch bei der Predigt sieht man Krieger wie die Kinder weinen. Zuweilen zieht am Sonntag der Geistliche von einem Truppenteil zum andern „wie ein Filialkaplan".

„Unsere braven Krieger beschämen durch den Eifer im Empfang der Sakramente die Zuhausegebliebenen." [4] Ein Bamberger Fünfer, Radfahrer, der mit seinem Rade schon vieles erlebt hatte, erzählt: „Heute früh wurde uns Gelegenheit geboten, uns mit Gott auszusöhnen. Sollte es Gottes Wille sein, dann kann uns jederzeit der Tod ereilen; wir fürchten ihn nicht. . . . Hier lernen viele beten. Diejenigen, die schon in der Kaserne an keinen Herrgott glaubten, lernen ihn jetzt kennen. Gerade sie fürchten sich vor dem Sterben." [5] Der Priester, der den Fünfern an Kirchweih den ersten Gottesdienst seit ihrem Ausmarsch hielt, bemerkte echt bayrisch, daß er „scharfen" Beichtstuhl gehabt habe, und fügt dem Bericht, daß fast 300 Offiziere und Mannschaften des 3. Bataillons kommunizierten, bei: „Ich rechne diese beiden Tage zu den schönsten im ganzen Kriege." Wie sehr die Soldaten ihrerseits die Gnade schätzten, veranschaulicht mit erquickender Natürlichkeit der Brief eines Tapfern aus dem obersten Frankenwald: „Denke Dir, wir hatten heute zum erstenmal

[1] Nr 276, 24. November 1914.
[2] Nr 255, 31. Oktober 1914.
[3] Nr 252, 28. Oktober 1914.
[4] Nr 278, 26. November 1914.
[5] Nr 257, 3. November 1914.

eine heilige Messe gehört, und ich konnte beichten und kommunizieren. Dies ist mir Kirchweih genug, und vergesse gern das gute Essen und Trinken zu Hause."[1] Ein Geistlicher schreibt aus Frankreich: „Schade, so denke ich mir oft, daß der Heilige Vater Pius X. diese große Zeit nicht mehr erleben konnte. Sein Programm über die öftere heilige Kommunion wird von unsern Kriegssoldaten geradezu glänzend verwirklicht."[2] Die einheimischen Geistlichen staunen über das rege katholische Leben. Abstufungen des Eifers stellen übrigens die Feldgeistlichen fest; die Soldaten, die in der Front kämpfen oder aus der Front kommen, zeigen sich für die Religion empfänglicher als die bei den Kolonnen. Ein Seelsorger bei solchen, die ins Feuer ausrückten, äußert: „Da sieht man erst, was echte und rechte praktische Religion ist und heißt. Man erlebt da Szenen, die man nicht wieder vergessen kann."[3]

Da bei den ungeheuer ausgedehnten Kampflinien und dem bewegten Kampfleben manche Truppenteile den Geistlichen kaum zu sehen bekommen, obwohl den unmöglich zureichenden Divisionspfarrern nachträglich Feldhilfsgeistliche beigegeben wurden und zugleich die Geistlichen der Feld-, Kriegs- und Etappenlazarette nach Gelegenheit aushelfen, sorgen die Leute auch selber für ihre Andachten. Man findet sie in der Kirche, wo sie gemeinsam und laut ihr Morgen- und Abendgebet verrichten. Fleißig wird der Rosenkranz gebetet, auch auf Posten und in den Laufgräben. Ein Geistlicher bat geradezu um Rosenkränze als Liebesgaben; so viele habe er schon kommen lassen, aber alles sei wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Ein bayrischer Landwehrmann, der seinen Rosenkranz im Unterstand verloren hatte und im französischen Dorf trotz Herumfragens keinen neuen bekam, wandte sich an die geistliche Behörde in Straßburg, ihm doch einen neuen, geweihten Rosenkranz zu schicken; er wolle den Geber in sein Gebet einschließen und ihn Zeit seines Lebens nie vergessen. „Bin Vater, habe Weib und Kind daheim." „Wenn mir bis jetzt der Untergang drohte, so habe ich zu meinem Rosenkranz gegriffen, und ich fand süßen Trost bei ihm; daher der Verlust desselben von großem Schmerze für mich ist. Wenn ich meinen Geldbeutel mit 20 Mark verloren hätte, täte es mir nicht so weh."[4] Ein anderer bayrischer „Barbar" und „Hunne" konnte, indem er vom dauernden Entbehren des Gottesdienstes und der

[1] Nr 251, 27. Oktober 1914; Nr 252, 28. Oktober 1914; Nr 257, 3. November 1914. [2] Nr 297, 18. Dezember 1914.
[3] Nr 255, 31. Oktober 1914. [4] Nr 252, 28. Oktober 1914.

Sakramente berichtete, dennoch an die Eltern schreiben: „Ich habe bis jetzt mein Gewissen so gut wie möglich rein gehalten und werde es auch noch weiterhin so machen.“ [1] Gelingt es einem Feldgeistlichen, bis zu den Schützengräben vorzudringen, sogar diese regelmäßig zu besuchen, wenn auch unter steter Lebensgefahr, mit kugeldurchlöcherter Kleidung, nur nächtlicherweile, so kommt es vor, daß ihm alle Mannschaften eines Grabens die Hand vor Freude küssen. Wie sehr die Verwundeten und Sterbenden nach den Priestern sich sehnen, brauchen wir aus dem „Bamberger Volksblatt“ nicht weiter auszuziehen. Nur noch ein Zeugnis. „Unter den Toten war auch unser Ministersohn Helmuth v. Breunig, der in geradezu erbaulicher Weise die heiligen Sterbesakramente empfing und gottergeben als Held des Vaterlandes starb. Einen solchen Mann kann man um seinen seligen Tod nur beneiden. Überhaupt hätte ich es nie für möglich gehalten, daß in unsern Soldaten ein so tiefer Kern echten und wahren religiösen Lebens stecken könnte.“ [2]

Die Bemerkung, daß bei Abgestandenen und Abgefallenen eine Umkehr stattgefunden habe, kehrt in veröffentlichten und nichtveröffentlichten Briefen immer wieder. Die Spötter und Leugner, heißt es, seien immer kleinlauter geworden, und im Feuer hätten sie sich zu Gott gewandt wie ihre Kameraden alle. „Die Lauen, sie mögen alle in den Krieg ziehen, hier werden sie anders!“ Es kam vor, daß solche, die früher über Religiöses zu witzeln liebten, jetzt vorbeteten. Andere riefen den Kameraden zu: „Jungens, beichtet, ich habe es auch getan.“ Nur vereinzelt werden Beispiele des Unglaubens berichtet, und sie traten als Ausnahmen hervor. Wie ein sterbender Franzose dem Geistlichen erwiderte: „Ich bin doch nicht mehr als ein Tier“ [3], so wäre nicht wunderbar, wenn auch anderswo verstockte und verzweifelte Gesinnung bis in den Tod hinein standgehalten hätte.

Von den Armeen der zwei Kaiserreiche des Dreibundes steht fest, daß sie „mit Gott“ kämpften [4]. Aber auch wenn später die Tatsachen aus

---

[1] Nr 257, 3. November 1914. [2] Nr 247, 22. Oktober 1914.

[3] Germania Nr 394, 29. August 1914.

[4] Es ist merkwürdig, in welchem Gegensatz zu den Tatsachen die Äußerung des Monistenführers Ostwald bei einer „halbamtlichen diplomatischen“ (?) Reise nach Schweden steht: „Jedoch will ich betonen, daß der Herrgott bei uns für den persönlichen Gebrauch des Kaisers reserviert ist.“ Näheres siehe Kölnische Volkszeitung Nr 977, 12. November 1914; Nr 1091, 21. Dezember 1914; Nr 1099, 28 Dezember 1914; Reichspost Nr 606, 21. Dezember 1914; Vossische Zeitung Nr 647, 21. Dezember 1914; Nr 652 Beilage, 23. Dezember 1914.

andern Armeen mehr bekannt werden, wird man Erhebendes hören. Auch dort spricht man vom Krieg als einer großen Mission oder erschütternden Exerzitien und begrüßt vielerorts ein neues Erstarken des religiösen Lebens. Die Priester, die im französischen Heere dienen müssen, wirkten vielfach als „unoffizielle Kapläne", noch ehe die Regierung sich herbeiließ, bezüglich der Feldgeistlichen und krankenpflegenden Ordensleute Zugeständnisse zu machen. In den Kriegsschilderungen drüben ist bereits eine stehende Figur der „Priestersoldat", der die rechte Hand einen Augenblick vom Gewehr nimmt, um einem sterbenden Kameraden neben sich die Lossprechung zu erteilen, der mit dem Offiziersäbel zwischen den Knien dasitzt und Beicht hört, der ungewohnt große Gemeinden bei seinen Gottesdiensten um sich sieht, ohne daß man Menschenfurcht oder die „klerikale Gefahr" weiterhin zu kennen schiene, der verwundet auf dem Schlachtfelde zu Kameraden kriecht, um ihnen im Tode beizustehen. Wenn man die ausländischen Blätter verfolgt, ist man anfangs nicht wenig überrascht, fast jedem schönen Zug auf der einen Front einen ähnlichen auf der feindlichen, wenigstens im einzelnen, an die Seite stellen zu können. Insbesondere der großen Masse der bemitleidenswerten russischen Soldaten wird niemand den religiösen Sinn abstreiten. Als eine Besucherin russischer Verwundeter zu Wien einen lobte, daß er das von seinem teuern Mütterchen ihm beim Abschiedssegen um den Hals gehängte Kreuz in Ehren halte, antwortete er: „Das ist doch selbstverständlich! Wir alle haben ein Kreuz oder ein kleines Heiligenbild bei uns. Das darf man doch nicht verlieren." [1]

Man kann darum von einer so allgemeinen Bezeugung des religiösen Glaubens im Weltkriege sprechen, wie sie kaum jemand erwartet haben mag. Freund und Feind, Sieger und Besiegte beten. Es ist unendlich kurzsichtig und engherzig, daß einige die Anrufung Gottes bei ihren Feinden verbieten oder ohne weiteres für unaufrichtig ausgeben wollen. Wie französische Stimmen die religiösen Äußerungen der Dreibundskaiser als skandalös und gefährlich für den Gottesglauben hinstellten, nicht etwa nur Katholiken, sondern auch die Protestanten [2], so vermuteten deutsche Freidenker den lieben Herrgott in Schwierigkeiten deshalb, weil sowohl Franzosen als Deutsche ihn anriefen. Sonderbar war dabei, daß sie im gleichen Atemzug das Vaterland als Organisation des nationalen Egoismus ver-

[1] Reichspost Nr 573, 2. Dezember 1914.
[2] Christliche Welt Nr 43, 22. Oktober 1914.

dächtigten und sittliche Wahrheiten, Künste, Wissenschaften usw. als Einigungszentren der Nationen priesen. Nun, wie Wahrheit und Sittlichkeit international sind, so auch Gott; wie aber jeder der Kämpfer, soweit er guten Glaubens ist, sich auf Wahrheit und Gerechtigkeit berufen darf, so auch auf Gott, der die wesenhafte Wahrheit und Güte ist. Gott steht über den Kämpfern, soweit sie nur Nationen vertreten; Gott steht beim Recht. Gott verschmäht aber das Gebet des Gutgläubigen nicht, der im Irrtum um Unrechtes fleht; er hört es, lohnt es, erhört es in seiner göttlichen Weise. Der Mensch hat das Bedürfnis, nach einem lebendigen Hort und Schirmer des Guten auszuschauen, und dieses Bedürfnis täuscht ihn nie. Es wäre entsetzlich, gerade in unsern Tagen, wo so Grauenvolles von Millionen Irregeführter getragen wird, wenn ihnen nicht ein Belohner und ein Lenker zum letzten Ziele lebte. Eben daß so allgemein, wie es uns vor Augen steht, und in so ernsten, aller Unwahrheit abholden Stunden das Gottesbedürfnis empfunden und der Gottesglaube bekannt wird, bürgt für die Wahrheit: Es gibt einen Gott, einen Vater der Menschen.

Ja, einen Vater der Menschen! Auch das muß betont werden: wonach die Menschen sich jetzt sehnen und wen sie bekennen, das ist der persönliche Vater. Von jenem verschwommenen „Göttlich-Kosmischen" usw., wovon man noch im Juli so viel zu hören bekam, ist vielleicht noch in den Erzeugnissen einiger Feuilletonschreiberinnen die Rede, nicht in den Feldpostbriefen. Zum Gott des Vaterunsers, zum persönlichen Gott der weisen, gerechten, liebevollen Vorsehung rufen draußen die Krieger, daheim die Wehbeladenen.

Möge immerhin die atheistische französische Regierung im Gegensatz zu den Besten des unglücklichen Landes ihren selbstmörderischen Krieg gegen Gott weiterführen, möge man in Frankreich beklagenswerte Zivilgefangene, die trotz des Verbotes sich erkühnen zu beten, wegen dieses „Deliktes" zu vier Tagen Gefängnis verurteilen[1], anderswo wird man es nicht bereuen, sich vor Gott in Demut geneigt zu haben. In Gott werden dann, wenn die Kämpfe vorüber sind, die Völker sich wieder zum Frieden finden. So hoffen wir. Schon jetzt, während Engherzigkeit und Verständnislosigkeit das Gebet der Gegner zu dem einen Gott verpönen möchten, finden sich Feinde an seinem Herzen zusammen. Die deutschen Soldaten gehen in Frankreich zu den französischen Priestern beichten; sie drängen sich in die

[1] Reichspost Nr 537, 11. November 1914.

fremdsprachigen Nachmittagsgottesdienste. „Lebhaft habe ich bedauert, daß nur wenige meiner Kameraden die Worte erfassen konnten, die der ehrwürdige, alte Priester, ein aus dem Orte stammender Bischof, an uns richtete. Da war nichts von Haß und Feindschaft, aber innige Bitte an Gott um Frieden, ein Appell an unser deutsches Herz, um Rücksicht und Milde den Einwohnern gegenüber flehend, unter Hinweis darauf, daß wir alle, alle in der ganzen großen Welt Brüder seien, beseelt von dem einen Wunsche, dereinst vor unserem Vater im Himmel bestehen zu können. Kurz vor der heiligen Kommunion wurde Generalabsolution erteilt, ein ergreifender Augenblick. Ein Priester aus und in Feindesland versöhnt uns mit Gott! Und alle, ja ich kann sagen alle Offiziere und Mannschaften kamen. Waffengeschmückt, die herrliche Zierde eines tapfern Kriegers, traten sie demütig zur Kommunionbank." [1] Französischen Gefangenen wurden in Deutschland liebliche Erstkommunionfeiern veranstaltet, zu denen die deutschen Kinder ihre schönsten Lieder sangen. Gefangene, die in Deutschland starben, wurden mit allen Ehren von Feind wie Freund zu Grabe geleitet und vom „feindlichen" Priester zur ewigen Ruhe eingesegnet. Vous êtes très bons, sagten die Leute in Frankreich, wenn sie sahen, mit welchem heiligen Ernste man ihre toten Krieger begrub. Ist es nicht erhebend, wenn bei einem der schönen Lazarettgottesdienste in der Bergkaserne zu Münster zwei prächtige deutsche Unteroffiziere das Kommuniontuch halten, und 30 gefangene Feinde treten heran, um das Sakrament der Liebe zu empfangen? Der Gottesglaube ist das Größte zum Krieg wie zum Frieden.

[1] Münsterischer Anzeiger Nr 934, 27. November 1914.

Otto Zimmermann S. J.

Wie entstehen Massenüberzeugungen?

Vergleicht man längere Zeit in- und ausländische Zeitungen, so wird man überrascht von dem beständigen Widerspruch in den Überzeugungen beider Parteien, in Tatsachenfragen ebenso wie in Rechtsfragen. Nach einem ausländischen Weltblatt waren beispielsweise schon in den ersten Wochen des Krieges die meisten österreichischen Korps vernichtet. Die Verlegenheit war groß, als eines Tages wieder ein russischer Sieg zu registrieren war über einen Feind, der in der betreffenden Gegend überhaupt nicht mehr existieren durfte.

Man ist vielleicht geneigt, sich über diese Widersprüche mit dem alten Witzwort hinwegzusetzen: Es wird nirgend so viel gelogen wie *vor* der Wahl, *nach* der Jagd und *während* des Krieges. Aber es sind nicht etwa bloß chauvinistische Kreise, sondern Männer in den verantwortungsvollsten Stellungen in Staat und Kirche, von höchster Bildung in beiden Lagern, die über Verlauf und Gründe des Krieges sich in schroffster Weise widersprechen, und das aus ernster Überzeugung. Es sieht so aus, als sei die Überzeugung nicht mehr nach der objektiven *einen* Wahrheit geregelt, sondern Parteisache, die dem einzelnen nach dem Zufall der Geburt in diesem oder jenem Land zufalle.

Hört man die englische Presse, so hätte die Anmaßung Österreichs gegen das kleine Serbien den gerechten Widerstand Rußlands herausgefordert. England sei nur durch den Völkerrechtsbruch gegen Belgien in den Krieg hineingezogen worden; es kämpfe nur für die höchsten ethischen Prinzipien, für die Grundsätze des Völkerrechts, für die Freiheit Europas. Man hätte auch nicht vor, die Zentralmächte Europas zu unterdrücken; man wolle nur den Militarismus vernichten, der einen unerträglichen Druck für Deutschland und den Weltfrieden bedeute; Elsaß und Polen sollten befreit, die Unabhängigkeit der deutschen Kleinstaaten wiederhergestellt werden, die ja zum Segen Deutschlands und zur Freude seiner Nachbarn so lange bestanden hätte. Unvereinbar steht diesen Behauptungen die Überzeugung des deutschen Volkes gegenüber, es führe einen aufgedrungenen Verteidigungskampf für seine nationale Selbständigkeit; der wahre Grund des

englischen Krieges sei einzig der Geschäftsneid Englands um Deutschlands wirtschaftlichen Aufschwung; der Krieg sei bei den Feinden längst beschlossene Sache gewesen, bevor die serbischen Meuchelmörder den Anlaß zum Ausbruch lieferten; Rußland habe nur wegen der versprochenen Mitwirkung Englands die Sache des schuldigen Balkanstaates zur seinigen zu machen gewagt.

Unsere Absicht kann es nicht sein, an diesem Ort politische Fragen zu besprechen. Wir möchten vom wissenschaftlichen Standpunkt aus nur das psychologische Problem erörtern, wie derartig einander widersprechende Ansichten entstehen und zu festen, unbezweifelten Überzeugungen von Völkern werden können, während doch die objektive Wahrheit unmöglich beiden gehört.

Der großen Frage nach Recht und Ursache des ganzen Krieges schließen sich übrigens in gleichem Sinne eine Menge kleinerer an, wo ebenso feste Überzeugungen Parteisache zu sein scheinen; man denke an die Behauptung und Leugnung von Greueln auf beiden Seiten, an die maßlose Spionenfurcht, deren Ausschreitungen allmählich zugegeben werden. Ein recht trauriges Beispiel dieser Art war auch die Hetze gegen die katholische Geistlichkeit, die Folge jahrelanger systematischer Verleumdungen, die trotz der fortwährenden Berichtigungen auch von höchsten militärischen Stellen nicht zum Schweigen zu bringen sind. Besonders in die Augen fallend ist weiter der Haß der Völker gegeneinander. Sicher ist es ein beunruhigendes Symptom, daß Blätter, bei denen man höchstes Verantwortlichkeitsgefühl erwartet hätte, in Beschimpfung des Gegners mit der niedrigsten Tagespresse wetteifern; daß man beim Feinde unbedenklich die verwerflichste Art der Kriegsführung voraussetzt und jeden dazu passenden Bericht ohne weiteres anzunehmen geneigt ist.

Wie entstehen solche Massenüberzeugungen mit ihrer Einseitigkeit und ihrer trotzdem vollendeten subjektiven Sicherheit? Wir wollen hier versuchen, auf Grund unserer heutigen Kenntnisse der seelischen Gesetze dieses Problem aufzuhellen.

1. Eine Überzeugung ist, wie man erwarten sollte, Sache der Einsicht, nicht des Willens oder Gefühls. Die naheliegendste Frage ist also, wie eine einseitige Überzeugung logisch zu begreifen ist, oder besser, aus welchem Mangel an intellektuellen Grundlagen solche Überzeugungen verständlich erscheinen.

Die Antwort liegt nahe, wenn man sich vor Augen hält, auf welche Weise unter gewöhnlichen Umständen ein Urteil über Tatsachen zu stande

kommt. Da sind wir fast ausschließlich auf die Berichte anderer angewiesen, und zwar meist von unbekannten, unkontrollierbaren Zeugen. Wer kann sich denn im Krieg von allem selbst vergewissern? Weder der Feldherr, der weit entfernt ist, noch der Soldat, der im Kampf steht und höchstens über die Vorgänge der allernächsten Umgebung Augenzeuge ist. Für ein einseitiges Urteil ist also nur erfordert, daß die Tatsachen unvollständig, in einseitiger Gruppierung berichtet werden. Dafür bietet ein Krieg geradezu idealen Boden. Die Presse aller beteiligten Länder, welche dem Leser die Tatsachen liefert, ist ja an die Zensur gebunden, die nicht ohne Grund in der Berichterstattung ein wichtiges Agens für die Volksstimmung erblickt. Damit ist eine Tendenz zur Verschiebung fast von selbst gegeben. Für die eigene Sache günstige Nachrichten werden verbreitet, betont, ungünstige teilweise verschwiegen oder in ihrer Bedeutung verkleinert. Eine weniger gewissenhafte Berichterstattung kann aus diesem Prinzip geradezu ein Kampfmittel machen, indem sie durch erfundene oder aufgebauschte Greuelnachrichten den Haß gegen die Feinde schürt oder seine Beweggründe als niederträchtig darstellt.

Die Frage bleibt allerdings, ob nicht eine solche übermäßig einseitige Berichterstattung auf die Dauer mehr Schaden als Nutzen stiftet. Der Einfluß dieser eigenen Berichterstattung unter Ausschluß der gegnerischen ist von Anfang an von England in seiner ganzen Tragweite erkannt und mit höchster Konsequenz ausgebeutet worden. Durch Vernichtung oder Vertreibung der feindlichen Schiffe, durch Unterbrechen der Kabel schnitt es Deutschland vom Weltverkehr ab und konnte so lange Zeit ohne Konkurrenz die eigene Darstellung des Krieges zur Geltung bringen. In Amerika, in neutralen Staaten hörte man die Darstellung des Krieges nur in englischer Beleuchtung; kein Wunder, daß sich die Sympathien der halben Welt zunächst England zuwandten. Aber auch die Schattenseite machte sich schon geltend, als die anfänglichen Siege in ihrer wahren Gestalt erkannt wurden. Für die englische Presse entstand eines Tages das komische Problem, wie man es anzustellen habe, daß Deutschland seine vernichtende Niederlage auch einsehe, was es bisher in seiner Verblendung noch nicht tun wolle. Selbst die eigene Presse begann zu klagen, daß die Tätigkeit der Zensur nachgerade schädlich werde. Warum soll auch das Volk beständig große Opfer bringen, wenn seine Sache ohnehin glänzend steht?

Diese bedeutungsvolle Rolle der einseitigen Berichterstattung gilt nun merkwürdigerweise nicht bloß für die Tatsachen, sondern, was man zunächst

nicht erwarten sollte, auch für die Überzeugung von Recht und Unrecht. Aber war es wirklich anders zu erwarten? Die große Menge, um deren Überzeugung es sich handelt, besteht ja nicht aus selbständigen Denkern, die sich aus den dargebotenen Tatsachen eine sichere Ansicht bilden können. Sie kann unmöglich die Staatsschriften für und gegen unabhängig prüfen, deren Widersprüche auflösen, ein wohlerwogenes Gesamturteil daraus ziehen. Ob eine bestimmte Handlung einen Krieg rechtfertigt oder nicht, kann der einzelne gewöhnlich nicht entscheiden. Findet er eine bestimmte Schlußfolgerung in der ihm zugänglichen Presse und in seiner ganzen Umgebung überall vertreten, so ist er geneigt, sie als sicher hinzunehmen.

So begreift sich auch der oft schlagende Widerspruch in den Urteilen über die gleiche Handlung, je nachdem sie von der eigenen Partei oder der des Feindes herrührt. Als im letzten Dezember eine deutsche Flotte Scarborough bombardierte, war die Entrüstung der Einwohner groß. Es schien ihnen unbegreiflich, wie man eine wehrlose (?) Stadt beschießen könne. Es wurde von Bürgern beantragt, gegen den feindlichen Kommandanten das Verfahren wegen Mord einzuleiten. Nur wegen der „technischen Schwierigkeiten des Verfahrens" hat man von der Ausführung Abstand genommen. Man hat nichts davon gehört, daß sich die braven Yorkshiremänner erregt hätten, weil die englische Flotte Tag für Tag die ebenso wehrlosen Küstendörfer Belgiens beschoß, oder französische Flieger das unbefestigte Freiburg wiederholt mit Bomben bewarfen. Das Beispiel ist typisch auch für Nicht-Yorkshiremänner.

Es könnte scheinen, daß wir mit dem Gesagten bereits alle Elemente zur Erklärung unseres Problems gewonnen haben. Ein Richter, dem nur eine einseitige Berichterstattung zu Gebote steht, der sich gar noch über die Grundsätze der Bewertung auf einseitige Sachverständige stützen muß, kann nicht zu objektiv richtigen Urteilen kommen. Kein Wunder, daß mehrere derartige Richter mit verschiedenem ihnen gebotenen Material nicht zusammenstimmen. Und doch ist damit die Erklärung nur einen Schritt zurückgeschoben. Der geforderte Urteilsspruch des gewissenhaften Richters müßte dann eben ein non liquet sein, besonders wenn er über die Mangelhaftigkeit seiner Zeugen bereits Erfahrungen gemacht hätte. Das Auffallende ist aber, daß in unserem Fall das Verdikt der meisten Leser nicht wesentlich verändert wird, wenn sie auch die Einseitigkeit der Berichterstattung vermeiden können. Auch der Gebildete, selbst der Zeitungsredakteur, dem die Zeitungen der verschiedenen Länder zugänglich sind,

der die Beschränktheit seiner Berichterstattung ziemlich bemessen kann, kommt im großen und ganzen nicht leicht zu einer Überzeugung, die der seines Volkes entgegengesetzt ist.

2. Es gibt eben noch eine tiefer liegende Ursache, deren Einfluß auf die Urteilsbildung dem logisch eingestellten Theoretiker weniger zum Bewußtsein kommt, die aber in der Wirklichkeit des Lebens kaum überschätzt werden kann. Das ist die Beteiligung von Gefühl und Wille, das Interesse, der Affekt. Was man wünscht, das glaubt man gern, sagt ein altes Sprichwort; Liebe macht blind, der Haß nicht weniger.

Daß die Interessen jedes Volksgenossen durch die nationalen Schicksale stark betroffen werden, braucht kaum ausgeführt zu werden. Es ist nicht gleichgültig für das ganze Leben, für Gewerbe und Handel, selbst für Wissenschaft und Kunst, ob Deutschland sich seiner Feinde erwehrt und aus einem siegreichen Kriege stark und geachtet hervorgeht, oder ob es nach dem Programm seiner Feinde in seine Teile zerschlagen, eine leichte Beute jedes Nachbarn werden soll, wie zu den Zeiten des Frankfurter Bundestages unfähig, seinen Handel zu schützen und im Rat der Völker mitzusprechen. Die Entscheidung über eine solche Alternative hat nicht bloß einen Gefühlswert für den Nationalstolz, sondern ist auch von einschneidender Bedeutung für die Wohlfahrt des Landes, für sein Vermögen, seine Kulturentwicklung. Dazu kommt, daß für den Sieg des Vaterlandes enorme Opfer gebracht wurden, Geldopfer wie nie zuvor, und die viel härteren Opfer des Lebens in der eigenen Familie. Niemand kann wünschen, daß all diese Opfer umsonst sind. Dann ist es aber auch selbstverständlich, daß man jedem Bericht und jeder Beurteilung, die diesen Interessen günstig sind, ein williges Ohr leiht; daß man eine vorteilhafte Bewertung der Motive des eigenen Volkes gern annimmt, eine ungünstige nur schwer und widerwillig. Darin liegt noch nichts Verwerfliches. Welcher Sohn ist nicht stolz auf alles, was zur Ehre seines Vaters gesagt wird? Wer wird nicht eine ehrenrührige Beschuldigung des eigenen Vaters mit Entrüstung zurückweisen, mag er sie auch, wenn es sich um einen Unbekannten handelt, als wahrscheinlich gelten lassen? Soll man sich von bittern Wahrheiten überzeugen, so muß die Evidenz dafür geradezu überwältigend sein, und gewöhnlich genügt in einem solchen Falle nicht einmal der Wahrspruch eines Gerichtshofes. Der Versicherung desjenigen, den man achtet und liebt, bringt man eben ungleich mehr Vertrauen entgegen als einem Unbekannten oder gar feindselig Gesinnten. Es ist also leicht begreiflich, daß den begeisterten

Patrioten die Nachricht über einen eigenen oder fremden Erfolg, die Rechtfertigung einer eigenen oder fremden Handlung nicht in gleich objektiver Verfassung trifft. Auch bei gleicher Glaubwürdigkeit findet alles, was der eigenen Herzensneigung gefällt, weit geöffnete Pforten, das Ungünstige stößt dagegen auf eine strenge Grenzkontrolle.

Auch bei der Bewertung der Tatsachen bleibt es ja häufig eine schwer lösbare Streitfrage, welche Schädigung des Feindes noch dem Völkerrecht entspricht, welche Kriegsforderung zulässig, welche ein unerlaubter Eingriff in fremde Rechte ist. Jeder ist daher leicht geneigt, Entschuldigungsgründe für die Handlungen des eigenen Volkes gelten zu lassen.

Aus allen in solcher Weise aufgefaßten und beurteilten Ereignissen ergibt sich mithin ein Gesamtbild, von dem man mit moralischer Sicherheit voraussagen kann, daß es der eigenen Sache weit günstiger ist als der des Feindes.

Diese leicht begreifliche Bevorzugung der eigenen Sache kann aber weiter, wenn sie durch häufige schiefe Berichte, durch die Suggestion der gleichgestimmten Umgebung zur Stärke des Affektes wird, schließlich zu einer völligen Verkennung des Tatbestandes, zu einer unheilbaren Verblendung führen. Wenn es irgend etwas gibt, das die besonnene Überlegung vernichtet, das zu jenen extremen Überzeugungen verleitet, die jedem Überlegenden sofort unglaublich erscheinen müssen, so ist es der Affekt. Von ihm gilt der Satz: Die Leidenschaft macht blind. Der Verliebte entdeckt am Gegenstand seiner Liebe leicht vortreffliche Züge, die kein Unbeteiligter bestätigen kann. Aber ebenso macht der Haß findig, alles Üble am Gegner zu sehen, alles Gute zu übersehen. Welche gegenseitige Verbitterung haben nicht allein schon die Anklagen auf Greuel gegen Gefangene oder Verwundete hervorgerufen, mögen sie nun wahr oder übertrieben sein! Daß der Soldat, dessen Leben jeden Augenblick bedroht ist, dessen Nerven zum Übermaß angespannt sind, schließlich Feinde und Spione sieht, wo ein ruhiger Mensch nichts dergleichen entdeckt, ist wirklich nicht zu verwundern und ihm leicht nachzufühlen. Aber einen objektiven Tatsachenbericht wird man da nicht erwarten dürfen. Zu Anfang des Krieges brachten englische Zeitungen ein sog. Manifest des Deutschen Kaisers, das sich der wegwerfendsten Ausdrücke gegen die englische Armee bediente. Keine Gelegenheit wurde versäumt, diese bittern Ausdrücke ins Gedächtnis zu rufen und Haß zu erregen. Nachher wurde bekannt, daß das Ganze eine glatte Erfindung war. Ob die betreffenden Zeitungen das Dementi brachten,

weiß ich nicht. Aber das ist sicher, daß dadurch die frühere Verbitterung nicht gutgemacht werden konnte.

Wie der Affekt selber, so ist auch das unter seinem Einfluß zu stande gekommene Urteil einer späteren Korrektur nur schwer zugänglich. Was zu ihm führte, hat sich im Affekt in unentwirrbarer Weise vermischt und eine Stimmungsgrundlage gebildet, die nicht dadurch aufgehoben wird, daß nachträglich der eine oder andere Bericht sich als nichtig erweist. Der Affekt ist ein Despot der Seele, der nur das aufkommen läßt, was in seinem Sinne spricht, für alles andere aber taube Ohren hat. Wovon die ganze Umgebung einmütig schlecht redet, das wird nicht durch einige einzelne, selten genug auftauchende Entschuldigungen gerechtfertigt.

Beachtet man diese Faktoren des persönlichen, im übrigen wohlberechtigten Interesses und besonders den tief eingreifenden Einfluß des Affektes, so macht, wie mir scheint, das Verständnis der einseitigen Massenüberzeugungen keine große Schwierigkeit mehr. Da das Interesse sowohl wie die darin wurzelnden Gefühle je nach den Parteien verschieden sind, so ist es nicht zu verwundern, daß die zu einem wesentlichen Teile darauf beruhenden Überzeugungen ebenso verschieden orientiert sind. Es ist eine seltene, uns beschränkten Menschen unerreichbare Objektivität nötig, unter Wahrung der schuldigen Liebe und Aufopferung für die eigene Sache die Ereignisse zu sehen und zu beurteilen, wie Gott sie sieht. Wie die tägliche Erfahrung zeigt, können auch religiös hochstehende Menschen, die es mit der Wahrheit aus Gewissensgründen überaus ernst nehmen, über die Anschauung ihres Landes, ihrer Umgebung kaum hinauskommen, um so weniger, wenn Geschichte und Erziehung sie in ihrer Einseitigkeit bestärkt haben.

3. Unsere bisherige Untersuchung zeichnet die Bildung der Überzeugung, wie sie im Geist des einzelnen sich gestaltet, der nur unter der Gesamtwirkung seiner Umgebung steht, die habituelle Stimmung, die sich in ihm durch die täglichen Berichte, durch die Gemeinsamkeit der Interessen und deren Stimmungsniederschlag heranbildet. Doch die Frage der Massenüberzeugung erfährt noch eine weitere Verschärfung, wenn man das Wort „Masse" im engeren Sinn einer durch Affekte erregten Menschenversammlung nimmt, wie sie Lebon (Psychologie der Massen) definiert hat. Da sehen wir Handlungen und Überzeugungen, die dem ruhigen Überlegen der einzelnen oft schnurstracks widersprechen. Unter bestimmten Umständen gewinnt eine Versammlung von Menschen, wie behauptet wird, ganz neue Merkmale. Es bildet sich gewissermaßen eine kollektive Seele, so daß die

Gesamtheit nun anders denkt, fühlt, handelt, als es jeder einzelne täte, ähnlich wie die Teile im Organismus neue Eigenschaften zeigen, die sie außerhalb nicht besaßen. Ein Blick auf dieses Extrem der Überzeugungsbeeinflussung, die unsere Hauptfrage nicht direkt berührt, kann gleichwohl dazu dienen, die obige Darstellung zu vervollständigen. Denn die pathologische Übertreibung zeigt uns mit überraschender Deutlichkeit die Richtung, in welcher die normalen Faktoren wirken, und wie außer-intellektuelle Faktoren, aufs höchste gesteigert, Überzeugungen gestalten können.

Beispiele im großen liefert die für die Psychologie von Massenerregungen typische französische Revolution, z. B. jene berühmte Nachtsitzung der französischen Nationalversammlung, in welcher der Adel in einem Taumel von Enthusiasmus fast einmütig auf seine gesamten Privilegien verzichtete, was jeder einzelne schwerlich jemals getan hätte. Die Mitglieder des Konventes waren einzeln größtenteils friedliche Männer; zur Masse vereinigt, billigten sie die grausamsten Gesetze. „Sie billigen und beschließen", sagt Taine, „wovor sie Abscheu haben, nicht bloß Narrheiten, sondern Verbrechen, Mord Unschuldiger, Freundesmord. ... Mit der Linken vereinigt stimmt die Rechte für die schlimmsten Beschlüsse der revolutionären Regierung. Einmütig, unter Ausrufen der Bewunderung und des Enthusiasmus, hält mittels spontaner vielfacher Wiederwahl der Konvent die mörderische Regierung, welche die Talpartei wegen ihrer Mordtaten haßt und die Bergpartei verabscheut, weil sie von ihr dezimiert wird." Eines ihrer Mitglieder, Billaud-Varennes, sagt in seinen Memoiren: „Die uns so vorgeworfenen Entscheidungen wollten wir zwei Tage, einen Tag vorher meist selbst nicht; die Krise gab sie ein." Charakteristisch ist auch eine persönliche Erfahrung von Spionenfurcht, die Lebon einst machte. Während der Pariser Belagerung wird eines Tages ein Marschall von einer wütenden Volksmenge eingebracht, der angeblich darauf ertappt worden war, wie er den Pariser Festungsplan entwendete, um ihn an die Preußen zu verkaufen. Die Menge verlangte seine sofortige Hinrichtung. Ein Regierungsmitglied ging hinaus, um die Masse anzureden. „Ich erwartete", erzählt Lebon, „der Redner werde die Unsinnigkeit der Beschuldigung nachweisen, er werde sagen, der angeklagte General sei einer der Konstrukteure der Festungen, der Plan sei zudem allgemein bekannt, in jeder Buchhandlung zu haben. Zu meiner großen Verblüffung — ich war damals recht jung — lautete die Rede ganz anders. ‚Dem Rechte wird in unerbittlicher Weise Genüge geschehen. Laßt die Regierung der

nationalen Verteidigung eure Sache durchführen; einstweilen werden wir den Angeklagten einsperren.' Diese Genugtuung befriedigte völlig; die Menge zerstreute sich, und der Marschall konnte nach einer Viertelstunde nach Hause gehen."

Nach der summarischen Charakterisierung Lebons, die neben vielem Treffenden freilich auch viele Übertreibungen enthält, ist die „Masse" ein Wesen, das an Intelligenz minimal, leichtgläubig über alle Maßen, suggestibel gegen den Wink seiner Führer, autoritätsgläubig und intolerant gegen andere Überzeugungen, anderseits durch die Stärke seiner Gefühle zu den extremsten Leistungen fähig ist, sei es zum Guten oder zum Bösen. Die Grundlage hierbei ist zweifellos die Herrschaft des Affektes, sei es der Angst um das Leben, wie in der Panik, oder aber der Begeisterung, der Aufopferung, die den einzelnen dann mit unwiderstehlicher Macht hinreißt und über sich selbst hinaushebt. Diese Gefühlseigentümlichkeit ist von jeher aufgefallen; ein ausgesprochener Verdacht wird leicht zur Gewißheit, ein Keim von Mißbilligung zum Haß. Espinas hat es einmal in das Gesetz gekleidet, die Stärke eines Affektes wachse in direkter Proportion mit der Größe der Menge; was nicht als mathematisches Gesetz, sondern als Hinweis auf die Affektsteigerung durch die Masse gemeint ist. Das bekannteste Beispiel ist die Panik bei einem Feuerruf in einer Versammlung, die den Menschen so entnerven kann, daß nur der brutale Instinkt der Selbsterhaltung übrig bleibt. Der Gedanke an die Gefahr, der Anblick des Schreckens anderer, das Beispiel ihrer Handlungen schlägt da alle andern Gedanken nieder. Aber nicht bloß die Furcht ist ansteckend, auch der Mut kann in solchen Umständen bis zur edelsten Selbstaufopferung führen. Das hinreißende Beispiel des Führers treibt die Soldaten in den sichern Tod. Man hat auch hingewiesen auf das Martyrium der ersten Christen, das die Zuschauer, nicht bloß Christen, sondern selbst Heiden, zu gleichem Heroismus begeisterte. Solche Beispiele zeigen uns, daß es sich bei der Massenwirkung nicht notwendig um eine Herabsetzung der höheren menschlichen Eigenschaften handelt, sondern bisweilen ebensowohl um eine heroische Steigerung. Sicher ist die Selbstaufopferung für den Sieg einer edeln heiligen Sache keine Entwertung des Menschen, sondern eine Erhebung desselben über sich selbst, wie die Menschheit von jeher gefühlt hat. Hierbei ist der Affekt, die dramatische Erregung des Augenblickes nur das Mittel, den Menschen über seine kleinlichen egoistischen Bedenken zu erheben; das macht ihm einen Entschluß möglich, dessen Reinheit und Schön-

heit ihm auch ohnehin längst klar ist, der aber seine normale Schwäche weit übersteigt.

Sehen wir einstweilen von diesen Beispielen höchster Leistungen ab, so ist der gewöhnlichere Fall der Massenerregung sicher der, daß die Überlegung und die Vernünftigkeit der Entscheidung einen außergewöhnlichen Tiefstand zeigt, weit unter dem Durchschnitt der einzelnen, die die Menge ausmachen. Echte Volksführer haben das instinktiv gefühlt. Um auf die Masse zu wirken, appellieren sie nicht an verstandesmäßige Beweise; sie verwenden eher autoritative Behauptungen, vorausgesetzt, daß sie mit den Wünschen und Grundtendenzen der Zuhörer übereinstimmen, packende Beispiele, die verallgemeinert werden. Die Stärke ihres Glaubens an die eigene Sache gibt ihnen eine suggestive Kraft über die Menge.

Die durch die Teilnahme anderer gesteigerte Erregung kann unter Umständen wahre Illusionen hervorbringen. Oft erwähnt ist das Beispiel der französischen Fregatte, welche ein Schiff suchte, das sie im Sturm verloren hatte. Plötzlich signalisiert bei hellem Tag die Wache ein entmastetes Schiff. Die ganze Mannschaft sieht ein mit Menschen bemanntes Boot, davor Boote mit Notflaggen. Näher herangekommen, sieht man Massen von Menschen in Bewegung, die die Hände ausstrecken. Man schickt ein Boot aus: da sind es einige Baumäste mit Blättern bedeckt. Lebon läßt sich aus derartigen Beispielen zu der Übertreibung verleiten, eine Tatsache sei um so weniger glaubwürdig, je mehr Menschen sie gleichzeitig beobachtet haben!

Eine restlose Erklärung, wie aus der Zusammenwirkung der Menge jenes Zerrbild einer festen Überzeugung entstehen kann, läßt sich vielleicht heute noch nicht geben. Es spielt dabei unter anderem auch der in seiner Natur rätselhafte Faktor der Suggestion eine Rolle. Wir müssen uns also mit Andeutungen begnügen. Auch hier wirken zunächst die bekannten Motive vernünftiger Handlungen, nur sind sie den veränderten Umständen angepaßt, und die Tatsache, daß durch den Affekt das Bewußtsein getrübt und der Gesichtskreis eingeengt wird, bleibe nicht unbeachtet.

Es ist leicht verständlich, daß jedem in der Menge das Gefühl einer außergewöhnlichen Stärke zum Bewußtsein kommt. In der Masse kann der einzelne jeder niederen Leidenschaft ungestraft frönen. Die Masse ist stark genug, ihren Willen durchzusetzen, und haftet nicht für die Tat. Der berüchtigte Tropenkoller beruht auf diesem Grunde, ebenso der Hang zu raffinierter Grausamkeit, dem sich ein brutaler Mensch bei der Be-

handlung wehrloser Geschöpfe hingibt, wenn er keine Vergeltung zu fürchten hat. Auch begreift sich leicht das nur zu berechtigte Gefühl der Wehrlosigkeit des einzelnen gegenüber den Einfällen einer erregten Menge. Wer für einen von der Volksleidenschaft Angeklagten eintritt, macht sich selbst verdächtig und setzt unter Umständen sein Leben ernster Gefahr aus. Das trifft alles freilich nur die Handlungen, nicht die innere Überzeugung. Aber auch das läßt sich verstehen, daß es unter Umständen schwer sein kann, einer allgemeinen Überzeugung der Umgebung selbst innerlich stand zu halten. Gegen das Urteil der Umgebung kommen Erinnerungen an Gegengründe schwer auf; sie erscheinen einem vielleicht wie blasse Abstraktionen gegenüber der lebendigen Wirklichkeit. Ist ja die Zustimmung oder der Widerspruch anderer für viele der entscheidendste Grund für die meisten eigenen Ansichten.

Neben diesen mehr rationellen Einflüssen steht als mächtiger Verbündeter der Massenwirkung die unmittelbare Übertragung des Gefühls, die psychische Ansteckung, wie man sie passend genannt hat. Wie ein elektrischer Funke springt die wahrgenommene Angst eines andern, einer Menge auf den Beobachtenden selbst über, erfüllt ihn mit dem gleichen Affekt, engt sein Sinnen und Trachten ganz auf die eine Idee ein, wie er sich retten könne. Der Gedanke an die Gefahr läßt nichts anderes aufkommen. Es ist ähnlich wie in der Hypnose, wo auch eine eingeflößte fremde Idee despotisch herrscht, um so mehr und vollständiger, je mehr sie den persönlichen Grundüberzeugungen des Betreffenden entspricht oder gar einer Grundtendenz der menschlichen Natur überhaupt, wie dem Selbsterhaltungstrieb in einer Gefahr.

Wie man längst bemerkt haben wird, hat auch in der jetzigen Kriegserregung diese Art von Massenerregung und Massensuggestion gelegentlich eine gewisse Rolle gespielt. Ein nicht selten beobachtetes Beispiel war die Spionenfurcht, die zu den grundlosesten Verfolgungen führte. In Rußland war es, aus Zeitungsberichten zu schließen, die Verdächtigung der Juden, bei uns gelegentlich — was die Begeisterung des katholischen Volksteiles für die große Sache auf eine harte Probe stellte — die Verdächtigung des katholischen Klerus. War ja die Verleumdung stellenweise so stark, daß die Ansteckung selbst auf Katholiken übergriff und Ausschreitungen hervorrief, deren die Betreffenden sich ihr Leben lang schämen müssen. Wer sich an die Erregung der ersten Tage erinnert, wird ferner noch der Schauergeschichten von Brunnenvergiftungen gedenken, die damals nicht aussterben wollten.

Wie mir scheint, enthalten die genannten teils normalen teils schon ins Krankhafte übergreifenden Momente genug, um das anfangs gestellte Problem zu lösen oder wenigstens lösbar erscheinen zu lassen. Diese Erkenntnis hat neben ihrem theoretischen Wert auch vielleicht den praktischen Nutzen, daß sie das Wahre und Reine der großen Volksüberzeugung von den verwerflichen Auswüchsen sondern lehrt. Mit richtigem Instinkt hat unser Volk sofort erfaßt, daß der uns aufgedrungene Krieg nicht weniger als der vor hundert Jahren ein Kampf um die nationale Existenz ist, daß für sein glückliches Bestehen kein Opfer zu groß erscheinen darf. Aber diese berechtigte Überzeugung braucht uns nicht blind dagegen zu machen, daß auch manche unserer Feinde von der Gerechtigkeit ihrer Sache überzeugt sind. Die Einsicht, daß solche widersprechenden Überzeugungen möglich sind, macht uns in der Beurteilung des Feindes gerechter. Die Erinnerung an die möglichen Fehlerquellen unserer Meinungen kann uns weiter eine Warnung sein, auch in der Bewertung der Taten des Gegners höchste Vorsicht walten zu lassen.

Joseph Fröbes S. J.

Die ethiſchen Grundlagen der Verſicherung.

I. Das ſubjektive Motiv der Verſicherung.

Die Verſicherung iſt ein wirtſchaftlicher Vorgang, der heute für die meiſten im Erwerbsleben ſtehenden Menſchen ein perſönliches Erlebnis iſt. Jedermann weiß darum auch, was die Verſicherung bezweckt. Wer eine Verſicherung eingeht, will ſich oder ſeinen Erben einen Vermögensverluſt, der für die Zukunft eine drohende Gefahr darſtellt, erſetzen laſſen, damit die Wirtſchaftsführung keine zu große Störung erleidet. Die Verſicherung, ſubjektiv betrachtet, iſt alſo ein Akt perſönlicher Vorſorge, ähnlich wie das Anſammeln von Vorräten und das Sparen, wodurch ebenfalls die Zukunft nach Möglichkeit ſichergeſtellt werden ſoll.

Wie wird es nun ermöglicht, daß in jedem Falle verwirklichter Gefahr der entſtandene Verluſt gedeckt wird? Die Verſicherung erreicht dies durch den Zuſammenſchluß vieler Einzelwirtſchaften, die von derſelben Gefahr bedroht ſind und die für die wirklich eintretenden Gefahren gemeinſam haften. So geht keine andere vorſorgende Tätigkeit vor: das Einſtehen einer Geſamtheit für einen, der Ausgleich der verſchiedenen Riſiken iſt das Eigenartige der Verſicherung und ihr Vorzug. Wir können demnach die Verſicherung definieren als eine *ökonomiſche Einrichtung, durch die ein zufällig eingetretener Vermögensverluſt in der Weiſe gedeckt wird, daß er auf eine Vielheit von Wirtſchaftseinheiten verteilt wird, für welche die Gefahr desſelben Verluſtes beſteht.*

Das iſt die Verſicherung als wirtſchaftliche Einrichtung, nach ihren wirtſchaftlichen Motiven und den in ihr wirkſamen wirtſchaftlichen Kräften betrachtet. Rechtlich erſcheint ſie ſtets als ein Vertrag zwiſchen zwei Parteien, durch den die eine gegen Entgelt der andern verpflichtet wird, dieſer bei Eintritt eines drohenden Verluſtes Erſatz zu leiſten. Faſt ausſchließlich unter dieſem rechtlichen Geſichtspunkt wird die Verſicherung von der Jurisprudenz und auch von der Moraltheologie behandelt; von der letzteren deshalb, weil ſich gerade aus der Verſicherung als Vertrag eine Reihe ſittlicher Verpflichtungen und Gefahren ergibt. Aber auch die Verſicherung als

ökonomischer Vorgang entbehrt durchaus nicht des sittlichen Charakters, und darum gehen wir in den nachfolgenden Erörterungen von ihren ökonomischen Grundlagen aus, ohne jedoch den rechtlichen Charakter außer acht zu lassen.

Zum besseren Verständnis der Versicherung seien hier einige systematische Einteilungen angeführt. Am populärsten ist die nach dem Objekt vorgenommene Einteilung in drei große Gruppen:

1. Personenversicherung (Lebens-, Kranken-, Invaliden-, Unfallversicherung usw.);

2. Sachversicherung (Feuer-, Transport-, Hagel-, Viehversicherung usw.);

3. Vermögensversicherung (Kredit-, Hypotheken-, Haftpflicht-, Rückversicherung usw.).

In Hinsicht auf den Versicherungsträger unterscheidet man die Gegenseitigkeitsversicherung und die Versicherung bei einer dritten (physischen oder juridischen) Person. Die Gegenseitigkeitsversicherung besteht in der genossenschaftlichen Vereinigung aller Versicherten, die die gesamte Versicherungstätigkeit allein ausführt. Im andern Falle wird die Versicherungstätigkeit einer dritten Person überlassen, die diese gewöhnlich aus Erwerbszwecken übernimmt.

Je nach der Mitwirkung spricht man von öffentlicher und privater Versicherung, und versteht unter der öffentlichen die vom Staate oder einer öffentlich-rechtlichen Körperschaft organisierte oder gar betriebene Einrichtung, unter der privaten die dem privatwirtschaftlichen Betrieb überlassene.

Nicht zu verwechseln mit der öffentlichen Versicherung ist die Sozialversicherung. Unter diesem Namen faßt man jene Versicherungszweige zusammen, die sozialpolitische Aufgaben zu Gunsten der abhängigen Bevölkerungsgruppen zu erfüllen haben, wie die Arbeiter- und Angestelltenversicherung. Wenn diese auch fast dem ganzen Umfange nach von staatlichen Unternehmungen betrieben werden, so können doch auch privatrechtliche Unternehmen, wie gewisse Ersatzkassen, als zur Sozialversicherung gehörig angesehen werden.

Eine psychologische Betrachtung der menschlichen Versicherungstätigkeit führt uns im Grunde auf ethische Wurzeln. Das Versichern ist auf den ersten Anblick eine wirtschaftliche Tätigkeit, d. h. es gehört zu dem Komplex menschlicher Handlungen, die auf eine planmäßige Unterhaltsfürsorge ausgehen. Es widerspricht der Natur des Menschen als eines denkenden, Gegenwart und Zukunft überschauenden Wesens, sich mit der augenblicklichen Bedürfnisbefriedigung zu begnügen. Das Tier, soweit es nicht durch besondere Instinkte zum Vorratsammeln angetrieben wird, geht nur auf augenblickliche Sättigung aus. Und selbst bei den wilden Naturvölkern haben die Ethnologen lediglich ein Leben für die Gegenwart oder wenigstens einen erstaunlichen Mangel an Sorge für die Zukunft be-

obachtet[1]. Je mehr aber der Mensch seiner Herrschaft inmitten der sichtbaren Natur sich bewußt wird, je feiner und planmäßiger er dieses Herrschaftssystem (mit andern Worten seine wirtschaftliche Tätigkeit) ausbildet, um so mehr wird er die Zukunft in den Bereich seiner Vorsorge ziehen. Es wäre in der Tat eines denkenden Menschen unwürdig und gilt ganz allgemein als unverantwortliche Verletzung einer elementaren Menschenpflicht, wenn jemand sich aller Sorge für die Zukunft entschlüge und nach Kinderart in den Tag hinein lebte. In den Sprüchen Salomons (6. Kap.) wird ein solcher als „der Faule" gebrandmarkt und zur Erlernung von Weisheit an die Ameise verwiesen, die im Sommer und zur Erntezeit sammelt, was sie in unfruchtbaren Monaten genießen will. In ebendenselben Sprüchen wird der starken Frau das höchste Lob gespendet, die in unermüdlicher, vielseitiger Arbeit für die Zukunft ihrer Familienangehörigen und Hausgenossen besorgt ist[2]. Die Vorsorge für die Zukunft erschöpft sich nun keineswegs in der Ansammlung, Unterhaltung und Ergänzung der Bedarfsmittel. Letztere müssen auch möglichst sichergestellt sein gegen die Gefahren, denen nun einmal Leben und Habe des Menschen ausgesetzt sind. Der vernünftige und pflichtbewußte Mensch wird daher die drohenden Gefahren zu meiden und nach Kräften zu unterdrücken suchen. Ist aber trotzdem ein nachteiliges Ereignis eingetreten, so wird er auf Ersatz des Verlustes bedacht sein. Hier nun setzt die Versicherung ein, die daher auch begreiflicherweise in irgend einer Form sich schon in frühen Perioden der Menschheitsgeschichte findet[3]. Das israelitische wie heidnische Altertum, Inder wie Ägypter haben den Versicherungsgedanken, d. h. die Verteilung eines Verlusterſatzes auf eine Mehrheit, in irgend einer Weise verwirklicht, vorwiegend in Anlehnung an die Familie oder eine andere Assoziation. Auch im Mittelalter stellt sich die Versicherung in der Regel als eine wirtschaftliche Einrichtung schon bestehender Verbände, meistens der Gilden und Zünfte, dar. Aus dem Rahmen anderer Verbände trat sie mit dem Aufkommen der Seeversicherung im 14. Jahrhundert als selbständige Organisation heraus und hat sich seitdem durch Ausbildung einer zweckentsprechenden Geschäftstechnik, durch Schaffung von

[1] K. Bücher, Die Entstehung der Volkswirtschaft[5], Tübingen 1906, 18 ff.

[2] Spr 31, 10: Mulierem fortem quis inveniet? procul et de ultimis finibus pretium eius.

[3] Vgl. A. Manes, Versicherungswesen[2], Leipzig-Berlin 1913, 17 ff; R. Ehrenberg in der „Zeitschrift für die gesamte Versicherungswissenschaft" I u. II (1901—1902).

mathematisch-statistischen Grundlagen immer mehr vervollkommnet; heute erscheint sie als unentbehrliches Mittel zur Sicherstellung gegen Verlustgefahren, an denen unser kompliziertes Wirtschaftsleben in mancher Beziehung wahrlich reicher ist als die früheren einfachen Zeiten. Auf die Versicherung grundsätzlich verzichten zu wollen, scheint in der Tat schwer vereinbar mit der allgemeinen ethischen Pflicht einer geordneten Vorsorge für die Zukunft.

Die versichernde Tätigkeit, die für zukünftige Fälle außerordentliche Bedarfsmittel in sichere Aussicht stellt, gehört ebenso wie das Sparen zur sollicitudo provisionis, zur Vorsorge für die Zukunft, die Thomas von Aquin als ethisch gut empfiehlt und auf die er das Paulinische Wort (Röm 12, 11) bezieht: sollicitudine non pigri[1]. Als Beispiel für diese sollicitudo führt er die rechnende Tätigkeit des Kaufmanns an, die man heute ohne Einbeziehung der Versicherung in der Tat für unzulänglich finden würde.

Wie man das Sparen als eine ganz natürliche Selbsterhaltungspflicht stets empfohlen hat, sollte man nun auch dem Versichern dieselbe ethische Note zubilligen, zumal wir hierin eine höhere Form des Sparens erblicken können. Ökonomisch ist Sparen und Versichern der gleiche wirtschaftliche Vorgang; die Technik bei beiden ist verschieden. „Ökonomisch" — sagt Adolf Wagner[2] — „bildet jede Prämienzahlung, die kleinste bei Sachversicherungen wie die größte bei Lebensversicherungen, eine private Ersparung, welche regelmäßig aus dem Einkommen erfolgt und eine Reserve für Unfälle usw. darstellt. Auch die eigene Ansammlung eines Kapitals aus ersparten Einkommensteilen im Betrage der Versicherungsprämien ist ökonomisch derselbe Prozeß wie die Erwerbung eines Kapitals durch Versicherung mittels Zahlung von Prämien gleicher Höhe in der Lebensversicherung. Es ist daher ganz richtig, in der Lebensversicherung eine Sparkasseneinrichtung und eine Anlegung eines Reservefonds zu sehen, nur daß diese Bezeichnung prinzipiell ebenso, bloß dem Grade nach weniger, auch für die Sachversicherung paßt." Die Technik bei der Versicherung, die von der des Sparens verschiedentlich abweicht, gibt nun der Versicherung in gewisser Hinsicht noch einen Vorzug gegenüber dem Sparen. Wenn auch die Spartätigkeit, soweit sie wenigstens durch Hinterlegung der Spar-

[1] In Epist. I ad Corinth. lect. 7.

[2] „Versicherungswesen", in Schönbergs „Handbuch der Politischen Ökonomie" II[4], Tübingen 1898, 378.

beträge bei einer Bank erfolgt, auf der Assoziation beruht, so ist doch das Assoziationsprinzip in der Versicherung strenger durchgeführt, namentlich insofern, als hier ein Ausgleich zwischen besseren und weniger guten Risikos, zwischen den Begünstigten und den vom Schicksal Getroffenen stattfindet. Gerade infolge dieses Ausgleichsprinzips ist die Versicherung instand gesetzt, die vom Versicherten in Aussicht genommene Entschädigungssumme im Bedarfsfalle, mag er früh oder spät eintreten, zu zahlen. Während dem Sparer, dem schon unerwartet früh ein wirtschaftlicher Schaden erwächst, seine geringen Sparbeträge wenig nützen, ist der Versicherte, auch wenn er erst wenige Prämien gezahlt hat, in einem ähnlichen Falle völlig gedeckt. Das Ziel, das dem Sparer wie dem Versicherungsnehmer vorschwebt, nämlich in Zeiten außerordentlichen Bedarfs einen Rückhalt zu haben, wird also bei der Versicherung vollständiger und sicherer erreicht. „Nur bei ihr besteht die Sicherheit, einerlei, ob das gefahrdrohende Ereignis sofort nach Beginn der Prämienzahlung oder Reservebildung oder später eintritt, daß der Sparer und Versicherte über den zur Deckung des Schadens oder, bei der Lebensversicherung, über den für den Versorgungszweck erforderlichen Wertbetrag verfügt.“ [1]

Demgegenüber ergibt sich allerdings auch ein ökonomischer Nachteil für den Versicherten verglichen mit dem Sparer, nämlich in dem Falle, daß er bei Sachversicherungen niemals von dem Schaden betroffen wird, weil nun nicht ihm, sondern dem Versicherer seine reservierte Prämiensumme gehört. Ebenso wird bei der Lebensversicherung auf Todesfall derjenige, dessen Alter die angenommene mittlere Lebensdauer übersteigt, mit Zins und Zinseszins mehr einzahlen, als er bzw. sein Rechtsnachfolger empfängt. Jedoch abgesehen von dem Bewahrtbleiben vor Gefahr und frühem Tod, woran allerdings die Versicherung unschuldig ist, wird dieser Nachteil zum guten Teil wieder aufgehoben durch die Sicherheit, im Verlustfall gedeckt zu sein. Dieses Moment der Sicherheit ist, wie für ein ruhiges, behagliches Leben überhaupt, so auch für wirtschaftliche Erfolge von großer Wichtigkeit. Gerade der Ungewißheit der Verhältnisse beabsichtigt sich ja der Versicherungsnehmer zu entziehen. Sein Ziel wird er aber in jedem Falle in einer Hinsicht erreichen.

Ein ökonomischer Vergleich zwischen Sparen und Versichern fällt also gewiß nicht zu Ungunsten des letzteren aus, und darum sollte auch das Versichern, als in derselben Richtung und zum selben Ziele wirksam wie die Sparsamkeit, ethisch wie diese bewertet werden.

Und doch glaubten nicht bloß religiös überspannte Naturen, sondern hie und da auch sonst nüchtern denkende Männer vor der Versicherung

[1] Wagner a. a. O.

als einem Eingreifen in die Pläne Gottes, als einem beleidigenden Mißtrauen gegenüber der göttlichen Vorsehung warnen zu müssen. Manes schreibt hierzu: „Altüberbrachte Sitte, Festhalten am Überkommenen, oft auch eine falsch verstandene Religion und Aberglaube haben das Aufkommen oder die Verbreitung der Versicherung in vielen Ländern gehemmt bis in unsere Tage. Die Versicherung als unerlaubtes Eingreifen in die Pläne Gottes, von Christen wie von Mohammedanern bekämpft, ist durchaus keine längst verschwundene Erscheinung, wie man auch gelegentlich den Blitzableiter als ein wider die göttliche Vorsehung tätiges Mittel bezeichnet hat. Das Almosengeben war oder ist oft ebenso ein Hemmnis für die Ausbreitung der Versicherung wie der Glaube an die Wunderkraft des hl. Florian oder die von einem Hexenpater empfohlenen Feuersbrunstzettel, die, an den vier Ecken des Hauses angebracht, Schutz vor Feuer gewähren sollen.“ [1] Für alles das, was hier behauptet wird, bringt der Verfasser zwar keine positiven Unterlagen, aber in der Verurteilung abergläubischer Gebräuche sind wir ebenso einig mit ihm wie in der Ablehnung religiöser Bedenken gegen die Versicherung. Insbesondere können aus der richtig verstandenen Lehre von der göttlichen Vorsehung keine hemmenden Gründe gegen die Versicherung abgeleitet werden. Der hl. Thomas von Aquin betont ausdrücklich, daß durch die göttliche Vorsehung Fürsorge und Lenkung die Wirksamkeit der geschaffenen Ursachen durchaus nicht aufgehoben werde. Vernünftige und freie Geschöpfe unterstehen der göttlichen Vorsehung anders als vernunftlose. Denn jene erhalten nicht bloß eine innere Neigung zu ihrem Ziele hin, sie werden durch Gebot und Verbot angehalten, in der Richtung auf ihr Ziel hin selbst tätig zu sein. In dieser Selbsttätigkeit der vernünftigen Geschöpfe, die selbst wieder als wirksame Ursachen Gutes und Vollkommenes schaffen, offenbart sich eine höhere Art der göttlichen Vorsehung, als wenn alles unmittelbar von der höchsten Ursache ausginge [2]. Aus dieser Verpflichtung des Menschen zur Selbsttätigkeit zieht der hl. Thomas an einer andern Stelle folgenden Schluß: „Von Gott Hilfe erwarten in Dingen, in denen man sich durch eigene Tätigkeit helfen kann, und die eigene Tätigkeit unterlassen, heißt töricht sein und Gott versuchen. Denn es ist der göttlichen Güte eigen, für die Geschöpfe zu sorgen, nicht indem sie alles unmittelbar selbst tut, sondern indem sie andere zu eigenen Handlungen veranlaßt. Man darf

[1] Manes, Versicherungswesen 19.

[2] Sum. theol. 1, q. 103, art. 5 et 6; vgl. q. 22.

also nicht von Gott erwarten, daß er jemanden hilft, der alle Selbsttätigkeit unterläßt, durch die er sich selbst helfen könnte. Denn das widerspricht der Anordnung Gottes und seiner Güte." [1] Freilich — so wird weiter erörtert — der Erfolg unseres Tuns liegt nicht in unserer, sondern in Gottes Hand. Darum sollen wir auch um den Erfolg unserer Tätigkeit uns keine ängstliche Sorge machen, wenn wir auch recht besorgt sein müssen, das zu tun, was an uns ist. „Derjenige handelt also nicht gegen das Gebot des Herrn, der besorgt ist in dem, was er selbst tun muß, sondern der besorgt ist um das, was nun trotz seiner Tätigkeit sich ereignen kann, und der in dieser ängstlichen Sorge so weit geht, daß er die pflichtschuldigen Handlungen unterläßt, um solchen Ereignissen zu begegnen, gegen die wir auf Gottes Vorsehung hoffen müssen. Darum sagt der Herr, daß wir nicht besorgt sein sollen um den kommenden Tag (Mt 6, 34). Damit verbietet er aber nicht die Aufbewahrung des für die Zukunft Notwendigen, sondern die Besorgnis wegen zukünftiger Ereignisse, die mit einer gewissen Verzweiflung an göttlicher Hilfe (cum quadam desperatione divini auxilii) verbunden ist." [2]

Der angesehenste Lehrer der christlichen Ethik erblickt also zwischen göttlicher Vorsehung und menschlicher Vorsorge für die Zukunft eine vollendete Harmonie. Der Gedanke an die Vorsehung, weit entfernt, die menschliche Selbsttätigkeit abzuschwächen, bildet im Gegenteil den kräftigsten Ansporn für diese. Nur wer für seine materielle Lebenshaltung seinerseits tut, was er kann (quod ad nos pertinet, — nostrum opus), darf sich ruhig der göttlichen Vorsehung überlassen; er soll dann freilich an ihr auch keine Zweifel oder gar Verzweiflung aufkommen lassen. Die mit falschem Gottvertrauen sich entschuldigende Unterlassung von vorsorgender Tätigkeit kann nicht schärfer mißbilligt werden als vom hl. Thomas: irrationabilis error, — insipientis est et Deum tentantis. Selbst bei demjenigen, der an Gottes Fürsorge zweifelt, fürchtet er nicht, was doch nahe läge, daß dieser sich mit vorsorgenden Arbeiten überhäuft, sondern daß er in seiner Verzweiflung nun alles unterläßt, was schlimme Ereignisse abwehren kann. Untätigkeit wird in jedem Falle entschieden verurteilt.

Diese allgemeinen Lehren von den Beziehungen göttlicher und menschlicher Tätigkeit zueinander müssen wir heute auch auf die Versicherung

[1] Contra Gent. l. 3, c. 135; vgl. Sum. theol. 2, 2, q. 55, art. 6 et 7; q. 188, art. 7.

[2] Contra Gent. l. c.; vgl. J. Knabenbauer, Comment. in Evang. secundum S. Matthaeum², Parisiis 1903, 284 ff.

anwenden. Denn sie gehört unbedingt nach den heutigen Wirtschaftsverhältnissen in den Pflichtenkreis einer geordneten vorsorgenden Wirksamkeit, zu dem, was der Mensch hinsichtlich seiner Lebenshaltung tun kann und muß. Auch die Versicherung ist also eine jener menschlichen Wirtschaftstätigkeiten, deren Vollziehung ein Anrecht auf ein festes Vertrauen zu Gottes Vorsehung begründet. Versicherung und Gottvertrauen stehen auch im Einzelfalle in vollendeter Harmonie, wenn der Versicherungsnehmer überhaupt noch an Gott und seine Weltregierung glaubt. Selbst wenn jemand von den sich bietenden Versicherungsmöglichkeiten einen reichlichen, immerhin aber vernünftigen und nutzbringenden Gebrauch macht, darf er darum noch nicht verdächtigt werden, daß er sich den Händen der göttlichen Vorsehung gleichsam entwinden möchte.

Auch der Versicherungsgedanke kann allerdings, wie alle guten Ideen, überspannt und auf Verhältnisse ausgedehnt werden, in denen eine Versicherung ökonomisch nicht mehr richtig und deshalb auch ethisch zu mißbilligen ist. Übertriebene Anwendung der Versicherung kann auch dazu beitragen, den Gedanken an Gottes Beistand aus dem Wirtschaftsleben mehr und mehr zu verflüchtigen. Als solche ungesunden Auswüchse einer sonst guten Institution sind z. B. anzusehen die Regenwetterversicherungen in England, die bald Ersatz bieten sollen, wenn der Versicherte Ausgaben für einen Ferienaufenthalt gehabt hat, der verregnet worden ist, bald Tribünenbesitzern Entschädigung gewähren soll, falls eine Festlichkeit, zu welcher die Tribünen vermietet werden sollten, wegen Regens nicht stattfinden kann. Ebenso ist es eine Verirrung, zugleich aber auch ein bedenkliches Zeichen der Zeit, daß man gegenwärtig in England und Amerika allen Ernstes sich von einer Ehescheidungsversicherung Erfolge verspricht. Nach solchen abnormen Erscheinungen, die übrigens bisher eine Spezialität der versicherungsfreudigeren angelsächsischen Länder bildeten, darf jedoch das Versicherungswesen nicht allgemein beurteilt werden.

Die mißtrauische Haltung, die gewissenhafte Menschen der Versicherung gegenüber hie und da einzunehmen pflegten, war auch zum Teil dadurch verschuldet, daß man die Versicherung nicht hinreichend von Spiel und Wette unterschied. Die schweren sittlichen Schäden, die mit diesen Glücksverträgen häufig genug verbunden sind, wie Entfesselung der Leidenschaften, Unehrlichkeit, Vergeudung von Zeit und Vermögen, übertrug man in etwa auf die Versicherung. Das sittliche Werturteil mußte natürlich unter dem Einfluß solcher Anschauungen leiden.

Nun erscheint historisch die Begriffsvermengung von Versicherung und Spiel wohl erklärlich[1]. Schon in den frühesten Entwicklungsstadien der Lebensversicherung wurden unter dem Scheine von Versicherungen Wetten abgeschlossen, die wegen

[1] Vgl. Manes, Versicherungswesen 26 225.

Mangels einer geregelten Prämienzahlung nur wenig mehr vom Charakter einer echten Versicherung besaßen. Man hinterlegte z. B. bei einer Reise eine gewisse Summe mit der Bestimmung, daß der Empfänger des Depositums dieses behalten dürfe, falls der Deponent nicht mehr von der Reise zurückkehre. Im Falle der Rückkehr aber hatte der Empfänger das Depositum in einem mehrfachen Betrage dem Reisenden zurückzugeben. So wettete man aufs eigene Leben. Fast ebenso beliebt aber waren die Wetten auf das Leben fremder Personen. Besonders häufig war auch das Leben von Papst und Kaiser Gegenstand der Wette. Als „schädlich, dem Gemeinwohl entgegen und schlechtes Beispiel gebend" wurden die Wettassekuranzen von verschiedenen Gesetzgebungen verboten oder eingeschränkt. Bekannt sind in dieser Hinsicht eine Ordonnanz Philipps II. vom Jahre 1570 und eine englische Parlamentsakte aus dem Jahre 1773, durch die jede Wettassekuranz auf das Leben einer Person verboten wurde. Noch 1909 hat England ein Strafgesetz gegen Versicherungswetten erlassen. Im übrigen aber hat die neuere Gesetzgebung keinen Anlaß mehr gehabt, gegen Wetten, die durch die Form von Versicherungsverträgen verschleiert waren, einzuschreiten. Der lange Zeit hindurch übliche Wettunfug, die damit verbundene Spekulation auf das Leben selbst befreundeter und hochgestellter Personen hat indes genügt, dem Versicherungswesen überhaupt in den Augen vieler einen Makel anzuheften. Diese Auffassung und das scharfe Vorgehen der Gesetzgebung fand auch in der Jurisprudenz insofern einen Niederschlag, als z. B. Versicherungen ganz allgemein unter den Glücksverträgen (contractus aleatorii) aufgezählt wurden. Heute stellt man meistens, auch bei den Moralisten, die Versicherung als eine eigene Art von Verträgen den Glücksverträgen gegenüber[1].

Was die Sache selbst anbelangt, so ist nicht zu leugnen, daß die Versicherung in gewissem Sinne einen aleatorischen Charakter trägt, den sie vollständig niemals abstreifen wird. Günstige und ungünstige Chancen bestehen zwar in jedem Kauf- und Kreditgeschäft im freien Verkehr; aber im Versicherungsgeschäft stehen sie schroffer und unausgeglichener gegenüber. Der Versicherte muß ebenso mit der Möglichkeit rechnen, die ganze Versicherungssumme schon bald vollständig ausbezahlt zu erhalten, als mit der andern, nie (oder doch sehr spät und mit Nachteil) ein Entgelt für die geleisteten Prämienbeiträge zu erhalten. Ebenso übernimmt der Versicherer ein gewagtes Geschäft insofern, als die Höhe der von ihm zu gewährenden Entschädigungsleistungen durchaus verschieden sein kann. Der Ausgang des Geschäftes ist eben für die Beteiligten von Bedingungen abhängig, deren Eintreffen ihrer Kenntnis und ihrer Einflußsphäre ent-

[1] Vgl. die Lehrbücher des Handelsrechts von Goldschmidt, Cosack, Heilfron und Lehmann, sowie die moraltheologischen Werke von A. Koch, Göpfert, Schindler und Lehmkuhl.

zogen ist. Das dadurch bewirkte Moment der Unsicherheit würde aber zu seiner vollen ungünstigen Auswirkung nur in dem heute kaum noch denkbaren Falle kommen, daß dem Versicherungsnehmer ein Einzelversicherer gegenübersteht, der nur das Risiko einer einzigen Versicherung auf sich nimmt. Wenn jedoch die Versicherung, wie es heute allgemein als zu ihrem Wesen gehörig erkannt wird, Assoziationscharakter annimmt, wenn ein Ausgleich vieler Gefahren derselben Art stattfindet, so ist die Unsicherheit insofern bedeutend gemindert, als etwaige große Verluste nun stets von vielen, nie von einem getragen werden.

Gerade das Assoziationsprinzip, die Vereinigung zahlreicher gefährdeter Objekte in derselben Versicherung, hat auch die Möglichkeit *statistisch-mathematischer Grundlagen* für den Versicherungsbetrieb geschaffen, wodurch dieser an Sicherheit und Stetigkeit außerordentlich gewonnen hat. In die an sich höchst unsichere und schwankende Beurteilung zukünftiger Gefahren bringt die Statistik ein Moment der Sicherheit durch die zahlenmäßige Erforschung der Vergangenheit. Auf dem Wege exakter Massenbeobachtung stellt sie fest, daß Gefahren, die für den einzelnen durchaus zufällig und ungewiß sind, doch hinsichtlich der Masse, der großen Zahl, in einem mehr oder weniger bestimmten Umfange eintreten; sie stellt fest, wieviel Todesfälle in einer Gruppe von Personen in den einzelnen Jahren eintreten, wie in einer Gruppe das Invalidwerden verläuft, wieviel Brandschäden für eine gewisse Art von Gebäuden durchschnittlich im Jahre sich ereignen, wie hoch die jährlichen Hagelschäden eines bestimmten Bezirkes sind. Die auf Grund des „Gesetzes der großen Zahl" gewonnenen statistischen Resultate setzt der Versicherer in Verbindung mit der mathematischen Wahrscheinlichkeitsrechnung und gelangt so zu Annäherungswerten, die zwar nicht wie die exakten Größen sind, die der Fabrikant bei Berechnung der Produktionskosten einer Ware einsetzt, die aber die größte Wahrscheinlichkeit beanspruchen können. Im Versicherungswesen ist mit Hilfe der Statistik ein durchaus rationeller Betrieb möglich, und es hat viel von seinem aleatorischen Charakter verloren. Es bleibt darum ein Verdienst der Statistik, die Versicherung nicht bloß technisch vervollkommnet, sondern auch ihre höhere ethische Bewertung bewirkt zu haben.

Die höhere Sicherheit, die auf dem statistisch-mathematischen Verfahren beruht, bedeutet in erster Linie einen Vorzug für den Versicherer, die Versicherungsgesellschaft. Aber auch für den Versicherungsnehmer begründet die gesteigerte Betriebssicherheit ein stärkeres Vertrauen darauf, daß die Ge-

sellschaft in allen Fällen eintretender Gefahr eine ausreichende Entschädigung leisten wird. Die Prämie wird für ihn — einen rationellen und gerechten Betrieb vorausgesetzt — infolge des verringerten von der Gesellschaft zu übernehmenden Risikos herabgesetzt, vielleicht wird ihm der Bezug von Dividenden ermöglicht; das ganze Versicherungsgeschäft gestaltet sich für ihn weniger gefahrvoll.

Haftet nun der Versicherung auch immer noch etwas Aleatorisches an — der Erfolg ist stets von Bedingungen abhängig und bleibt auf Wahrscheinlichkeitsrechnung angewiesen —, so ist sie doch in jedem Falle von Spiel und Wette verschieden, vor allem hinsichtlich des Zweckes. Der Spielende und der Wettende will ausschließlich gewinnen, und zwar mühelos auf Kosten der Gegenpartei. Der Versicherungsnehmer sucht keinen Gewinn, sondern nur den Ersatz eines vielleicht eintretenden Schadens. Die Versicherung ist in ihrem Wesen eine Schadenvergütung, Bereicherung durch Gewinn ist im allgemeinen von ihren Leistungen ausgeschlossen. Spiel und Wette bieten daher auch einen ungleich stärkeren Anreiz für den Erwerbssinn, sie können die Leidenschaft des Menschen bis zur Spielwut und sinnlosen Verschwendung steigern, während die Versicherung nie zu solchen psychischen Wirkungen führt.

Bedingt sind beide, Spiel und Versicherung, durch ein zukünftiges, an sich ungewisses Ereignis. Aber dieses selbst ist hier ganz anders geartet wie dort. Im einen Falle, bei der Versicherung, besteht das Ereignis im Eintreten einer Gefahr, die schon vorher vorhanden war und deren nachteiligen Folgen man sich nach Möglichkeit entziehen will. Der Spieler dagegen führt selbst durch das Spiel das Ereignis herbei, das für Gewinn oder Verlust entscheidend ist. Mit ganz verschiedenen Gesinnungen stehen also der Versicherte und der Spieler einem folgenschweren Ereignis gegenüber. Der Versicherte will die Folgen eines schlimmen Ausgangs nach Kräften verhüten und hat auch die Sicherheit, daß er im ungünstigen Falle einen Schadenersatz erhält. Der Spieler bietet dem Glück kühn die Stirn, hat volle Ungewißheit, die höchstens durch Wahrscheinlichkeitsrechnungen etwas gemildert ist, und übernimmt, wie die Hoffnung auf reichen Gewinn, so auch die Gefahr eines schweren Verlustes in ihrem vollen Umfange. Begreiflicherweise sind infolgedessen Spiel und Versicherung verschiedentlich als direkte ethische Gegensätze bezeichnet worden. So sagt Ernst Rellstab[1]:

[1] Der Staat und das Versicherungswesen, Berlin 1882, 32.

„Die Versicherung unterscheidet sich (demzufolge) von der ihr nur äußerlich ähnlich scheinenden Wette oder dem Spiel durch das innewohnende ethische Element, welches jenen gänzlich fehlt." Ähnlich äußert sich Friedrich Fick[1]: „Die Versicherung ist die Verwirklichung eines sittlichen Gedankens; das Recht läßt ihr seinen Schutz angedeihen. Das Spiel ist etwas sittlich Verwerfliches oder doch allermindestens Gleichgültiges; das Recht versagt den ihm entspringenden Forderungen seine Anerkennung." Wenn wir nun auch nicht wie die beiden angeführten Autoren jedes Spiel unter allen Umständen als sittlich verwerflich hinstellen, so steht doch nach dem Ausgeführten auch für uns die Versicherung in der sittlichen Wertskala unvergleichlich höher als Spiel und Wette.

Fassen wir noch einmal kurz zusammen. Die subjektiven Motive zur Versicherung liegen in der Richtung einer geordneten Vorsorge für die Zukunft, zu welcher der Mensch als vernünftiges Wesen verpflichtet ist. Sie steht daher auch in voller Harmonie mit dem Vertrauen auf Gottes Vorsehung. Wenn andern in die Zukunft hinübergreifenden Funktionen technisch und ethisch Unvollkommenes anhaftet, so darf dies — wegen der Verschiedenheit der Motive und inneren Einrichtung — nicht auf die Versicherung übertragen werden.

II. Die Solidarität Grundidee und wirksame Kraft des Versicherungswesens.

Hat die Analyse der für die menschliche Versicherungstätigkeit maßgebenden subjektiven Motive auf eine ethische Grundlage geführt, so trägt nicht weniger die ganze objektive Einrichtung, die wir Versicherung nennen, ethischen Charakter. Wegen des starken Hervortretens der Assoziation in der Versicherung und ihrer Wirksamkeit für das gesellschaftliche Wohl möchte man sie auf den ersten Anblick zunächst und hauptsächlich als soziale Einrichtung bezeichnen. Da aber alles echt Soziale auch sittlich gut ist, so sind in der Versicherung gerade wegen ihres sozialen Charakters ethische Ideen wirksam, die man genauer vielleicht ethisch-sozial nennen könnte.

Als Träger des ganzen heutigen komplizierten Versicherungswesens muß unbedingt die Assoziation, die Vereinigung vieler von der-

[1] Der juristische Charakter des Lebensversicherungsvertrags, Zürich 1884, 14. Vgl. außerdem zu dieser Frage: A. Emminghaus, Art. „Versicherungswesen", im Handwörterbuch der Staatswissenschaften VIII[3]; B. Krosta, Über den Begriff der Versicherung, Berlin 1911, 71 ff.

selben Gefahr bedrohten Personen angesehen werden[1]. Die Einzelversicherung, durch welche ein einzelner fremde Gefahr gegen Entgelt übernimmt, kommt heute kaum noch in Betracht. „Im wirtschaftlichen Sinne — nach der mir richtig scheinenden Ansicht einzelner Juristen (u. a. Goldschmidts) auch im juristischen Sinne — kann nur da von Versicherung gesprochen werden, wo eine entsprechende Vereinigung vieler Fälle, in denen ökonomisch gleich nachteilige Ereignisse drohen, also möglich sind, stattfindet, um unter ihnen dann eine Ausgleichung der einzelnen günstigen und ungünstigen oder demgemäß eine Übertragung von den günstigen auf die ungünstigen Fälle eintreten zu lassen. Diese Vereinigung, Ausgleichung, Übertragung ist das der Versicherung spezifisch Eigentümliche."[2]

Der Mensch, der vom Unglück betroffen ist, sucht Heilung und Ersatz, wo immer sie sich bieten. Der einzelne kann ihm ebensowenig wie die im Staate vereinte Gesellschaft in jedem Falle Ersatz bieten. Die freie Liebestätigkeit ist nicht immer sogleich und ausreichend zur Stelle. Da führt das menschliche Zusammenleben, der als Pflicht empfundene Drang, dem Nächsten in der Not beizustehen, und die menschliche Sympathie, welche die derselben Gefahr Unterworfenen und mit denselben Mächten Ringenden untereinander verbindet, wie von selbst zur Versicherung. Ein Schaden, der sich unter viele verteilt, wird von dem einzelnen leicht getragen, kaum empfunden. Wenn daher die von einer bestimmten Gefahr bedrohten Personen in größerer Anzahl zusammentreten und den dem einzelnen zufällig erwachsenen Schaden für eine gemeinsame Angelegenheit, für eine alle gleichmäßig treffende Last erklären, so ist das Mittel gefunden, jedem vollen Ersatz zu gewähren. Derselbe setzt sich zusammen aus den Anteilen sämtlicher Genossen an dem kraft der eingegangenen Verbindung als gemeinschaftlich zu behandelnden Schaden. Mit der Übernahme des auf ihn fallenden Anteils erwirbt jeder Genosse sich das Recht auf vollen Ersatz für den Fall, daß ihn der fragliche Schaden treffen sollte.

Eine doppelte Reihe von Motiven ist also bei der Versicherung wirksam: die eine, die von der Selbsterhaltung und Sorge fürs eigene Leben ausgeht,

---

[1] Vgl. A. Wagner, „Versicherungswesen", in Schönbergs „Handbuch" a. a. O. F. Makowiczka, Art. „Versicherungsanstalten", im Deutschen Staatswörterbuch von Bluntschli und Brater XI (1870) 1 ff. Gareis, Art. „Versicherungswesen", in Holtzendorffs „Rechtslexikon" III[3]. W. Roscher-Pöhlmann, System der Volkswirtschaft I[28], Stuttgart 1900, 692 ff. A. E. F. Schäffle, Das gesellschaftliche System der menschlichen Wirtschaft II[3], Tübingen 1873, 325 ff. [2] Wagner a. a. O. 359.

die andere, die in dem Zusammenwirken vieler das beste Mittel zur Erreichung dieses Zweckes erblickt. Im Grunde ist es derselbe ethisch-soziale Zug, der den auf fremde Mitwirkung angewiesenen Menschen zur Bildung der uralten Gesellschaften, wie Familie, Staat, ständische Korporationen, geführt hat und der später die Versicherung ins Leben rief. Der Unterschied liegt nur darin, daß jene alten Gesellschaften den ganzen Menschen, wenigstens nach seinen Hauptbeziehungen, umfassen und dementsprechend in weitestem Umfange Schutz und Hilfe bieten, die Versicherung dagegen sich nur bestimmten Arten von Gefahren gegenüberstellt und danach ihre Tätigkeit einrichtet. In den Zeiten der einfacheren Wirtschaftsstufen wurde, wie früher schon bemerkt, auch der Versicherungsgedanke in irgend welcher Form durch jene alten, umfassenderen gesellschaftlichen Verbände betätigt. Erst später, als unter individualistisch-kapitalistischer Einwirkung das Erwerbs- und Verkehrsleben vielseitiger und reger sich gestaltete, wurde die Versicherung als selbständige Institution mehr und mehr ausgebildet.

Wie nun Staat und Korporation eine ökonomische und ethische Ergänzung des Individuums darstellen, so können wir auch in der historischen Parallele zwischen Entfaltung des individualistischen Erwerbslebens und gleichzeitiger Zunahme und Vervollkommnung der Versicherung eine wichtige *ethische Korrektur* des siegreich voranstürmenden individualistischen Gedankens erblicken. „Je stärker", sagt Gareis (a. a. O.), „der Unternehmungsgeist des einzelnen hervortritt, je kühner er den Gefahren des menschlichen Daseins entgegentritt, je stürmischer er damit die finstern Mächte, die unsere Habe und unser Leben und unsere Gesundheit drohend umlauern, herausfordert, und je energischer er die Naturkräfte dem menschlichen Genie dienstbar zu machen sich müht, desto nötiger ist dem kühnen Unternehmer der Rückhalt, den die Retribuierungsidee, die Assekuranz, bietet. Beweis dafür ist die frühe und dauernde Blüte des Seeversicherungswesens (vom 14. Jahrhundert an), die Bedeutung der Knappschaftskassen für den mittelalterlichen Bergbau und die Ausdehnung und Notwendigkeit der Unfallversicherung in unsern Tagen der Dampfkraftausnützung in Verkehr, Industrie und Technik. Der Gedanke der Assekuranz ist in solchen Zeiten hoher Anspannung des Individualismus wie eine Mahnung, daß neben dem stolzen ‚Selbst ist der Mann' auch noch gilt, daß wir alle aufeinander angewiesen sind."

Hinsichtlich des aus dem Zusammenwirken vieler Personen erwachsenden *Vorteils* verdient eine Eigentümlichkeit der Versicherung besondere Be-

achtung. Während bei den meisten Assoziationen die Vorteile sich im ganzen gleichmäßig auf alle Personen für die ganze Zeit ihrer Zugehörigkeit verteilen, fällt bei der Versicherung der wesentliche Vorteil, d. h. der Schadenersatz, nur einigen wenigen und diesen in einem bestimmten Zeitpunkte zu. Während der wohltuende Einfluß von Familie, Gemeinde, Berufsvereinigung in mancher Hinsicht das ganze Leben aller Menschen durchzieht, kommen die Früchte des Versicherungswerkes — abgesehen von der allen zuteil werdenden Sicherheit vor Schädigung — denjenigen zugute, die ihrer am meisten bedürftig sind. Nur derjenige erhält die ausbedungene Versicherungssumme, der durch ein Schadenfeuer, einen Hagelschlag oder den Verlust eines Angehörigen einen entsprechenden Schaden erlitten hat. Wenn auch durch diese Schadenereignisse selten eine extrema necessitas, eine äußerste Not, herbeigeführt wird, so liegt doch oft genug eine wahre Notlage vor, für welche die christliche Sittenlehre das Almosengeben seitens des bessergestellten Nächsten zur Pflicht macht. Daß nun gerade in diesem Zeitpunkte die Versicherung einsetzt und an die Stelle der freien Liebestätigkeit tritt, gibt ihr eine besonders starke ethische Färbung.

Indes ist die Versicherung dadurch, daß sie die Leistungen der sonst eintretenden Liebestätigkeit übernimmt, nun *nicht selbst Almosengeben* geworden, so daß etwa der Versicherer und auch die Versicherungsnehmer als Beitragleistende das Verdienst des Almosens beanspruchen könnten. Dem steht die Tatsache gegenüber, daß jeder Versicherte eintretendenfalls die Entschädigung als Recht fordern kann, was mit dem Begriff des Almosens nicht zu vereinbaren wäre. Was die Versicherung tut, liegt darum nicht auf dem Gebiete der freien Liebestätigkeit, gehört vielmehr zur organisierten Selbsthilfe, die auf der Assoziation beruht und durch diese private Rechtsansprüche erwirbt. Die Unterstützung der vom Unglück Betroffenen ist aus der caritativen in die privatrechtliche Sphäre übertragen, was durchaus nicht zu bedauern, ja in mehrfacher Hinsicht als ein Fortschritt zu begrüßen ist. Das Gebiet des Almosengebens ist zwar dadurch etwas eingeschränkt. Doch hierzu werden die Anlässe stets hinreichend vorhanden sein, da die Armut nie aus der Menschheit verschwinden wird. Anderseits löst das Angewiesensein auf Gaben der Mildtätigkeit bei manchen Menschen ein natürliches Gefühl der Bitterkeit aus, das sie die plötzlich hereingebrochene Notlage erst doppelt schmerzlich empfinden läßt. Auch der hl. Thomas von Aquin, der das Verdienst des Almosens gewiß sehr hoch schätzt, übersieht darum doch nicht das erniedrigende Moment,

das im Betteln liegt[1]. Diesen bittern Stachel manchem Unglücksfall in etwa genommen zu haben, ist ein nicht geringes Verdienst der Versicherungsassoziation.

Übrigens kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Hilfe durch Schadloshaltung in der Versicherung oft rascher und rationeller erfolgt als durch private Mildtätigkeit, die früher, zumal wenn sie weitere Kreise in Anspruch nehmen mußte, häufig auch sittlich recht bedenkliche Begleiterscheinungen mit sich führte. So ging es z. B. oft sonderbar zu, wenn ein größeres Schadenfeuer eine ganze Dorfschaft eingeäschert hatte[2]. Der Ortsschulze oder der Geistliche schrieb den Abgebrannten Brandbriefe, in denen die Unglücklichen dem Mitleid aller Christenmenschen empfohlen wurden. Damit zogen sie durchs Land und ließen den Bettelgang häufig in regelrechten Müßiggang ausarten. Hatte aber dieses Vorgehen Erfolg gehabt, so lag es nur zu nahe, daß die Bettelei gewerbsmäßig betrieben und zu einem weitverbreiteten Geschäftszweige wurde. Sie wurde zur wahren Landplage, verschaffte mitunter auf Grund von Fälschungen vielen Landstreichern und Schwindlern ausreichendes Einkommen, versagte aber oft gerade da, wo es sich wirklich um notleidende Abgebrannte handelte. Obendrein wird noch von häßlichen Streitereien berichtet, die unter den Abgebrannten selbst entstanden, sobald es an die Verteilung der aus Geld und Naturalien bestehenden Hilfsmittel ging. Solche Zustände wird man nicht im Ernst statt der heutigen Schadenregulierung, mag diese auch mit Mängeln behaftet sein, zurückwünschen.

Die innigen Beziehungen der Versicherung zur Gemeinschaft lassen in der Versicherung eine besondere Erscheinungsform des Solidarismus erblicken, jenes gesellschaftlichen Organisationsprinzips, das wegen seines tiefen ethisch-sozialen Inhaltes besonderes Interesse für uns bietet. Der Solidarismus sucht nach den Darlegungen seines bedeutendsten wissenschaftlichen Vertreters, Heinrich Pesch[3], den Gemeinschaftsgedanken in weitester Fassung für die Gestaltung der Gesellschaft fruchtbar zu machen, soweit dieser Gedanke, frei von Einseitigkeit und Überspannung, sich als ökonomisch richtig und sittlich gut erweist, und sucht vor allem die richtige Mitte einzuhalten zwischen den beiden extremen gesellschaftlichen

[1] Manifestum est autem, quod mendicitas cum quadam abiectione fit (Contra Gent. l. 3, c. 135). [2] Vgl. Manes, Versicherungswesen 352.

[3] Vgl. Lehrbuch der Nationalökonomie, Freiburg 1905 ff, Herder, I[2] 392 ff, II 190 ff, III 51 ff.

Organisationsprinzipien, dem Individualismus und dem Sozialismus. Die Solidarität, die nicht bloß eine Tatsache, sondern ein psychologischer Antrieb, eine ethische Pflicht ist, erscheint zunächst als Gemeinsamkeit im weitesten Sinne, die den Menschen mit dem Menschen eint in Kraft des göttlichen Gesetzes der Liebe; dann als Solidarität, welche die Menschen in Staaten verbindet nach natürlichem und positivem Recht, ohne Zweifel die wichtigste und kraftvollste Organisationsform des Solidarismus. „Dazu kommt noch, in Gestaltung und Ausdehnung durch geschichtliche Verhältnisse und Bedürfnisse bedingt, die korporative Ordnung, die auf der Gruppierung der Menschen je nach der Gemeinsamkeit ihrer natürlichen Interessen und ihrer wirtschaftlichen Funktionen beruht, die echt und recht solidarische Organisation und Einigung der Berufs- und Standesgenossen." [1]

Das ist das Assoziationswesen, das sich heute innerhalb des sozialrechtlichen Staatsverbandes zu immer größerer Mannigfaltigkeit und Blüte entfaltet und sich durchweg nach Ständen und Berufen gruppiert. Diesen Assoziationen verdient nun die Versicherung eingegliedert zu werden, die zwar nicht die Genossen eines Berufes oder Standes zusammenschließt, sondern die Menschen sich als Genossen fühlen läßt, die — häufig genug auch Glieder ein und desselben Standes — denselben Gefahren im Wirtschaftsleben gegenüberstehen und die den Kampf gegen die gemeinsame Gefahr auch gemeinsam führen möchten [2]. Ursprünglich ist es die natürliche Sympathie und die Pflicht der Liebe, den vom Unglück Bedrängten beizustehen. Mit der Organisierung der Versicherung aber bildet sich ein genossenschaftliches Recht heraus, das Leistung und Gegenleistung auf seiten der Versicherten und der versichernden Gemeinschaft nach festen Grundsätzen verteilt. So sind also auch hier, wie in jedem echten solidarischen Gebilde, Gerechtigkeit und Liebe die regulativen Prinzipien, die die ganze Tätigkeit beherrschen.

Die Fundamentalgedanken des Solidarismus, namentlich nach ihrem ethischen Gehalt, finden wir in jeder Versicherung verwirklicht. Der einzelne geht aus seiner individualistischen Besitz- und Tätigkeitssphäre heraus und schließt sich einer Gemeinschaft an, in der er auch fremde Habe und Tätigkeit erhalten und schützen hilft, von der er aber auch seinerseits Schutz und Hilfe erwartet. Neben das Ziel der absoluten Privattätigkeit tritt das Ziel der Gemeinschaft, auf das die Mitglieder sämtlich solidarisch ver-

[1] Pesch a. a. O. II 206. [2] Vgl. ebd. I[2] 436, III 69.

pflichtet werden, für das sie in der Form der Versicherungsbeiträge Opfer bringen. Neben der privaten Selbstverantwortlichkeit entsteht die soziale Verantwortung, die auf der Gesamtheit ruht, und zugleich die Mitverantwortlichkeit der sämtlichen Genossen. Dadurch wird dem einzelnen Versicherten die Selbstverantwortung erleichtert, indem ihn das Bewußtsein stärkt, daß im Falle eines Verlustes die Gesamtheit bestimmt für ihn mit voller Schadendeckung einsteht. Gerade in der Übertragung und Verteilung der Verantwortlichkeit vom Einzelnen auf die Gesamtheit verwirklicht sich der oft zitierte Kernsatz des Solidarismus: „Einer für alle, alle für einen!" Uns will sogar scheinen, daß dieser solidaristische Satz nirgends so scharfe konkrete Ausprägung erhält wie in der Versicherung, zumal wenn man den Akzent auf den zweiten Teil legt: „alle für einen". Denn während — nach früheren Darlegungen — in den meisten Assoziationen das Zusammenwirken der Gesamtheit allen Genossen ziemlich gleichmäßig zugute kommt, haftet bei der Versicherung hinsichtlich des wesentlichen Vorteils, des Schadenersatzes, die Gesamtheit immer nur für einen oder nur für einige wenige, und zwar die vom Unglück Geschädigten. Auch was sonst an wohltätigen Wirkungen dem Solidarismus nachgerühmt wird, wie Stärkung und Hebung der Einzelkraft, Ausgleich der Interessen, ist bei der Versicherung regelmäßig zu beobachten. Ein Interessenausgleich wird wohl nirgends so dankbar empfunden, als wenn er sich zwischen Glücklichen und vom Unglück Betroffenen vollzieht. Zusammenwirken von Individuum und Vereinigung, Ineinandergreifen von privater und sozialer Kraft zeitigt eben überall glückliche Erfolge, wo die Vereinigung auf ethischen Fundamenten ruht. Dort ist auch nicht zu fürchten, daß der Einzelmensch in egoistischem Streben sich von der Umwelt abschließe oder daß umgekehrt seine Sorge und Tätigkeit ganz der Gemeinschaft übertragen werde. Mit Recht haben darum Nationalökonomen in der Versicherung einen Mittelweg zwischen individualistischen und sozialistischen Tendenzen erblickt.

So dürfen wir denn hoffen, daß die Versicherung als eine gesunde Teilerscheinung des Solidarismus in der Reihe der mannigfach auftauchenden Gemeinschaftsbildungen ihren Platz in Ehren behaupte und zur Stärkung des Solidaritätsgedankens, der die Gesellschaft von innen heraus beleben muß, beitrage.

Gemeinsinn und Solidarität kommen zu voller, reiner Auswirkung allerdings nur bei der *Versicherung auf Gegenseitigkeit*, der ursprünglichen Form des Versicherungswesens. Hier, wo die Versicherten,

kollektiv genommen, identisch sind mit den Versicherern, wo daher auch nur der wahre Nutzen aller Versicherten das gemeinsame Ziel ist, wo die ganze Versicherungstätigkeit von den Genossen selbst oder von einem aus ihrer Mitte bestellten Ausschuß ausgeführt wird, ist der Gemeinsinn die wesentliche, treibende Kraft in dem Organismus. Dies ist um so mehr der Fall, wenn es sich — wie früher häufig, stellenweise auch noch jetzt — um örtlich beschränkte Vereinigungen handelt, wo freundschaftlich-nachbarliche Beziehungen den Gemeinsinn stärken und überhaupt jene genossenschaftlichen Tugenden in Blüte stehen, die ehedem das Zunftwesen zierten und auch von V. A. Huber und Raiffeisen für das Genossenschaftsleben ungemein hoch geschätzt werden.

Es ist nicht zu leugnen, daß dieser alte, echte Gemeinsinn etwas zurückweicht, sobald der Erwerbssinn ins Versicherungswesen eindringt und diesem den Charakter der Erwerbsversicherung, meistens in Form der Aktiengesellschaft, aufprägt. Der Versicherer, die Erwerbsgesellschaft, steht als völlig selbständige juristische Persönlichkeit den Versicherten gegenüber; ihre Ziele liegen nicht in ein und derselben Richtung. Das Ziel der Erwerbsgesellschaft ist Gewinn, den sie für die von ihr ausgeübte Versicherungstätigkeit, für das eingezahlte Kapital und das damit verbundene Risiko erwartet.

In dem Streit über die größeren Vorzüge der Versicherung auf Gegenseitigkeit und der Erwerbsversicherung ist häufig behauptet worden, daß die letztere den Gemeinsinn spurlos sich verflüchtigen lasse und darum nicht mehr als echte Versicherung angesprochen werden könne. Das ist nun arg übertrieben. Zwar ist es wahr, daß die Erwerbsgesellschaft, welche die ganze organisatorisch-technische Arbeit übernimmt und für die Leistung des Schadenersatzes allein haftet, dadurch der Betätigung des Gemeinsinns ein weites Gebiet entzogen hat. Aber das Prinzip der Gemeinschaft und Gegenseitigkeit gänzlich aufheben kann sie nicht. Ohne Annahme dieses Prinzips läßt sich keine Versicherung durchführen. Denn nur auf diesem Wege kann der Schaden des einzelnen in einen gemeinsamen verwandelt werden, worin das Wesen aller Versicherung besteht. „Es ist nur die eigentümliche Art der Durchführung des Gegenseitigkeitsprinzips, wodurch sich die gewerbsmäßig betriebene Versicherung von der sog. gegenseitigen unterscheidet. Während bei dieser jeder Teilnehmer zugleich Versicherter und Versicherer ist, die Gegenseitigkeit sich also unvermittelt vollzieht, geschieht dies bei der gewerbsmäßigen Versicherung durch

eine Mittelsperson, den Versicherungsunternehmer (die Erwerbsgesellschaft), der den Versicherungsuchenden die Rolle der Versicherer abnimmt und als der Versicherer aller auftritt, dafür aber von ihnen die Vergütungsbeiträge empfängt." [1] Die gemeinsamen Prämienbeiträge bleiben in jedem Falle die unentbehrliche sichere Grundlage für alle Leistungen, auch bei der gewerblichen Versicherungsunternehmung. Die tatsächliche Gemeinschaft bleibt also auch hier bestehen, der lebendige Gemeinsinn tritt zurück. Das ist allerdings als ethischer Verlust anzusehen. Aber es ist begreiflich, daß die gewerbliche Unternehmung, die durch die ihr eigenen Arbeitsmethoden die Leistungsfähigkeit der Versicherung steigerte, den zunächst liegenden Absichten der Versicherungsnehmer immer mehr entsprach und der Gegenseitigkeitsanstalt vielfach vorgezogen wurde. Wie in der gewerblichen Versicherung Erwerbssinn und Gemeinsinn glücklich zusammenwirken, schildert Gustav v. Schmoller [2] vortrefflich in folgenden Worten: „Die ideale, sozialpolitische und prinzipielle Bedeutung der Versicherung liegt darin, daß sie halb auf individualistischer, halb auf sympathisch-gemeinnütziger Grundlage ruht, die Solidarität und Vergesellschaftung steigert und doch unter Benutzung der genau beobachteten Erfahrung, der Gefahrengrößen, Leistung und Gegenleistung berechnet. Sie will jedem das Seine geben und läßt doch den Glücklichen mithaften und zahlen für den Unglücklichen. Die Versicherung hat so eine rein privatrechtlich-egoistische und eine humangemeinwirtschaftliche Seite. Für den Geschäftsmann ist das erstere, für den Sozialpolitiker das letztere das Anziehendere. In der Korporation und Gegenseitigkeitsgesellschaft wurde das eine, in der Aktiengesellschaft das andere mehr betont und ausgebildet."

Der sozialethische Ideengehalt, der der Versicherung innewohnt, spielt nun — das ist zuzugeben — bei den gewöhnlichen Versicherungsvorgängen in der Regel durchaus keine ausschlaggebende Rolle. Was zur Beteiligung an einer Versicherung reizt, ist die Aussicht auf Bedarfsdeckung, auf Erwerb, nicht etwa der Gedanke, daß man sich in den Dienst eines gemeinnützigen Unternehmens stellt. Abgesehen davon, daß die im Erwerbstrieb wurzelnde Tätigkeit durchaus nicht des sittlichen Wertes entbehrt, nimmt sie auch der Versicherung nichts von ihrem objektiven gemeinnützig-sittlichen

[1] Makowiczka a. a. O. 6. Vgl. K. und H. Brämer, Das Versicherungswesen, Leipzig 1894, 12 30 f; Wagner, Versicherungswesen 381; P. Müller, Das Gegenseitigkeitsprinzip im Versicherungswesen, Berlin 1905.

[2] Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre II, Leipzig 1904, 346.

Charakter, aus dem ihr ganzer Organismus herauswächst. Es wäre nur zu wünschen, daß alle Beteiligten sich der objektiven sittlichen Idee der Versicherung mehr bewußt wären. Die Versicherer würden mit peinlicher Sorgfalt Leistung und Gegenleistung nach dem Maßstabe der Gerechtigkeit verteilen. Die Versicherten würden nicht mehr in dem Versicherungsunternehmen lediglich eine gegenüberstehende Geschäftspartei erblicken, die man nach Möglichkeit ausnutzt. Der einzelne Versicherte würde sich in einer für ihn ungünstigen Konstellation, wenn er z. B. im Falle unerwartet langer Lebensdauer ungewöhnlich viel Prämien zahlen muß, nicht über Unbill und Ungerechtigkeit beklagen. Die Versicherung ist eben eine auf Gemeinschaft und gegenseitigen Ausgleich gegründete Institution, die von den günstiger Gestellten höhere Opfer verlangen muß. Kurz, eine erhöhte ethische Auffassung seitens der Beteiligten würde die echt soziale Wirksamkeit der Versicherung im Volksleben wesentlich erleichtern.

Hinsichtlich der Sozialversicherung ist wohl der Zweifel ausgesprochen worden, ob hier eine ethische Bewertung in dem dargelegten Sinne von Selbstfürsorge auf Grund gemeinsamer Haftung angebracht sei. Die Sozialversicherung sei, zumal wenn man die ihr zu Grunde liegenden historischen Motive berücksichtigt, viel mehr ein Akt staatlicher Fürsorge als eine organisierte Selbsthilfe. Der geniale Schöpfer der deutschen Arbeiterversicherung, Fürst Bismarck, war allerdings vorwiegend von dem Gedanken einer staatlichen Hilfe geleitet. Die Kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881, die Bismarcks Ideen widerspiegelt, die dem ersten Unfallversicherungsentwurf mitgegebene Begründung sowie Bismarcks parlamentarische Reden betonen überaus stark die Pflichten des Staates gegenüber den kranken und im Erwerbsleben gehemmten Arbeitern[1]. „Daß der Staat sich in höherem Maße als bisher seiner hilfsbedürftigen Mitglieder annehme, ist eine Pflicht der Humanität und des Christentums, von welchem die staatlichen Einrichtungen durchdrungen sein sollen", sagt die Kaiserliche Botschaft. „Praktisches Christentum sans phrase" nennt Bismarck die Arbeiterversicherung in einer Reichstagsrede im April 1881. Aber der Staat soll dies Christentum ausführen. Wenn nicht ganz, so doch in starkem Maße. Große Reichsanstalten oder vom Reich geschaffene, von ihm abhängige Korporationen, Reichszuschüsse, eine fast sozialistische oder

[1] Vgl. G. v. Schmoller, Briefe über Bismarcks volkswirtschaftliche und sozialpolitische Stellung und Bedeutung, in „Soziale Praxis" VII (1897/98); M. Wenck, Die Geschichte und Ziele der deutschen Sozialpolitik, Leipzig 1908, 57 ff.

kommunistische Zuwendung an die Arbeiter — derartiges stand im Mittelpunkt seiner Pläne. Der Staat soll sich seiner Aufgabe, das Wohlergehen aller seiner Mitglieder und namentlich der schwachen und hilfsbedürftigen positiv zu fördern, wieder energisch bewußt werden und soll sich dieser Pflichten nicht bloß wie bisher im Rahmen der Armengesetzgebung, durch dargereichte Almosen erledigen, sondern durch Schaffung wahrer Rechtsansprüche seitens der Bedürftigen. Eine tiefe sittliche Auffassung moderner Staatsaufgaben lag also ohne Zweifel dem Versicherungsplane Bismarcks zu Grunde.

Daneben verfolgte der Fürst freilich auch innerpolitische Ziele. Der Staats- bezw. Reichsgedanke sollte auch bei den Arbeitern, die sich durch das Sozialistengesetz verletzt und zurückgestoßen fühlten, festere Wurzeln fassen. Sie sollten durch die dargebotene Wohltat der Versicherung zu der Anschauung gebracht werden, daß der Staat nicht bloß eine notwendige, sondern auch eine wohltätige Einrichtung sei. Sie sollten „durch erkennbare direkte Vorteile, welche ihnen durch gesetzgeberische Maßregeln zuteil werden, dahin geführt werden, den Staat nicht als eine lediglich zum Schutze der besser situierten Klassen der Gesellschaft erfundene, sondern als eine auch ihren Bedürfnissen und Interessen dienende Institution aufzufassen" (Begründung des ersten Unfallversicherungsentwurfs 1881). Die Sozialversicherung sollte also eine Korrektur und Milderung des Sozialistengesetzes sein, das damals schon als verhängnisvoller Fehlschlag erkannt wurde. Die sozialistischen Arbeiter verhöhnten daher die Versicherung als das Zuckerbrot, das ihnen der Staat darreiche, nachdem sie seine Peitsche lange schmerzlich empfunden, und noch heute ist eine traditionelle Abneigung gegen die Versicherung in radikalen Arbeiterschichten bemerkbar.

Waren die innerpolitischen Nebenabsichten Bismarcks Fehler, so war ebenso der allzu enge Anschluß der Versicherung an den Staat, mochte er auch noch so sehr auf sittlichen Erwägungen über die Staatsaufgaben beruhen, eine große Einseitigkeit. Sie findet ihre Erklärung in den ererbten feudal-aristokratischen Ideen des niedersächsischen Landedelmanns und in seiner Ansicht von der ganzen sozialen Frage, die über eine patriarchalische Auffassung des Arbeitsverhältnisses nie hinausgekommen ist. Die Mitarbeiter Bismarcks und die Reichstagsmehrheit, auf die er angewiesen war, erkannten das Fehlerhafte in seinen ursprünglichen Plänen, die nach Schmollers Worten das Wesen der Versicherung alteriert und die Versicherung halb oder ganz auf das Niveau des kommunistischen

Armenwesens herabgedrückt hätten. Die Tendenz der mitwirkenden Faktoren in den neun Jahren der Verhandlungen (1881—1890) ging dahin, die Arbeiterversicherung nicht bloß als Reichswohltat erscheinen zu lassen, sondern durch sie den Arbeitern Rechtsansprüche zu schaffen, die auf eigene Leistungen begründet waren. Zu diesen Leistungen sollten die Arbeiter befähigt sein durch den Ertrag aus dem Arbeitsverhältnis, das dementsprechend auszugestalten war. Der große Staatsmann war klug genug, diese Abstriche an seinem Plane sich gefallen zu lassen, damit das Werk, für das er seine ganze Persönlichkeit eingesetzt hatte, überhaupt zustande käme.

Neben die großen allgemeinen Ziele, dem erwerbsunfähigen Arbeiter zu helfen, wurden im Verlauf der Reichstagsdebatten andere Zielgedanken hingestellt, die auf eine Hebung des Arbeitsverhältnisses hinausliefen. So sagte der Zentrumsabgeordnete Freiherr v. Hertling in seiner Rede zum Gesetzentwurf der Krankenversicherung am 23. Mai 1883[1]: „Es ist durchaus als das Ziel einer normalen Gestaltung der Erwerbsverhältnisse der industriellen Arbeiter anzuerkennen, daß der Arbeitsertrag oder der Lohn, wie ich kurz sagen will, eine solche Höhe einnimmt, daß daraus nicht nur das Minimum des täglichen Unterhalts des Arbeiters und seiner Familie bestritten werden kann, sondern daß sich daraus auch diejenigen Reserven bilden lassen, die ihn für Fälle der Krankheit und ähnliche sicher und schadlos halten. Das ist das Ziel der Arbeiterversicherung, und dieses Ziel wird durch die Gesetzesvorlage erstrebt." Nach der Auffassung dieses im Namen seiner Partei redenden Abgeordneten sollte die Versicherung eine Weiterentwicklung der staatlichen Armenpflege sein, wie auch Bismarck stets betonte, an Stelle des entehrenden Almosens sollten festbegründete Rechtsansprüche treten. Zu den Leistungen, die nunmehr zu gewähren sind, sollte aber nicht, wie früher in der Armenpflege, die staatliche Gesamtheit beitragen, sondern die versicherungspflichtigen Arbeiter bzw. diejenigen, von denen die Arbeiter einen auskömmlichen Lohn erwarten können, die Arbeitgeber. Damit wurde die Gefahr eines eindringenden Staatssozialismus zurückgedrängt, die Selbstverantwortung und Selbstverwaltung der versicherten Arbeiter in gewissem Sinne gewährleistet, ein Teil der Beitragspflicht dahin gelegt, wo sie von Rechts wegen getragen werden muß, auf die Schultern der produzierenden Faktoren. Diese Auffassung

[1] Aufsätze und Reden sozialpolitischen Inhalts, Freiburg 1884, 214.

des Versicherungswerkes war übrigens nichts weiter als eine verständige Deutung der Kaiserlichen Botschaft, welche die Lösung der Aufgabe von dem „engeren Anschluß an die realen Kräfte dieses Volkslebens und dem Zusammenfassen der letzteren in der Form korporativer Genossenschaften unter staatlichem Schutz und staatlicher Förderung" erhoffte.

Freilich war nun ein konkretes Ziel in den Vordergrund gerückt, das in der Ideenwelt Bismarcks durchaus nicht heimisch war: die Besserung des Lohnverhältnisses als Voraussetzung einer echten Versicherung der Arbeiter. Freiherr v. Hertling hatte dies bereits als Ziel der Arbeiterversicherung hingestellt, und die ganze Organisation und Durchführung der verschiedenen Versicherungszweige gibt denjenigen recht, die auch heute noch in einer allgemeinen gerechten Bemessung des Lohnniveaus den ethisch-sozialen Kerngedanken der Sozialversicherung erblicken[1]. Hitze nennt sie einfachhin „eine Maßnahme zur Sicherung des gerechten Arbeitslohnes, die Erfüllung eines Gebotes der Gerechtigkeit". Gewiß ist ein Lohn nicht schon gerecht, wenn er lediglich die momentane Arbeitsleistung entgilt. Bei der Lohnpolitik muß nicht bloß die gegenwärtige Arbeitskraft, sondern die lebende menschliche Person, die Besitzerin der Arbeitskraft ist, gewertet werden. Es gehören nun aber zum Leben des Menschen unvermeidlich die verdienstlosen Tage der Jugend, die der Pflege und Ausbildung gewidmet sind, und die Tage des Alters, wo die verbrauchte Arbeitskraft ruht. Dazu kommen noch Krankheiten und Unfälle, welche die Arbeitskraft für immer oder zeitweise lahmlegen. Für alle hieraus erwachsenden Unkosten müssen die Löhne in ihrer Gesamtheit ausreichen, da der Lohn für den Arbeiter die alleinige Erwerbsquelle ist. Wie in jedem geordneten Betrieb ein Amortisationskonto sein muß, das der Abnutzung aller toten Betriebsmittel Rechnung trägt, so muß auch ein Amortisationskonto — im weiteren Sinne — vorhanden sein, das die Unkosten für den unvermeidlichen Verbrauch der menschlichen Arbeitskraft in den Tagen der Krankheit, des Unfalls und des Alters berücksichtigt. Die Deckung dieser Unkosten, die zum Gesamtunterhalt des Arbeiters gehören, müssen in den Löhnen

[1] Vgl. F. Hitze, Zur Würdigung der deutschen Arbeitersozialpolitik, M.-Gladbach 1913, 98; Ders. in „Arbeiterwohl" VII (1887) 79 ff; A. Lehmkuhl, Die soziale Frage und die staatliche Gewalt[4], Freiburg 1911; E. v. Philippovich, Grundriß II, 2. Aufl., Tübingen 1907, 246; J. Conrad, Volkswirtschaftspolitik[5], Jena 1908, 316; E. Abbe, Sozialpolitische Schriften, Jena 1906, 49 ff; L. Laß, Entstehung und soziale Bedeutung der deutschen Arbeiterversicherung, Berlin 1904, 11 ff.

enthalten sein. Die Versicherungsbeiträge bilden nun den Teil des Lohnes, der die Lebenskosten der inaktiven Tage und Jahre decken soll.

Eine Frage der Praxis ist es, in welcher Form die Beiträge zu entrichten sind, ob direkt vom Unternehmer oder vom Arbeiter oder von beiden zu gleichen oder ungleichen Teilen. Die Frage hat je nach der verschiedenen Organisation der Versicherungszweige eine verschiedene Lösung gefunden. Hier kommt es auf die prinzipielle Begründung an, daß die Beiträge zur Versicherung letztlich dem Ertrage der Unternehmungen zu entnehmen sind[1].

Nach dem ganzen Werdegang der deutschen Sozialversicherung und der Verfassung, die sie nach und nach bekommen hat, kann sie durchaus nicht in erster Linie als Staatswohltat bezeichnet werden; sie ist eine Versicherung auf dem Boden echter Solidarität der Beteiligten. „Unser Arbeiterversicherungswesen", sagt Schmoller[2], „beruht heute in seinem Kerne auf denselben Gedanken wie die den Mittelklassen hauptsächlich dienenden Versicherungsanstalten: gewisse Gefahren und Schäden, welche die Glieder einer gesellschaftlichen Gruppe bedrohen, sollen gemeinsam durch die Gruppe getragen, es sollen hierfür Beiträge von den Beteiligten oder von physischen und moralischen Personen, die ein Interesse, eine Verpflichtung für sie haben, erhoben und die gesammelten Mittel nach festen Rechtsgrundsätzen an die Geschädigten verteilt werden." Der Unterschied ist nur der, daß der Staat zur Sozialversicherung nicht bloß die Anregung, sondern den Zwang ausgesprochen hat. Dadurch hat er die Arbeiter zunächst instand gesetzt, sich an der Versicherung wirksam durch Beiträge zu beteiligen. Denn eine unmittelbare Folge des allgemeinen Versicherungszwanges war die, daß nun auf der ganzen Linie die Löhne um die Versicherungsbeiträge erhöht wurden. Weiterhin ist die Beaufsichtigung, Förderung und Leitung des Staates für die Sozialversicherung viel tiefer greifend als bei der Privatversicherung. Aber die Grundlinien des Versicherungswesens, gemeinsames Zusammenwirken und gemeinsame Haftung, sind dadurch nicht ausgetilgt. Die Sozialversicherung ist eine kraftvolle und segensreiche Erscheinung der Berufssolidarität der modernen Arbeiter, die sich wohltuend abhebt von den ungesunden Auswüchsen eines überspannten Arbeitersolidarismus.

[1] Für den Reichszuschuß bei der deutschen Invaliden- sowie Witwen- und Waisenversicherung mögen praktische Erwägungen sprechen. Prinzipiell dürfte er schwer zu rechtfertigen sein. [2] Grundriß II 348.

† Heinrich Koch S. J.

Die Schädigung der Kathedrale zu Reims.

2500 Statuen und Flachbilder stehen ringsum an der Kirche Unserer Lieben Frau zu Reims. „O daß man sie verderben läßt in Nässe und Wind, die köstlichen Zeugen von Frankreichs Kunstgeschichte!" So schrieb im letzten Mai W. Vöge (lange am Berliner Museum tätig, jetzt Professor in Freiburg i. Br.) in der „Zeitschrift für bildende Kunst". Wer hätte damals geahnt, daß schon nach wenigen Monaten das furchtbare Verhängnis des Krieges die Dächer vernichten, viele Statuen in Kalk verwandeln, andere rettungslos verstümmeln würde! Vollzieht sich da nicht ein Strafgericht Gottes? Die Republik hat alle bedeutenden Kirchen beschlagnahmt, nur in beschränktem Maße den Gottesdienst gestattet, nachdem gläubige Begeisterung mit jahrhundertelang fortgesetzten Opfern diese Bauten allmählich hergestellt hatte. Als Kunstdenkmäler sollen sie unter staatlicher Oberaufsicht erhalten werden. Nun trägt die Republik selbst die Schuld, daß viele dieser „Monumente" in den Krieg hineingezogen wurden und furchtbar litten. Es ist, als hätte Gott gesagt: „Wenn meine Häuser nicht mehr zu meiner Ehre dienen, sondern nur Zeuge eurer nationalen Größe, Kunstwerke eures Volkes sein sollen, dann nehme ich sie euch, wie ich sie euch gegeben habe." Was die Religion schuf, wird nur sie auf die Dauer erhalten. Mit Recht schrieb darum Tarbé (Notre-Dame de Reims, Reims 1852) vor sechzig Jahren: „Majestätsvoller Zeuge unserer Geschichte, edler Tempel, dessen Haupt aufragt zum Himmel! Wie oft sahst du, wie das Geschlecht der Menschen Krieg führte vor deinen Füßen! So schaut die hochragende Eiche herab auf der Ameisen Streit um einige verborgene Staubkörner im niedrigen Grase über den Wurzeln. Wie viele Revolutionen tobten rings um dich her! Jahrhunderte hast du durchlebt, und du lehrst den Menschen unaufhörlich, daß alles vergeht in dieser Welt außer Gott und außer der von ihm unsterblich geschaffenen Seele."

In Reims erhielten Frankreichs Könige ihre Salbung und Krönung aus der „Ampulle", die nach der Legende ein Engel dem hl. Remigius vom Himmel brachte zur Verwendung bei Chlodwigs Taufe und welche in der benachbarten, dem hl. Remigius geweihten Kirche aufbewahrt wurde.

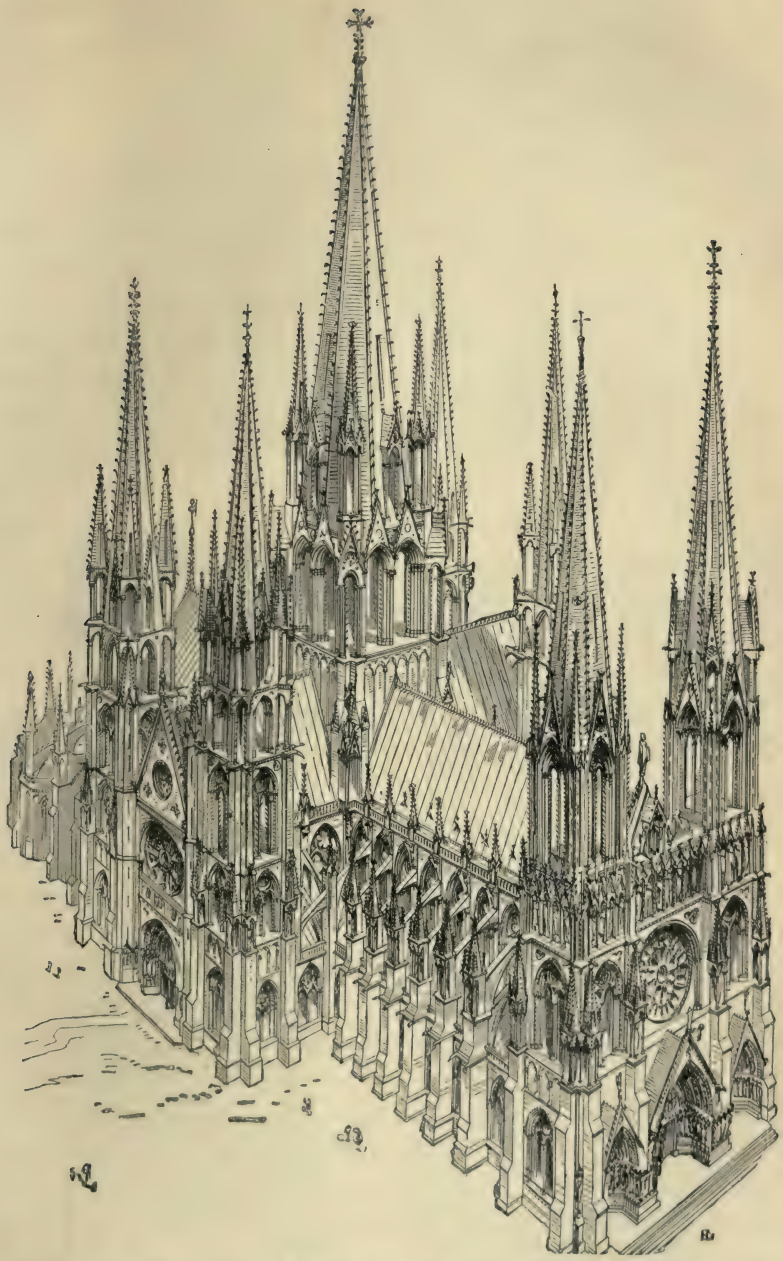


Bild 1. Die Kathedrale zu Reims vor dem Brande von 1481. (Nach Gosset.)

Bild 2. Gruppe der Verkündigung und der Heimsuchung am Hauptportal. Reims.

Bild 3. Le beau Dieu de Reims.

Bild 4. Königsstatue. Reims.

Ein Mitglied des Konventes zerbrach sie vor mehr als hundert Jahren auf den Stufen der Statue Ludwigs XV. Doch erhielten sich Teile des Reliquiars und einige Tropfen Öl, die dann 1825 zur Salbung Karls X. dienten. 27 Könige, unter ihnen auch Ludwig der Heilige (1226) und Ludwig XIV. (1654), zogen von 1223 bis 1825 in die Kathedrale ein, wie Deutschlands Könige zu Aachen gekrönt und auf den Stuhl Karls des Großen gesetzt wurden.

Der unter den Karolingern erbaute, von Ebbo, Hinkmar und ihren Nachfolgern prachtvoll ausgestattete Dom verbrannte im Jahre 1211. Erhalten ist von diesem Bau nur ein Portal, das um 1200 mit einer thronenden Madonna ausgestattet und bemalt wurde. Über der Gottesmutter wölbt sich ein Kleeblattbogen mit architektonischen Verzierungen, höher ein Rundbogen, in dessen breiter Kehle acht Engel Marias Hofstaat bilden.

Im Jahre 1212 legte man den Grundstein zum heutigen Wunderbau. Er erhielt ein fünfschiffiges, 60 m breites Querhaus mit einer nördlichen und einer südlichen Fassade, ein Chor mit sieben Kapellen, ein dreischiffiges Langhaus, eine prachtvolle Westfassade mit drei großen Portalen und sieben hohe Türme, je zwei neben jeder Fassade und einen alles überragenden Mittelturm (Bild 1). Die Länge des ganzen beträgt im Innern 140 m, die Breite der drei Schiffe 50 m und die Höhe 38 m. St Paul vor Rom ist nur 89,40 m lang, 40,28 m breit und 29 m hoch; S. Maria Maggiore 72,50 m, 29,50 m und 19 m, der Dom zu Köln im Innern 119 m lang, ca 45 m breit und hoch.

Mit den Kathedralen von Chartres, Paris und Amiens gehört die von Reims zu den besten Werken der Gotik. Chartres und Paris haben noch alle Vorzüge der kräftigen Frühgotik, Amiens bietet die Vollendung der gotischen Konstruktion und ist Muster gewesen für den Dom zu Köln. Reims erhielt, was ein Gotteshaus des 13. Jahrhunderts haben mußte, um das höchste Fest der Nation in seinen Hallen zu feiern. Sein weites, helles Chor reicht ins Querschiff hinein und bot so Tausenden von Geistlichen und Laien genügenden Raum bei der Krönung. Die edle Zurückhaltung, womit der Bildner in Paris dem Baumeister auch an der Fassade die erste Stelle läßt, dem er sich bescheiden unterordnet, ist aufgegeben, weil die bauliche Entwicklung der Gotik ihren wesentlichen Abschluß gefunden hatte. Der Architekt wird zum Bildhauer und will auch als solcher zu seinem Rechte kommen. Der Baumeister beherrscht auch zu Reims das

Innere und bleibt hier als Bildhauer bescheiden, ruhig und dienstbereit; aber draußen, wo der König mit seinen Rittern und Hofdamen hoch zu Roß in prachtvollem Gepränge anlangte, da kam er ihm gleichsam entgegen mit den 2500 Statuen der Engel und Heiligen, der Personen des Alten und Neuen Bundes, den geistlichen und weltlichen Großen der Vorzeit, mit den Personifikationen der Monate und Jahreszeiten, der Tugenden, Wissenschaften und Laster.

Im Innern der Kathedrale hat nur die Westwand reichere Ausstattung. Am Pfeiler des Hauptportals steht der hl. Nikasius; um ihn sind acht Reliefs und vier große Statuen gestellt, höher in 52 Nischen ebensoviele nur 60 cm bis 1 m hohe Figuren; um die kleinen Fensterrosen 34 Gestalten. Eine Reihe Grabdenkmäler aus dem 13. bis 19. Jahrhundert sind erhalten geblieben, die alten Wandgemälde dagegen bis auf kleine Spuren verschwunden. Die 80 Fenster und 10 Fensterrosen sind jetzt meist mit weißem Glase geschlossen, besonders diejenigen der Seitenschiffe und Chorkapellen. Sie gefielen den Kanonikern im 18. Jahrhundert nicht, denn sie nahmen ihnen das helle Licht, und mußten weichen. Erhalten sind aber viele Glasgemälde oben im Mittelschiff. Sie zeigen Könige Frankreichs, Bischöfe von Reims und der Suffraganstühle. Mehrere Fenster der Chorkapellen entgingen dem Untergang, obwohl die Revolutionsmänner sie schon auf Abbruch verkauft hatten. Man geriet nämlich in Streit, ob nur das Glas oder auch die Verbleiung zu dem niedrigen Preise veräußert sei. Ein Prozeß entstand, und so ließ man sie an ihrer Stelle.

Der 1417 begonnene Lettner, auf dem sich der neu gekrönte König dem Volke zeigte, wurde im 18. Jahrhundert abgetragen. Die gotischen Chorstühle aus der Zeit von 1475 bis 1490 wichen 1710 bequemeren, der Mode des Hofes angepaßten. Die Orgel im nördlichen Querschiff ward im 15. Jahrhundert errichtet, im 17. Jahrhundert stark restauriert. Der Hochaltar des Mittelalters machte einem 1550—1558 erbauten Platz, welchem dann 1747 ein „schönerer" folgte. Das großartige „Labyrinth" des Fußbodens wurde 1779 durch einfache Steinplatten ersetzt.

Wäre Notre-Dame zu Reims noch so, wie es im Glanze aller seiner Glasgemälde und seiner alten Ausstattung am 17. Juli 1429 war, als Jeanne d'Arc nach Besiegung der Engländer Karl VII. zum Altar der Krönung und Salbung führte, wäre es so geblieben, wie es vor dem Brande von 1481 sich mit seinen sieben Türmen zum Himmel erhob, wie es war, bevor der wechselnde Geschmack nachgotischer Jahrhunderte durch eine Restau-

ration oder Neuschaffung nach der andern so manches veränderte, ja, dann müßten die Klagen jetzt doppelt laut erschallen. Aber kaum etwas wirklich Unersetzliches ist im Innern durch den jetzigen Krieg zerstört, kaum ein Zeuge ersten Ranges zum Schweigen gebracht. Die kahlen Mauern und die schlanken Pfeilerbündel ragen unverletzt empor. Aus ihren Kapitälen und Gesimsen schauen zwischen dem Blätterwerk Brustbilder der Steinmetzen herab, deren Namen in dem von den Kanonikern vor mehr als hundert Jahren aus Neuerungssucht zerstörten „Labyrinth" verzeichnet waren. Wenn diese Meister mit ihren Gesellen vor sechs- oder siebenhundert Jahren hinauszogen in die benachbarten Steinbrüche, um neue Blöcke auszusuchen, dann pflückten sie in Feld und Wald die schönsten Blätter und Blüten, besonders in den Weinbergen, als Vorbilder für jene stilisierten meisterhaften Werke in Kapitälen und Gesimsen. So zeigen sie noch heute, welche Flora die Gegend ringsumher bedeckte. Leider ist zur Feier der Krönung Karls X. im Jahre 1825 das Gewölbe, das vorher nur an den Schlußsteinen Farbe hatte, blau angestrichen und mit Lilien gefüllt worden.

Den schönsten Schmuck des Baues bilden die Fassaden im Westen und im Süden neben und über ihren drei Eingängen. An der Hauptfassade im Westen mußte im mittleren, größeren Eingange der Pfeiler ein Marienbild tragen, weil das Gotteshaus Unserer Lieben Frau gewidmet wurde. Es war ein glücklicher Griff, ihre Krönung in den Giebel über diesem Tor zu stellen, durch das Frankreichs König zu seiner Salbung einzog, und so diese Bilder der Gottesmutter deutlich zum Mittelpunkt der ganzen Fassade zu machen. Christus setzt seiner neben ihm thronenden Mutter die Krone auf, während sechs stehende oder kniende Engel mit Rauchfässern neben ihm den Ehrendienst versehen. Unter dieser Szene sind in den fünf Bogen des Portals durch 81 Figuren zuerst knieende Engel, welche Kronen, die Erdscheibe, Sonne und Mond halten[1], Könige von Juda (Marias Ahnen), dann Marias Vorbilder und Szenen ihres Lebens geschildert. Tiefer, unter jenen Bogen, steht der ganzen Fassade entlang die stattliche Reihe von 35 überlebensgroßen Figuren (2,44 m), in deren Mitte jene Statue der Gottesmutter, welche die Ehrenstelle an dem Pfeiler einnimmt, der den mittleren Eingang teilt. Vor ihr brannte bis 1524 Tag und Nacht ein „ewiges Licht". Weil sie die neue Eva ist, zierte man den Pfeiler, an

[1] Sie erläutern den Hymnus: Quem terra, pontus sidera Colunt, adorant, praedicant, Trinam regentem machinam, Claustrum Mariae baiulat. Quem luna, sol et omnia etc.

dem sie steht, mit Szenen aus der Geschichte der Stammeltern. Dicht neben ihr sieht man die sieben berühmtesten Standbilder der Kathedrale: links die Verkündigung und Heimsuchung (Bild 2), rechts die Opferung Christi im Tempel; weiterhin zu Reims hoch verehrte Heilige. Welche es sind, ist schwer zu entscheiden, weil den meisten charakteristische Symbole fehlen und die Restaurationen vieles verdarben und veränderten. Doch erkennt man, daß der hl. Joseph und Johannes der Täufer dargestellt sind, dann Remigius und Nikasius, begleitet von Engeln oder Klerikern.

Über dem nördlichen Seiteneingang dieser Westfassade enthält der Giebel Christi Kreuzigung, darunter sind die fünf Bogen gefüllt mit 52 Figuren, die auf der rechten Seite das Leiden, auf der andern die Verherrlichung Christi veranschaulichen. Weiterhin wird die Wand des breiten nördlichen Strebepfeilers durch die Darstellung der Versuchung Christi und der Auffindung des heiligen Kreuzes belebt. Am entsprechenden südlichen Portal der Fassade schließt im Giebel der Weltenrichter mit vier Engeln den christologischen Zyklus. Unten neben der südlichen Türe stellte man in den Wänden 16 kleinere Figuren, die Beschäftigungen in den einzelnen Monaten und Jahreszeiten, dar, dann die Kirche mit der Synagoge, zwei Engel, je sechs Tugenden und Laster; neben der nördlichen Türe zwei Engel und vierzehn Personifikationen der Wissenschaften, besonders des Trivium und Quadrivium.

Neben und zwischen den drei Giebeln sinnbilden vier Männer mit Urnen die Paradiesesflüsse, über ihnen vier andere vielleicht die Weltgegenden; auf deren Schultern ruhen phantastische Tiere mit großen, weit vorstehenden Köpfen als Wasserspeier, vier Musiker auf ihrem Rücken tragend, zu denen an den Ecken noch zwei weitere kommen. Sie erinnern an David und seine Sänger. Zwischen letzteren stehen auf den Strebepfeilern an den beiden Enden der Fassade Gabriel und Maria, so daß die Verkündigung als grundlegende Tatsache der Offenbarung und „Türe des Heiles" hier zum zweitenmal erscheint.

Alle bis daher genannten Bildwerke gehören der ersten Bauperiode dieser Fassade an, deren Grundstein vom zweiten Baumeister Jean Lelong (1231—1247) gelegt wurde. Die höher liegenden Teile entstanden in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Über dem mittleren Giebel, dem Haupteingang, ist die gewaltige kreisrunde Fensterrose, technisch und ästhetisch eine Glanzleistung mittelalterlicher Kunst. Ihre farbenreichen Glasgemälde erleuchten gegen Sonnenuntergang das Mittelschiff bis zum Altare hin. Die Kehle des umrahmenden Spitz-

bogens enthält 22 Figuren; darüber stehen die kolossalen Figuren zweier Ritter, zwischen ihnen die kleinern zweier Hirten mit Schafen. Dann folgt die vor 1481 entstandene „Galerie der Könige". In ihrer Mitte ist in sieben Figuren Chlodwigs Taufe gezeigt, dann schließen sich rechts und links in je acht Figuren Könige von Frankreich an, denen weitere folgen an den Seiten der Schiffe und an den Fassaden des Querhauses (Bild 4).

Die südliche Querfassade ist in ihren unteren Teilen älter und einfacher als die Westfassade. Zum drittenmal erscheint in ihrem spätgotischen Giebel die Verkündigung, darunter sieben Apostel oder Propheten mit acht Brustbildern von Engeln, tiefer im Spitzbogen über der Fensterrose in 22 Figuren die Geschichte Adams und Evas, Kains und Abels, Tubalkains und anderer Urväter, zwei Propheten und zwei rätselhafte Figuren (Kirche und Synagoge?). Dann sechs um 1215 gemeißelte Statuen französischer Könige in den Lauben der Strebepfeiler. Von dem Meister, der sie vollendete, stammen vielleicht auch die vortrefflich ausgeführten sechs Apostel an der Wand des westlichen Seitenportals dieser Fassade, neben dem etwas jüngeren „schönen Gott von Reims" (Bild 3), der Nachbildung des Beau Dieu von Amiens. Über ihm ist im Tympanon das Jüngste Gericht in fünf Reihen geschildert. Das mittlere Portal zeigt am Pfeiler, der in ihm steht, den hl. Remigius, neben ihm Bischöfe und Geistliche von Reims, über ihm seine Legende und die des hl. Nikasius. Das zweite Seitenportal nach Osten hin ist kleiner. Es trägt in seinem Tympanon die älteste Figur des ganzen Baues, eine um 1200 entstandene thronende Madonna mit alter Bemalung.

Man würde nun irren, wenn man glaubte, alle genannten Bildwerke seien von hohem Werte oder gut erhalten. Das Gegenteil ist der Fall. Die späteren, z. B. manche in der langen Reihe der Könige, die Verkündigung im Giebel des nördlichen Querschiffs, sind gewöhnliche Leistungen späterer Gotik. Die Figuren unten an der Hauptfassade, aus dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts, waren schon vor 1914 zum größten Teil verstümmelt. Das zeigen der Augenschein, die besseren Abbildungen und das Zeugnis der begeisterten Lobredner. Tarbé (Notre-Dame de Reims 31 f; vgl. 34 f) schreibt z. B.: Die Pfeiler an den Eingangstoren „sind geziert mit Skulpturen, welche heute fast alle verstümmelt und unkennbar sind". Dutzende von Figuren in den Bogen des mittleren Portals stammen aus dem 18. Jahrhundert (Didron, Annales XVI, 36 f). Eine Inschrift meldet:

Ludovicus XIII Franciae et Navarrae rex christianissimus in hoc augustissimo templo die 17 octob. anno 1610 regum Franciae more inauguratus regia munificentia instaurandum curavit.

„Ludwig XIII., der allerchriſtlichſte König von Frankreich und Navarra, wurde in dieſer hochehrwürdigen Kirche gemäß der Sitte der Könige Frankreichs gekrönt am 17. Oktober 1610 und ſorgte für deren Wiederherſtellung mit königlicher Freigebigkeit."

Sein Nachfolger Ludwig XIV. ſpendete 50000 Taler und, ſolange er lebte, jährlich 15000 Franken zur Reſtauration der Faſſade und der Kirche. Damals ſetzte man ein Bild des hl. Rochus, der Jahrhunderte ſpäter lebte als die ihn umgebenden Figuren des 13. Jahrhunderts, in die Leibung eines Bogens der Mitte. Die Revolution zerſtörte die Reliefs über der Hauptpforte, worin Szenen aus dem Leben Mariä dargeſtellt waren, und ſetzte 1794 an deren Stelle die Inſchrift:

Temple de la Raison. Le peuple français reconnaît l'Etre suprême et l'immortalité de l'âme.

„Tempel der Vernunft. Das franzöſiſche Volk anerkennt das höchſte Weſen und die Unſterblichkeit der Seele."

1800 kam an dieſen Platz eine andere Inſchrift:

Deo optimo maximo sub invocatione beatae Mariae Virginis Deiparae templum saeculo XIII° reaedificatum.

„Gott dem Beſten und Höchſten wurde unter der Anrufung der ſeligen Maria, der Jungfrau und Gottesgebärerin, dieſer Tempel im 13. Jahrhundert neu erbaut."

1875 bewilligte die Nationalverſammlung 2000000 Franken zur Reſtauration; 1884 kamen noch 200000 Franken hinzu. Sie wurde ſo ausgeführt, daß Anthyme Saint-Paul die Kritik derſelben einleitete mit den Worten: Je crains l'Etat, surtout quand il me comble de ses dons — „Ich fürchte den Staat, beſonders wenn er mich mit ſeinen Geſchenken überſchüttet."[1] 1793 brachte man die meiſten Glocken nach Metz, um ſie zu Kanonen umzugießen[2]. Der Engel, welcher als Schutzherr von Reims die Spitze der Abſide krönte, fiel 1860[3].

Iſt denn der bildneriſche Schmuck von Reims nicht von unerſetzlichem Werte? Viele Figuren ſind freilich Werke erſten Ranges, beſonders der beau Dieu de Reims am nördlichen Querhauſe (Bild 3) und die Gruppen der Verkündigung, Heimſuchung und Opferung im Tempel in der Mitte der langen Reihe der Statuen des unterſten Stockwerkes (vgl. Bild 2). Jene

[1] Bulletin monumental de la Société française d'Archéologie pour la conservation des monuments historiques XLVII (1881) 689 f; L (1884) 136 f.

[2] Ebd. 325. [3] Ebd. 330.

beiden ersten Gruppen stehen dicht nebeneinander und doch in einem scharfen Gegensatz zu einander. Die Verkündigung setzt die Entwicklung fort, welche die Plastiker im Beginn des 13. Jahrhunderts von Chartres über Paris nach Amiens führte. Der hohe Ernst ist bei diesem Fortschreiten gewichen. Das Studium der Natur hat zur Wiedergabe der Sitten und des Benehmens der Herren und Damen der Hofgesellschaft geführt. Die großen Statuen heiliger Bischöfe und Könige verweltlichten sich und wurden vornehm, die der heiligen Frauen und Jungfrauen anmutig; sie lächeln, werden sogar etwas kokett. Selbst Mariens Bild leidet darunter. So haben in Reims in der großartigen Reihe mehrere Engel und Heilige schon die Grenze überschritten, welche die Askese von der Weltfreudigkeit trennt. Ein Meister dieser Richtung hat jene Verkündigung geschaffen. Ein anderer, dem wir die beiden Gestalten der Heimsuchung verdanken, ist ernster; er hat antike Bildwerke studiert und zieht deren wuchtigere Zurückhaltung vor. Käme ein Deukalion, um mit seinem Zauberstabe diese Figuren zu berühren und ihnen Leben zu geben, so könnten die der Verkündigung in etwa sich als Hofdamen Ludwigs des Heiligen vorstellen, jene der Heimsuchung als Mutter und Schwester der Scipionen. Hätten deutsche Kugeln diese Figuren zu Fall gebracht, so hätten sie einen unersetzlichen Verlust verursacht, für die Kunstgeschichte nicht nur Frankreichs, sondern auch Deutschlands; denn vielleicht ist der Meister dieser Heimsuchung nach Bamberg gezogen, wo am Dome eine fast gleiche Gruppe steht. Vielleicht hat er fühlen müssen, daß sein Stil zur weicheren, damals nach höchster Anmut strebenden französischen Art nicht paßte.

Man muß sich immer wieder an die Zerstörung, Verunstaltung und Verstümmelung der Fassade erinnern, um heute nicht falsch zu urteilen. Touristen und Patrioten werden ja alle Schäden auf Rechnung der deutschen Kanonen setzen, auch da, wo diese nichts geschädigt haben. Dann aber ist überhaupt die Bewertung der Kathedrale und ähnlicher Kunstwerke einzuschränken, denn nach und nach sind viele zu einer Überschätzung der Kunst und ihrer Werke gekommen. Eine Million zu zahlen für ein Gemälde ist doch viel! Führte der ästhetische Wert, die Schönheit und die kulturhistorische Bedeutung zu solcher Hochschätzung? Nur zu oft waren kleinliche Eitelkeit der Milliardäre, eifersüchtige Konkurrenz, Spekulation großer Händler oder die Mode eine gewaltige Triebfeder. Freilich stehen mit Recht die Skulpturen in unsern Tagen für die Kunsthistoriker im Vordergrund. Jene von Chartres, Paris, Amiens und Reims, in Deutschland

jene von Freiberg, Bamberg, Freiburg i. B. und Straßburg haben ihren verdienten Rang erlangt. Aber wie wenige denken daran, daß diese Werke aus der Religion hervorgewachsen, daß diese Kathedralen und Münster Gotteshäuser sind, daß sie den christlichen Sinn des Volkes anregen und fördern sollen! Heiligtümer des lokalen und nationalen Patriotismus, Denkmäler allgemeiner Kunst- und Kulturgeschichte sind sie erst an zweiter Stelle. Eine Kathedrale, worin das christliche Volk seit vielen Jahrhunderten seinen Gottesdienst feierte und weiter feiern will, ist etwas mehr als ein Rathaus, etwas mehr als das von den Engländern zerschossene Parthenon, dessen Skulpturen für das Museum zu London geraubt wurden, mehr als altägyptische Tempel mit ihren Reliefs.

Städte und Dörfer, Handwerker, Arbeiter und Bauern, arme, kranke, alte Leute aus dem Volke sind brotlos geworden, verloren Haus und Hof, wissen nicht, wo sie im Winter Schutz finden sollen gegen Kälte, Regen und Schnee. Klaget, jammert, zürnet, daß Kunstwerke geschädigt werden! Aber denkt an den Jammer des Volkes, an all das Elend, das Tausende noch Jahrzehnte lang tragen müssen, bis ihr Haus, ihr Dorf, ihre Stadt wieder aufgebaut ist, ihr Handwerk und Betrieb wieder blüht wie vorher! Sie sind doch sehr der Beachtung wert, mehr als tote Statuen und Quadersteine.

Lieben und pflegen wir echte Kunst, freuen wir uns über ihre Werke, welche die Menschen, besonders das Volk, veredeln. Aber machen wir sie nicht zu einem Idol, ihre Schöpfungen nicht zum wichtigsten Gut der Menschheit! In der großen weltgeschichtlichen Kulturentwicklung ist die Hauptsache das wahre und allseitige Wohlergehen möglichst vieler Individuen, deren Vater im Himmel ist und zu dem die Kirche fleht: „Vor Pest, Hunger und Krieg erlöse uns, o Herr!“

Stephan Beissel S. J.

Beſprechungen.

Aſzeſe. 1. **Gedanken über katholiſches Gebetsleben im Anſchluß an das Vaterunſer und an das Ave Maria.** Von Dr Nikolaus Gihr. 8° (318) Freiburg 1914, Herder. Geb. in Leinw. *M* 2.60. — 2. **La spiritualité de St Ignace.** Par Alexandre Brou. 8° Paris 1914, Beauchesne. — 3. **Die Myrrhenbräute des heiligſten Herzens Jeſu.** Nach ihren Schriften gezeichnet von P. Tezelin Haluſa. 8° (114) Innsbruck, Rauch. — 4. **Das goldene Büchlein von St Gertrud und der Andacht zum heiligſten Herzen Jeſu.** Von P. Tezelin Haluſa. 8° (208) Paderborn 1914, Junfermann. *M* 1.30

1. Eine reife, goldene Frucht iſt das Buch „Gedanken über katholiſches Gebetsleben", das uns der greiſe Verfaſſer Dr N. Gihr am Abend ſeines arbeitsreichen Lebens mit den Worten Dionyſius des Kartäuſers ſchenkt: „Geliebte Brüder! Nehmet dieſes Büchlein gütig auf und betet eifrig für mich, da ich mich jetzt anſchicke, in den ſtillen Hafen der ewigen Ruhe einzulaufen und mit Gottes Hilfe auf ein ſeliges Ende mich vorzubereiten."

Nach einer einleitenden Unterweiſung über das Gebet und einer kurzen Belehrung über Wert und Würde des Vaterunſers behandelt der Verfaſſer in der ihm eigenen, tiefſinnigen, frommen und gemütsvollen Weiſe das Gebet des Herrn und den Engliſchen Gruß. Drei Vorzüge zeichnen auch dieſe Schrift des hoch verdienten Schriftſtellers aus, theologiſche Tiefe, liturgiſcher Sinn und herzliche Wärme.

„Für Auswahl der Gedanken über das aus dem katholiſchen Glauben ſtammende und vom katholiſchen Glauben getragene Gebetsleben war maßgebend die Abſicht, die Herrlichkeit und das Glück unſerer übernatürlichen Gotteskindſchaft in möglichſt helles Licht zu ſtellen und dem Betenden überall in Erinnerung zu bringen." (S. VII) — Als beſonders wertvolle Eigenart der Schrift erachten wir es, daß ſie die Heilstatſache unſeres übernatürlichen Lebens als Gotteskinder und Teilhaber an der göttlichen Natur und am göttlichen Leben wirkungsvoll in den Mittelpunkt rückt und die geſamte geiſtliche Lehre in den Felſengrund der Glaubenswahrheiten verankert. Nur durch theologiſche Vertiefung erhält die Aſzeſe den ſoliden Untergrund, auf dem alles Weitere aufgebaut werden kann.

Wenn der Verfaſſer in der Einleitung verſichert, er hätte ſich in letzter Zeit, noch mehr denn früher, mit dem betrachtenden Studium der Heiligen Schrift und der kirchlichen Liturgie beſchäftigt, um aus der wundervollen übernatürlichen Gedankenwelt der bibliſchen und liturgiſchen Bücher auch anderen mitzuteilen und ihnen ſo zu nützen, ſo iſt ihm der Leſer, der auf faſt jedem Blatte des

Buches die Frucht dieses Arbeitens und Betens einerntet, dafür sehr zum Danke verpflichtet. — Dankbar sind wir auch, daß „er es nicht unterlassen konnte, in den geistlichen Blumenstrauß von Gedanken auch mancherlei Edelblüten aus dem Garten der Dichtkunst einzuflechten." Denn nicht bloß Geist und Verstand wollen ihre Nahrung; auch Herz und Gemüt sollen erfahren, „was für Lust und Freude, was Liebes und Friedens die genießen", welche Gottes Kinder heißen und es auch sind.

Der Wunsch des Verfassers, es mögen nachdenkliche Seelen in stillen Stunden an diesen „Herbstblättern" sich erbauen und erfreuen, wird sicherlich in Erfüllung gehen.

2. Die Schrift ist die Erweiterung eines Artikels des Verfassers, der Mai, Juni und Juli 1913 in der Revue de philosophie als Bestandteil einer Studienfolge über die religiöse Erfahrung im Katholizismus erschienen ist. In gedrängter Form gibt sie eine zuverlässige Übersicht über Geist und Methode der ignatianischen Aszese.

Daß Ignatius von Loyola in seiner Ordensverfassung für das apostolische Wirken möglichst große Bewegungsfreiheit geschaffen hat, gibt jeder Kenner gerne zu. Minder klar scheint es, ob er diesen Geist freier Bewegung auch in das aszetische Leben hineingetragen, ob der äußere Buchstabe bei ihm den inneren Geist nicht ertötet. Aus den zahlreichen Briefen des Heiligen, aus den Mitteilungen seiner Vertrauten, aus den Zeugnissen seiner Schüler, aus dem Büchlein der Exercitia spiritualia, aus den Konstitutionen, die er für seinen Orden verfaßt, erbringt Brou den Beweis, daß der innerste Geist der ignatianischen Aszese im Gesetz der Liebe seinen adäquaten Ausdruck findet und darum ein Geist der Freiheit und des Friedens ist. Bei vielen erweckt die ignatianische Gebetsmethode den Eindruck des Gekünstelten, des Gezwungenen, des Schablonenhaften. Dieser Eindruck ist aber meistens nur mit einer oberflächlichen Anschauungsweise verbunden. Wer näher zusieht, findet in dem Exerzitienbüchlein einen erstaunlichen Reichtum an Gebetsarten, allen Charakterneigungen und Seelenstimmungen angepaßt. Die mehr diskursive Betrachtungsweise des Anfängers erhebt sich mit dem Fortschreiten der Seele zu einer affektiven, ohne jedoch aufzuhören, auf die praktische Tugendübung und Lebensheiligung gerichtet zu sein. Es läßt sich nicht leugnen, daß der stark pointierte, tätige, apostolische Zug, der durch die ganze ignatianische Aszese geht, auch das von ihr beeinflußte Gebetsleben, bei aller Betonung des affektiven und kontemplativen Momentes, doch auf das praktische Tugendstreben einstellt. Eine Lebensart, die den Menschen in das zerstreuende Getriebe moderner Verhältnisse hineinführt, die ihn allen Gefahren der Verflüchtigung und Verweltlichung aussetzt, bedingt naturgemäß eine intensiv gesteigerte, auf die Defensive und Offensive gerichtete Gebetsweise.

Die Stellungnahme Ignatius' den höheren Gebetsgnaden gegenüber, mit denen er selber reich begabt war, wird in folgenden Sätzen zusammengefaßt: Liebende Wertschätzung der göttlichen Huldeweise mystischer Begabung, die jedoch nicht als notwendige Bedingung oder einziges Zeichen wahrer Vollkommenheit

gelten dürfen; Vorsicht und Zurückhaltung den außergewöhnlichen Zuständen gegenüber, wegen der auf diesem Gebiete so häufig auftretenden Selbsttäuschungen; starke Betonung des praktischen Tugendstrebens und besonders der Selbstverleugnung.

In einem Kapitel, Nova et Vetera, gibt Brou einen kurzen Überblick über die Entwicklung der Aszese innerhalb der Kirche. Die ignatianische Eigenart dünkt ihm kein Abweichen von der Bahn der kirchlichen Tradition. Sie fügt sich naturgemäß in das historisch Gewordene ein. Aszese bedeutet Geistesleben höchster Art, Seelenleben, Gnadenleben. Das Leben weist immerdar wechselnde Formen auf und, bei kontinuierlicher Beibehaltung des Gegebenen und Erworbenen, Anpassung an neue Bedürfnisse und Verhältnisse. Wenn das geistliche Leben der Gegenwart, wie hier und dort behauptet wird, dem betrachtenden Gebet und dem inneren Kampfe der Selbstüberwindung mehr Bedeutung beilegen sollte, als es früher geschah, so wäre diese Erscheinung nicht notwendig ein Rückschritt. Unter Billigung und Leitung der Kirche kann sie eine normale und gesunde Entwicklung darstellen.

Seine gedanklichen Ausführungen beleuchtet Brou mit geschichtlichen Beispielen, mit Zügen aus der erlebten Aszese des hl. Ignatius. Männlich starke, jungfräulich zarte Gestalten ziehen an unserem Geistesauge vorüber: die hochbegnadeten Genossen und Schüler des Lehrmeisters von Loyola, Franz Xaver, Faber, Borgias, Canisius; Glaubensboten und Blutzeugen aus alter und neuer Zeit; beschauliche Seelen nach dem Vorbild von Balthasar Alvarez, de Ponte, Alfons Rodriguez, die jedem kontemplativen Orden zur Ehre gereicht hätten; Helden der täglichen Pflichterfüllung, wie Berchmans und seine vielen Nachahmer; Apostel der Herz-Jesu-Verehrung, Colombière, Croiset, Rolin, Galliset, Calvi, Bernhard de Hoyos; moderne, kaum entschlafene Liebhaber des Kreuzes und unermüdliche Seelenretter, wie Olivaint, Ginhac. Es ließen sich diese Bilder bedeutend vermehren. Das Dargebotene reicht aus, zu zeigen, daß die ignatianische Aszese Formen der Heiligkeit hervorzubringen vermag, reich an unerschöpflicher Originalität, allen Charakteranlagen und Zeitbedürfnissen angepaßt, von heroischem Tatendrang, gepaart mit rührender Gemütstiefe und Innigkeit. Wenn diese Eigenschaften leider nicht bei allen Vertretern ignatianischer Aszese hervortreten, wenn einzelne gegen höhere Stufen der Spiritualität eine zu weit gehende Scheu an den Tag zu legen scheinen, dürfte die Schuld weniger an der Methode liegen als an menschlicher Gebrechlichkeit. Die Schrift schließt mit einer Abhandlung über liturgische Frömmigkeit und ignatianische Spiritualität.

Über Ordensgeist und Ordensaszese ist in letzter Zeit reichlich viel geschrieben worden. Mögen die wasserhellen Bergkrystalle das Sonnenlicht noch so farbenreich brechen, es ist dieselbe Lichtquelle, die allen Glanz und Schönheit spendet. Christi Geist und Christi Aszese ist die gemeinsame Quelle, das einigende Band, der bleibende Wert in der mannigfaltigen Fülle des aszetischen Geisteslebens.

3. Die kleine Schrift versetzt uns in zwei Brennpunkte des geistlichen Lebens im 13. und 17. Jahrhundert, in das Kloster Helfta bei Eisleben in Sachsen,

wo Trutha, die liebe deutsche Heilige, ihre süßen Lieder zum liebenden Herzen Jesu singt, und in die Gnadenstätte von Paray le Monial in Burgund, aus der so mächtige Wellen göttlicher Liebe in die Welt ausgeströmt sind. Was die Beuronerschule in einem bekannten Herz-Jesu-Gemälde kunstvoll dargestellt, erläutert P. Halusa in sinniger Weise.

St Gertrud, von der ein begeisterter Dichter gesungen:

Des deutschen Denkens unerschöpfte Kraft,
Des deutschen Herzens unerreichte Tiefe
Vermählte sich in dieser großen Seele,
Die hin uns führt zum Herzen aller Herzen

wird als „Jüngerin der Liebe des Herzens Jesu" vorgeführt. Ihr Leben offenbart uns geheimnisvoll die höchste Stufe der Liebeseinigung mit der Gottheit, zu der ein Geschöpf hienieden erhoben werden kann. Ihre Schriften: „Der Gesandte der göttlichen Liebe", die „Geistlichen Übungen", die sich ebenso sehr durch theologische Gedankentiefe wie durch schwungvolle Erhabenheit auszeichnen, sichern ihr, wie Fr. W. Faber bemerkt, für alle Zeiten den Titel einer Lehrerin des inneren Lebens.

Die Morgenröte der Herz-Jesu-Verehrung, die im Zeitalter der „weißschimmernden Lilie" von Helfta über die deutschen Lande aufgegangen, entfaltete sich zur sonnigen Mittagsglut im Leben der Tochter der Heimsuchung, der seligen M. M. Alacoque. In der Leidensschule der Verkennung und Verachtung, der inneren Trübsale und äußeren Schwierigkeiten bereitete sie sich auf ihren Beruf vor, „durch Begründung der Herrschaft des Erlöserherzens Gottes Ehre zu fördern".

Mit Theresia von Jesus hat die stille Ordensfrau von Paray, „die Streiterin des heiligsten Herzens Jesu", vielleicht den tiefstgehenden Einfluß auf die Gestaltung des inneren Lebens gottliebender Seelen in den letzten drei Jahrhunderten ausgeübt.

4. Zur Erinnerung an die Erbauung der Gertrudiskirche über dem Grabe der Heiligen in Helfta-Eisleben schenkt uns der Verfasser ein „Goldenes Büchlein", das in herziger Weise aus Leben und Schriften der „Ehrenkrone und Prachtblume Deutschlands" erzählt. Sie erscheint „auf der Erdenbahn" als hochgemute Pilgerin, „im Sonnenglanze des heiligsten Herzens" als die hochbegnadete Vertraute göttlicher Geheimnisse, im Verkehr mit dem eucharistischen Heiland als die demütige Liebhaberin der himmlischen Gabe.

Was in den Schriften der Heiligen besonders fesselt und anzieht, ist die ungezwungene Frische, die herzliche Unmittelbarkeit, die wohltuende Einfalt, mit der sie ihre innersten Gedanken ausdrückt, die ganze Glut ihrer gottliebenden Seele in ihre Gebete ergießt. Beim Lesen unserer deutschen Mystiker werden wir erst gewahr, wie sehr unser Beten an Innigkeit und Unmittelbarkeit gewinnen könnte. Wir führen oft ein zu reflexes Innenleben und empfinden eine gewisse Scheu, unseren heiligsten Gefühlen im Verkehr mit Gott freien Lauf zu gestatten. Anderseits muß auch daran erinnert werden, daß mystische Schriften nicht für alle das tägliche Brot und die gewöhnliche Seelennahrung sein dürfen. Einer Geisteshöhe und Seelenstimmung entsprungen, die weit über das Normalmaß

hinausragen, pflegen sie nicht die Geistesverfassung und die Seelenbedürfnisse jener genügend zu berücksichtigen, die an diese mystische Höhe nicht reichen, und können auf Unerfahrene geradezu störend wirken. Als herzerhebende Erquickung und Ansporn zum Höheren und Höchsten leisten sie aber treffliche Dienste. Beide Schriften des verehrten Verfassers seien innerlichen Seelen bestens empfohlen.

Paul v. Chastonay S. J.

Spinoza im Porträt. Von Ernst Altkirch. Mit 28 Tafeln. gr. 8° (112) Jena 1913, Diederichs. Geb. in Halbfranz *M* 10.—

Ein ikonographisches Denkmal, wie es nur wenigen bedeutenden Männern gesetzt wurde, hat hier Altkirch seinem Philosophen Spinoza geschenkt. Viel Liebe und Arbeit steckt in dem Buch. Aus öffentlichen und Privatsammlungen, aus den Werkstätten moderner Künstler, aus alten Büchern und Flugblättern flossen die Bildbeiträge in Altkirchs Mappen und vereinten sich zu einem künstlerisch und bibliographisch wertvollen Werk.

Am wenigsten wird das literarische Porträt des Philosophen befriedigen. Das liegt am Quellenmaterial. Die vereinzelten Bemerkungen der Zeitgenossen über Spinozas äußere Erscheinung, Charakter und Lebensgewohnheiten sind recht blaß und gestaltlos; nicht viel besser ist trotz wertvoller Erinnerungen die Biographie des Abenteurers Lucas, die ganz im Charlatanstil damaliger Halbgebildeten verfaßt ist. Die Einleitung zu den nachgelassenen Werken des Philosophen (1677), von Jarig Jelles holländisch verfaßt, von einem Freund übersetzt, enthält verhältnismäßig gute Nachrichten über Spinozas Leben und Eigenart. Es ist sehr zu bedauern, daß Altkirch gerade diese Skizze nicht aufnahm.

Altkirchs kritische Bemerkungen zu den Bildnissen sind sorgfältig. Je mehr ich allerdings das sogenannte Jugendbild von 1660 (?) betrachte, um so mehr überzeuge ich mich von der Unechtheit. Zwei ausgezeichnete Maler, denen ich die Frage vorlegte, erklärten ganz entschieden, daß hier von einem Porträt Spinozas gar nicht die Rede sein könne. Die Kopfbildung sei wesentlich anders, auch weise die Technik, soweit man aus der farbigen Nachbildung schließen könne, auf eine frühere Zeit.

Es will mir scheinen, daß man immer noch am besten Spinozas Eigenart im Stich der Opera posthuma ausgedrückt findet. Der Mann, der anstrengend denkt, kommt hier am schönsten zum Vorschein. Ruhe, gepaart mit Ironie, liegt in der unteren Gesichtshälfte und spielt um den Mund, und dennoch erkennt man auch den Mann der starken Affekte, der sehr ernst wurde, weil er schwere Sorgen niederrang.

Die Züge des Mundes auf dem Wolfenbüttler Bild haben etwas Gezwungenes, die Stirn und die Augenbrauen reden nicht. Die untere Gesichtshälfte paßt nicht zur oberen, weil der Philosoph unter dem Eindruck von zwei nicht harmonisierten Seelentätigkeiten erscheint. Der Stich der O. p. hat die volle Einheit gewahrt. Auf dem Bild von Hendrick van der Spyck lachen auch die Augen. Aber es liegt wenig Geistiges in diesem Porträt.

Im Bildnis von Wallerant Vaillant ist die untere Gesichtshälfte verzeichnet, und der oberen fehlt die Seele. Es ist interessant, zu beobachten, wie Arendzen

in seiner Radierung die Fehler des Wolfenbüttler Bildes gerade durch die Vorzüge des alten Stiches korrigiert hat.

Diese wenigen Bemerkungen sollen darauf hinweisen, daß in der Kritik der Bildnisse Spinozas noch viel zu leisten ist. Das wäre eine nützliche Ergänzung zum Werke Altkirchs, dem aber dadurch sein Wert nicht genommen wird.

Stanislaus v. Dunin-Borkowski S. J.

Jugendheime. Im Auftrage des Generalsekretariats der Katholischen Jünglingsvereinigungen Deutschlands von **J. Been.** [Beiträge zur Jünglingspädagogik und Jugendpflege, 3.] 8° (340) Düsseldorf 1913, Kommissionsverlag Bierbaum. *M* 3.50

Auf dem Gebiete der Jugendfürsorge, namentlich der neuerdings von allen Seiten mit einem wahren Feuereifer betriebenen Jugendpflege, läßt sich eine gewisse literarische Überproduktion kaum leugnen. Es ist deshalb um so mehr anzuerkennen, wenn es einer Veröffentlichung gelungen ist, sich über den Tageswert und Durchschnitt zu erheben und wirklich fördernd einzugreifen. Zu diesen wertvollen Erscheinungen gehört zweifelsohne die vorliegende Schrift. Nicht schöne Redensarten oder die bis zum Überdruß wiederholten, mehr oder minder subjektiven Schilderungen der Jugendnot finden sich hier, sondern praktische Anleitung, eine große Aufgabe der Jugendpflege den örtlichen Verhältnissen entsprechend möglichst praktisch zu lösen. Es gilt dem Verein ein Heim zu schaffen. Eine Forderung, die zur vollen Entfaltung gerade des Jugendvereins unerläßlich ist, wird hier erhoben. Denn gerade für die erzieherischen Aufgaben dieser Vereine ist die Unabhängigkeit vom Gasthaus wie auch anderer dem Vereinszweck fernstehender Faktoren dringend zu wünschen.

Eine große Sammlung von Beispielen nichtkatholischer Jugendheime zeigt zunächst die Bedeutung, die dem Jugendheim von den verschiedensten Richtungen beigelegt wird, muntert auf, wenigstens nicht zurückzubleiben. Dann folgen die praktischen Fragen wie: Jugendheim im allgemeinen Vereinshaus, das verschuldete Heim, Platzfrage, Beschaffung des Baukapitals, Umbau eines alten Hauses, Anlage eines Neubaues. Schließlich folgen dann in langer Reihe, nach einheitlichen Gesichtspunkten geordnet, von zahlreichen Abbildungen und Plänen begleitet, Musterbeispiele der verschiedensten Formen katholischer Jugendheime. Vom Jugendheim unterscheidet sich das Jugendhospiz, das seinen Besuchern volle Wohnung gewährt. Da der Lehrling wenigstens aus eigenen Mitteln die Kosten hierfür in der Regel nicht aufbringen kann, können sich die Hospize nur mit großer Anstrengung halten. Immerhin, die Beispiele zeigen es, auch hier läßt sich etwas erreichen. Vorschläge zur Ausstattung des Heims, die Gestaltung seiner Umgebung, zahlreiche Statuten, Hausordnungen, Entwürfe beschließen das reichhaltige Werkchen.

Die hohe Beachtung und weite Verbreitung, die das Buch weit über katholische Kreise hinaus, namentlich auch bei den Regierungsorganen gefunden hat, weist schon rein äußerlich darauf hin, welch guten Griff die Düsseldorfer Zentrale mit der Veröffentlichung bekundet hat. Das Buch hat aber Bedeutung weit über das Einzelgebiet der Jugendpflege hinaus. Die Heimfrage ist ja von Bedeutung

für die gesamte Wohlfahrtspflege, in erster Linie in kleineren Gemeinden. Und schließlich haben wir hier einen neuen Beweis vor uns, daß unsere katholische Jugendbewegung die Gebote der Zeit zu erfassen versteht und, was noch mehr ist, ihnen auch gerecht wird. Constantin Noppel S. J.

Ludwig Aurbacher, der bayrisch-schwäbische Volksschriftsteller. Von **Wilhelm Kosch.** [Erste Vereinsschrift der Görresgesellschaft 1914.] gr. 8° (128) Köln 1914, Bachem. *M* 1.80.

Der Name Aurbacher hatte einst in Süddeutschland einen guten Klang, und auch heute noch wird der gemütvolle Volksschriftsteller wenigstens von pädagogischen Fachleuten hochgeschätzt. Doch es besteht eine gewisse Gefahr, daß sein Werk allmählich der Vergessenheit anheimfällt; denn außer einer schon 1880 erschienenen Studie über Aurbacher, aus der Feder seines Freundes und Verwandten Josef Sarreiter, gibt es kaum eine nennenswerte Veröffentlichung, die der Bedeutung dieses Mannes gerecht würde. Es fehlt auch eine Gesamtausgabe seiner Schriften, und die Handbücher unserer Literaturgeschichte widmen seiner Tätigkeit, wenn es hoch kommt, einige kurze Zeilen.

Die vorliegende Arbeit von Professor Dr Kosch macht gewiß keinen Anspruch darauf, alle diese Lücken auszufüllen. Sie möchte aber wenigstens das Interesse für Aurbacher von neuem wecken, das tiefere Verständnis für sein Lebenswerk fördern und vor allem wiederum die Aufmerksamkeit der literarischen Welt auf den wackern, einst so erfolgreichen Schriftsteller und Jugenderzieher hinlenken. Diesen Zweck dürfte die verdienstvolle Studie durchaus erreichen.

Aurbacher ist unter dem Volke aufgewachsen. Als Sohn eines Nagelschmieds zu Türckheim im schwäbischen Bayern am 26. April 1784 geboren, kam der schüchterne Junge mit zwölf Jahren an das Seminar der Benediktiner in München, trat 1801 ins Noviziat des Klosters Ottobeuren, siedelte dann infolge der Säkularisation ins Kloster Wiblingen bei Ulm über, sah sich jedoch 1804 durch ein Nervenleiden gezwungen, um seine Entlassung aus dem Orden zu bitten, die ihm auch gewährt wurde. Noch im gleichen Jahre übernahm er die Stelle eines Hofmeisters in der Familie des ehemaligen Kanzlers von Ottobeuren und lebte sich hier in seinen eigentlichen Beruf, den eines Jugenderziehers, recht glücklich ein. Von 1809 bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1834 wirkte Aurbacher als Professor des deutschen Stils und der Ästhetik an der Anstalt des Kgl. Bayrischen Kadettenkorps, dann bis zu seinem Tode als freier Schriftsteller und Privatgelehrter in München. Er starb daselbst unverheiratet am 25. Mai 1847.

Seine Schriften sind überaus zahlreich, aber meist von kleinerem Umfang. Aurbachers Stärke liegt in der muntern, treuherzigen Volkserzählung. Sein erstes Büchlein „Allerlei, d. i. lustige und lehrreiche Historien, Lieder und Sprüche aus alten Büchern fleißig und treulich zusammengetragen" erschien 1823 anonym. Sein berühmtes „Volksbüchlein", das unter anderem die Geschichte vom Ewigen Juden, die Abenteuer der Sieben Schwaben, die Geschichte des Doktor Faustus, die Legende von St Christoph, die Wanderungen des Spiegelschwaben enthält,

kam 1827 und 1829 in zwei Bänden heraus. Es darf neben Hebels Schatzkästlein und den Märchen der Brüder Grimm einen Ehrenplatz in der deutschen Literatur beanspruchen. Auch die „Anthologie deutscher katholischer Gesänge aus älterer Zeit" erwarb sich namentlich durch Friedrich Schlossers Vermittlung einen großen Leserkreis. Die eigenen Dramen und Gedichte Aurbachers fanden dagegen meist nur eine kleinere Gemeinde von Freunden. Als literarischer Kritiker und pädagogischer Rezensent zeichnete er sich durch ein reifes, unabhängiges Urteil aus. Manche seiner pädagogischen Schriften würzte der kernige Schwabe mit einer starken Dosis von Witz und Satire, so die „Philologischen Belustigungen aus der Brieftasche eines oberdeutschen Schulmeisters" (1824), ganz besonders aber sein letztes Büchlein „Aus dem Leben und den Schriften des Magisters Herle und seines Freundes Mänle. Mitgeteilt von einem Dritten im Bunde" (1842), worin der Verfasser in der sprudelnden Satire und fröhlichen Laune mit Jean Paul erfolgreich wetteifert.

Professor Kosch hat seine Studie in drei Abschnitte gegliedert. Der erste gewährt in Form einer biographisch literarischen Skizze ein festumrissenes, klares Bild des Mannes und der besondern Art seines Wirkens. Im zweiten werden Aurbachers Jugenderinnerungen nach der Münchener Handschrift zum erstenmal veröffentlicht. Sie umfassen die Jahre 1784 bis 1808, also Jugendzeit, Studienjahre, Klosterleben und Wirksamkeit als Hofmeister. Diese schlichten Aufzeichnungen, die vom Verfasser wohl nicht für den Druck bestimmt waren, tragen durchaus den Stempel der Wahrheitsliebe und sind von einer einnehmenden Objektivität. Der Herausgeber begnügte sich, einige erläuternde Bemerkungen als Fußnoten beizufügen. Der dritte Teil bringt bisher ungedruckte Briefe an Aurbacher. Friedrich Schlosser ist mit zehn, der Verleger Cotta mit drei, Melchior v. Diepenbrock, der spätere Kardinal mit einem, Ladislaus v. Pyrker, Patriarch von Venedig, Johann Michael Sailer, Bischof von Regensburg, der Konvertit Eduard von Schenk sind mit je drei Briefen vertreten. Alle diese Schreiben beweisen die aufrichtige, ungewöhnliche Hochschätzung, deren sich Aurbacher in weiten Kreisen gebildeter und geistig bedeutender Männer erfreute.

In einem kurzen Schlußwort weist Kosch darauf hin, daß diese Studie nur eine kleine Vorarbeit für eine auf mehrere Bände berechnete Darstellung der kulturellen Geschichte des katholischen Deutschlands bilde, und bittet alle, die sich im Besitz von Handschriften geistlicher und weltlicher Würdenträger, Dichter, Gelehrter usw. aus dem katholischen Deutschland befinden, um ihre wissenschaftliche Unterstützung. **Alois Stockmann** S. J.

Musik. 1. **Hektor Berlioz' Lebenserinnerungen.** Ins Deutsche übertragen und herausgegeben von Dr Hans Scholz. Mit einem Bildnis. 8° (572) München 1914, Beck. Geb. *M* 6.— 2. **Die Musikgeschichte Eichstätts.** Auf Grund handschriftlicher Quellen bearbeitet von Dr Jos. Gmelch. Mit 3 Tiefdrucktafeln. 8° (40) Eichstätt 1914, Brönner. — 3. **Geschichte der Kantate und des geistlichen Konzertes. I. Teil: Geschichte der welt-**

lichen Solokantate. Von Eugen Schmitz. [Kleine Handbücher der Musikgeschichte, herausgegeben von Hermann Kretzschmar, V, 1.] 8° (VIII u. 328) Geb. *M* 8.50. — 4. **Giovanni Pierlugi Palestrina.** Von Eugen Schmitz. Mit einem Bildnis. kl. 8° (56) Geb. *M* 1.—. 5. **Handbuch der Musikgeschichte bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts.** Auf Grundlage des gleichnamigen Werkes von Arrey v. Dommer, als dessen dritte Auflage bearbeitet von Arnold Schering. 8° (VI u. 780) Geb. *M* 14.— 6. **Robert Schumanns gesammelte Schriften über Musik und Musiker,** herausgegeben und ergänzt von Martin Kreisig. 2 Bände. 5. Auflage. Mit 1 Bildnis und 2 Faksimiles. 8° (XXXV u. 512 u. 564) Geb. *M* 16.— 7. **Musikalische Studienköpfe.** Von La Mara. I. Band: Romantiker. 11. Auflage. Mit 7 Bildnissen. kl. 8° (454) Geb. *M* 5.— 8. **Richard Wagners Ausgewählte Schriften über Staat, Kunst und Religion (1864—1881).** 2. Auflage. kl. 8° (XVIII u. 242) Geb. *M* 2.— 9. **Richard Wagners Parsifal.** Dichtung — Entwurf — Schriften. Herausgegeben von R. Sternfeld. kl. 8° (100) Geb. *M* 1.50. — 10. **Über Richard Wagners Harmonik und Melodik.** Von Emil Ergo. Mit 169 in den Text gedruckten Notenbeispielen. 8° (XXXIV u. 156) *M* 4.— Nr 3—10 erschienen bei Breitkopf & Härtel in Leipzig 1914, Nr 7 1913.

1. Es ist höchst lehrreich, die beiden Selbstbiographien des größten deutschen Tondichters, R. Wagners, und des größten französischen, Hektor Berlioz', mit einander zu vergleichen. Spürt man in der Wagnerschen Schrift überall die deutsche Schwerblütigkeit, so in der Berliozschen die leichtflüssige, oft auch leichtsinnige, französische Eleganz, ein übermütiges, sanguinisches Temperament. Das Leben, das Berlioz geführt hat, war abenteuerlich genug. Gläubig katholisch erzogen, verlor er bald jede positiv-religiöse Überzeugung, wie manche frivol klingende Bemerkungen, die sich in dem Buche finden, genugsam beweisen. Seinen Musikerberuf wußte er trotz des hartnäckigen Widerstrebens seines Vaters durchzusetzen und seine ganz neuartige Kompositionsweise trotz der Anfeindungen allzu konservativer Elemente in jahrelangen Kämpfen zur Anerkennung zu bringen. Sein Vaterland hat ihn freilich zeitlebens nicht nach Gebühr eingeschätzt; in Deutschland und Rußland dagegen feierte er Triumphe. Ganz köstlich sind manche Charakterschilderungen in der Biographie, z. B. die Cherubinis, des Direktors des Pariser Konservatoriums. Die Neigung zur Karikatur ist freilich zu augenscheinlich, als daß man die Konterfeis seiner Gegner ohne Prüfung nach anderen Quellen für durchaus objektiv halten könnte. Aber gute Beiträge sind sie für jeden Fall. In seinem Privatleben bildet die erste unerwiderte Jugendliebe gewissermaßen die ruhende Note, die durch das ganze Buch mitsingt, womit es beginnt und schließt. — Die deutsche Übersetzung des Werkes ist vorzüglich, die Ausstattung mustergültig, der Preis äußerst gering.

2. Obwohl das Schriftchen hauptsächlich lokalgeschichtlichen Charakter hat, sei es hier kurz erwähnt und empfohlen, weil es auch auf die allgemeine Musikgeschichte manches Licht wirft und dem Forschertalent wie der Darstellungsgabe des fleißigen Verfassers alle Ehre macht. Sehr dankenswert sind die drei Tiefdruck-Faksimiles.

3. Man muß staunen, wie der bekannte Musikredakteur des „Hochland“ neben seiner akademischen, pädagogisch so fruchtbaren Lehrtätigkeit noch die Zeit findet für so viele wertvolle literarische Arbeiten, die wir seiner Feder bereits verdanken, besonders wenn sie auf so mühsamen Forschungen fußen wie das vorliegende Werk, das ganz neue Ausblicke in die Verwurzelung des modernen Kunstliedes bietet. Ein großer Teil des ersten Buches wurde bereits 1909 als Habilitationsschrift gedruckt unter dem Titel „Beiträge zur Geschichte der italienischen Kammerkantate im 17. Jahrhundert“, und was seitdem an Spezialschriften über dieses Thema erschien, so weit als möglich verarbeitet. Die Solokantate definiert der Verfasser (S. 51) als „ein aus einer Reihe irgendwie (durch Takt- oder Tempowechsel, Wechsel rezitativischer und arioser Melodik, Wechsel der Ausdruckssphäre usw) kontrastierter Einzelsätze zusammengesetzter Gesangstücke für eine Singstimme mit Begleitung.“ Wie der natürliche Werdegang weder im Leben noch in der Kunst Schablonen kennt, so hat sich auch der Typus Kantate ganz allmählich aus den älteren Formen der Arie und namentlich des Madrigals entwickelt und verlor sich bei seinem Abblühen in die verschiedenen Formen des modernen Kunstliedes. Die italienische Solokantate blieb auch für die anderen Länder vorbildlich, selbst die italienische Sprache wurde in den Texten vielfach beibehalten. Die Solokantate in England wurde vom Verfasser in Anbetracht ihrer geringen Bedeutung nur skizzenhaft behandelt und einer eingehenderen Behandlung durch englische Musikhistoriker empfohlen. Ein näheres Eingehen auf das Werk muß den Fachzeitschriften vorbehalten bleiben; hier sollen nur diejenigen unserer Leser, die sich mit Musikgeschichte beschäftigen, auf das anregende Buch hingewiesen sein. Eine Unterhaltungslektüre darf freilich niemand erwarten. Das Durcharbeiten erfordert eindringliches Studium, will man in den Fluten der Details nicht ertrinken. Vielleicht hätte eine stärkere Abgliederung des Ganzen in Unterkapitel die Arbeit des Lesers leichter gemacht. Die unbewiesenen Bemerkungen gegen den „Jesuitismus“ (S. 15 u. 22) stören die sonstige Objektivität des Werkes.

4. Das Büchlein bringt in knappster Form alles Wissenswerte über diesen großen „Spezialisten katholischer Kirchenmusik“. Selbstverständlich ist gegenüber den älteren populären Palestrina-Biographien alles auf der Höhe der neuesten Forschung, besonders auch das Kapitel, das den Anteil des Meisters an der medizeischen Choralreform behandelt.

5. Dommers Handbuch der Musikgeschichte war seinerzeit eines der angesehensten musikhistorischen Werke, dem Gründlichkeit, Vornehmheit und weiter Blick eigneten. Die vorige zweite Auflage war aber bereits 1876 erschienen, und so konnte es nicht ausbleiben, daß eine gründliche Neubearbeitung für eine neue Auflage nötig wurde. Die musikgeschichtliche Forschung hat unterdes so viel neues Material beigeschafft, daß ein bloßes Einfügen des Neuen nicht mehr möglich war. Der bekannte Musikforscher Arnold Schering hat denn auch die mühsame Aufgabe der Neubearbeitung übernommen, und man wird ihm für seine treffliche Leistung Dank sagen müssen. Wir wollen nur noch hoffen, daß der Herausgeber auch die Fortsetzung, die Musikgeschichte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, bald folgen

lassen wird. Über die mittelalterliche Musik ist noch viel Dunkel gebreitet, und die Forschung der neuesten Zeit arbeitet mit bewundernswerter Energie an dessen Aufhellung. Schering selbst hat schon manchen wertvollen Beitrag geliefert. Wir erinnern nur an seine Aufsehen erregenden Thesen über den Einschlag des Instrumentalen in bislang als rein vokal angesehenen Werken alter Meister. Leider konnten nicht mehr alle neuen Resultate berücksichtigt werden, da infolge sechsjähriger Verzögerung der Arbeit manche Bogen schon ins Reine gedruckt waren, die einer Retusche bedurft hätten. Es wäre vielleicht am Platz gewesen, das Neueste in einem Nachtrag zu bringen. Jedenfalls dürfte ein solcher Nachtrag in dem kommenden Bande über das 19. Jahrhundert nicht fehlen. Das kann kurz gemacht werden und sich auf literarische Nachweise beschränken. S. 196 wird unter den Ursachen der Reformation auch die kräftigere Entfaltung der Individualität angeführt, „die dem eigenen Denken und Fühlen auch den höchsten religiösen Ideen gegenüber mehr Vertrauen zu schenken begann, als der in Tradition erstarrten und durch Mißbräuche nichts weniger als gerechtfertigten alten Kirche." Wozu in einem fachwissenschaftlichen Werk dieser polemische Ton gegen die katholische Kirche? Seit wann sind die Mißbräuche einer Sache ein Beweis dafür, daß diese selbst nicht gerechtfertigt ist? Sieht man ferner nicht auch auf protestantischer Seite mit großem Schrecken, daß „das Vertrauen in das eigene Denken und Fühlen auch den höchsten religiösen Ideen gegenüber" auch konsequenter Weise zur Auflösung alles Kirchentums, ja alles positiven Glaubens führt, und daß man ohne Dogma und Tradition in diesen Fragen nicht auskommt? Wir möchten den gelehrten Verfasser dringend bitten, bei einer Neuauflage dem gerügten Satz die Spitze abzubrechen.

6. Robert Schumann war nicht nur ein genialer Komponist, sondern auch ein sehr begabter Schriftsteller. Es ist ein Genuß, in diesen beiden Bänden zu lesen und die originellen Fassungen seiner Kritiken, die liebenswürdige und humorvolle Art, in der er seinen Tadel zu kleiden versteht, auf sich wirken zu lassen. Seine ästhetischen Ansichten zeigen, wie tief er die Musik erfaßt hat im Gegensatz zu der damals herrschenden Seichtheit und Oberflächlichkeit. Sein Stil ist von blendender Frische und Anschaulichkeit. Die beiden Bände bilden so eine Art Musikgeschichte der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die um so interessanter ist, als sie aus dem Leben geboren ist und nicht aus toten Quellen. Die fünfte Auflage beweist, daß das deutsche Publikum sich der Schätze wohl bewußt ist, die in Schumanns Schriften verborgen sind. Die kritische Arbeit des Herausgebers verdient alles Lob, nicht minder die gute Ausstattung.

7. Der Band enthält Biographien von Weber, Schubert, Mendelssohn, Schumann, Chopin, Liszt, Wagner. Jeder Biographie, die auch einzeln geb. zu *M* 1.— bezogen werden kann, ist das Verzeichnis der veröffentlichten Werke des Meisters beigefügt. Die greise Verfasserin hat sich bemüht, die dargebotenen Lebensbilder immer zeitgemäß zu erweitern und zu vertiefen. Die Sprache ist hübsch und gefällig, die Darstellung von erfreulicher Objektivität.

8. Wer sich die Mühe nimmt, die gewiß nicht leicht lesbaren Schriften Wagners zu verfolgen, wird über die viel umstrittene Frage, wie es mit dem

Christentum des Meisters stand, nicht mehr im Zweifel sein können. So groß die persönliche Verehrung Wagners für Jesus war, so hat er doch nie dessen Aufgabe als Heiland der Welt richtig erfaßt, ebensowenig wie das Wesen der Religion und die Beziehung des alten Testamentes zum neuen. Sein Gottesbegriff ist ein pantheistisch gefärbter, seine Philosophie schopenhauerisch. Daraus geht hervor, wie wenig man durch herausgerissene Sätze, die an sich richtig sind, Wagners Christentum beweisen kann. Das sind nichts als enharmonische Töne, die erst durch die zugrunde gelegte Harmonie eine Deutung nach einer bestimmten Tonart erhalten. Daß diese Tonart nicht das wahre Christentum ist, ergibt sich aus der Harmonie der Wagnerschen Schriften so klar, daß eine Disputation hierüber eigentlich überflüssig ist. Über die subjektive Überzeugung Wagners wollen wir natürlich nicht rechten, aber den objektiven Maßstab des Christentums vertragen seine Schriften nicht, am wenigsten vielleicht sein Werkchen „Religion und Kunst", das aus seiner letzten Zeit stammt. Daß Wagner ein Mann von Geist war, den tiefe Probleme fesselten, lehren die Schriften allerdings deutlich genug. Die Entstehungszeit der Aufsätze ist leider nicht immer angemerkt.

9. Das Büchlein enthält den vollständigen Text des Bühnenweihfestspiels, den ersten Entwurf aus dem Jahre 1867 (zum erstenmal veröffentlicht 1907) und etliche auf Parsifal bezügliche Mitteilungen Wagners, von denen besonders der Bericht des Meisters über die erste Aufführung zu Baireuth 1882 wertvolle praktische Winke für Spiel und Inszenierung enthält. Da der Entwurf des Tondramas noch aus der Tristanzeit stammt, stellt sich die Behauptung Nietzsches, Wagner sei am Ende seines Lebens vor dem Kreuze niedergebrochen, auch als historisch verfehlt heraus, wie der Herausgeber des Büchleins richtig hervorhebt.

10. Verfasser dieses Buches hat stark ausgebildete — Ellbogen, mit denen er kräftig um sich stößt. „Die modernen Gernegroßen" werden nur so über den Haufen geworfen, um Bahn frei zu bekommen für den Helden. Mit den Titulaturen, die sie sich gefallen lassen müssen, ließe sich ein ordentliches Lexikon zusammenstellen. Dagegen erhält Riemann einen Weihrauchduktus nach dem andern. Diese auffallende Subjektivität und der nicht selten ganz unparlamentarische polemische Ton, die sich orgelpunktmäßig durch die ganze Schrift hinziehen, haben für den unparteiischen Leser, der nach dem Titel eine wissenschaftlich-objektive Darstellung vermuten muß, wenig Anziehendes, und eine scharfe „Zollrevision" wäre vor der Buchausgabe ganz angebracht gewesen. Im Übrigen bietet das Buch viel Treffliches. Für unsere Zeitschrift können wir natürlich nicht näher auf den theoretisch-lehrhaften Inhalt des Werkes eingehen, das ein tüchtiges Maß musikalischer Vorkenntnisse voraussetzt. Interessenten seien nur darauf hingewiesen, daß der Verfasser Riemanns System zugrunde legt und nicht nur, wie es im Titel heißt, auf Wagners Harmonik und Melodik, sondern auch auf die Rhythmik und Phrasierung eingeht. Die Schrift soll gegenüber dem modernen Wirrwarr der „europäisch-chinesischen Neutöner" dazu beitragen, „die ersten Grundlagen unserer Tonkunst felsenfest zu ordnen." Bis das geschehen ist, wird freilich noch manche Welle den Rhein hinabrollen. Druck und namentlich Papier lassen viel zu wünschen.

Joseph Kreitmaier S. J.

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1913—1914. 29. Jahrgang. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr **Joseph Plaßmann**. Mit 96 Bildern auf 10 Tafeln und im Text. Lex.-8° (XVIII u. 446) Freiburg 1914, Herder. *M* 7.—; geb. in Leinw. *M* 8.—

Das rühmlich bekannte Jahrbuch macht auch dieses Jahr seinem Rufe alle Ehre durch die reichhaltige und gut illustrierte Übersicht über die wichtigsten Fortschritte in den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaft. Die Abschnitte über Zoologie, Paläontologie, Physiologie und Medizin ergänzen einander in manchen Fragen. Auch unter der Rubrik Physik und Chemie finden sich einige Artikel, so über das Zapfen- und Stäbchensehen (S. 21) und über den Farbstoff des Corpus luteum (S. 53), die zugleich in die Physiologie gehören. Das „neue biologische Gesetz" Emil Abderhaldens (S. 141 ff), das unter „Zoologie" gebracht wird, geht als allgemeines biologisches Gesetz selbstverständlich auch die Botanik an und hat überdies innige Beziehungen zur organischen Chemie. Nach diesem Gesetz besitzt jede Zellart in der Organismenwelt ihren eigenen mikrochemischen Bau. Hierdurch wird auch — wie wir beifügen möchten — der von Oskar Hertwig aufgestellte Satz von der Verschiedenheit der „Artzellen" eine wesentliche Bestätigung. Die von einer monistisch-dogmatischen Deszendenztheorie fälschlich vorausgesetzte Gleichartigkeit des Plasmas in der ganzen Lebewelt wird dadurch ganz unhaltbar; das Problem der Stammesentwicklung der organischen Arten hat sich in das viel schwierigere Problem der Umbildung der Artplasmen verwandelt.

Unter den Artikeln des Abschnittes „Paläontologie" haben die neueren Untersuchungen W. Dietrichs über die Stammesgeschichte der Elefantenfamilie (S. 138 ff) besonderes Interesse für die Deszendenzfrage. Hiernach sind drei voneinander getrennte Entwicklungsreihen von Elefanten anzunehmen, die von verschiedenen älteren Mastodonarten des Tertiärs ausgingen; der indische und der afrikanische Elefant sind die Endglieder zwei verschiedener Stämme. Neue Mammutfunde in Deutschland (S. 136 ff) sprechen ferner dafür, daß das deutsche Mammut der Quartärzeit keinen so zottigen und dichten Wollpelz besaß und einem milderen Klima angepaßt war als das sibirische Mammut.

Von besonderem Interesse in der gegenwärtigen Kriegszeit sind die Abschnitte über Waffenindustrie und Automobilwesen (S. 378 ff), sowie derjenige über Luftschiffahrt (S. 384 ff). Aus letzterem erhalten wir ein günstiges Urteil über die Vorzüge der deutschen Luftflotte, namentlich der Zeppeline.

E. Wasmann S. J.

Die Praxis der Naturkunde. Von Dr phil. **Max Voigt**. Zweite, erweiterte Auflage. 2 Bände. 8° (XII u. 201, VIII u. 262) Leipzig 1913, Dieterich (Weicher). Jeder Band geb. *M* 2.80

„Die Zeiten sind vorüber, wo man, wo wenigstens der bessere Teil der Menschen Naturgeschichte bloß zu den angenehmen oder spielenden Wissenschaften zählt; ihr Nutzen, ihr Einfluß auf andere Wissenschaften ist so einleuchtend,

daß ihn der billige und heller sehende unmöglich verkennen kann." So schreibt Joh. Fr. Gmelin im Jahre . . . 1787! Wenn schon damals „die andern Wissenschaften" den Einfluß der Naturkunde zu spüren bekamen, in welchem Grade ist dies gar erst heutzutage der Fall, wo naturwissenschaftliche Postulate und Resultate, naturwissenschaftliche Hypothesen und Ideen alle Wissensgebiete durchdringen, hier friedlich dort kämpfend, hier befruchtend dort zersetzend und grundstürzend! Es ist daher nicht zu verwundern, daß bei Gebildeten und Gelehrten aller Richtungen je länger je häufiger der Wunsch rege wird, auf naturkundlichem Gebiete selbständige Beobachtungen zu machen. Man möchte sich in den Stand setzen, kühnere Behauptungen von Fachleuten aus eigener Anschauung zu beurteilen, mindestens aber den fachwissenschaftlichen Erörterungen mit mehr Lust und Leichtigkeit und konkreterem Vorstellungsvermögen zu folgen.

Unsern Lesern, die sich etwa mit derartigen Plänen tragen, können wir Voigts „Praxis der Naturkunde" als technischen Führer empfehlen. Es ist eine hervorragende Leistung, ein Nachschlagebuch, das in knapper Form über Erlangung und Behandlung des Untersuchungsmaterials, über die dazu erforderlichen Hilfsmittel und ihre Benutzung, über Untersuchungsmethoden auf allen Gebieten der naturkundlichen Forschung Auskunft gibt. Die erste Auflage trug den Titel „Die Praxis des naturkundlichen Unterrichts". Die vorgenommenen Erweiterungen bedingen den neuen, durchaus berechtigten Titel, haben aber dem Werke von seiner speziellen Brauchbarkeit für Unterrichtende nichts genommen. Darüber hinaus erfüllt es jetzt die Aufgabe, auch andern ein Wegweiser für naturwissenschaftliche, naturforschende Tätigkeit zu sein. Der Verfasser bietet es ausdrücklich Lehrern, gereifteren Schülern, Naturfreunden und selbst fortgeschritteneren Mikroskopikern als Führer bei ihren Arbeiten an.

Den Inhalt der beiden Bände skizzieren wir durch Angabe der acht Kapitelüberschriften: A. Biologische Untersuchungen. B. Mineralogisch-geologische Untersuchungen. C. Das Mikroskop im Dienste des Unterrichts. D. Die Projektion im Dienste der Schule. E. Die Photographie im Dienste des naturkundlichen Unterrichts. F. Die naturkundlichen Sammlungen. G. Exkursionen. H. Chemikalien, Reagentien, Farbstoffe, Konservierungsmittel, Bezugsquellen, Literaturnachweis, Register. Kapitel A und B füllen den ersten Band, der uns als besonders verdienstvoll erscheint. Nur der Abschnitt über Formikarien S. 93—98 bedarf einer Umarbeitung. Der Gebiensche Apparat mag ja ganz hübsch sein, für die Besiedlung desselben werden aber ganz verfehlte Ratschläge gegeben. Dem Verfasser ist offenbar die Kritik entgangen, welche die Arbeit von Hans Gebien, der er ausschließlich folgt, im 24. Jahrgang [1907] des Entomologischen Wochenblattes (Insektenbörse) gefunden hat. H. Schmitz S. J.

Umschau.

Der Kriegshirtenbrief des deutschen Episkopats. In den stillen wie in den leidenschaftlichen und erregten Stunden fühlt sich der Katholik geleitet durch das Wort seiner Kirche. Er ist gewohnt, ihre Teilnahme zu erfahren in allem, was ihn bewegt und erschüttert. Er weiß, daß ihr Urteil und ihre Weisung ihm die höchste und entscheidende Norm sind in seinem religiösen Leben. Und diese Religiosität ist nicht eine abgesonderte Provinz seines Daseins, sondern eine Geistesmacht, die alle Lebensgebiete durchdringt, alle Lebensschicksale mit ihrem Lichte erhellt, alle Lebensleistungen mit ihrer Kraft bewegt und befruchtet.

Welches Erlebnis aber wäre größer und erschütternder als ein Krieg? Und erst der heutige Krieg! Der gewaltigste von allen, der erbittertste und mühsamste, der die ungeheuerlichsten Opfer fordert, der hineingreift und hineinschneidet in das Leben ungezählter Millionen, der die Herzen auseinanderreißt und die teuersten Leben vernichtet, der alle gewohnten und gewöhnlichen Lebensbedingungen und Lebensmöglichkeiten umwühlt und umstürzt!

In solcher Lage schaut der Katholik mit wahrhaft brennenden Augen empor zu seiner treuen Führerin und erwartet, daß sie auch jetzt begütigend, tröstend, erhebend und mahnend zu ihm spreche. Da tastet er nach ihrer starken und mütterlichen Hand, um an ihrem Druck zu spüren, daß sie auch jetzt um seine größte Not und Gefahr wisse, daß sie auch jetzt einen Rat und eine Hilfe für ihn habe. Da will er Gewißheit lesen in ihren Augen, daß sie auch diese neue unerhört drangvolle Lage beherrscht und auch jetzt noch ihres Zieles sicher ist. Da horcht er gespannt auf jedes Wort von ihren Lippen: Was sie nun dazu sagt? Zu solchen Ereignissen und Entscheidungen? Und wie sie unsere Seelen in einem solchem Sturme zu bergen gedenkt?

Benedikt XV., der Pontifex dieses neuen Zeitalters, hat das Hoffen und Fragen des katholischen Erdkreises erhört.

Zu uns deutschen Katholiken aber sprach die Weltkirche noch eigens durch die Stimme unserer Hirten. Zum erstenmal wandten alle deutschen Bischöfe sich gemeinsam an des Reiches Katholiken. Eine denkwürdige Tatsache in der geschichtlich denkwürdigsten Stunde! Wo das ganze Volk in nie gesehener Eintracht verbunden ist, wo kein Unterschied mehr ist zwischen Nord und Süd, und keine Zerklüftung mehr zwischen einzelnen Stämmen und Provinzen. An das neue Deutschland sein gesamter Episkopat! Mit gerührten und fröhlichen Augen lasen wir unter dem Hirtenbrief die stattliche Reihe aller deutschen Bischofsnamen und Bischofssitze. Fast zärtlich gingen wir von einem Namen zum andern. War es uns doch, als öffnete sich von einer neuen Seite her ein überraschender Ausblick auf Deutschlands Größe und Einigkeit. Und ein neuer Ausblick auf die

Macht und wohlbefestigte Ordnung der deutschen Kirche, ihre glänzenden Namen, ihre Zierden und Segenswerke.

Die Sprache des Hirtenschreibens ist sehr ernst, und selbst seine Güte und sein Mitleid tragen noch ernste Züge. Es ist eine prophetische Weihe und Wahrheit in seiner Sprache.

Der Inhalt des Schreibens ist uns vertraut geworden in der dreitägigen Geisteserneuerung, in der das ganze katholische Deutschland die Herzen bereitete zu der Weihe an das göttliche Herz des Erlösers. Da haben auch wir uns die seelische Durchdringung und Vergeistigung zu eigen gemacht, die das harte und alle gewohnten Maße übersteigende Kriegsproblem in dem bischöflichen Schreiben erfahren hat. Da hat der innerlich gerichtete Mensch sich auseinandergesetzt mit den quälendsten Rätseln, die jemals auftraten, und sein Blick ging in alleweg auf den inwendigen Kern; nirgends blieb er am Äußerlichen und Zufälligen haften.

Und diese Verinnerlichung der Kriegshoffnung und der Kriegsarbeit und des Kriegsleides wird auf rein religiöse Art, ausschließlich mit den Mitteln unseres Glaubens, vollzogen. Das ist's, was uns beim Hören dieses Hirtenwortes so wundersam ergreift, was vielleicht auch manchem überraschend und erstaunlich klingen mochte. Es zeigt sich, daß die ewigen Heilswahrheiten und Heilstatsachen weit und geräumig genug sind, um auch diese gewaltigste Erscheinung der Geschichte hineinzustellen. Das Licht der Offenbarung erweist sich als stark genug, um auch die abgründige Dunkelheit und Wirrnis eines solchen Schicksals aufzuhellen. Auf dem Hintergrunde gewaltiger Lehren von Sünde und Sühne, von Erlösung und gottmenschlicher Liebe wird auch diese Heimsuchung der Völker verständlich. Ja, sie wird zu einer Apologie: „Der Glaube trat wieder in sein Recht; die Seele schlug ihr Auge auf und erkannte den Herrn."

In der Finsternis der Kriegsgewitter „ließ Gott in uns aufleuchten die strahlende Erkenntnis von der Gottesherrlichkeit auf dem Angesichte Jesu Christi". „Aus der Zeit der Not wird eine Zeit der Gnade durch engsten Anschluß an unsern Heiland und Erlöser."

Ja, warum die Weihe an das Herz Jesu? Durch reumütige Einkehr in das eigene schuldbeladene Herz und durch vertrauensvolle Hingabe und Weihe an das erbarmende Herz und die heiligen Herzensgedanken Jesu Christi wird die innere Umwandlung erreicht, die Wiedergeburt, die aus der furchtbaren Blutstaufe dieses Krieges heraufsteigen soll in eine neue Welt und eine neue, bessere Friedenszeit.

Nach dem Kriege darf das deutsche Volk nicht wieder abweichen von den neuen Wegen, die der Krieg uns gelehrt hat. Es wäre ein Zeichen, daß sein Enthusiasmus, seine Opferfreude, sein Einigkeitswille doch nicht Herzenssache waren. Daß sie also Herzenssache werden, daß sie eine innere, bis auf den tiefen Grund des deutschen Gemütes reichende Umkehr und Erneuerung bedeuten, das eben soll die Weihe an die Herzensgesinnung Jesu bewirken.

Gerade das Herzensgeheimnis der Liebe, das eucharistische Geheimnis trautester Gottesgemeinschaft hat unsere Krieger gestärkt, gerade nach ihm haben sie

am sehnlichsten verlangt. Hier ist die Stelle, wo ihnen und uns das liebreichste Herz sich offenbart. Darum weihen wir uns ihr, dieser ewig alten und doch spät erkannten, neu entdeckten Liebe eines gottmenschlichen Herzens.

Der hohe, prophetische Geist des Hirtenschreibens, das tiefe und heiße Erlebnis, aus dem seine Worte strömten, ist zusammengedrängt in das Schlußgebet, das von Innigkeit und Inbrunst glüht: „O Schwert des Herrn, wie lange noch willst du nicht rasten? Gehe in deine Scheide, kühle dich ab und halte still! Jesus, du heiliges Gotteslamm, das hinwegnimmt die Sünden der Welt, erbarme dich unser und schenke uns den Frieden! Heilige Jungfrau und Gottesmutter Maria, erflehe uns von deinem göttlichen Sohne Verzeihung, Gnade und Frieden. Amen." P. Lippert S. J.

„Der deutsche Gedanke in der Welt." Dr Paul Rohrbach, evangelischer Theologe und Volkswirtschaftler, Dozent an der Handelshochschule zu Berlin, hat sein Buch über den deutschen Gedanken in der Welt schon vor zwei Jahren geschrieben. Begreiflicherweise gibt der Weltkrieg den frischen und zielbewußten Darlegungen eine besondere Bedeutung. Was über die deutsche Politik gesagt wird, liegt zum größten Teil außerhalb des Rahmens dieser Zeitschrift, und manches andere fordert ebenfalls weder unsere Zustimmung noch unsern Widerspruch heraus. Dagegen können wir an einigen Ausführungen nicht stillschweigend vorübergehen.

Die Einleitung des Buches bekennt sich offen zum Glauben an die sittlichen Werte, die „Ziel und Norm des Menschheitsfortschritts" seien.

„Da indes", heißt es (S. 6) weiter, „dieser Fortschritt sich nicht zuerst an der Menschheit im ganzen, sondern zuerst in den Nationen vollzieht, so ist es unmöglich, ihm anders zu dienen, als indem jedermann Arbeit innerhalb seines Volkes tut. Wollen wir also vom deutschen Gedanken in der Welt reden, so meinen wir den sittlichen Idealgehalt des Deutschtums als gestaltende Kraft im gegenwärtigen wie im zukünftigen Weltgeschehen, und gehen dabei mit Bewußtsein von der Überzeugung aus, daß wir dazu in das Spiel der Weltkräfte hineingestellt sind, um sittliche Tüchtigkeit nicht nur für uns, sondern auch für die ganze Menschenwelt zu erarbeiten und zu bewähren."

Neben anderem, was die Erfüllung dieser großen Aufgabe erschwere, glaubt nun Rohrbach auch die deutschen Katholiken als Hindernis der nationalen Erstarkung ansehen zu müssen. Er weist auf den der katholischen Kirche wesentlichen Universalismus hin, auf die Tatsache, daß seit Jahrhunderten alle Päpste und die meisten Kardinäle Italiener gewesen sind, auf den ausgeprägt internationalen Zug des Jesuitenordens, auf die Ehelosigkeit der katholischen Geistlichen im Gegensatz zu der überraschend großen Zahl führender Männer und Frauen, die von evangelischen Geistlichen abstammen. Dann schließt er so:

„Wir fassen also die Bedeutung der Tatsache, daß fast die Hälfte der Deutschen in und um Deutschland dem Katholizismus angehört, zusammen und sagen: die aus dem katholischen Prinzip und der Herrschaft der römischen Kurie folgenden Wirkungen tragen in einer dem einzelnen Katholiken kaum bewußten, nicht selten durch die natürlichen Instinkte des nationalen Empfindens auch glücklich abgewehrten,

aber trotzdem durch die unendliche Summierung der Fälle wirksamen Weise dazu bei, daß im katholischen Teil unseres Volkes die Gesamtleistung für den Fortschritt der deutschen Idee verhältnismäßig geringer ausfallen muß als auf der (so!) evangelischen. Der Katholizismus wirkt im ganzen als Hemmungsfaktor dagegen, daß die natürliche Bereitschaft des Menschen zur Aktivität nach der idealen Seite hin im gegebenen Falle sich der scharfen Ausprägung des nationalen Ideals zuwendet. Er mag dafür andere an sich wertvolle ideale Triebe lebendig machen, aber diese führen dann in eine andere Richtung als in die nationale."

Rohrbach spricht seine Anschauungen entschieden, aber doch vornehm aus. Ebensowenig, wie er sich scheut, die Vorzüge der französischen und der englischen Kultur anzuerkennen (S. 215), trägt er Bedenken, die evangelische Kirche in einer Hinsicht national noch schwerer zu belasten als die katholische. „Gerade darauf", sagt er (S. 128), „beruht ja die religiöse Wirkungslosigkeit der deutschen katholischen wie der deutschen evangelischen Kirche, daß beide, namentlich aber die letztere, einig in der Rolle als Dienerinnen des Standesprinzips sind." Beide könnten nicht eigentlich Volkskirchen werden, und daher könne man im besondern „die religiösen Kräfte, die etwa noch in dem konservativen deutsch-evangelischen Kirchentum stecken mögen, als Wertfaktor für die Zukunft des deutschen Gedankens in der Welt nicht hoch taxieren" (S. 129).

In all diesen Erwägungen wird an die Religion ein Maßstab gelegt, den auch ein liberaler Theologe zu klein finden sollte. „Schon der verwundet sie", sagt von der christlichen Religion Adolf Harnack in der Einleitung zu seinen Vorlesungen über das Wesen des Christentums, „der in erster Linie fragt, was sie für die Kultur und den Fortschritt der Menschheit geleistet hat, und danach ihren Wert bestimmen will." Wie das Christentum nicht deutschen Ursprungs ist, so reicht auch sein Wert höher und weiter als die deutsche Kultur. Und ob die katholische oder die evangelische Auffassung des Christentums richtig ist, hängt ebenfalls nicht von nationalen Rücksichten ab. Vielmehr fehlt uns die Gewißheit, daß wir unsere Nation nicht schädigen, solange als wir nicht fest überzeugt sind, daß unsere nationale Arbeit auf der wahren Weltanschauung ruht. Gerade Rohrbach kann sich dieser Folgerung nicht entziehen, denn er bezeichnet es ja (S. 6) als wesentliche Aufgabe unserer Kultur, „sittliche Tüchtigkeit nicht nur für uns, sondern auch für die ganze Menschenwelt zu erarbeiten und zu bewähren". Wonach soll die „sittliche Tüchtigkeit" bemessen werden, bevor die katholische oder die evangelische oder sonst eine Sittenlehre als wahr erwiesen ist? Wäre die katholische Sittenlehre unhaltbar, so müßte das mit philosophisch-theologischen und nicht mit „nationalen" Gründen dargetan werden; ist sie wahr, so bedeutet sie für die Größe der Nation unvergleichlich mehr als noch so gewaltige wirtschaftliche, politische, wissenschaftliche oder künstlerische Erfolge.

Aber nicht nur ist Rohrbachs ganze Stellung von vornherein unglücklich gewählt, auch was er im einzelnen gegen den nationalen Wert des Katholizismus vorbringt, ist nicht begründet.

Gewiß ist die katholische Kirche eine Weltkirche im weitesten Sinne des Wortes, weil Christus es so gewollt hat. Aber Rohrbach braucht nur unbefangen

die Kirchengeschichte oder das kirchliche Leben der Gegenwart zu betrachten, um mit Händen zu greifen, daß im universalen Katholizismus zugleich jedes wahre Ideal der Nation seine geweihte Stätte hat. Wir wissen uns da eins mit dem hl. Paulus, der so universal dachte, daß er „in Christus" weder Juden noch Griechen kannte (Gal 3, 28), und zugleich so national, daß er (Röm 9, 1—5) feierlich beteuern konnte: das Schicksal seiner Stammesgenossen, der Erben einer einzig großen und heiligen Vergangenheit, sei ihm ein „beständiger Schmerz", ja er wünsche, statt ihrer „von Christus getrennt zu sein". Der Brixener Theologieprofessor Dr Wendelin Haidegger weist in seiner Schrift „Der nationale Gedanke im Lichte des Christentums" (2. Aufl., Brixen 1902) ausführlich nach, daß die älteren wie die neueren Theologen der katholischen Kirche die Bedeutung der Nation sehr wohl erkannt haben. Rohrbach würde wahrscheinlich sehr erstaunt sein, wenn er läse, wie Haidegger es (S. 69) als sittliche Pflicht bezeichnet, daß wir „für nationale Kultur, für nationalen Fortschritt, für Mehrung des Nationalreichtums, für Kräftigung der Machtstellung, welche unsere Nation im Reiche und in der Welt einnimmt, ernstlich und ausdauernd einstehen und arbeiten".

Der Deutschkatholizismus ist ebenso wie der Byzantinismus und der Gallikanismus nicht deshalb von der Kirche abgelehnt worden, weil er nicht römisch, sondern weil er nicht katholisch war. Im nationalen Sinne ist der Katholizismus weder römisch noch italienisch. Da aber die dem Oberhaupte der katholischen Kirche notwendige Unabhängigkeit geschichtlich durch den Besitz eines italienischen Gebietes geschützt war, so lenkte sich die Papstwahl, sobald der Einfluß deutscher Kaiser oder französischer und spanischer Könige seine ausschlaggebende Bedeutung verloren hatte, naturgemäß auf Italiener. Sollte sich im Laufe der Zeit eine andere Form finden, die unentbehrliche Freiheit der obersten Kirchenregierung wirksam zu wahren, so würde die ununterbrochene Reihe der italienischen Päpste ebenso aufhören, wie die im Altertum übliche Wahl durch Klerus und Volk von Rom oder die im frühen Mittelalter nicht seltene Ernennung durch Kaiser und Könige aufgehört hat. Daß die Kirche von sich aus einem vollständigen Ausgleich der Nationen im Anteil an der Kirchenregierung nicht abgeneigt ist, beweist schon die Tatsache, daß beim letzten Konklave die italienischen Kardinäle nur noch eine ganz schwache Mehrheit bildeten. Soweit es auf die Kirche selber ankommt, knüpft sie die höchsten wie die niedrigsten geistlichen Ämter weder an ein bestimmtes Volk noch an eine bestimmte Gesellschaftsklasse, aber sie muß, wie jede Kulturmacht, geschichtlich gewordenen Verhältnissen gebührende Rechnung tragen.

Ganz mißlungen ist die Anklage gegen die Ehelosigkeit der katholischen Geistlichen. Wenn Rohrbach, der sich auf seine Kenntnis katholischer Apologetik beruft, etwa das schöne Buch von Dr Scholl über die Jungfräulichkeit (Freiburg 1914, Herder) lesen wollte, so würde er vielleicht sehen, daß ihm der soziale und damit auch nationale Wert der priesterlichen Ehelosigkeit vollständig entgangen ist. Die ungeteilte Hingabe des ganzen Wesens an den Beruf, die dem Priester der tiefste Beweggrund seines ehelosen Lebens ist, befähigt zu einer nationalen Arbeit, die an Umfang und Adel weit das überragt, was durch Gründung einer Familie

für die Zukunft des Volkes geleistet werden könnte. Nicht als ob die evangelische Geistlichkeit hauptsächlich für ihre Familie lebte — aber es ist selbstverständlich, und evangelische wie griechisch-katholische Geistliche gestehen es auf Grund ihrer Erfahrung bereitwillig zu, daß die Familie ein wahrlich nicht geringes Maß von Zeit, Kraft und Liebe beansprucht, das sonst der Seelsorge zugute käme.

Derselbe Grund, die völlige Bereitschaft für den Dienst Gottes, bestimmte den Gründer der Gesellschaft Jesu, nationale Sonderbestrebungen seinen Söhnen soweit zu verbieten, als sie der religiösen, also höheren Aufgabe des Ordens und der Vollkommenheit christlicher Liebe im Wege stehen. Die Ordenssatzungen warnen vor ausgesprochener Abneigung gegen fremde Nationen, aber die Unterdrückung des berechtigten nationalen Empfindens liegt ihnen so fern, daß im Gegenteil die Assistenzen und Provinzen des Ordens auf nationalen Verschiedenheiten beruhen, und daß innerhalb dieser Verwaltungsbezirke die Anschauungen der Ordensmitglieder und die besondern Bestimmungen über ihre Lebensweise unverkennbar die jeweilige nationale Eigenart widerspiegeln. Noch vor kurzem hat hier (Dezemberheft 260 262—265) P. Scheid kurz dargelegt, wie in schwerer Zeit deutsche Jesuiten für ihre Muttersprache eingetreten sind. Das reichhaltige Buch „Sind die Jesuiten deutschfeindlich?“ von A. Camerlander (2. Auflage, Freiburg 1913) birgt eine Fülle von Tatsachen und von Zeugnissen deutscher Männer bis hinauf zu den höchsten Regierungsstellen, die alle beweisen, daß die deutschen Jesuiten auch heute nicht vergessen haben, was sie ihrem Volke schulden. Und da man uns zur Verteidigung zwingt, dürfen wir wohl hinzufügen, daß der Weltkrieg diesen Beweis von neuem geliefert hat.

Angesichts der deutschen Geschichte ist es eine unbegreifliche Verblendung, um so unbegreiflicher, als leider nicht nur Rohrbach ihr verfallen ist, daß man zu behaupten wagt, der katholische Glaube hindere die Entfaltung echt deutschen Geistes. Sind denn unsere alten romanischen und gotischen Dome, sind Nibelungenlied und Wolframs Parzival, sind Dürer und Beethoven nicht deutsch und katholisch und Höhen menschlicher Kultur? Ist Rohrbach in jungen Jahren niemals in der Einleitung zur Literaturgeschichte seines treudeutschen Glaubensgenossen Vilmar auf das Bekenntnis gestoßen, daß die mittelalterliche Blüte unserer Dichtung „an Frische und Fülle der Formen, an Gediegenheit und Reichtum des Stoffes“ der klassischen Zeit von Weimar „nicht das geringste nachgibt, ja dieselbe in mehrfacher Hinsicht weit überbietet“? Hat Rohrbach, dessen baltische Heimat ihr Deutschtum einem katholischen Orden verdankt, nie in Lamprechts Deutscher Geschichte (III 349) gelesen, daß die Besiedelung des slawischen Ostens eine „Großtat des deutschen Volkes im Mittelalter“ gewesen ist, ja „vielleicht die ruhmreichste Tat überhaupt, welche Deutsche jemals als Volk ins Werk gesetzt haben“?

Wenn Rohrbach (S. 7) glaubt, wir Deutsche seien „zahlreich und innerlich stark genug“, auch für unsern Volksgedanken „Anspruch auf ein entscheidendes Mitgestaltungsrecht am kommenden Weltalter zu erheben“, dann darf er unsere Kraft nicht dadurch lähmen, daß er fast der Hälfte aller Deutschen den vollen

nationalen Wert abspricht. Und weil das Buch, das einen so kränkenden Vorwurf enthält, zur selben Stunde, wo Millionen deutscher Katholiken ihrem Vaterlande begeistert jedes Opfer weihten, in ungezählte Schaufenster gestellt worden ist — darum mußten wir die Haltlosigkeit der Anklagen gegen uns öffentlich dartun.

Jakob Overmans S. J.

Religionslose Sittenlehre in Japan. In den „Neuen Jahrbüchern" von Ilberg-Cauer (17. Jahrg. [1914] 2. Abt., 377 ff) berichtet August Degenhardt über den „Moralunterricht in den japanischen Schulen". Nach seiner Aussage wird an den japanischen Schulen kein Religionsunterricht erteilt, weil Religion Privatsache sei. Da aber die Regierung zugleich die Notwendigkeit einer moralischen Unterweisung nur zu gut einsah, mußte eine Kommission von Universitätsprofessoren, Direktoren usw. „ein nur auf den Verstand begründetes System der Moral", das aber Anregung aus allen Zeiten und von allen Völkern nicht verschmähte, ausarbeiten und sowohl für Schüler als auch für die Lehrer der verschiedenen Schulstufen eigene Lehrbücher zusammenstellen. So wurden allein für den Elementarunterricht 15 Büchlein verfaßt, 8 für die Lehrer und 7 für die Schüler, indem im ersten Jahrgange nur der Lehrer ein Buch in die Hand bekommt.

Die autoritative Grundlage für den ganzen Moralunterricht soll der große kaiserliche Erlaß vom Jahre 1890 bilden. In diesem Erlasse werden als wesentliche Grundsätze für die Erziehung der kaiserlichen Untertanen folgende angegeben:

„Seid gehorsam euren Eltern, liebet eure Brüder und Schwestern, lebt in Eintracht als Gatten und Ehefrauen, als Freunde seid treu; euer Benehmen sei höflich und maßvoll, und euren Nächsten wollt ihr lieben wie euch selbst; widmet euch euren Studien und seid fleißig in eurem Berufe; bildet eure geistigen Fähigkeiten aus und fördert eure sittlichen Gesinnungen; erhöht das Gemeinwohl und leistet den Interessen der Gesellschaft Vorschub; leistet der Verfassung und allen Gesetzen unseres Reiches strengen Gehorsam; offenbart euren Patriotismus und euren Mut und helft uns dadurch, die Ehre und das Wohl unseres Reiches, welches dem Himmel und der Erde gleich ist an Wert, zu fördern."

Die Beweggründe für die treue Befolgung dieser Ermahnungen enthält das magere Sätzchen: „Ihr erfüllt dadurch nicht nur eure Pflicht als treue und gute Untertanen, sondern ihr ehrt auch die Sitten und Gebräuche, die eure Vorfahren hinterlassen haben".

Eine gewisse Grundlage ist ja dadurch für die Sittenlehre geschaffen, besonders wenn man bedenkt, daß die Japaner von einer fast fanatischen Vaterlandsliebe beseelt sind und bis in die letzte Zeit dem Mikado eine Art göttliche Verehrung zollten. Man war auch darauf bedacht, durch Äußerlichkeiten diese Grundlage noch mehr zu festigen. Von den an alle Schulen verteilten Abschriften des kaiserlichen Erlasses sind die den Staatsschulen überwiesenen vom Kaiser selbst unterzeichnet. Sie müssen in einem besondern Raume aufbewahrt, bei feierlichen Gelegenheiten im Festsaal aufgehängt und gerade so geehrt werden, als wenn der Kaiser selbst anwesend wäre. Es soll vorgekommen sein, daß solche

Heiligtümer vom Direktor oder einem Lehrer unter Lebensgefahr aus brennenden Schulen gerettet wurden.

Auch die Unterrichtsbücher selbst scheinen, soweit man nach den kurzen, von Degenhardt gebotenen Inhaltsangaben urteilen kann, sehr geschickt und mit Benützung aller pädagogischen Hilfen zusammengestellt. Abbildungen, Erzählungen, Beispiele sollen den Unterricht anziehend machen. Selbstverwaltung, Preise für gutes Betragen, die nationalen Festtage, Turnen, Spiel und Sport müssen dazu dienen, die Theorie durch die Praxis zu ergänzen. Ein Direktor soll z. B. den Brauch eingeführt haben, der Reihe nach die Bilder bedeutender Männer in dem Festsaal seiner Schule aufzuhängen; jedes neue Bild wurde feierlich enthüllt. Da erschienen neben bedeutenden Japanern auch Sokrates, Newton und Jesus!

Und welches ist der Erfolg? Trotz allem gelingt es nicht, bei den Schülern allgemeines Interesse zu erwecken; „ja man hört von ihnen häufig die absprechendsten Urteile über den Moralunterricht". Dafür wenden sich auf den höheren Schulen die jungen Leute mit um so größerem Eifer „der naturalistischen französischen und russischen Literatur" zu, „die sie merkwürdig (!) fasziniert und die Sitten- und Grundsatzlosigkeit fördert". „Und so sehen wir denn, daß die oberflächlichen Naturen in Unsittlichkeit verkommen, die tieferen auch oft in Selbstmord endigen." So wenig vermag also der mit allen didaktischen Mitteln erteilte religionslose Moralunterricht einen festen Halt zu geben. Man hat eben auf Sand gebaut.

Wir können uns nicht versagen, wenigstens zum Teil, das erschütternde Kulturdokument anzufügen, womit Degenhardt seine dankenswerte Abhandlung schließt. Er war anderthalb Jahre lang an einer höheren Schule in Japan als Lehrer für Deutsch und Latein tätig. In einem deutschen Aufsatz über das Thema „Zivilisation und Selbstmord" kennzeichnet ein etwa zwanzigjähriger Schüler der obersten Klasse zunächst die Religionsformen der japanischen Vergangenheit, bei welchen „die Alten ihr Genüge fanden". Dann kommt er zum gegenwärtigen Zustand, welchen er folgendermaßen schildert:

„Jetzt allenthalben schreien wir Jungen alle laut vor Schmerz über den skeptischen Gedanken. Es ist das Geschrei um die Erklärung des Weltalls. Der unzeitgemäße Shindo, Buddhismus, Bushido und die Konfuziuslehre sind heute keine Autorität für uns. Auch das heuchlerische Christentum, die pedantische Philosophie und die unvollständige Wissenschaft können keineswegs der gute Arzt sein, um unsere Leiden zu heilen. So gingen die Autoritäten der Gedanken schon lange zugrunde. Da empfand der Leidende bitterlich die Nichtigkeit des Menschenlebens, und vor Verzweiflung töteten manche Menschen sich selbst.

„Unter ihnen war der erste Selbstmörder, ein neunzehnjähriger Junge namens Fujimura, ein Schüler der Tokyo Koto Gakko, welcher sich vor sechs Jahren von dem Fall von Kegon in Nikko herabstürzte, nachdem er ein berühmtes Gedicht, ein sogenanntes ‚Gefühl auf der Felsenspitze', auf einen Baumstamm geschrieben hatte:

„‚Gefühl auf der Felsenspitze. Wie ist der Himmel gelassen! Wie weit ist das Altertum fern! Wir Menschen bemühen uns mit unsern kleinen Körpern leider vergebens, diese unbegreifliche Größe zu erklären. Was kann die Philosophie von Horatio als Autorität wert sein? Mit einem Wort ist es genug: Das Wesen des

Weltalls ist durchaus unverständlich. Deswegen entschloß ich mich, vor Leiden diese Erde zu verlassen. Nun stehe ich auf der Felsenspitze, schon gibt es in meiner Brust keine Unruhe. Erst jetzt weiß ich ja, daß eben der äußerste Pessimismus mit dem äußersten Optimismus selbst übereinstimmt.'

„Von seinem Tode bis zum November letzten Jahres (1909) folgten 186 Menschen ihm auf dem Fuße, die von allen scheinbaren Moralisten, welche weder die Ursache dieser skeptischen Gedanken kennen, noch dafür die helfende und bessernde Hand anlegen können, bloß verspottet wurden. Nur wir Jungen haben mit jenen Selbstmördern Mitleid, obgleich auch wir ihre Tat nicht für richtig halten.

„Man sagt, es sei jetzt eine zivilisierte Zeit; da töten aber manche Jungen sich selbst vor Lebensleiden, während man in jener ungebildeten Zeit sich für die Rechtschaffenheit zum Opfer brachte. Dann können wir sagen: ‚Die Zivilisation gibt uns als Geschenk auch die Selbstmörder.'"

Degenhardt schreibt zu Beginn seines Berichtes: „Das Problem des Moralunterrichts in der Schule beginnt jetzt auch in Deutschland das Interesse weiterer Kreise auf sich zu ziehen. Aber Moralunterricht, völlig losgelöst von Religionsunterricht, erscheint noch heute den meisten Deutschen als etwas Unerhörtes, Undurchführbares. . . ." Gott sei Dank! und möge es so bleiben! Nein, nur Gott, der Schöpfer und Herr, unter dessen Schutze vor hundert Jahren unsere Vorfahren Deutschlands Freiheit errungen, in dessen Namen unsere Fürsten auch den gegenwärtigen Kampf um den Fortbestand Deutschlands begannen, in dessen Kraft unsere Jünglinge und Männer die gewaltigen Schlachten schlagen: er allein kann und darf die Grundlage sein für die sittliche Ertüchtigung unserer teuren deutschen Jugend! Ewig wahr bleibt Pauli Wort: „Einen andern Grund kann niemand legen außer dem, welcher gelegt ist, welcher ist Christus Jesus" (1 Kor 3, 11). **B. Wilhelm** S. J.

Religion und Volksbildungsbestrebungen. Vor Jahresfrist ist ein Buch von Dr Alois Wurm „Grundsätze der Volksbildung" erschienen (vgl. diese Zeitschrift LXXXVI 337). Wurm hatte, ohne näher auf einzelne Bekenntnisse einzugehen, offen die Aufnahme der Religion in das Programm der volkstümlichen Hochschulkurse verlangt. Unter Anlehnung an das Vorbild der theologischen Fakultäten schlug er auch für die Volkshochschulkurse Eingliederung eigener konfessioneller Veranstaltungen vor. Das Buch hatte in der „Konkordia", der Zeitschrift der Zentralstelle für Volkswohlfahrt (Heft 16/18, 21. Jahrgang), eine sehr wohlwollend gehaltene Besprechung aus der Feder Dr R. v. Erdbergs erhalten. Die führende Rolle, die R. v. Erdberg auf dem Gebiete der Volksbildung zukommt, wie auch die Bedeutung des genannten Organs lassen es gerechtfertigt erscheinen, auf die Stellungnahme v. Erdbergs zu dem angeführten Vorschlag hier einzugehen. Dr v. Erdberg schreibt:

„Streng ins Gericht geht Wurm sodann mit den volkstümlichen Hochschulkursen. Eingehend setzt er sich mit der Frage der politischen und religiösen Neutralität auseinander. Seine Ausführungen gipfeln in der Forderung strengster Neutralität oder Neutralität verbunden mit der Veranstaltung konfessionell-religiöser Kurse. Das wäre aber dann keine Neutralität mehr. Das sollte uns aber weniger schrecken,

vielmehr müssen wir den Ausführungen Wurms hier aus andern Gründen entgegentreten. Er hat die berechtigte Furcht, daß durch die Kurse, wie sie etwa Titius auf dem VI. Volkshochschultage vorgeschlagen hat, religiöse Gefühle verletzt und religiöse Überzeugungen erschüttert werden könnten[1]. Soll dies unter allen Umständen vermieden werden, dann scheidet die wissenschaftliche Behandlung religiöser Fragen, aber auch z. B. die Kirchengeschichte, aus dem Rahmen der Kurse überhaupt aus. Nur um wissenschaftliche Kurse kann es sich hier aber handeln. Wer Befriedigung seiner religiösen Bedürfnisse sucht oder Festigung seines religiösen Standpunktes, der muß sich an die Veranstaltungen seiner Kirche wenden. Es handelt sich hier um zwei ganz getrennte Arbeitsgebiete. Konfessional-religiöse Kurse könnten überhaupt nicht leisten, was Wurm verlangt, da sich eine so weitgehende Homogenie des Publikums wohl nie erzielen lassen wird, daß jedem die Garantie gegeben wird, daß er in seinen Gefühlen nicht verletzt wird. Die Kurse wenden sich eben nicht an Gefühle, sondern an den Verstand."

Was an dieser Kritik des Standpunktes Dr Wurms den Katholiken befremdet, ist nicht etwa Dr v. Erdbergs Auffassung von Religion als Gefühlssache und folgerichtig eines Gebietes, das außerhalb der Wissenschaft und wissenschaftlicher Kurse liegt. Wir Katholiken wissen sehr wohl, wie man in andern Kreisen unseres Volkes Religion verschieden auffaßt und wertet. Was aber befremden muß bei einer ersten Autorität in Fragen des deutschen Volkstums, ist die anscheinend völlige Unkenntnis der Auffassung von Religion von mehr als 20 Millionen dieses Volkes. Es ist dem Katholiken, der einigermaßen in seinem Glauben unterrichtet ist, völlig unverständlich, wie unter Katholiken nicht eine so weitgehende Homogenie des Publikums zu erzielen sein sollte, daß sie durch religiös-wissenschaftliche Vorträge seitens eines „Vertreters" ihrer Religion nicht in ihren Gefühlen verletzt würden. Der beste Gegenbeweis ist die Erdbergs Annahme völlig entgegengesetzte Erfahrung in unsern Großstädten. Diese Annahme erscheint nur dadurch erklärlich, daß es Dr v. Erdberg anscheinend entgangen ist, daß dem Katholiken Religion zuerst und wesentlich Verstandes- und Überzeugungssache ist und er auch religiöse Gefühle und Stimmungen dieser Verstandeserkenntnis unterordnet und an ihr mißt.

Dem gebildeten Katholiken, der sich beständig müht, Andersdenkende aus ihrem eigenen Denken heraus verstehen zu lernen, ist es eine schmerzliche Erfahrung, selbst in einer von offenem Wohlwollen getragenen Erörterung eines durch sein Streben nach Objektivität bekannten Organs solche Mißkennung einer der Grundlagen katholischen Lebens zu finden. Leider begegnen wir auch hier wieder der scheinbar unverwüstlichen Wurzel dieses der nationalen Eintracht so schädlichen Übels. Dr v. Erdberg weist in seinen freundlich einleitenden Worten unwillkürlich selbst darauf hin:

Wer den Volksvereinsverlag, diesen vielleicht rührigsten sozialpolitischen Verlag Deutschlands, kennt, wird von dieser Schrift vielleicht eine ganz einseitig vom katholischen Standpunkt orientierte Auseinandersetzung über die Grundsätze der

[1] Titius hatte Behandlung religiös-konfessioneller Fragen vor konfessionell gemischtem Publikum angeregt.

Volksbildung erwarten. Er wird sich aber gleich nach der Lektüre des ersten Kapitels überzeugen, daß er es hier mit einer Schrift zu tun hat, die keineswegs mit der Begründung zu erledigen ist, es handle sich hier um ein Buch, das die Dinge eben nur vom katholischen Standpunkte sehen will und sich deshalb einer objektiven Beurteilung entziehe. Gewiß verleugnet der Verfasser seinen Standpunkt nicht — man würde ihm zu nahe treten, wenn man das von ihm erwarten wollte — und gibt gerade darum mehr und Interessanteres, als eine vorurteilslose Behandlung ihn hätte bieten lassen.

Ob nun gerade das Nichtkatholische wirklich vorurteilslos und objektiv ist, mag unbeantwortet bleiben. Es soll auch gerne anerkannt werden, daß die letzten Worte des Zitats eine kleine Milderung enthalten. Aber solange nicht wenigstens alle, die Führer sein wollen im deutschen Volks- und Geistesleben, rücksichtslos mit der eingerosteten Regel des Catholica sunt, non leguntur gebrochen haben und nicht der Mahnung des alten Adolf Wagner an seine Hörer folgen, auch katholische Literatur zu berücksichtigen, denn dort sei auch etwas zu lernen: solange werden wir uns im deutschen Vaterland nie ganz verstehen. Vor allem aber ist an ein volkstümliches Arbeiten nicht zu denken, wenn man sich selbst die ersten Quellen zum Verständnis eines so ausgeprägten Volkstums, wie das des katholischen Volksteils ist, verschließt. Nicht der Polemik wegen sind diese Worte geschrieben, sondern im Sinne der weiteren Worte Dr v. Erdbergs zu Wurms Grundsätzen.

Es könnte der Volksbildungsbewegung nur dienlich sein, wenn aus den verschiedenen Lagern mit dieser Offenheit und mit diesem Ernste die Standpunkte vertreten und von ihnen aus die brennendsten Fragen erörtert würden. An Bildungsgeschwätz, das mit dem Anspruche der Objektivität und Allgemeingültigkeit auftritt, haben wir nachgerade genug. **Constantin Noppel** S. J.

Der Krieg und die deutsche Kunst. Daß am Mark der deutschen Kunst ein böser Wurm nagte, wurde von Jahr zu Jahr offenbarer. Es hat an Klagen darüber nicht gefehlt. Zeitschriften, Broschüren, dicke Bücher wiesen auf die Gefahr hin, die unsere Kunst bedroht, und forderten energisch die Entfernung des schleichenden Übels.

Aber es gab auf der andern Seite nur allzu viele, denen das krankhaft blasse, wächserne Aussehen und das hysterisch-nervöse Zucken fremder Kunst interessanter erschien als die Kraft und Fülle der echten deutschen. Da sie selbst es für unerläßlich hielten, einen Großteil des Jahres in Paris, London, Petersburg zu verbringen, hatten sie für das biedere deutsche Wesen allmählich jeden Begriff verloren, hielten es für linkisch und großväterisch, glaubten wohl gar noch, dem Vaterland einen Dienst zu leisten, wenn sie ausländische Kultur und Kunst bei uns zu verbreiten suchten. Redegewandt und selbstbewußt, in Verbindung stehend mit der Großpresse und mit geldkräftigen Kunsthändlern, waren sie um die Mittel und Wege, ihren Ansichten Geltung zu schaffen, nie verlegen. Ihre Anhänger wurden zu Genies emporgeschrieben, ihre Gegner, die wollten, daß der Deutsche sich deutsch gebe, totgeschwiegen oder als rückständige Schwachköpfe verhöhnt.

Als dann das kecke Büchlein „Die kranke deutsche Kunst“ und das Buch Theodor Alts „Die Herabwertung der deutschen Kunst durch die Parteigänger des Impressionismus“ erschienen, waren diese mutigen Schriften bald unter den Fluten der gallisierenden Modeliteratur verschwunden, und Binnens Protest deutscher Künstler wurde schnell von Künstlern der andern Seite überstimmt, vielleicht weniger aus innerer Überzeugung als aus Angst, für unmodern gehalten zu werden.

Da kam der große Krieg, und der gewaltige Ruf der deutschen Kanonen machte plötzlich alles Schreien jener undeutschen Deutschen nach ausländischer Kultur verstummen. Mit einem Schlage war zuwege gebracht, was durch sanftere Mittel kaum mehr erhofft werden konnte: das gesamte deutsche Volk war sich wieder bewußt seiner Kraft, seiner nationalen Güter, seines Charakters, seiner großen Vorfahren. Und als einer der gefeiertsten moderner Maler, Ferdinand Hodler, sich offen auf die Seite unserer Feinde schlug, brach der Ingrimm gegen den so lange geduldig ertragenen Kunstterrorismus durch. Wie es so oft geschieht, wirkte auch diesmal das Gefühl auf den Verstand, und man fragte sich, was man schon längst vorurteilslos hätte fragen sollen, was denn gar so Großes an der ausländischen Kunst sei, daß man sie auf den Thron unserer Väter setzen, den rechtmäßigen Erben dagegen in die Verbannung schicken wollte. Man erkannte wieder, daß das Gerede von internationaler Kunst Phrase sei, und der echte deutsche Künstler gerade das auszusprechen habe, was andere Nationen nicht aussprechen können, weil ihr Volkscharakter anders geartet ist.

Diese Stimmung unseres Volkes muß gestärkt werden, daß sie bleibe und nicht wieder verwehe, wenn der große Friede eingezogen ist. Darum sind solche Schriften, wie die unlängst bei Herder erschienene [1], jetzt besonders willkommen, mögen sie dem eben geschilderten Konzern von Literaten, Künstlern und Kunsthändlern noch so sehr mißfallen. Momme Nissen, bekannt als Maler, Schriftsteller und langjähriger Vertrauter des geheimnisvollen Rembrandtdeutschen, an dessen Biographie er seit langem arbeitet, hat für alle Regungen und Schwankungen auf dem Gebiete der Kunst ein reizempfindliches Auge und ist darum als Führer auf dem verworrenen Pfade wie wenige geeignet.

Den Herd des Übels erblickt der Verfasser darin, daß man die Grundlage jeglicher Kultur, die Sittlichkeit im weitesten Sinne, vergessen zu haben schien. „Soll die deutsche Kunst wieder zu einer ähnlichen Würde erblühen wie zu ihrer hehren Jugendzeit, soll sie mit dazu dienen, das hell emporgeloderte Feuer des Vaterlandsgeistes zu einer unverlöschlichen Lichtglut am heimischen Herd umzuwandeln, dann kann sie bei aller frischen neuen Gestaltung nur auf Sittlichkeit und Glauben als ihren Eckpfeilern aufgebaut sein.“ Das ist gewiß nicht so zu verstehen, als ob jedes Kunstwerk eine positive moralische oder religiöse Tendenz haben müsse — eine Landschaft oder ein Stilleben z. B. haben weder mit Glauben noch Moral etwas zu tun —, aber jedes Kunstwerk hat die Gesetze der christlichen Sitte und Religion als negative Norm zu achten.

[1] Der Krieg und die deutsche Kunst. Den kunstliebenden Deutschen beider Kaiserreiche gewidmet von Momme Nissen. gr. 8° (64) Freiburg 1914, Herder. Steif broschiert *M* 1.—

Die Entartung unserer Kunst ist von Paris ausgegangen, im Geistigen, Sittlichen, Technischen. Diesen Satz beweist der Verfasser eingehend an der Hand der jüngsten Kunstentwicklung, die er bis zu den neuesten Ausgeburten einer toll gewordenen Phantasie verfolgt. Eine Bildtafel gibt dem Leser einen Begriff von dieser Kunst. Es ist ohne weiteres einleuchtend, daß Grundsätze wie der Courbets: „Poesie ist Unsinn, Ideal ist Lüge, Phantasie ist Blödsinn", gerade der deutschen Kunst, die auf Geist und Herz, Gemüt und Seele sich gründet, den Todesstoß geben mußten. Und wenn der modernste Expressionismus, im Gegensatz zum Impressionismus, wieder auf Geist und Phantasie zurückzukommen sich bestrebt, dann kann man nur sagen: der Herr bewahre uns vor solchem Geist und solcher Phantasie. Der Verfasser hat es nicht unterlassen, seine Erwägungen mit kernigen Aussprüchen anerkannter Autoritäten zu würzen. Wir haben gute Stützen für unsere konservativen Anschauungen.

So kommt Nissen schließlich zu dem Ergebnis, daß wir zurück müssen, „zurück bis dahin, wo wir begonnen haben, unsicher zu sein. Dieses Zurück ist unser Vorwärts." Das heißt nun freilich nicht, daß wir all die technischen Fortschritte der letzten Jahrzehnte vergessen und eine neue Periode der „Kartonmaler" herbeisehnen wollen. Wir erkennen gerne das Gute an, das die Neuzeit gebracht hat, aber wir müssen die feste Überzeugung gewinnen, daß das Technische, so wichtig und notwendig auch seine Vervollkommnung ist, den Mangel an Ausdruck der Seele nie und nimmer ersetzen kann. **Joseph Kreitmaier** S. J.

Von der alten Wetterweisheit zur modernen Klimatherapie. Es ist ein alter Glaube der Menschheit, der leibliches Wohlbefinden und selbst moralisches Guttun von siderischen und atmosphärischen Einflüssen abhängig macht. Die nie ruhende Forschung unserer Zeit hat den wahren Kern des unbestimmten Ahnens erst an der Hand der Statistik evident gemacht, dann auch Klima- und Wetterkunde in den Dienst der Hygiene und Therapie eingestellt. Beides, das alte Ahnen und Irren und das moderne Erforschen und Aufhelfen, hat für die Soziologie und Seelenkunde durch neueste Aufschlüsse an Interesse und Bedeutung gewonnen.

Alt und in gewissem Sinne ehrwürdig sind jene astrologischen Systeme, die durch ihre Verbreitung bei fast allen Völkern durch eine beständige Fortentwicklung und Einfühlung in das gesamte Volksleben sich als treue Begleiter des menschlichen Denkens und Lebens erwiesen haben. Wohl infolge einer solchen Einsichtnahme hat der berühmte Geograph und Astronom Claudius Ptolemäus die großen Mühen auf sich genommen, die allseitig gesammelten astrologischen Lehren der älteren Völker zu einem Systeme lückenlos zusammenzufassen. Sehr schnell wurde die Tetrabiblos (Quadripartitum) des Ptolemäus die allgemein gültige Grundlage fast aller astrologischen Schriftsteller[1]. Bis an unsere Zeiten

[1] Fr. Boll, Studien über Claudius Ptolemäus, Leipzig 1894, 127 ff. „Die Tetrabiblos ist das einflußreichste und am stärksten benutzte Buch der alten Astrologie. Die Reihe der uns erhaltenen Kommentare und Paraphrasen ist allein schon

heran berufen sich die astrologischen Weisen auf das Ansehen des Ptolemäus[1]. Was insbesondere die Wetterregeln betrifft, die man in den Bauern- und Volkskalendern antrifft, so kann nunmehr als sicher erwiesen gelten, daß eine gute Anzahl derselben aus assyriologischen Quellen[2] herzuleiten sind; die zugehörigen lateinischen, griechischen und assyriologischen Textvorlagen sind aufgefunden worden. Einer so altehrwürdigen Tradition erfreuen sich somit nicht allein die an sog. Lostage anschließenden Wetterprophezeiungen und der Wetteraberglaube. Auch siderische und atmosphärische Wettervorzeichen wurden sehr früh beobachtet und mit großer Treue überliefert. „Wir dürfen uns", sagt Hellmann, „nicht vorstellen, daß die Wetterregeln, die sich z. B. in der Bibel, namentlich im Buche Hiob, bei Homer und Hesiod, also in Schriften des 8. Jahrhunderts v. Chr. in so reicher Auswahl vorfinden, zu jener Zeit in Palästina bzw. in Griechenland erst entstanden wären. Die Vertrautheit des Volkes mit ihnen, ihr zwangloser Gebrauch bei den Schriftstellern zeigt uns vielmehr, daß sie bereits als ein uralter Bestand der damaligen Kultur angesehen werden müssen. Ja wir haben guten Grund zu glauben, daß ein Teil der heute noch im Volksmunde lebenden Wetterweisheit und des Wetteraberglaubens sogar aus der indogermanischen[3] Urheimat stammt." Eine verbreitete und sehr alte Annahme ist, den zwölf ersten Nächten (auch Tagen) des neuen Jahres eine prognostische Bedeutung für den Wetterverlauf der kommenden zwölf Monate zuzuschreiben. Darin hat Hellmann eine allseitige Zustimmung nicht gefunden, daß er gerade diese Wetterweisheit der europäischen Völker als ein aus der Urheimat mitgebrachtes Erbgut ansieht (a. a. O. 482). Gewiß, die Sanskritforscher haben in vedischen Texten[4] gefunden, daß bei den alten Indern zwölf Nächte als Symbole des kommenden Jahres gelten. In China wird nun ein ähnlicher Glaube angetroffen. Den „zwölf Nächten" hat Billinger ein besonderes Kapitel gewidmet. Sie füllen die Zeit aus zwischen den zwei alten Terminen, 25. Dezember und 6. Januar, des Christ-

---

Beweis genug für ihr Ansehen. . . . Für die Astrologen des 4. und 5. Jahrhunderts n. Chr. ist die Tetrabiblos die höchste Autorität." Boll führt das weiter aus für Firmicus Maternus, Hephästion von Theben, Paulus Alexandrinus, Laurentius Lydus 167 ff; Wetteranzeichen bringt P. Faseis, Kap. 7 f.

[1] In einem Kalender 1517 „zu Erffurd durch Matthes Maler gedruckt" ist jedem Monat das betreffende Monatsbild und ein Lehrmeister zugeordnet; für April heißt es: „Ptolemäus der Meister lert uns. In den Apprillen ist gut usw."

[2] G. Hellmann, Die Anfänge der Meteorologie, in Meteorologische Zeitschrift 1908, 481; Über Wetteraberglaube, in Himmel und Erde XXVI 193.

[3] Fr. X. Kugler S. J., Im Bannkreise Babels, Münster 1910, 102 ff. „Von nicht geringerer Bedeutung als die *astralen* Vorgänge (Mond- und Sonnenerscheinungen, Planetenomina, Fixsternbilder, Meteorerscheinungen) waren für die Deutung der Zukunft die *meteorologischen* Erscheinungen, die man übrigens nach Möglichkeit mit den ersteren in Verbindung brachte: Himmelsbedeckungen, Kränze (Höfe) um den Mond bzw. Sonne und Venus, Haloerscheinungen, Wetterstürme."

[4] A. Weber, Vedische Beiträge, 7. Sitzungsbericht der Kgl. Pr. Akademie der Wissenschaften 1898, II 588. Schrader, Reallexikon 391 f.

festes und sind als „Rauchnächte" bekannter geworden[1]. In diesen Nächten (Tagen) wurden die Zeremonien des Ausräucherns der Hausräume vorgenommen; eine Reihe abergläubischer Gebräuche, auch zur Enthüllung der Zukunft ausgenutzt, ging nebenher und verblieb auf lange im Gebrauch. Die Rauchnächte werden heute von vielen „als das germanische Abbild der christlichen Dodekahemeron", der zwischen Weihnachten und Epiphanie gelegenen Zeit, aufgefaßt. Wenn die indogermanische Kalenderwissenschaft wirklich zwölf Tage zur Begleichung der Differenz der Sonnen- und Mondjahrdauer verwendet hat, so ist eine Beziehung zu den prognostischen Mißbräuchen in den christlichgermanischen Rauchnächten in keiner Weise wahrscheinlich gemacht. Übrigens hält Ginzel[2] die sog. „Zwölften" des ältesten Lunisolarjahres der Inder für ein unwahrscheinliches Schaltintervall, da ein Schaltmonat weit natürlicher die Differenzen ausgleiche.

Ein anderer Wetteraberglaube wird allgemein als altindisches Erbgut bezeichnet, der Gewitteraberglaube. Aus dem Donner in den einzelnen Monaten werden Schlüsse gezogen für die Fruchtbarkeit und Witterung des ganzen Jahres. Solche signa tonitrua findet man unter den Beda Venerabilis zugeschriebenen Werken (Migne, P. lat. XC 609 f); es ist eine Übersetzung aus dem Griechischen, vielleicht aus den Werken des Byzantiners Lydus. Von mehreren solcher griechischen Brontologien, an denen auch byzantinische Kaiser mitgearbeitet haben, ist ihr chaldäischer Ursprung bereits nachgewiesen. Was Hellmann bereits 1896 in der „Meteorologischen Zeitschrift" angedeutet hat, wurde durch die Untersuchungen von Bezold und Boll[3] bestätigt: ein noch erhaltenes griechisches Donnerbuch erweist sich als unmittelbare Übersetzung eines neu entzifferten babylonischen Donnerbuches. Den Text einer Anzahl mittelenglischer Donnerbücher hat Max Förster mitgeteilt[4]. Einige Einsicht in die Fülle, Verbreitung und merkwürdige Übereinstimmung solcher und ähnlicher Prophezeiungen erlangt man durch die von Förster gelieferten „Beiträge zur mittelalterlichen Volkskunde", die in einzelnen Bänden des vorgedachten Archivs eine Reihe von Texten zum Abdruck brachten. So werden z. B. die auf Mondphasen bezugnehmenden Wahrsagungen abgegliedert in „Geburts-, Krankheits-, Aderlaß-, Traum- und Tagwahllunaren"; es gab mittelenglische, deutsche und lateinische Windbücher und Sonnenscheinbücher; beide Arten der Prognostik weisen auf altbabylonische Vorläufer hin. Morris Jastrow[5] hat

[1] Adolf Franz, Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter I, Freiburg 1909, 423. Mit Literaturangabe zur Geschichte der Rauchnächte.

[2] F. K. Ginzel, Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie II, Leipzig 1914, 78; vgl. I 214. F. X. Kugler a. a. O. 22. „Das nordische Geisterjahr (späterhin traten an die Stelle der Totengeister die Götter ein) hat mit dem babylonischen Neujahrsfeste nichts zu tun"; zitiert Paul, Grundriß der germanischen Philologie III[2] 260.

[3] Sitzungsbericht der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 1911, 7.

[4] Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literatur, von Alois Brandl und Heinrich Morf CXXVIII (1912) 285.

[5] Die Religion Babylons und Assyriens II, Gießen 1911, 706—710 577—612; zitiert von Max Förster im Archiv für neuere Sprachen CXXVIII 64 71.

solche Texte in deutscher Übersetzung zugänglich gemacht. Es zeigt sich immer deutlicher, was die Schriftsteller des griechisch-römischen Altertums nur angedeutet haben: ein recht kompliziertes System von Folgeerscheinungen in der Astrometeorologie hat bestanden bereits in der sumerisch-babylonischen Kulturperiode[1]. Was immer durch Beobachtung der Sternenwelt und der Atmosphäre an Regelmäßigkeiten erschlossen wurde, mußte sich in kausalem Zusammenhang einfügen. Die gesamte Astrometeorologie „bildete geradezu einen integrierenden Bestandteil der assyrisch-babylonischen Religion und hat auch später im ganzen Kulturbereich Europa-Asiens bis zum Ende des 17. Jahrhunderts eine entscheidende Rolle gespielt, ja sie ist selbst heute noch nicht ganz ausgestorben". Was Hellmann hier behauptet, ist, wie fremd das zunächst klingen mag, durchaus der Wirklichkeit entsprechend. Man gedenke der römischen omina und portenta, die von den pontifices durch sakrale Handlungen gesühnt wurden, und der von A. Weber übersetzten vedischen Texte über omina und portenta (Abhandlung der Berl. Akad. 1858).[2] Eine große Menge von Ephemeriden, Volksbüchern und Bauernkalendern des späteren Mittelalters hat sich in den Kloster- und Stiftsbibliotheken erhalten. Astrorum cognitio et scientia tam necessaria est Medico, ut sine hac temerarium sit Medicinam exercere; ex his enim causae singulae etiam occultae exantlantur, ex his curationis ratio petitur et occasio emergitur. Diesen Ausspruch des gelehrten Paduaner Mathematikprofessors Andreas Argolus[3] hat der fleißige Student in dem mir vorliegenden Exemplare stark unterstrichen. Wenn die meisten seiner Fach- und Zeitgenossen die gleiche Ansicht vertraten, neuere Anschauungen blieben nicht mehr ungehört. Daher bedauert es Argolus, daß manche der Mediziner sofort nach Abschluß der Prüfungen sich beeilen in die Praxis überzugehen (eadem die, qua lauream susceperunt, Medicinam facere . . .) — und so „die Städte (Staaten) entvölkern"[4]. Hierbei beruft er sich ausdrücklich auf die Anweisungen des Ptolemäus in dem obengedachten Werke Quadripartitum.

---

[1] G. Hellmann, Die Anfänge der Meteorologie, in Meteorol. Zeitschr. 1908, 483.

[2] Fr. Ellemann, Über die meteorologische und kulturhistorische Bedeutung der Wetter- und Bauernregeln, in „Das Wetter" 1909, 177 f.

[3] Andreae Argoli, Ephemerides ab anno 1640 ad annum 1700, Lugduni 1659, l. 2, 69.

[4] Non mirum ea propter si fere sinistre accident nostri temporis medicorum operationes, nam causae aegritudinum eos latent et temporum cognitio ad curationem idonea ac medicamenti propinationem; sicque Civitates civibus spoliant. Si vero necessaria in curationibus scirent et adhiberent, Principes, homines celebres et insignes cum utilitate diutius viverent cum multi immatura morte eorum erroribus vitam finiant. Hinc 4. Quadrip. Ptolem. (a. a. O. 70).

Jos. Paffrath S. J.

Viribus unitis.

Zum Weltkrieg[1].

3. Das Zweikaiserbündnis.

In einem ersten Artikel, Einleitung und Durchblick, versuchten wir die vierzigjährige Vorgeschichte des Weltkrieges nach zwei Gesichtspunkten zu sichten: Europapolitik der Großmächte, Weltpolitik der Weltmächte. War das Ergebnis der Europapolitik die französisch-russische Allianz wider den Dreibund, so ist das Ergebnis der Weltpolitik Englands Todfeindschaft wider Deutschland. Die Zusammenfassung vollzog Eduard VII., indem er die kontinentalen Gegner des Dreibundes in den Dienst der englischen Weltpolitik zu nehmen verstand. Den Weltkrieg hat König Eduard vorbereitet. Daß er 1914 ausbrach und nicht später, mag Rußland zu verantworten haben. Die entscheidenden Entschlüsse scheinen dort im Mai 1914 gefaßt worden zu sein[2].

Der Zweibund verteidigt an der Westfront das weltpolitische Interesse Mitteleuropas, an der Ostfront das kontinentale; dort wider die ozeanische Vorherrschaft Englands, hier wider die kontinentale Hegemonie Rußlands.

Niemand weiß, wie die politischen Weltbeziehungen im künftigen Frieden sich gestalten werden. Eines aber steht fest: der Zweibund wird bleiben. Ihm ist die weltgeschichtliche Aufgabe zugefallen, wie Franz v. Liszt es ausdrückt, „Kristallisationspunkt" zu sein für einen „mitteleuropäischen Staatenverband"[3]. Der Wahlspruch Sr Majestät des Kaisers Franz Josef Viribus unitis ist heute ein mitteleuropäisches Programm; er weist für die künftigen Friedenszeiten der internationalen Politik hohe Ziele: geschlossene Staatenverbände als haltbare Friedenshorte und standfeste Friedens-

[1] Vgl. im Januarheft S. 314—324.

[2] Vgl. u. a. Reichsschatzsekretär Dr Helfferich, „Die Entstehung des Weltkrieges im Lichte der Veröffentlichungen der Dreiverbandsmächte" (als Artikel der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung wiedergegeben in der Neuen Freien Presse 18114, 27. Januar 1915, Morgenblatt S. 8; als Buchinhaltswiedergabe in der Frankfurter Zeitung Nr 26, 26. Januar 1915, Abendblatt; das Buch liegt uns noch nicht vor).

[3] Ein mitteleuropäischer Staatenverband [Zwischen Krieg und Frieden, 2], Leipzig 1914, Hirzel, 30.

bürgen. In der Gegenwart ist aber zunächst dieses das Weltkriegsbild: der Zweibund umbrandet von Feinden. Nichts ist im Augenblick so berechtigt, als jeder Versuch, ihn nach seiner geschichtlichen Eigenart und seiner eigenartigen Geschichte zu würdigen. Geschieht dieses hier im Licht jenes kaiserlichen Wahlspruchs, kommt dabei sonach der österreichische Standpunkt zu stärkerer Geltung, so dürfte dies bei der Innigkeit des Bündnisses auch Reichsdeutschen nicht unwillkommen sein.

* * *

Die erste Eigenschaft des Zweibundes und des Dreibundes ist ihr Einklang mit den Bestrebungen des Pazifismus gewesen. Wie zahlreich und verschiedenartig waren die Friedensbürgschaften, die zum Weltkrieg führten! Keine neue Kanone, die nicht als Friedensbürgschaft gepriesen worden wäre; keine Militäranleihe, von der man nicht sagte, sie verzinse sich als Friedensbürgschaft. Vom allgemein geschichtlichen Standpunkt wird man aber sagen müssen, daß es in alten und neuen Zeiten kaum jemals Bündnisse gegeben hat, so geeignet, dem Weltfrieden Zugänge zu öffnen, als den Zweibund und Dreibund. Vom Weltfriedensmanifest Zar Nikolaus' II. wird die Geschichte nicht viel mehr behalten als die ironische Erinnerung an den irenischen Versuch Osteuropas, die Welt mit Kultur zu überziehen. Dagegen haben die Haager Verhandlungen und Beschlüsse trotz allem bleibenden Wert. Auch die idealen Bestrebungen der Friedensfreunde finden verdiente Anerkennung, obgleich in der Politik vom Idealen zum Ideologischen nur ein Schritt ist. Bismarcks Allianzensystem aber war ein in der Welt politischer Wirklichkeiten errichteter Wegweiser zum Weltfrieden, war es aus diesen Gründen.

Politische Heimlichkeiten müssen Befürchtungen wachrufen, was wohl im Anzuge sei; ein Bündnis, wie der Zweibund, dessen Text vor aller Welt aufgedeckt daliegt, soll und muß alle Nachbarn beruhigen, Neutrale und Gegner.

Allianzen ferner ohne Dauerfrist sind für einen bestimmten Fall, für eine einzelne Unternehmung geschlossen; erfolgte von dritter Seite keine akute Drohung, so legen sie den Verdacht nahe, daß sie Angriffszwecken dienen. Aber langfristige Bündnisse, deren Erneuerung zudem nach Ablauf in Aussicht genommen ist, bringen notwendig etwas Bleibendes in die internationale Politik, sind Bürgschaften, wenn nicht des Friedens, so doch der Ruhe und Stetigkeit.

Wenn nun überdies solche Bündnisse weltkundig reine Abwehrbünde sind, erscheinen sie an sich als langfristige Friedensbürgschaften; dazu kommt, daß sie es den Nachbarn erschweren, Angriffspolitik zu treiben.

Solche völkerrechtliche Verbände sind endlich weder wissenschaftliche Lehrsätze, noch fromme Wünsche, noch verstiegene Schwärmereien, sondern handfeste Tatsachen.

Aus diesen Gründen erhellt, daß der Dreibund Bahn brechen konnte für das pazifische Ideal der völkerrechtlich verbundenen Vereinigten Staaten von Europa. Jedem Staat, der in kontinentaler Rücksicht auf alle und jede Eroberungspolitik verzichtete, stand der Beitritt offen. Will man die Gegenprobe machen? Der Friede Europas wäre aller Wahrscheinlichkeit nach auf unabsehbare Zeit gesichert gewesen, wenn Frankreich dem Dreibund sich angeschlossen hätte, lediglich in Fragen der europäischen Politik, lediglich mit allseitigen Neutralitätserklärungen in Konfliktsfällen zwischen Verbündeten und Außenstehenden. Nichts konnte dem Anschluß Frankreichs im Wege stehen, als daß man auf Eroberungs- und Wiedereroberungsabsichten nicht verzichten wollte. Nun hat man, wie gesagt, alles mögliche als Friedensbürgschaft bezeichnet, Eroberungspolitik aber als Friedensgarantie zu frisieren, wäre eine unmögliche Kunstleistung. Übrigens liegt im Wesen der französisch-russischen Allianz alles eher als Weltfriedensliebhabertum. Als man sich fand, schrieb Tolstoi etwa so: Französische Seeoffiziere kamen nach Kronstadt; aßen und tranken, hielten und hörten Reden. Russische Seeoffiziere kamen über Toulon nach Paris; aßen erst recht und tranken nicht minder, hielten und hörten noch hitzigere Reden. Seitdem heißt es immer und überall, wir liebten uns. Diese Liebe ist eine merkwürdige Liebe. Sie ist nämlich nichts als Haß. Zudem ist jeder der Bestandteile dieses Bündnisses ein Friedenshort von fraglicher Güte.

Bekanntlich wird Napoleon I. das Wort zugeschrieben, nach Ablauf von soundsoviel Jahren werde Europa entweder republikanisch oder kosakisch sein. Der Ausspruch ist wenig glaubhaft überliefert, hat im Zusammenhang eine andere Bedeutung, entbehrt der apodiktischen Weissagungsform, der zuliebe die Erfüllungsfrist gestreckt wurde. Nach dem überlieferten Wortlaut in zehn Jahren von 1816 gerechnet; bald hieß es, zehn Jahre nach seinem Tod, oder 50 oder 100. Immerhin sind geflügelte Worte an Metamorphosen gewohnt und unsterblich. Jüngst hat jemand an dieses Zukunftsbild republikanisch oder kosakisch die geistreiche Bemerkung geknüpft, „daß hundert Jahre nach seinem Tod die französische Republik

kosakisch sein werde, auf diese ungeheuerliche Idee wäre selbst die kühne Phantasie Napoleons nicht verfallen"[1]. Allein die Sache hat noch eine andere Seite. Die erste, die große, die glorreiche Republik war ja vom Eroberungskriegstaumel geradezu besessen gewesen. Als gekränkte Unschuld begann man mit einem Abwehrkrieg. Ehe man sich dessen versah, wurde ein Krieg um bessere Grenzen daraus; dann ein Befreiungskrieg der Nachbarn, der diese befreite, brandschatzte, einverleibte; endlich der europäische Propagandakrieg des entfesselten Jakobinertums schwersten Kalibers, der erste grundsätzliche Weltkrieg.

Niemand kannte die jakobinische Republik besser als Napoleon; war sie doch seine politische Mutter, ob sie gleich den Namen seiner leiblichen, „Lätitia", nicht verdiente. Er wußte auch gar wohl, daß es ihm möglich gewesen wäre, nach Waterloo den Jakobinismus loszulassen, und daß er das nicht gewollt hat. Wenn er auf St Helena sagte, vielleicht ist Europa in einigen Jahren im Begriff, republikanisch zu werden, und das könnte irgendwie ihm eine Rückkehr ermöglichen oder zu einer Rückberufung führen, so dürfte ihm der Wiederlosbruch des Propagandakrieges vorgeschwebt haben. Wie dem sei, die Friedfertigkeit der Republik kann man kennen. Sie ist ihres kosakischen Partners wert. Der hat es auch fürder gut vor. Den jüngsten Beitrag zum Weltfriedensmanifest Nikolaus' II. lieferte der verantwortliche Leiter der russischen Außenpolitik, wenn er im sechsten Monat des Weltkrieges einen Blick in die Zukunft warf und zu einem englischen Journalisten sagte: „Ich hoffe, daß die Engländer entschlossen sind, *nach dem Krieg ein noch stärkeres Heer zu haben.*"[2]

* * *

Als weitere Eigenschaft des Bundes der Zentralmächte erscheint, daß er naturgemäß, ja naturnotwendig ist, obgleich die verbündeten Nachbarstaaten grundverschiedenen Wesens sind, im Zeitalter des äußersten Nationalismus, was innere Fragen betrifft, entgegengesetzte Daseins- und Wohlfahrtsbedingungen haben.

Als naturnotwendig muß das Bündnis der Zentralmächte angesehen werden, eben weil sie beide allein europäische Zentralmächte sind; alle andern sind peripherische Großmächte. Deshalb bedroht auch sie allein

[1] G. Engelsmann (Wien) im Pester Lloyd, daraus in der Frankfurter Zeitung vom 5. Januar 1915, Abendblatt.

[2] Aus der Vossischen Zeitung in der Neuen Freien Presse 18101 vom 22. Januar 1915, Morgenblatt.

die Möglichkeit eines Dreifrontenlandkrieges gegen benachbarte Großmächte. Durch ihr Bündnis, und nur durch ihr Bündnis, schaltet diese Gefahr beiderseits vollkommen aus. Dieser Grund ist bereits im einleitenden Überblick hervorgehoben worden, und auch, daß keiner für Bismarck so maßgebend war wie dieser. Seitdem hat der Weltlauf nicht stille gestanden. Zu der angegebenen, eigentlich negativen Rücksicht kommen weitere und positive Ziele der Außenpolitik beider Großmächte, aus denen sich volle Gemeinsamkeit der Wohlfahrtsbedingungen ergibt.

Die weltwirtschaftliche Überlegenheit der ozeanischen Mächte, zumal die Hegemonie Englands, drückt Mitteleuropa in weltwirtschaftliche Abhängigkeit. Die freie, ungehinderte, gleichberechtigte Weltstellung des Deutschen Reiches neben den vier ozeanischen Weltmächten ist ein mitteleuropäisches Interesse und besonders ein solches der Donaumonarchie[1]. Denn sie hat keine andere Möglichkeit, an Weltmachtstellung Anteil zu haben, als durch den Anschluß an das Deutsche Reich, das in der Weltpolitik die Vormacht Mitteleuropas geworden ist.

Anderseits ist es ingleichem ein mitteleuropäisches Interesse, daß die Russifizierung der Balkanhalbinsel verhindert werde und freie Wege nach Südosten offen stehen. Dazu kommt, daß die gemeinsame Frontstellung gegen Osteuropa, in der mitteleuropäischen Kulturgeschichte tief begründet, ein geschichtliches Erbe darstellt und mit dem Ursprung beider Großmächte verbunden ist. Wegen der intimen Beziehungen zwischen den Höfen von Berlin und Petersburg, die durch lange Jahrzehnte bestanden, wegen der gleichfalls langwährenden Spannung, die der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland verursachte, mag es geschehen sein, daß der gleichartige Ursprung Preußens und Österreichs nicht gar lebhaft im Bewußtsein der Gebildeten sich zu finden scheint. Beide entstanden als Marken, als wehrhafte Grenzschutzgebiete deutscher Kultur gegen Osteuropa, als Ausgangspunkte der Verbreitung jener mitteleuropäischen Kultur, in deren Interessensphäre sowohl Skandinavien wie Ungarn, Polen und andere Westslawen seit den Anfängen der mitteleuropäischen Kulturepoche eingetreten und einbezogen sind.

Auf ein anders geartetes europäisches Interesse, das verbunden ist mit dem Kampf, den Österreich-Ungarn jetzt um seine Existenz führt, hat jüngst

[1] Über die Solidarität der Interessen des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns im gegenwärtigen Krieg handelte ein vortrefflicher Artikel in Danzers Armeezeitung XIX, 49, 10. Dezember 1914, S. 4 f.

Univ.-Prof. Dr Brockhausen hingewiesen. Er nennt es die „Symbiose" verschiedener Völker im gleichen Staat. Nur wenn hierfür die Formeln und Formen bereit liegen und Anwendung finden, Nachbarvölker verbindende Formen und versöhnende Formeln, sei Aussicht auf einen inneren und äußeren „Dauerfrieden" der Völker und Staaten. Sehr zutreffend schreibt er, die Donaumonarchie erbringe jetzt den Beweis, daß eine staatliche Organisation, die oberhalb der Nationen steht, in einem Existenzkampf ohnegleichen sich zu behaupten imstande sei. „Das Nebeneinanderleben Gleichberechtigter bedeutet den Sieg des österreichischen Staatsgedankens und seine Anwendung auf Europa." „Deshalb dürfen wir kühn sagen: mit uns steht und fällt nicht nur das eigene Haus, mit uns steht und fällt zugleich Europa. Deshalb ist unser Kampfziel nicht bloß Selbsterhaltung, sondern . . . Erzielung des europäischen Dauerfriedens."[1] Vernehmen wir noch eine reichsdeutsche Stimme.

H. Oncken erinnert daran, daß die Rechnung auf den Zerfall des Donaureiches, „welche an manchen Stellen erst den Mut zum Weltkrieg gemacht hat", sich als trügerisch erwies. „Das Entscheidende war, daß die große Stunde die Völker der Monarchie einig und treu fand." „Die große Lehre des Krieges wird sein, daß die Völker aufeinander angewiesen sind, in Tod und Leben und trotz alles erbitterten Haders zusammengehören; und auch hier steht zu hoffen, daß die alten Formen des politischen Kampfes nach dem Krieg nicht wiederkehren. Denn hoch über den Nationalitäten erhebt sich wie überall in der Welt, in Österreich-Ungarn aber am mahnendsten, die ethische Bedeutung der Staatsgemeinschaft mit ihrer stolzen Vergangenheit und lebendigen Gegenwart."[2] Die vom Verfasser unterstrichenen Worte sind in der Tat von großem Gewicht. So hoch die Einheit von Blut und Sprache steht, hoch über sie erhebt sich das Ethos, erheben sich die Forderungen der Gerechtigkeit und der Liebe. Gleichberechtigung für sich verlangen kann jeder, der erste beste. Gleichberechtigung immer und überall im Leben durch Taten andern gewähren, das kann nur der vollkommene ethische Edelmann. Jedermann weiß aber, wie schwer es hält, im politischen Parteigetriebe eine überwältigende Majorität von vollkommenen, ethischen Edelmännern zusammenzubringen und beisammen zu halten. Im Kriege dagegen, wie denkwürdig

[1] Unser Kriegsziel, Neue Freie Presse 18111, 24. Januar 1915, Morgenblatt.
[2] Die Zukunft unserer Bundesgenossenschaft, Neue Freie Presse 18088, 1. Januar 1915, Morgenblatt.

das ist, im Kriege sahen wir sie in ganzen Armeekorps aufziehen. Und das führt zu der gerade vom historischen Standpunkt auffallendsten Eigenart des Bündnisses, zu dessen ethischer Vertiefung in der Volksseele hüben und drüben. Im Gewebe eines völkerrechtlichen Staatenverbandes ist ein solcher Einschlag von Brüderlichkeit kaum jemals vorgekommen. In Berlin und in Wien werden Familien, deren Ernährer zu den Fahnen gerufen wurden, unterstützt, gleichviel ob es sich um österreichisch-ungarische Staatsbürger handelt oder um Reichsdeutsche. Mit vollkommener Einmütigkeit wetteifert die Presse beider Reiche in feinsinniger Bündnistreue. Kein Mißton ist uns bekannt geworden. Ungemein taktvoll behandelte die reichsdeutsche Presse z. B. den unerwarteten Wechsel am Ballplatz zu Wien. Auch die nichtdeutsche Presse der Donaumonarchie ist ganz vom Gedanken der Solidarität beider Reiche beherrscht. Das tschechische Blatt Hlas Národa z. B. bekundete dies unentwegt und so nachdrücklich, daß seine Ausführungen wiederholt von deutschen Blättern wiedergegeben worden sind. Die „Kölnische Volkszeitung", die durch alle die Jahre dem Bündnis die größte Sympathie entgegenbrachte, hat unmittelbar vor Ausbruch des Krieges mit Serbien der mitteleuropäischen Interessengemeinschaft lebhaften Ausdruck gegeben[1]. Die Wiener „Reichspost" schrieb in ihrem Glückwunschartikel vom 27. Januar 1915:

„Und eines würdigt der Österreicher mit besonderer Ehrfurcht an diesem Herrscher, sein Mittleramt, das historisch Gewordene mit den Forderungen einer neuen Zeit zu versöhnen und zu heilsamen Leistungen fortzuentwickeln zur Ehre und zum Wohlergehen des Reiches. Dann seine streng christliche Auffassung des Herrscherberufes. Wenn Kaiser Wilhelm wiederholt öffentlich betont hat, daß er ein Monarch von Gottes Gnaden sei, so sieht das deutsche Volk darin keine Überhebung, *sondern ein ausgeprägtes Verantwortlichkeitsgefühl Gott, dem höchsten aller Herrscher, gegenüber.* Ihn zeichnet echt christliche Lebensauffassung aus, und unvergeßlich bleibt das feierliche Gelöbnis Kaiser Wilhelms in Aachen, sich und sein Haus unter Gottes Schutz zu stellen, unvergessen aber auch, daß er an seine Söhne die Mahnung richtete, in der Nachfolge Christi das Ideal eines christlichen Lebens zu suchen."

Wie richtig der Verfasser die deutsche Volksseele versteht, ergibt sich aus dem Glückwunschartikel der „Frankfurter Zeitung" *vom gleichen Tage*[2]:

[1] Nr 679, 30. Juli 1914.

[2] In beiden Artikeln ist der Sperrdruck von uns; er wurde angewendet, um das Übereinstimmende hervorzuheben.

„Man mag über eine Auffassung, die in einer Privatsache, nämlich in tiefer Religiosität, ihre Wurzeln hat, denken wie man will, aber das muß sich doch jeder verständige Mensch sagen, daß ein Mann, der vermöge seiner Grundanschauung eine ungeheure Verantwortung auf sich lasten fühlt, die sein Pflichtbewußtsein aufs äußerste schärft, unmöglich der Mann sei, der leichten oder gar bösen Herzens die Riesentragik eines Weltkrieges heraufbeschwören würde. Alle Tatsachen sprechen dafür, die lange Friedenszeit, in der Deutschland mehrmals gute Gelegenheit gehabt hätte, den einen und den andern der heutigen Gegner anzufallen, die Bemühungen des Kaisers um die Erhaltung des Friedens in den Juli-Depeschen, die wahrhaftig Dokumente des guten Willens sind. Daß uns dann die Verhältnisse zwangen, die erste Kriegserklärung abzugeben, war von unsern Gegnern geschickt gemacht. Sie mögen das weiter für ihre Verlogenheit nutzen, aber sie mögen auch wissen, daß die Einmütigkeit der stürmischen Begeisterung, mit der Deutschland in den Krieg eintrat, nicht möglich gewesen wäre, wenn nicht allenthalben im Deutschen Reiche die Überzeugung bestünde, daß in der Frage nach der Schuld an dem Kriege wie das Volk so der Kaiser rein dasteht vor seinem Gewissen und dem Höheren, dem er sich verantwortlich fühlt."

Überflüssig möchte es sein, von der Kraft und Innigkeit zu reden, welche die eigentliche Waffenbrüderschaft beseelt. Jeder Tag bringt ja Beweise dafür. Nur einige Sätze aus einem österreichischen Feldpostbrief seien erwähnt, den ein Mitkämpfer uns als besonders wohlgelungene Schilderung der Lage bezeichnete. Er bezieht sich auf die Kämpfe um Petrikau (Petrokow): „Eine so vollständige Vermischung deutscher und österreichischer Truppen, wie sie hier stattfand, hatten wir vorher nicht gesehen. Wie kämpften heute Österreicher unter deutschem Kommando, morgen Deutsche unter österreichischem, als ob wir seit jeher eine Armee wären. Das Einvernehmen und die gute Waffenbrüderschaft wurde auch keinen Moment durch irgendwelche kleine Reibereien getrübt. Ganz im Gegenteil; unsere gegenseitige Hochachtung steigerte sich von Tag zu Tag."[1]

Im Flugblatt, das als Weihnachtsgruß der k. u. k. österreichisch-ungarischen Armee an das deutsche Heer versendet worden ist, hieß es zum Schluß: „von den Masurischen Seen bis zu den Karpathen ein Heer,

[1] Neue Freie Presse 18093, 6. Januar 1915, Morgenblatt, S. 15.

ein Geist, ein einziger Herzschlag. Wie Euer großer Kaiser sprach: durch Not und Tod zum Sieg." [1]

Oder wie der greise Kaiser von Österreich bei seinem Regierungsantritt gesagt hat: viribus unitis.

* * *

Vor 300 Jahren ist eine antihabsburgische Koalition im Werden gewesen, die von London bis Konstantinopel reichen sollte, quer durch den Weltteil. Der heimliche Ränkespinner war Henri de la Tour d'Auvergne, Fürst von Sedan, der Vormund Friedrichs V., des Kurpfälzers und nachmaligen Winterkönigs. Ein Gesandter ging unter einem beliebigen Vorwand in die Erblande ab. Er sollte die Stimmung erkunden und getreulich berichten. Was er zu sagen fand, war: allenthalben Sonderbestrebungen; stirbt der alte Kaiser, so geht alles auseinander.

Vor zwei Jahren ist die Koalition schon fertig gewesen, die von London über Brüssel nach Petrograd reichte und retrograd über Belgien und Paris nach Downing Street. Ein Herr vom „Matin", Jules Hedemann, bereiste Mitteleuropa. Den Grundsatz: „Willst du den Frieden, bereite den Krieg", befolgte er umgekehrt: Willst du den Krieg, bereite den Frieden. Denn er zog mit pazifistischer Werbetrommel einher. Die Eindrücke waren in seinem Sinn die günstigsten. Sogar in Berlin, wie erst in Wien, sah er unüberbrückbare Gegensätze der Parteien. Die Reichseinheit von den Alpen zur Nordsee erschien ihm als fragliche, als imaginäre Größe die von Bodenbach bis Cattaro und von Bregenz bis Czernowitz. Beim ersten Anstoß folge Einsturz, so wähnte man auch an der Newa und sprach im dortigen Kriegsministerium es als Selbstverständlichkeit aus: Österreich muß vernichtet werden. Genau das nämliche schrieb 66 Jahre früher ein anderer Russe. Nur war dieser nicht Kriegsminister Seiner autokratischen Majestät, sondern ein Anarchist, Bakunin. Seine Schrift erschien im Spätjahr 1848, kurz vor dem Thronwechsel in Olmütz.

Zu den größten Reichskrisen, die den habsburgischen Länderverband im Zeitenlauf immer wieder bedräuten, gehört ohne Zweifel die der Revolutionsjahre in der letztvergangenen Jahrhundertmitte. Auflösung und Trümmerfall schienen unabwendbar, als Radetzkys Standarten der Dichtergruß zuflog: „In deinem Lager ist Österreich, wir anderen sind einzelne Trümmer." Mit dem Ereignis vom 2. Dezember lichtete sich der

[1] Vgl. Kölnische Volkszeitung Nr 64, 22. Januar 1915.

Himmel, die Gewitter waren aber noch lange nicht verzogen; die Verheerungen, welche die Stürme angerichtet hatten, ließen die Zeitgenossen in chaotisch gewordene Zustände blicken.

Drei Grundlagen der mitteleuropäischen Ordnung schienen aus den Fugen gewichen oder gar in offene Abgründe zu versinken: die Verbindung Deutschlands und Österreichs, die monarchische Einheit der österreichischen Erblande und die Reichseinheit des Kaisertums Österreich. In Frankfurt hatte man eben Beschlüsse gefaßt, die Österreich aus Deutschland ausschlossen. In Kremsier schmiedete man an solchen, welche das Monarchenrecht aufhoben. In den mehrsprachigen Kronländern hub der Nationalitätenzwist an. Allenthalben Zersplitterung der Kräfte, Aufeinanderprallen verfeindeter Volkskräfte.

Mitten in diesem Reichschaos, Verfassungschaos, Völkerfeindschaftschaos gab der neunzehnjährige Herrscher am 12. Februar 1849 durch kaiserliche Entschließung kund, daß er als Wahlspruch erkoren habe viribus unitis.

Dem Überblick über die sechseinhalb Jahrzehnte seines kaiserlichen Waltens bieten sich einige Gipfel der verwickelten Entwicklung dar. Der Kaiser hielt in beständig geprüfter, nie ermüdender Geduld an seinem Wahlspruch fest. Ruhig und ständig schaffte er. Seiner selbst sicher, was immer kommen mochte, weil er auf Gott, auf sein Heer, auf seine Völker vertraute. Dieses selbstsichere Vertrauen ist der Grundton seiner Manifeste, vom ersten am Tage des Regierungsantritts bis zum Kriegsmanifest vom 29. Juli 1914. Und allmählich verwirklichte er den Einklang von Monarchenrecht und den Volksrechten, die er verlieh. Eine Reichsverfassung wurde mit vereinten Kräften zustande gebracht, die grundsätzliche Vereinigung von Reichseinheit und Völkergleichberechtigung angestrebt und mit jener nie erlahmenden Geduld gefördert. Der oberste Kriegsherr wandelte sein Heer in das „Volk in Waffen" um, „Völker in Waffen" stellt es dar. In kaum gestörtem Frieden hegte und hütete er es durch mehr als vier, fast fünf Jahrzehnte. Als er seine Völker dann zu den Waffen aufrufen mußte, standen sie auf wie ein Mann. Die K. und K. Armee, die Völker in Waffen standen da als Verkörperung des kaiserlichen Wahlspruchs viribus unitis. Die Armee gab dem feindseligen wie dem kleinmütigen Fragen weithin vernehmbare Antwort:

„Antwort gibt im Felde dort,
Faust, die festgeballte,
Antwort gibt dir nur ein Wort,
Jenes Gott erhalte!

Berge sind ein schwacher Wall,
Haben Kluft und Spalte:
Brust an Brust und Volk bei Volk
Schallt es: Gott erhalte!“[1]

Wurde das Verfassungschaos mit vereinten Kräften in die Reichsverfassung umgewandelt, dem nationalen Chaos Reichseinheit und Gleichberechtigung entgegengestellt und die Forderung, daß beide mit vereinten Kräften Pflege fänden, so hat auch die Reichsfrage Deutschland und Österreich betreffend im Sinn des kaiserlichen Wahlspruchs ihre Lösung gefunden. Von den Frankfurter Ausschlußbeschlüssen, von Schwarzenbergs 70 Millionenreich führen beschwerliche Wege durch tiefgreifende Wandlungen und schmerzliche Vorgänge zum 7. Oktober 1879. Fortab aber konnten Deutschland und Österreich wie seit unvordenklicher Zeit getrost und gefestigt der Zukunft entgegensehen und entgegengehen viribus unitis.

* * *

Der Abschluß des Bündnisses begegnete auf österreichischer Seite keiner Schwierigkeit, um so größeren auf preußischer Seite. Umgekehrt begleitete dessen Fortbestand auf reichsdeutscher Seite kaum je abträgliche, nörgelnde Kritik von erheblichem Belang, während von slawischer Seite in der österreichischen Delegation sie sich fast regelmäßig einfand, zuweilen auch sich in den Reichsrat verirrte, dort wohl gelegentlich Überschwänge auf der Gegenseite veranlaßte, die wiederum von reichsdeutscher Seite abgeschüttelt wurden, sowohl amtlich, wie meistenteils auch journalistisch. Stücke wie Mommsens Brief vom 31. Oktober 1897 in der „Neuen Freien Presse“, der in wilden Worten zum Bürgerkrieg aufforderte, sind einsame Erscheinungen. Übrigens mag auch in historischen Erwägungen dem Burgfrieden Raum gegeben werden.

Die unmittelbare Vorgeschichte des Bündnisabschlusses ist durch eine Verkettung von Umständen zu einem Drama von eigenartiger Größe und Wucht geworden. Die Andeutungen in Bismarcks „Erinnerungen“ gaben die Umrisse. Seitdem sind neue Aufschlüsse dazu gekommen.

Im August 1879 tritt Alexander II. seinem Oheim Kaiser Wilhelm I. schroff entgegen und bemüht sich, ihm das eigene Mißtrauen gegen Bismarcks Politik einzuflößen. Kaiser Wilhelm sucht zu begütigen und läßt sich zu einer Begegnung bestimmen. Alexander II. benützt diese zu einer

[1] Hugo v. Hofmannsthal, Neue Freie Presse 17990, 24. September 1914, Morgenblatt.

nachdrücklichen Rührszene, die auf Kaiser Wilhelm ihren Eindruck nicht verfehlt. Alle Wolken sind geschwunden, alle Schatten gebannt. Man schied, ein Herz und eine Seele. Mittlerweile hatten Bismarck und Andrássy den Text des Bündnisses fertig gestellt, dessen erster Artikel für den Fall eines russischen Angriffes auf eine der benachbarten Großmächte deren Armeen zu gemeinsamer Abwehr verpflichtete und bis zum gemeinsamen Frieden vereinigte. Man begreift, daß es Kaiser Wilhelm I. schwer werden mußte, gerade in diesem Augenblick seine Zustimmung zu geben.

Zarskoë Selo 3./15. August 1879 ist der Brief des russischen Kaisers an Kaiser Wilhelm datiert, von dem Bismarck sagte, wollte man in gleichem Ton antworten, so müsse man auf den Krieg gefaßt sein. Zu den ernsten, fast drohenden Beschwerden über den Rußland feindlichen Zug der preußischen Politik kamen empfindliche Spitzen zunächst gegen Bismarck, als triebe er diese Politik nur aus gereizter Abneigung gegen Gortschakow. In das schmerzliche, fast bestürzte Erstaunen über diesen Brief fiel die Nachricht von Andrássys bevorstehender Demission. Daraus ergab sich für Bismarck in der oft erwogenen Bündnisfrage ein Jetzt oder nie; mit Andrássy konnte und wollte Bismarck abschließen, ob auch mit dem unbekannten Nachfolger, das dünkte ihm zweifelhaft. Eile war deshalb geboten. Die Verfügungen für die folgende Zeit waren getroffen. Auf seiten des Kaisers ist ein Aufenthalt in Baden-Baden geplant, später die Anwesenheit bei den Herbstmanövern in Ostpreußen. Auf seiten Bismarcks Kissingen und Gastein. Eine Zusammenkunft Bismarcks mit Andrássy in Gastein wurde verabredet; Bismarcks Rückfahrt über Wien in Aussicht genommen. Schon diese fand nicht gleich die Zustimmung Kaiser Wilhelms.

Bismarcks Antwortkonzept auf den Brief Alexanders II. war maßvoll und begütigend, entbehrte nicht der Herzlichkeit, die geneigt ist, Trübungen auf Mißverständnisse zurückzuführen, entbehrte aber ebensowenig des Hinweises auf die russischen Rüstungen. Es geschah ohne Bismarcks Vorwissen, daß Feldmarschall Manteuffel mit der Antwort Kaiser Wilhelms nach Warschau gesendet wurde. Er war am russischen Hof hochwillkommene Persönlichkeit und eine Sendung dahin ihm der willkommenste Auftrag. Es ergab sich von selbst, daß eine Aussprache der Herrscher, was etwa noch an Mißverständnissen da war, beseitigen mußte, und da Kaiser Wilhelm doch demnächst in den Norden kommen sollte, wurde Alexandrowo vorgeschlagen. Noch während Manteuffels Anwesenheit in Warschau kam die

Zusage Kaiser Wilhelms. Bismarck erfuhr sie als vollendete Tatsache. Unmittelbar nach der Begegnung (3. September 1879) wird wahrgenommen, daß Kaiser Wilhelm davon in höchstem Maß befriedigt und geradezu beglückt war, daß alle Störungen des intimen Verhältnisses beseitigt schienen.

Und das war nun der Moment, in dem Andrássy zähest daran festhielt, daß der Monarchie nur gedient sei, wenn Rußland als eventueller Angreifer im Bündnistext ausdrücklich genannt werde. Bismarck konnte die Richtigkeit dieser Ansicht nicht bestreiten, teilte sie vielmehr vom Standpunkt der deutschen Reichspolitik. An dem Hintergrund dieser in Umrissen skizzierten Situation heben sich nun die gewaltigen Sätze in Bismarcks „Denkwürdigkeiten" ab:

„Der Abschluß eines Vertrages, dessen wenn auch defensives doch kriegerisches Ziel ein Ausdruck des Mißtrauens gegen den Freund und Neffen war, mit dem er eben in Alexandrowo von neuem unter Tränen und in der vollsten Aufrichtigkeit des Herzens die Versicherungen der althergebrachten Freundschaft ausgetauscht hatte, lief zu sehr gegen die ritterlichen Gefühle, mit denen der Kaiser sein Verhältnis zu einem ebenbürtigen Freunde auffaßte. . . ." Alle Erwägungen, die Bismarck Kaiser Wilhelm unterbreitet habe, seien ohne die gewünschte Wirkung geblieben. „Um die Zustimmung zu dem von mir mit Andrássy vereinbarten und von dem Kaiser Franz Josef unter der Voraussetzung, daß Kaiser Wilhelm dasselbe tun würde, genehmigten Vertragsentwurf herbeizuführen, war ich genötigt, zu dem für mich sehr peinlichen Mittel der Kabinetsfrage zu greifen." Kaiser Wilhelm habe versprochen, den Vertrag zu ratifizieren, „nur aus Abneigung gegen einen Personenwechsel im Ministerium". „In seinem ritterlichen Sinn hielt Kaiser Wilhelm I. es für erforderlich, den Kaiser von Rußland vertraulich darüber zu verständigen, daß er, wenn er eine der beiden Nachbarmächte angriffe, beide gegen sich haben werde, damit Kaiser Alexander nicht etwa irrtümlich annehme, Österreich allein angreifen zu können. . . ."[1] Der Brief, in dem das geschah, ist vom 4. November 1879 datiert. Er trägt den Bismarckschen Meisterschaftsstempel schon in dem so bezeichnenden Wort, das deutsch-österreichische Bündnis sei bestimmt, „die Leere auszufüllen, die durch die Auflösung des Deutschen Bundes entstanden sei"[2]. Die Geschichte des Bündnisses ist zweigeleisig. In dem einen Geleis fährt die diplomatische, im andern die parlamentarische und journalistische Bündnisgeschichte.

[1] Die Stellen finden sich Band II (1898) 246 ff.

[2] Horst Kohl, Wegweiser 168.

Die bekannten Höhenpunkte der diplomatischen sind die Erweiterung zum Dreibund (1882), die Erneuerungen bis zur letzten am 5. Dezember 1912, nach der „Tribuna" mit einer Geltungszeit bis 1919; ferner die Veröffentlichung des Zweibundvertragstextes, die am 3. Februar 1888 in Berlin, Wien und Budapest erfolgte. Über allen diesen Vorgängen, die nur ein urkundliches Interesse haben, steht der Erweis von Bundestreue, den Kaiser Wilhelm 1890 gab, und der des Kaisers Franz Josef 1907 und 1908. Jener bestand in der Weigerung, die russische Rückversicherung zu erneuern[1]; dieser darin, daß König Eduards Bemühungen völlig vergeblich waren, als er „alle Minen springen ließ"[2], um Österreich für die Einkreisung zu gewinnen. Wichtige Ereignisse in der Bündnisgeschichte sind die Konferenz von Algeciras mit dem Telegramm Kaiser Wilhelms an den Grafen Goluchowski (veröffentlicht am 13. April 1906), darin die glänzenden Sekundantendienste Anerkennung fanden und Bereitschaft für jeden Gegendienst zum Ausdruck kam. In der bosnischen Krise wurde dieser geleistet, als das Deutsche Reich sich in „schimmernder Wehr" neben den Bundesfreund stellte, wie Kaiser Wilhelm am 21. September 1910 im Wiener Rathaus gesagt hat.

Wir erwähnten die von Kaiser Wilhelm I. im Jahre 1879 gebrauchte Wendung von der Ausfüllung der Leere, die nach der Auflösung des Deutschen Bundes geblieben war, durch eben das Bündnis zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn. Die wiedergewonnene Einheit kam 1908 am 7. Mai zu großartiger Darstellung, als Kaiser Wilhelm II. an der Spitze der deutschen Bundesfürsten zu Schönbrunn die Glückwünsche des Deutschen Reiches zum Regierungsjubiläum Kaiser Franz Josefs aussprach. „In Kaiser Wilhelm steckt ein starker großdeutscher Einschlag, der das Bündnis mit Österreich für ihn mit der Wärme deutschen Gemütslebens erfüllt", so bemerkte Prof. Dr Küntzel in der Festrede vom 27. Januar 1915, die er bei der ersten Kaiserfeier der neuen Frankfurter Universität gehalten hat[3].

Auf die parlamentarische Geschichte des Bündnisses kann hier nicht eingegangen werden. Eine chronologische Übersicht erschlösse mit endlosen Wiederholungen Tiefbrunnen von Langweile. Denn nicht bloß wurde dafür und dawider in der Sache unentwegt von Jahr zu Jahr das nämliche

[1] Vgl. diese Zeitschrift LXXXVIII (1914) 81 f.
[2] F. v. Liszt, Deutsche Reden in schwerer Zeit 10 20.
[3] Vgl. Frankfurter Zeitung Nr 28, 28. Januar 1915, Morgenblatt 1, S. 3.

gesagt; was da gesagt wurde, stand zudem zumeist schon vorher in der Presse mit gewohnter Auswalzung in die Breite. Für die Vertreter des auswärtigen Dienstes ist es keine kleine Aufgabe gewesen, den unveränderten Fortbestand des Bündnisses Jahr für Jahr von neuem zu betonen. Geschah das in den nämlichen Formeln, so entbehrten diese allgemach aller Frische und Ursprünglichkeit; geschah es in neuen, so mußte man darauf gefaßt sein, daß sie auf die feinsten Wagen gelegt und mikroskopisch untersucht und chemisch zerteilt würden. Für einen so vornehmen Redner wie Fürst Bülow hat das eintönig Herkömmliche eine zu nahe Verwandtschaft mit dem Gemeinplatz, als daß er sich daran zu erfreuen vermöchte. Er prägte einen neuen Ausdruck[1], der seitdem große Volkstümlichkeit erlangte: die Nibelungentreue, durch die Beziehung auf Rhein und Donau besonders gehaltvoll. Der Urgeist Deutschlands soll im Bündnis auferstehen und deutsche Treue sich heldenhaft bewähren: viribus unitis.

[1] Reichstagsrede, 29. März 1909. O. Hötzsch, Fürst Bülows Reden 3 (1909) 187.

Robert v. Nostitz-Rieneck S. J.

Die christliche Vaterlandsliebe.

Daß die Vaterlandsliebe aus echtem, starkem, übernatürlichem Glauben hervorgehen kann, lehrt die Heilige Schrift ausdrücklich. Denn unter den Glaubenshelden führt sie Männer auf, „die durch den Glauben Helden wurden im Kriege und Heerlager der Fremdlinge überwältigten“ (Hebr 11, 34). Wir brauchen nur an die Makkabäer zu denken, die für ihr Volk und ihr Vaterland Hab und Gut opferten und nach Vollbringung glorreicher Taten ihr Blut verspritzten.

Welch eine glühende Vaterlandsliebe flammt nicht in manchen Briefen und Reden des heiligen Bischofs Ambrosius! Ambrosius war ein großer Heiliger und ein großer Bischof, aber zugleich ein echter Römer. Als Kaiser Theodosius I. ihm meldete, daß er nach einer langen, anfangs unentschiedenen Schlacht schließlich einen glänzenden Sieg errungen habe, da schrieb ihm der Bischof zurück: „Dank sei unserem Herrn und Gott, der dir deinen Glauben und deine Frömmigkeit vergolten hat. Er hat uns die Art der Heiligkeit der Altväter wieder geschenkt, so daß wir nun mit Augen schauen, was wir beim Lesen der Heiligen Schrift bewundern. Die Hilfe Gottes war beim Kampfe so gegenwärtig, daß keine steilen Berge deinen Anmarsch verzögern, keine feindlichen Waffen ein Hindernis bilden konnten. Du wünschest, ich solle dafür Gott danksagen. Von Herzen gern, da ich dein Verdienst kenne. Sicher wird Gott das Opfer gefallen, das in deinem Namen dargebracht wird. Welch ein Beweis deiner Religiosität und deines Glaubens! Andere Kaiser haben bei ihrem ersten Sieg Triumphbögen oder andere Siegestrophäen errichten lassen. Deine Milde denkt daran, Gott ein Opfer darzubringen; ihm, wünschest du, sollen die Priester Gabe und Danksagung weihen. Wenn ich auch zu einem solchen Amte und zur Feier so hoher Gelöbnisse unwürdig und unfähig bin, so teile ich doch mit, was ich getan habe. Den Brief deiner Gottseligkeit habe ich mit zum Altar genommen, ich habe ihn auf den Altar gelegt, ich habe ihn bei der Darbringung des Opfers in der Hand gehalten, damit dein Glaube durch meinen Mund rede und die Majestät des Kaisers des priesterlichen Opferamtes walte. Wahrhaft, der Herr ist

dem römischen Reiche gnädig, da er ihm einen solchen Fürsten und Vater der Fürsten bestellt hat, dessen Tugend und Macht auch auf einer solchen Höhe des Triumphes noch so demütig bleibt" (Ep. 61).

Als Theodosius gestorben war, sagte Ambrosius in der Trauerrede: „Ihr wißt, welche Triumphe euch die Glaubenstreue des Theodosius errungen hat. Als wegen der Enge des Weges und der Schwerfälligkeit des Trosses die Heeresmacht sich ein wenig zu langsam zum Schlachtfeld hinbewegte und der Feind über die Verzögerung des Kampfes zu spotten schien, da warf sich der Fürst vom Pferde und trat allein an die Spitze des Heeres mit dem Ruf: ‚Wo ist der Gott des Theodosius?' So redete er, weil er Christus nahestand. Denn wer könnte so sprechen, wenn er nicht wüßte, daß er Christus anhinge? Mit seinem Ruf begeisterte er alle, mit seinem Beispiel wappnete er alle. Er war damals schon hochbetagt, aber voll Jugendkraft in seiner Glaubenstreue. Des Theodosius Glaubenstreue war euer Sieg; eure Glaubenstreue sei die Kraft seiner Söhne. . . . Seien wir nicht undankbar. . . . Vergeltet den Söhnen, was ihr dem Vater schuldet" (De obitu Theodosii).

Man füge dazu das inbrünstige Gebet für den Sieg der kaiserlichen Waffen am Ende des zweiten Buches „Über den Glauben", und man wird zugeben müssen, daß dem Ambrosius die Vaterlandsliebe eine heilige Sache war.

Im Brevier hebt die Kirche bei einigen Heiligen ganz besonders ihre Verdienste um das Vaterland hervor. So am Feste des heiligen Kaisers Heinrich und des heiligen Königs Stephan. Das würde gewiß nicht geschehen, wenn die Vaterlandsliebe keinen Wert vor Gott hätte. Ihre Wurzel hat die Vaterlandsliebe in der Natur, aber ihre Vollendung in der übernatürlichen Ordnung.

Vaterland nennen wir das Land, das mit uns andere Bürger bewohnen, die unter einer Regierung und denselben Gesetzen die Verwirklichung des Gemeinwohles anstreben. Das Elternhaus erweitert sich durch Besitz und gesellschaftlichen Verkehr ganz von selbst zur engeren Heimat, die engere Heimat aber ebenso naturgemäß zur weiteren Heimat, zum Vaterlande.

Wie die Liebe zu den Eltern und dem Elternhaus nicht durch Nachdenken hervorgebracht wird, so entwickelt sich auch die Heimatliebe mit Naturgewalt. Die Umgebung, in der das Kind seine frohe Jugendzeit verbringt, die Berge, die Fluren, der Bach, der Fluß, die Kirche mit

ihren Bildern und ihrem Glockengeläute, die bekannten Häuser, die Straßen, auf denen es so mancherlei zu sehen und hören gab, die Sprache mit ihrer heimatlichen Färbung, die Jugendgespielen, die andern Menschen, von denen man so viel Liebes erfuhr, diese und tausend sonstige Eindrücke weben um das Herz zahllose feine Fäden, von denen es sich gern fesseln läßt. Wenn das erste Scheiden von der Heimat kommt, wenn es gilt, in fremde Gegenden, zu fremden Menschen zu ziehen, dann merkt man, wie sehr einem die Heimat ans Herz, ins Herz gewachsen ist.

Heimweh! Dieses oft so harte Weh zeigt die Stärke und Tiefe der Liebe zur Heimat. Was man früher kaum beachtet und als etwas Selbstverständliches hingenommen hat, erscheint plötzlich als ein hohes, unersetzliches Gut. Die Gegend, in der man wohnt, mag schön, die Leute, mit denen man umgeht, mögen gut sein; aber diese Schönheit und diese Güte findet keinen rechten Widerklang in der Seele, deren Saiten von jeher auf andere Töne gestimmt waren. Auch das Beste bleibt fremd. Das Land ist anders, die Sitten und Umgangsformen sind andere, keine andere Sprache ist so wonnesam wie der Mutterlaut; daheim verstand man sich auch ohne Worte, in der Fremde genügen keine Worte, um die Herzen einander zu eröffnen und aneinander zu schließen. Ausland — Elend. Diese beiden Worte sind sprachlich dasselbe, weil das Bezeichnete auch sachlich oft genug zusammenfällt.

Heimatliebe ist nicht ganz das gleiche wie Vaterlandsliebe, aber Heimatliebe ist die tiefste Wurzel der Vaterlandsliebe. Ist jene verkümmert, so wird auch diese nicht kraftvoll gedeihen. Und umgekehrt, wenn die Heimatliebe sich nicht zur Vaterlandsliebe auswächst, so bleibt sie etwas Krüppelhaftes, in der Entwicklung Steckengebliebenes.

Die nächste Umgebung vermag keinem Menschen alles zu bieten, dessen er zur vollen Entfaltung seiner Kräfte bedarf. Die kleineren Gemeinschaften müssen zu größeren zusammengeschlossen sein, bevor die Erreichbarkeit aller äußeren und inneren Güter in greifbare Nähe gerückt wird. Gewerbefleiß, Handel, Bildung, höhere Lebensentfaltung, edle Lebensgenüsse können in ihrem ganzen Umfange nur in größeren Gesellschaftsordnungen ihre Vollkommenheit erlangen. Die Gemeinde muß zum Volk, das Volk zum Staat werden, ehe die Menschheit den Gipfel ihrer natürlichen Entwicklungsfähigkeit erreicht. Der Staat selbst hat seine Entwicklungsstufen, angefangen von den niedrigsten Staatengebilden, deren Tätigkeit beinahe ausschließlich in dem Erwerb und der Sicherung der den leiblichen Be-

dürfnissen dienenden Güter besteht, bis zum höchsten Kulturstaat, der neben und über der Mehrung und Sicherung des äußeren Wohlstandes vorzüglich auch das geistige Leben des Volkes zu heben sucht, indem er Kenntnisse und Wissenschaften, Fertigkeiten und Künste, Gesetzlichkeit und Sittlichkeit in möglichst großem Umfange und in möglichst hoher Vollkommenheit zum Allgemeinbesitz seiner Bürger zu machen bestrebt ist.

Das Streben nach Staatenbildung und Fortschritt der Staaten ist ein unwiderstehliches Gesetz der Menschennatur. Soweit wir die Geschichte durch die Jahrhunderte hinauf verfolgen können, finden wir die Menschen zu Völkern und Staaten verbunden. Der Naturtrieb, Staaten, mächtige, große, selbstgenügende Staaten zu bilden, wirkt mit nahezu unwiderstehlicher Gewalt. Es ist eben ein Naturgesetz, dessen Strafbestimmung für die Völker lautet: Entweder als Bürger im Staate leben oder zu Grunde gehen. Staatenlose Horden sind dem Untergang geweiht.

Was die Natur durch ihre Gesetze will, das will Gott, der die Natur so geschaffen hat und der die Ergebnisse seines Werkes voraussah und wollte. Es ist kein Zufall, daß dieser oder jener Staat auf der Welt vorhanden ist, und daß diese oder jene Menschen seine Bürger sind. Gottes Vorsehung leitet die Geschicke der Menschen und der Staaten. Die Staaten stammen im letzten Grunde von Gott, die Obrigkeiten stammen von Gott, die Bürgerrechte und Bürgerpflichten stammen von Gott. Das lehrt uns die Vernunft, das bestätigt der Glaube.

„Die bürgerliche Gesellschaft hat ihren Ursprung in der Natur und darum im Willen Gottes selber", sagt Leo XIII. in der Enzyklika Immortale Dei vom 1. November 1885. Ebenso in der Enzyklika Diuturnum illud vom 29. Juni 1881: „Daß die Staatsgewalt von Gott kommt, lehrt die Kirche mit Recht." Längst vorher hat der hl. Paulus geschrieben: „Jeder sei der obrigkeitlichen Gewalt untertan; denn es gibt keine Obrigkeit außer von Gott. Wo sie ist, da ist sie von Gott angeordnet. . . . Deshalb muß man ihr untertänig sein um des Gewissens willen" (Röm 13, 1 ff).

Hier ist es, wo der Glaube die aus der Natur erwachsende vaterländische Gesinnung kräftigt und veredelt. Treue gegen das Vaterland, gegen den Staat, dessen Bürger wir sind, gegen seine Interessen und seine Gesetze ist Treue gegen Gott. „Um des Gewissens willen sollt ihr die Steuern entrichten. Denn es sind Diener Gottes, die eben dazu ihres Amtes walten. Gebet jedem, was ihm gebührt; Steuer, dem Steuer

gebührt, Zoll, dem Zoll gebührt, Furcht, dem Furcht, Ehre, dem Ehre gebührt" (Röm 13, 6 f). „Gehorchet, nicht in Augendienerei, um den Menschen zu gefallen, sondern als Diener Christi, die den Willen Gottes von Herzen erfüllen" (Eph 6, 6).

Die Erfüllung der Bürgerpflichten ist ein Akt der Tugend der Gerechtigkeit (der iustitia legalis). Von dieser Tugend sagt der heilige Kirchenlehrer Thomas von Aquin, sie sei eine allgemeine Tugend (virtus generalis); denn der Bürger müsse sich stets als Teil eines großen gesellschaftlichen Körpers betrachten und darum bei seinen Handlungen nicht bloß darauf schauen, was ihm als einer Einzelperson zustehe, sondern auch das Wohl des Ganzen im Auge behalten, damit er nicht nur als rechtschaffener Mensch, sondern auch als tüchtiger Bürger lebe. So könne er durch all seine guten Handlungen dem Vaterlande dienen. Darum wird die bürgerliche Gerechtigkeit eine allgemeine Tugend genannt, „weil durch sie der Mensch das Gesetz befolgt, das die Akte aller Tugenden auf das Gemeinwohl hinordnet" (S. th. 2, 2, q. 58, a. 5).

Das ist ein sehr schöner Gedanke, der von den meisten wohl nicht genug gewürdigt wird. Um jede Körperschaft, mithin auch um das Vaterland ist es um so besser bestellt, je tugendhafter die einzelnen Glieder sind, aus denen die Körperschaft besteht. Jedes sittlich kranke Glied ist nicht für sich allein krank, sondern beeinträchtigt auch die Gesundheit des ganzen Organismus. Je mehr einzelne Bürger entsittlicht sind, desto mehr Krankheitsstoff hat sich in der bürgerlichen Gesellschaft angehäuft und zieht über sie die Folgen der Sünden, die Strafgerichte Gottes herab. Zwar kann die Sünde des einen der Tugend des andern nicht schaden und ihn an der Erreichung seines ewigen Zieles nicht hindern. Wohl aber kann die sittliche Fäulnis durch die Schuld der einzelnen in einem Volke so überhandnehmen, daß ein ganzes Reich von schweren Strafgerichten Gottes heimgesucht oder selbst für den Untergang reif wird. Umgekehrt wird der Segen Gottes um so mehr über einem Volke ruhen, je zahlreicher die Bürger sind, die den Anforderungen des göttlichen Sittengesetzes entsprechen. Der beste, von Gott am meisten gesegnete und deshalb glücklichste Staat wäre derjenige, der nur aus tugendhaften Bürgern bestände.

Hier ist also ein weites Feld, auf dem alle ohne Ausnahme ihre Vaterlandsliebe betätigen können. Sei ein wahrhaft guter Mensch, und du bist ein wahrhaft guter Bürger, der seinem Vaterlande die größten Dienste erweist. Erfülle deine staatsbürgerlichen Pflichten, weil Gott sie

dir auferlegt; erfülle sie im Hinblick auf Gott auch dann ohne Murren, wenn in den Zeiten der Not die Opfer, die für das allgemeine Wohl von dir verlangt werden, groß und schwer sind. Die harte Zeit erzieht dich dann zur Fülle der sittlichen Manneskraft, und in dieser Kraft wirst du zum Segen für das Vaterland.

Die Betätigung der Vaterlandsliebe ist also zunächst eine Betätigung der Tugend der bürgerlichen Gerechtigkeit, eine treue Befolgung des Heilandswortes: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist." Ein guter Christ ist schon deshalb ein guter Bürger, weil er aus Gehorsam gegen Gott das Gebot der Gerechtigkeit auch dem Staate und dem Vaterlande gegenüber erfüllt.

Indessen jedes Gebot als solches ist wohl geeignet, den tugendhaften Willen zur Unterwerfung zu veranlassen, aber nicht das Herz zu erwärmen. „Du sollst, du mußt" weckt keine Begeisterung; und doch ist Begeisterung von dem Begriff der Vaterlandsliebe unzertrennlich. Nicht gerade immer Hurrastimmung, aber freudige Hingabe an die große, allgemeine Sache. Wie könnte jemand auch dem Vaterlande kühl gegenüberstehen, dem er so unsäglich viel verdankt?

In früheren Jahrhunderten wußte man nichts von einer Gegenüberstellung der Begriffe: Staat, bürgerliche Gesellschaft, Vaterland. Der Staat war dasselbe wie die respublica, das Gemeinwesen, die bürgerliche Gesellschaft in ihrer vollkommen ausgebildeten Gliederung. Jetzt bedeutet uns der Staat fast nur mehr die gesetzgebende und ausführende Gewalt, der man Achtung und Gehorsam, kaum aber Liebe und Begeisterung entgegenbringt. Von dem Staat in diesem Sinne muß man natürlich das Vaterland unterscheiden, dem wir unsere Herzen weihen. Die Millionen, die ihr „Deutschland, Deutschland über alles" erschallen lassen, denken dabei an etwas ganz anderes als an Gesetze, Verwaltungsbeamte und Polizei.

Der hl. Thomas von Aquin vergleicht die Vaterlandsliebe mit der Kindesliebe. Das Kind schuldet den Eltern Dasein und Erziehung; der Bürger schuldet dem Vaterlande gesichertes Dasein und Kultur. „Deshalb ist der Mensch nächst Gott ganz besonders den Eltern und dem Vaterlande verpflichtet. Wie es darum zur Religion gehört, Gott zu verehren, so gehört es zur Pietät, den Eltern und dem Vaterlande Verehrung entgegenzubringen" (S. th. 2, 2, q. 101, a. 1). Zarter kann wohl die Vaterlandsliebe nicht aufgefaßt werden, als indem sie in so innige Beziehung zur Kindesliebe gebracht wird.

Diese Beziehung ist aber keineswegs ein bloßes Gedankending, sondern durchaus in der Wirklichkeit begründet. Jedes Land und jedes Volk hat seine eigene Kultur, sein Kapital an materiellen, intellektuellen und sittlichen Gütern, durch die es sich von andern Nationen unterscheidet. Diese Güter bilden das allgemeine Erbe, das von einem Geschlecht auf das andere übergeht. Keiner ist von der Nutznießung ausgeschlossen. Jeder einzelne senkt seine Wurzeln hinab in diesen fruchtbaren Mutterboden und saugt aus demselben, bewußt oder unbewußt, eine Fülle geistiger Kräfte, durch die er nicht nur ein tüchtiger Mensch im allgemeinen, sondern ein tüchtiger Sohn dieses ganz bestimmten Volkes mit seinen charakteristischen Eigentümlichkeiten wird. Wie die Alten sagten: ein echter Römer (vere Romanus), so sagen wir: ein echter Deutscher. Wir wollen damit ausdrücken: ehrlich, treu, gedankenvoll, gemütstief, kräftig, ausdauernd, ernst und fröhlich nach Art der Deutschen. Je mehr wir fühlen und erkennen, wieviel von dem Besten, was in uns ist, wir dem Vaterland verdanken, desto mehr wächst die Pietät gegen das Land und Volk, das uns nach dem Ausdruck des hl. Thomas ähnlich wie die Eltern dem Kinde ein „Seinsprinzip" (principium essendi) geworden ist.

Dieses Gefühl kann, wie jedes andere, einseitig entarten und wird zum verwerflichen Chauvinismus, wenn man jedes anders geartete, fremde Volksleben verachtet und schmäht. Es muß verschiedene Menschen mit verschiedenen Anlagen und Tüchtigkeiten geben, damit sie einander ergänzen, helfen und voranbilden. Es muß auch verschiedene Völker geben, die ihre Eigenart ausbilden und dadurch anregend und bildend auf andere Völker wirken. Jedes Volk hat seine eigenen Vorzüge, die der vernünftige Mann anerkennt, vielleicht auch bewundert und zu seiner Selbstvervollkommnung benutzt, ohne sie zu überschätzen oder nachzuäffen. Fremdtümelei und Chauvinismus sind gleich verächtlich. Auch hier gilt das Wort des Apostels: „Wir wollen uns nicht ins Maßlose rühmen, sondern innerhalb der Grenzen, die Gott uns als Maß zugeteilt hat" (2 Kor 10, 13).

Gott hat uns als Kinder dieses Landes und Volkes geboren werden lassen, hat uns die Güter und Vorzüge unseres Vaterlandes zum Erbteil gegeben und darum auch die Liebe zum Vaterland ins Herz gepflanzt. Mögen Fremde ihr Vaterland lieben, sie tun recht daran; wir lieben unser Vaterland, weil es uns in seiner Eigenart großgezogen und durch seine Schätze uns reich und stark gemacht hat als ein einig Volk von Brüdern. Des Dichters Wort ist vollberechtigt: „Ans Vaterland, ans teure, schließ

dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen! Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft."

Gerechtigkeit, Dankbarkeit, Pietät sind die heiligen Bande, die uns an das Vaterland fesseln. Ihnen schließt sich die christliche Nächstenliebe an. Ist dem wirklich so? Allerdings. Die Nächstenliebe ist freilich eine Tugend, die sich auf alle erstreckt, die mit uns Kinder des himmlischen Vaters und Erben der ewigen Seligkeit sind oder sein können und sollen. Das Wohlwollen der Liebe erstreckt sich auf alle, ohne auch nur einen einzigen auszuschließen. Die Liebe kann nicht anders als allen ohne Ausnahme Gutes wünschen. Da wir aber nicht im stande sind, allen in der gleichen Weise unsere Liebe zu erzeigen, so hat die Betätigung der Nächstenliebe unter mehrfacher Rücksicht ihre bestimmten Kreise, in denen sie sich bewegt.

Seit den Tagen des hl. Augustinus findet sich in den theologischen Abhandlungen über die Tugenden ein Abschnitt über die „Ordnung der Liebe". Augustinus sagt: „Alle müssen gleichmäßig geliebt werden; aber da man nicht allen nützen kann, so muß man besonders jenen zur Seite stehen, die als Landsleute oder Zeitgenossen oder unter irgend welchen andern Rücksichten wie durch eine besondere Fügung enger mit uns verbunden sind" (De doctr. christ. 1, 27 f).

Diese kurzen Andeutungen hat der hl. Thomas weiter ausgeführt und im besondern auf die Vaterlandsliebe angewandt. Er sagt: Zu denen, die uns fernstehen, haben wir nur die allgemeine Freundschaft der Liebe. Außer dieser gibt es aber noch besondere Freundschaften, deren Grundlage das engere Verhältnis zu bestimmten Personen ist. So stehen uns unsere Mitbürger näher als Ausländer; darum treibt die geordnete Nächstenliebe uns an, unser Volk in einer Weise zu lieben, die wir Fremden nicht schulden. Das Besondere der Liebe besteht sowohl in der größeren Innigkeit als in der verschiedenen Art und Weise, wie die Liebe sich in der Tat äußert; denn der Eigenart der Verbindung muß auch die Eigenart der Liebe entsprechen. Sofern also das eigenartige Verhältnis zu andern in Frage steht, müssen wir in diesem Falle die mit uns Verbundenen mehr lieben als andere und mehr für sie tun und opfern. Zur Rettung des Vaterlandes muß im Notfall jedes andere irdische Gut geopfert werden. Das Wohl des Vaterlandes ist ein höheres Gut als das Wohl des einzelnen Bürgers; denn das Ganze ist wertvoller als der Teil. Die Natur selbst gibt uns die Lehre, daß der Teil sich jeder Gefahr aussetzen muß, um den Untergang des Ganzen zu verhüten. Wenn ein tödlicher Schlag

auf uns geführt wird, erheben wir unwillkürlich den Arm, um den Schlag aufzufangen, weil es besser ist, daß der Arm verwundet wird, als daß das Leben verloren geht. „Nach dieser Lehre der Natur richtet sich die Vernunft in den bürgerlichen Tugenden; denn der tugendhafte Bürger setzt sich der Todesgefahr aus, wenn es für die Rettung des Vaterlandes notwendig ist." Der Soldat verläßt um des Vaterlandes willen die eigene Familie, nicht als wenn er sie an und für sich weniger liebte, sondern weil es sich um ein Gut handelt, dessen Erhaltung mit dem Opfer aller andern irdischen Güter, wenn nötig, erkauft werden muß (S. th. 1, q. 60, a. 5; 2, 2, q. 26, a. 7 8).

Es ist gut, diese klaren und nüchternen Erörterungen zu beachten. Wir haben hier Aussprüche eines Mannes, der auf dem Gebiet der christlichen Sittenlehre eine der größten Autoritäten ist.

Diese Aussprüche zeigen uns, daß die Vaterlandsliebe keineswegs in einem bloßen Aufwallen des Gefühls besteht und sich vor der Vernunft nicht rechtfertigen läßt. Eine starke menschliche Liebe ist immer mit Gefühlserregungen verbunden; aber Gefühle wechseln; echte Liebe der Wertschätzung und des Wohlwollens bleibt sich gleich in ihrer Treue, immer hingebend, immer opfermutig. Eine solche Liebe ist die Vaterlandsliebe ihrem Wesen nach.

Zweitens lernen wir, daß die echte, übernatürlich veredelte, wahrhaft christliche Vaterlandsliebe mit der auch dem Feinde geschuldeten Nächstenliebe vereinbar ist. Wir hassen an dem Feinde, daß er unserem Vaterlande zu schaden sucht, und widersetzen uns jedem derartigen Versuche mit allen im Kriege erlaubten Mitteln. Aber wir lieben die Feinde, insofern sie mit uns Kinder desselben himmlischen Vaters sind, und wir wünschen, daß sie dereinst mit uns Bürger des himmlischen Reiches sein mögen. Sobald sie also nicht mehr die Macht oder den Willen haben, unserem Vaterland zu schaden, hört jeder Haß gegen sie auf; die allgemeine christliche Nächstenliebe tritt dann wieder in volle Wirksamkeit. Einen andern zu hassen, zu schmähen, zu schädigen, bloß weil er einer Nation angehört, ist nicht ehrenwert, sondern schmachvoll, nicht echt menschlich, noch weniger christlich.

Drittens lernen wir, daß die Vaterlandsliebe nicht bloß etwas natürlich Gutes ist, sondern auch eine übernatürlich verklärte Tugend sein kann. Gerechtigkeit, Dankbarkeit, Pietät, Liebe sind eingegossene Tugenden, durch deren Übung wir Werke verrichten, die vor Gott und Christus Wert haben,

für die uns Ehre und Anerkennung vor dem höchsten König und Richter nicht ausbleiben wird, auch wenn sie uns bei den Menschen keinen Ruhm eintrügen.

Der echte Christ liebt sein Vaterland, weil geordnete Vaterlandsliebe gottgefällig ist; er opfert alles für sein Vaterland, weil unter den zeitlichen Gütern das Wohl des Vaterlandes höher steht als Privatwohl des einzelnen. Darum wünscht und hofft er auch, daß aus jedem Kriege sein Vaterland mächtiger und besser hervorgehe; er bittet Gott inständig um den Sieg der vaterländischen Waffen und dankt Gott, wenn er die Opfer an Gut und Blut mit herrlichen Erfolgen gelohnt hat. Er empfindet die Ehre des Vaterlandes als seine Ehre, die Schmach des Vaterlandes als seine Schmach. Die großen Männer seines Volkes und ihre glorreichen Taten im Krieg und Frieden sind sein Stolz.

Dabei achtet er die guten Eigenschaften anderer Völker, er erfüllt auch dem Feinde gegenüber die Forderungen der christlichen Nächstenliebe. Er weiß, daß der Sieg der einen die Niederlage der andern ist, und daß die Vorsehung Gottes die Geschicke der Völker lenkt. Dank gegen die Vorsehung in den Tagen des Glücks, demütige Unterwerfung unter die Fügungen der Vorsehung in den Tagen des Unglücks, Mitleid mit dem geschlagenen Feind, Hilfe gegenüber dem hilflosen Besiegten, gewissenhafte Erfüllung der Vorschrift unseres Heilandes: „Alles, was ihr wollt, daß euch die Menschen tun, das tut auch ihnen" (Mt 7, 12), dies ist echte Christenart und soll auch echte Deutschenart sein.

Wie hoch wir auch das irdische Vaterland schätzen, wir wissen, daß es vergänglich ist wie alles Irdische. Unsere Liebe zu ihm muß so beschaffen sein, daß die Vaterlandsliebe ganz naturgemäß übergeht in die Liebe zu jenem Vaterlande, das ewig währt, wo die ganze selige Menschheit ein einziges großes Reich der Gotteskinder ist. Wir sind Fremdlinge und Pilger auf Erden und suchen eine bessere Heimat. Unser Bürgertum ist im Himmel (Hebr 11, 14 ff. Phil 3, 20).

Christian Pesch S. J.

Die Stammesweihe der Naturvölker — ein Rätsel der Religionsgeschichte.

Wohl selten hat ein Gelehrter nach jahrzehntelanger, ernstester wissenschaftlicher Forschung eine so gänzliche Umkehr von seinen liebsten Anschauungen vollzogen wie Andrew Lang. „Er wußte sich von der Tyrannei aller Formeln zu befreien, sogar derer, die er selbst geschaffen." [1] Standen ihm vorher wie seinem Lehrer und Freund Tylor die Naturvölker in einem niedrigen Gespenster- und Geisterglauben, dem Animismus, befangen, so wagte er 1898 in seinem Hauptwerke The Making of Religion (London) den Monotheismus als den universalsten und ursprünglichsten Charakterzug aller Religionen der Naturvölker hinzustellen. Hatte darum die Tylorsche Schule vermöge des Prinzips: Die jetzigen niedrigsten Kulturstufen repräsentieren die Anfangsstadien aller Menschheitsentwicklung — den Animismus an den Anfang aller Religion gestellt, so ließ A. Lang die religiöse Geschichte der Menschheit mit dem Monotheismus beginnen. Er wurde Vorkämpfer der „alten, verlassenen Degenerationstheorie".

Es war das Studium der „Stammesweihe", geheimer Aufnahmezeremonien bei der Einreihung der Jünglinge in den Stamm, das die große Wendung herbeiführte. Der bisherigen zunftmäßigen Theorie war dieses Beste, Edelste jener Völker — wie es scheint — entgangen; man war nicht in das Penetrale jener Völker eingedrungen, das auch — wir dürfen es sagen — ein Heiligtum für die ganze Menschheit ist. Lang hat uns in diese neue Welt eingeführt [2], und immer mehr offenbart sich uns da eine Lehre, eine Religion, die über das Beste der antiken heidnischen Kulturreligionen erhaben erscheint.

Man kann noch weiter gehen. Die Religion der Stammesweihe ist damit nicht zur Genüge gewürdigt, daß man ihre Tatsächlichkeit anerkennt und entgegenstehende Theorien und Hypothesen zerfallen läßt; dieser Monotheismus ver-

---

[1] A. Réville, Revue de l'histoire des religions XL (1899) 399.

[2] Das Verdienst, A. Lang für Deutschland eigentlich erst „entdeckt" zu haben, gebührt Wilh. Schmidt S. V. D., dem Herausgeber des „Anthropos". Vgl. „Der Ursprung der Gottesidee". Eine historisch-kritische und positive Studie. I. Historisch-kritischer Teil, Münster 1912 (daselbst Angabe seiner übrigen Werke. — Ausführliche Besprechung siehe diese Zeitschrift LXXXIV [1913] 397—412); ferner „Die Uroffenbarung als Anfang der Offenbarungen Gottes", in Esser-Mausbach, Religion — Christentum — Kirche I, Kempten 1913, 477—631. — Vgl. außerdem Semaine d'ethnol. rel., Bruxelles 1913; Le Roy, La religion des Primitifs[2], Paris 1911; deutsch von G. Klerlein, Die Religion der Naturvölker, Rixheim i. Els. 1911.

langt eine tiefere, weitere Lösung. Er drängt uns — so überraschend dies bei „geschichtslosen" Völkern klingen mag — zurück bis in die ersten Anfänge der Menschheitsgeschichte, wohl weiter, als uns sonst eine rein natürliche, menschliche Geschichte zurückzutragen vermag.

Welches sind die Naturvölker, die für diese unsere Untersuchung hauptsächlich in Frage kommen?

Zunächst gälte es, die Naturvölker zu klassifizieren und, soweit das festzustellen ist, die am wenigsten beeinflußten und am tiefsten stehenden Völker aufzufinden. Dieses verwickeltste Problem der Ethnographie ist aber noch lange nicht gelöst. Für die Zukunft läßt da die „kulturhistorische Methode" Gräbners[1] gesicherte Resultate erhoffen. Sie setzt nämlich aus allmählich gewonnenen charakteristischen Merkmalen der Kulturen die Völker zu „Kulturkreisen" zusammen und kann so selbst für Stämme, die sich jetzt antipod sind, Wanderungslinien und eventuelle frühere Zusammengehörigkeit oder Abhängigkeit feststellen.

Für uns genügt das allgemeine Schema, da wir die anerkannt am niedrigsten rangierenden Naturvölker ins Auge fassen. Am tiefsten stehen die Stämme von Südostaustralien; ihnen folgen die Pygmäen in Südasien und Mittel- und Südafrika, die schon die Töpferei kennen, die Bantu, Buschmänner und angrenzende Stämme, endlich die schon höher entwickelten Indianer in Nordamerika.

Von Anfang an richtete die neueste Religionsforschung ihr Hauptaugenmerk auf die Südostaustralier, so daß wir über sie und — was die Stammesweihen betrifft — speziell über die beiden Stämme der Yuin und Kurnai, zwischen Sydney und Melbourne ansässig, am besten unterrichtet sind[2].

Wir verfolgen hauptsächlich die Initiationszeremonien bei den Yuin und ziehen die geheimen oder auch nicht geheimen Lehren anderer Stämme nur zum Vergleich und zur Illustration heran. Wir teilen die Lehrüberlieferung der Stammesweihe — nicht als ob die Scheidung in Wirklichkeit so eingehalten würde — der Übersicht halber in die **Lehre über das höchste Wesen, über die Auferstehung und über die sittlichen Stammesgesetze.**

* * *

Sternenklare Nacht über den südostaustralischen Wäldern. Das Kreuz des Südens scheint groß und still auf den Kuringal, die Stammesfeier im Waldesdickicht, herab wie vor Jahrhunderten und Jahrtausenden. Das ist die Weihenacht der Yuin. Von allen Seiten sind sie herbeigeeilt, Männer und bereits initiierte Jünglinge; Frauen und Kinder sind ausgeschlossen. Zur Lichtung kamen sie, wo das Feuer brennt, wo die geheimnisvollen Figuren aus Erde eben vollendet aus dem Boden hervorwachsen. Von dem altehrwürdigen Baum grüßt das Bild des Höchsten, dem die Feier gilt. — Schon stehen sie da im großen Kreis,

---

[1] Methode der Ethnologie, Heidelberg 1911. Vgl. Schmidt, Anthropos VI (1911), „Die historische Methode in der Ethnologie".

[2] Howitt, Journal of the Anthropol. Inst. XIII (1884); später The Native Tribes of South East-Australia, London 1904.

schwarzbraune Gestalten mit platten Nasen und wulstigen Lippen, zum Feste geschmückt mit den prächtigsten Hautbemalungen, mit Bändern und den schönsten, immerhin noch recht plumpen Speerwerfern. — Die Weihekandidaten werden in den Kreis geführt, Knaben an der Schwelle des Jünglingsalters. Sie wissen die Bedeutung der Weihe wohl zu würdigen, daß sie mit dem heutigen Tage der Obhut der Mutter und der Gesellschaft der Schwestern entwachsen und als vollwertige Stammesmitglieder in den Kreis der Männer eintreten. Es beginnt jetzt ihre auch „soziale“ [1] Mannbarkeit. Wie sie als „Männer“ die Stammespflichten auf sich nehmen, so werden sie auch vollberechtigte Träger der Stammesrechte, man könnte sagen, der vollen Menschenrechte. Das erste dieser Rechte ist aber der Besitz der Religion, der seit Jahrtausenden vererbten Stammeslehre, die von den Eingeweihten, den „Männern“, gehütet werden muß. Die Initianden werden jetzt eigentlich erst für Gott geboren, es ist das Fest der „zweiten Geburt“ [2].

Nach dem Begrüßungstanz der Männer tritt der Häuptling vor und verkündet den Jünglingen das unter Todesstrafe verpflichtende Gebot der Geheimhaltung. Es erstreckt sich auf alles, was sie bei der Weihe zu sehen und zu hören bekommen, und gilt nicht bloß Fremden gegenüber, sondern auch, und ganz besonders gegenüber den Weibern und Kindern des eigenen Stammes. „Wenn ihr davon sprecht den Frauen und Kindern, so werdet ihr getötet werden“ [3] — so sagt die alte Formel, die ja die Fremden noch nicht kannte.

Wie streng dieses Gebot aufgefaßt wird, zeigt u. a. der Mythus, der beim Nachbarstamm der Kurnai den Jünglingen bei der Weihe erzählt wird. „Als einer die Geheimnisse der Stammesweihe den Weibern verraten hatte, wurde Munga n-gaua, das höchste Wesen, erzürnt und sandte ein Feuer, das den Raum zwischen Himmel und Erde erfüllte. Die Menschen wurden vor Schreck wie von Sinnen und speerten sich gegenseitig, Väter und Kinder, Gatten und Gattinnen und die Brüder untereinander. Sodann stürzte sich das Meer über das Land und alle Menschen ertranken bis auf einige. . . .“ [4]

Die Forscher wandten die unglaublichste Mühe auf. Mannings Gewährsmann, ein Eingeborner aus Neu-Südwales, sprach schließlich flüsternd und doch zitternd von den Dingen der Stammesweihe; den Hymnus an das höchste Wesen aber hätte er um keinen Preis verraten: Er wisse ohnedies schon zuviel. Ähnlich erzählt Günther (1849) [5].

Es leuchtet ein: diese Arkandisziplin ist für die Wertung aller, besonders der früheren Berichte von ausschlaggebender Bedeutung. Zeigt sich, daß jene Reisenden, Forscher oder Missionäre nicht in die esoterische Lehre eines Stammes

---

[1] van Gennep, Les rites de passage, étude systém. des rites, Paris 1909, pass. — Daß auch die „totemistische Opferkommunion“ sich immer mehr als rein soziale Institution klärt, vgl. Bouvier, Le totémisme. Recherches de science rel. IV (1913, 4—5) 412—442.

[2] Routledge, With a prehistoric people, London 1910, 151—153. Le Roy, La religion des Primitifs 234.

[3] Howitt, Journal of the Anthrop. Inst. XIII 553.

[4] Schmidt, Anthropos VI 119. [5] Ebd. 122 207.

eingedrungen sind oder daß sie gar nur auf die leichter zugänglichen Frauen und Kinder sich berufen, so ist ihr Zeugnis ziemlich wertlos. Um so mehr, als für die neugierigen Fragen der Weiber und Kinder eigene Ammenmärchen erfunden werden, über deren Albernheit sich die Eingeweihten in ihrem Kreise höchlich belustigen.

So wollte es das Schicksal, daß manchmal solche Märchen, die im größten Ernst von den Frauen weitererzählt wurden, als bare Wahrheit nach Europa berichtet wurden. Spencer und Gillen erlagen dieser Versuchung noch 1904[1]. Infolgedessen mußte der Aranda-Stamm in Zentralaustralien eine Zeitlang vor Europa als fast religionslos dastehen. Er kenne nur eine Art bösen Geistes Twanyirika, der in der Stammesweihe erscheine und die lächerlichsten und phantastischsten Dinge vollführe. Strehlow und von Leonhardi[2] dagegen wiesen nach, daß Twanyirika und alles, was über ihn umgehe, eben ein solches Ammenmärchen für das Weibervolk sei. Der Glaube an das höchste Wesen Altijra bei den Aranda steht heute fest.

Es ist wahr, nicht überall untersteht die Stammesweihe dem strengen Gebot der Geheimhaltung. Außerhalb Südostaustraliens kennen es z. B. in Afrika die Buschmänner, in Nordamerika die Zuñi, die Luiseño und die Arapaho[3]. Trotzdem muß es Maxime der Forscher und Missionäre sein, überall mit der Möglichkeit esoterischer Lehren zu rechnen. Die Tendenz zur Geheimhaltung ist allgemein. Leider ist der Stamm der Tasmanier, der Vertreter der ältesten australischen („nigritischen") Kultur, ausgestorben, bevor man hätte in ihre Mysterien eindringen können. Noch heute sind uns die Geheimnisse der Buschmänner fremd. Es gilt da neue, geistige Welten zu entdecken![4] —

Nach dem Verbot des Verrats erfolgt bei den Yuin die Zeremonie des Zahnausschlagens; ein Schneidezahn wird jedem Jüngling ausgeschlagen. Dann beginnt die Unterweisung.

Der Unterricht über das höchste Wesen. Die Männer erheben ein lautes Rufen, das in bestimmten Abständen durch feierliches Schweigen unterbrochen wird, während dessen sie Waffen und Arme zum Himmel emporstrecken. Sodann werden die Jünglinge, jeder von seinem Kabo (einer Art Paten), vor den Baum geführt, in dem das Bild des höchsten Wesens geschnitzt erscheint. — Nur für diese Gelegenheit darf das Bild hergestellt werden, um nachher sofort vernichtet zu werden. Außerhalb der Stammesweihe steht auf bildlicher Darstellung des höchsten Wesens die Todesstrafe. Dieser Anikonismus ist eine weit verbreitete Erscheinung; er kehrt wieder bei den Bantu und Sudannegern, bei den Indianern von Virginia usw. — Vor dem Bild beginnt nun der Häuptling: „Dieser ist Daramulun. . . ." Nur flüsternd darf er den Namen sprechen, und auch nur bei dem gegenwärtigen Anlaß; im alltäglichen Leben kennt man

---

[1] The Northern Tribes of Centr. Austr. 491.

[2] Mythen, Sagen und Märchen des Arandastammes in Zentralaustralien, Frankfurt a. M. 1907, 102.

[3] Archiv für Religionswissenschaft XIV (1911) 237 250.

[4] Vgl. den wertvollen Beitrag von P. Evrard über „Die letzten Weddas" auf Ceylon in den „Kathol. Missionen", 39. Jahrgang, Nr 6, Sp. 191—193.

das höchste Wesen nur unter dem Namen Biamban (Meister) oder Papang (Vater). Auch die Frauen gebrauchen diese Namen. — „Er ist der große Schöpfer; er hat alle Dinge gemacht. Er kann alles tun und überallhin gehen. Er hat die Stammesgesetze den Vorvätern gegeben, und sie haben sie weiter auf ihre Söhne vererbt bis auf den heutigen Tag. Er wohnt im Himmel und wacht über die Jugend vom Himmel her, bereit zu strafen durch Unheil oder Tod den Bruch seiner Gesetze." [1]

Das Jeraeil, die Einweihungsfeier der Kurnai, beginnt wie folgt: Das Haupt mit Decken fest umhüllt, so daß sie nichts sehen können, sitzen die Jünglinge am Boden, während mit 16 Schwirrhölzern [2] ein furchterregendes Heulen und Sausen vollführt wird. Nachdem dies geendet, müssen sie sich erheben, das Antlitz zum Himmel gerichtet. Dann wird jedem der Knaben die Decke vom Kopf entfernt und der Häuptling zeigt mit seinem Speerwerfer zum nächtlichen Sternenhimmel hinauf, dabei rufend: „Schau dorthin! Schau dorthin! Schau dorthin!" Und nachdem ihnen noch einmal eingeschärft, daß sie nichts ihrer Mutter oder ihrer Schwester oder einem Nichteingeweihten verraten dürften, beginnt die Mitteilung der alten Überlieferungen über Munga ngaua.... Nachher wird jeder Knabe von seinem Bullawang (Paten) gen Himmel erhoben, die Paten wieder von andern, und die Knaben selbst wieder müssen ihre Arme gen Himmel strecken: Die Weihe an Munga ngaua [3].

Bei den Viktoria-Stämmen (nordwestlich von Melbourne) heißt es von Bundjil dem höchsten Wesen: „Er ist weiß, sehr rein und in Keledia (Ort voll Glanz und Glorie). Bundjil machte die Erde und alles, was sich auf ihr befindet. Er ist der Schöpfer der Erde, der Bäume, der Tiere und Menschen (bei einigen Stämmen werden die Frauen ausgenommen). Bundjil machte zwei Männer aus Lehm. Es ist lange, sehr lange her. Diese beiden atmeten in einem Lande des Nordwestens. Er schnitt zwei Stücke aus Rinde, legte auf jedes einen Klumpen Lehm und formte zwei schwarze Männer, den einen ganz schwarz, den andern nicht ganz schwarz. Zuerst wurde einer mit krausem Haar gebildet, dann einer mit schlichtem. Sein Werk gefiel ihm sehr gut und er betrachtete es lange. Er glättete sie von oben bis unten, legte sich auf jeden und hauchte ihm seinen Atem in Mund, Nase und Nabel. Als er hauchte, bewegten sie sich. Sodann gab er jedem der beiden Menschen einen Namen; den schlichthaarigen nannte er Berookboorn, den kraushaarigen Kookinberrook. Dann ließ er sie sprechen und sich erheben, und sie erhoben sich als Männer (= Eingeweihte), nicht als Kinder." [4] Howitts Eingeborner konnte sich noch gut erinnern, wie ihn, „bevor die Weißen nach Melbourne kamen", sein Großvater einmal nachts hinausführte, zum Sternenhimmel hinaufwies und sprach: „Da siehst du Bundjil da droben; er kann dich sehen und alles, was du hier tust." [5]

---

[1] Howitt, The Native Tribes etc. 521 543—563. Schmidt, Anthropos VI 128 245.

[2] tundun, der *ῥόμβος* der griechischen Mysterien. Vgl. Lang, Custom and Myth², London 1904, 29—45. Betreffs der zahlreichen Analogien der Stammesriten und der antiken Mysterien überhaupt — *ἄῤῥητα*, Waschungen, Verhüllungen und Maskierungen, Bedeutung des Gottesnamens und -bildes, Begräbnis, Wiedergeburt, sakrale Mahle — vgl. einiges bei Dieterich, Eine Mithrasliturgie, Leipzig 1903.

[3] Howitt a. a. O. 622 629 ff. Schmidt a. a. O. 128 401. [4] Ebd. 296.

[5] Lang, The Making of Rel. 193.

Noch sei Baiame genannt, das höchste Wesen des Kamilaroi-Stamms. „Baiame hat alle Dinge gemacht. Er ist sehr gut; er tut niemand Böses. Er hört den Schrei eines Waisenkindes um Regen oder, bei zu reichlichem Regen, um Aufhören desselben. — Er ist sehr alt, kann aber niemals älter werden.“ [1]

Aus den Weihezeremonien der nordamerikanischen Indianer mögen einige Stichproben genügen. Die Sioux-Indianer erzählen: „Napi war schon, bevor der Tod in die Welt kam; alle Dinge, die er machte, verstanden ihn, als er zu ihnen sprach — Vögel, Säuger, Tiere und Menschen. Er erschuf Mann und Weib aus Lehm, aber die Torheit der Weiber führte den Tod herbei.“ [2] Die Zuñi in Neu-Mexiko verehren wohl im alltäglichen Leben Götzen und Fetische; aber in der Stammesweihe wird immer noch der uralte, vor Fremden verborgene Mysterial-Hymnus gesungen: „Vor Beginn der neuen Schöpfung war allein Awonawilona, der Schöpfer und Erhalter des Alls, der Allvater, gewesen. Er machte alle Dinge, indem er sich selbst nach außen im Raum dachte.“ [3] „Hegelian!“ [4] ruft da Lang aus, „tief wie eine Hegelsche Philosophie“!

Betreffs Afrikas sei auf J. L. Wilsons zusammenfassendes Urteil hingewiesen: „Der Glaube an ein höchstes Wesen ist (in Afrika) allgemein. Und diese Vorstellung hat im Geiste der Eingebornen durchaus nichts Unbestimmtes oder Dunkles. Sie ist so tief eingegraben in ihre Erkenntnis und ihr sittliches Verhalten, daß jedes System des Atheismus sie als gar absurd und unvernünftig abstößt.... Alle Stämme haben einen Namen, Gott zu bezeichnen; die meisten kennen ihn sogar unter zwei oder mehr Namen, um seinen Charakter als Schöpfer, Erhalter und Wohltäter auszudrücken.“ [4] — J. M. Orgen gelang es, dem Häuptlingssohn Qing bei den Buschmännern einiges über Kage zu entlocken: Kage erschuf alle Dinge, und wir beten zu ihm in leise flehendem Tone: „O Kage, Kage, sind wir nicht deine Kinder? Siehst du nicht unsern Hunger? Gib uns zu essen!“ Mehr über ihn wissen nur die, die in den Tanz (die Mysterien) eingeweiht sind. Kage sieht man nicht mit den Augen, aber man kennt ihn mit dem Herzen. Zu ihm flehen die Makolong in jeder Kriegsgefahr und in jedem Anliegen [5].

Die Lehre über die Unsterblichkeit und die Auferstehung. Während die Yuin-Jünglinge das Bild Daramuluns am Baum bewundern und noch weiter von ihren Kabo unterrichtet werden, erschallt plötzlich ein feierlicher Hymnus aus dem Kreise der Männer. Zugleich sehen die Initianden, wie aus dem Boden vor ihren Augen ein lebender Mann sich erhebt und vor ihnen steht. Er war vor der Feier in das Grab gestiegen und nur leicht mit Erde bedeckt worden, so daß man am Boden nichts sah. An diesem Symbol wird den Initianden durch die Worte des Häuptlings und den Hymnus die Auferstehung vom Tode veranschaulicht. — Beim Stamm der Kamilaroi liegt in dem Grabe sogar ein Sarg mit Kleidern, die mit einem Strick umwickelt sind, ganz so, wie es die Begräbnisweise des Landes verlangt — alles, wie Mathews [6] sagt, um

---

[1] Langloh Parker, The Euahlayi Tribe 8.

[2] Lang a. a. O. 237. [3] Ebd. 47. [4] Western Africa 209.

[5] Schmidt a. a. O. 132 f. Vgl. C. Meinhof, Afrikanische Religionen, Berlin (NO. 43) 1912, bes. 142—144.

[6] Journal of the Anthropol. Institute XXIV 416. Schmidt a. a. O. 384.

Tod und Auferstehung möglichst drastisch vor Augen zu führen. — Noch andere Symbole treten bei den Yuin auf: so die aus Erde hautreliefartig gearbeitete Figur des Ameisenfressers, der wegen seines Emporkommens aus der dunkeln Erde die Auferstehung versinnbildet. Sodann sehen sie die Figur eines Emu am Feuer vorübergleiten. Das spezifisch australische Tier ist wegen seiner Schnellfüßigkeit ein Bild des eilenden, sterbenden und neu erstehenden Mondes und deshalb ein Bild der Unsterblichkeit.

Mögen auch Spekulation und Phantasie bei manchen Stämmen mit den großen Wahrheiten ihr wunderliches Spiel treiben, die Hoffnung auf Unsterblichkeit lebt überall und meistens stark und mächtig.

„Die Greise werden wieder jung und die Kranken wieder gesund in der Gesellschaft Nurrunderes", sagen die Narrinyeri[1]. Die Andamanesen hoffen, am Auferstehungstage, wenn Puluga durch ein Erdbeben die Erde vernichtet, „werden Seele und Leib des Menschen sich wieder vereinigen zu einem neuen, glücklichen Leben. In diesem wird keine Krankheit und kein Tod mehr sein, Heiraten und zur Heirat geben hören auf."[2]

Den Glauben der Nyassa-Stämme in Afrika bezeugt Rev. D. C. Scott: „Mzimu (die höhere Seele im Menschen zum Unterschied von der niederen, sterblichen) bleibt lebend, wenn der Mensch stirbt; sie fliegt und fliegt; sie geht dahin, wohin die Seelen aller Menschen, die gestorben, hingegangen sind; sie fliegen wie der Wind; sie wohnen nahe da, wo Gott wohnt; sie erkennen alles. Klagt einer der Mzimu, sie hört ihn."[3]

Und nun wieder nach dem hohen Nordwesten. Constance Goddard Dubois[4] liefert eine eingehende Schilderung der Initiation der Luiseño-Indianer in Südkalifornien, aus der folgendes herausgehoben sein mag. Das höchste Wesen heißt Chungichnish. Im Dunkeln wird der Trank aus der Wurzel der blau-weißen toloache-Blume (datura meteloides) mit Wasser zubereitet; die Knaben knien vor der heiligen Steinschale nieder und schlürfen nacheinander das Naß.... Dann tanzen sie singend um das Feuer, fallen aber infolge des Trankes bald nieder und werden zu ihrem früheren Platz gebracht.... Sodann kommen 4—5 Tage lang die Bewohner eines umliegenden Dorfes und unterrichten sie. Zum Schluß wird in einer ca 5 Fuß langen Grube eine Nachbildung der Milchstraße — wohin nach dem Tode die Seelen gehen — hergestellt in Form einer „Schnur" (Wanawut), in der drei runde Steinscheibchen eingeknüpft sind. Über diese Steinchen müssen die Initianden hüpfen: So sollen sie dereinst von der Erde befreit werden und in den Himmel ziehen[5]. — Noch wird ihnen eine eingehende Unterweisung über ihre Stammespflichten zuteil. Den Ungehorsamen wird Chungichnish den Bären, den Berglöwen, die Klapperschlange senden sowie stechendes Unkraut und Krankheit. Die Erde wird den Schuldigen hören, Sonne und Mond werden ihn schauen[6].

Die sittliche Unterweisung in den Stammesgesetzen. Die Sanktion. Wie bei den Luiseño, so ist ganz allgemein das praktische Ziel

---

[1] Meyer, The Native Tribes of South-Australia (1879) 206.

[2] Schmidt, Anthropos VI 131.

[3] Bei Le Roy, La religion des Primitifs 158.

[4] The Religion of the Luiseño Indians of Southern California (1906).

[5] Vgl. zu dem „Seelenaufstieg" Dieterich, Eine Mithrasliturgie 182 ff.

[6] Vgl. auch H. B. Alexander, A Pawnee Mystery: The Open Court 1912.

der Stammesweihe die Einschärfung der sittlichen und damit auch der sozialen Stammesgesetze. Bei den Yuin-Jünglingen folgen der Unsterblichkeitslehre pantomimische Tänze und halbdramatische Aufführungen, um Tugenden und Laster möglichst tief dem Gedächtnis einzuprägen. Unter schärfste Strafe gestellt wird kindisches, ausgelassenes Wesen, Umgang mit der Frau eines andern, Sodomie. Wer solche Dinge tut, wird getötet werden. — Zeigt sich ein Jüngling während der Zeremonie schwach und matt, so hält ihm der älteste Greis vor, daß er sich zuviel mit Mädchen abgegeben habe. — Bei den Kamilaroi betrifft der Unterricht die Speiseverbote, die Unterstützung der Bejahrten und Schwachen, die Pflichten gegen solche, die große Familien haben; streng geahndet werden Sodomie und Masturbation. — Bei den Kurnai schließt sich der Unterricht an folgende fünf Punkte an: 1. Auf die alten Männer hören und ihnen gehorchen; 2. alles, was man besitzt, mit den Freunden teilen; 3. mit den Freunden friedfertig leben; 4. sich nicht mit Mädchen und verheirateten Frauen einlassen; 5. die Speiseverbote halten, bis die alten Männer davon befreien [1].

Die Strenge in der Ehegesetzgebung ist eine durchgehende Erscheinung in den Stammesweihen. Oft steht auf Ehebruch der Tod. In den Südwest-Viktoria-Stämmen ist jeder Umgang mit heiratsfähigen, aber nicht blutsverwandten Personen verboten. In der Tat berichtet Howitt von einem dieser Stämme (bei Maryborough): Zahlreiche Mädchen „blieben vollkommen tugendhaft, bis ihr Verlobter sie heimführte“ [2]. Aus demselben Stamm hat uns Mrs Parker eine schöne Sage über die Plejaden überliefert: „Die Meiamei (Plejaden) sind sieben wunderschöne Jungfrauen mit langem Haar, Eisjungfrauen; ihr Vater ist ein felsiger Berg, ihre Mutter ein eisiger Bergstrom. Sie wiesen alle Liebesanträge der Männer ab. Als sie einmal auf Erden erschienen, entbrannten alle Männer in Liebe zu ihnen, aber sie blieben unbefleckt. Nur zwei wurden durch die List eines Mannes gefangen und von ihm eine Zeitlang auf der Erde zurückgehalten. Sie entkamen ihm aber und wurden von ihren Schwestern am Himmel mit Freude empfangen. Aber befleckt durch ihren erzwungenen Aufenthalt bei dem Erdenmann, erscheinen die zwei nicht mehr mit solcher Helligkeit wie ihre Schwestern.“ — „Diese Legende“, fügt Mrs Parker hinzu, „erzählten sie, indem sie die Schönheit der Keuschheit priesen.“ [3]

Die starke Stütze für die Beobachtung der Gebote ist der Hinweis auf die Sanktion durch das höchste Wesen. „Mirilul hat alle Dinge gemacht. Wenn die Menschen sterben, werden sie zu einem großen Baum gebracht, wo Mirilul sie prüft und richtet. Die Guten nimmt er in den Himmel auf, die Bösen sendet er an einen andern Ort, wo sie bestraft werden.“ „Baiame wacht über die Ausführung seiner Gebote; nach dem Tod müssen alle vor sein Gericht. Drei Sünden können nicht vergeben werden: Mord, Belügung der Stammesältesten, Raub eines Weibes, mit dem nach den Ehegesetzen die Ehe nicht möglich ist.“ [4]

---

[1] Schmidt a. a. O. 129. Siehe auch die gründliche Kritik der Hartlandschen Einwürfe 244—253.

[2] Schmidt a. a. O. 251.

[3] The Enahlayi Tribe 95 f.

[4] Schmidt a. a. O. 387 121.

Die ganze sittliche Unterweisung geschieht mit der größten Feierlichkeit durch den Häuptling oder den ältesten Greis. Dieselbe Mrs Parker erzählt von nordaustralischen Mysterien, die Unterweisungen geschähen durch den ältesten Greis „so mild, väterlich und eindrucksvoll, daß sie das Herz ergreifen und der Jugend oft die Tränen aus dem Auge pressen“ [1].

Zu Ende wird noch einmal das Gebot der Geheimhaltung eingeschärft; dann wird das Bild des höchsten Wesens vernichtet.

Der Jüngling kann jetzt heimziehen nicht mehr als kainyani, wie die Narrinyeri sagen [2], sondern als narumbe, als homo sacer. Er trägt die heiligsten Stammesgeheimnisse in seiner Brust, die Lehre und die Gebote des höchsten Wesens mit all der Verantwortung, die darauf ruht.

* * *

Man wird verstehen, daß Andrew Lang angesichts dieser neuen Welt von Tatsachen — die ihm noch nicht einmal so reichlich zugeflossen waren wie uns heute — sich mit Entrüstung gegen die Forschung wendet, die all das nicht gesehen habe, wohl aber nur „Totems, betreute Mumien, angebetete Gespenster und sorgfältig gehütete Fetische“ [3].

Jedenfalls ist seit Lang an der Existenz des Monotheismus bei den Naturvölkern nicht mehr zu zweifeln. „Wir haben uns“, schreibt P. Ehrenreich in der „Zeitschrift für Ethnologie“ [4], „mit der Tatsache seines (des Monotheismus) Vorkommens bei den verschiedensten Völkern, auch solchen niedrigster Stufe, wie Australiern und Buschmännern, abzufinden und dürfen sie nicht aus aprioristischen Erwägungen wegdeuteln.“ Es kann nur wie eine Bestätigung klingen, wenn Wundt noch 1909 die Langsche Theorie ablehnt, aber zur Begründung nur das eine vorbringen kann, daß „dieser (Langschen) Ansicht religiöse Motive zu Grunde liegen“ [5]. Daraufhin erfließt dann das Dekret: „Der ursprüngliche Monotheismus existiert nicht, weil überhaupt keine ursprüngliche Religion existiert.“ Wundt offenbart uns, was seiner ablehnenden Haltung „zu Grunde liegt“ — sein auf ein fremdes Fachgebiet übertragenes philosophisches Grundprinzip: „Das geistige Leben ist hier wie überall sonst nichts Fertiges, sondern ein ewig Werdendes, und das vornehmste Prinzip seines Werdens besteht darin, daß die höheren Formen durch die niederen vorbereitet sein müssen, um entstehen zu können.“ [6]

Ist ein solches Verfahren wissenschaftlich unhaltbar, so ist es doch psychologisch erklärlich. Der Monotheismus der Naturvölker ist — rein natürlich betrachtet — ein Rätsel.

---

[1] Lang, The Making of Rel. 193. [2] Schmidt, Anthropos VI 336.

[3] Lang a. a. O. 256. [4] 1906, S. 588. [5] Völkerpsychologie II 3, 404.

[6] Ebd. 2, 233. — Wenn P. Fiebig (Religionsgeschichte und Religionsphilosophie für die Gebildeten der Gegenwart und die Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten, Tübingen 1912) noch fast ganz auf Tylor fußt, so paßt das zu dem sonstigen Wert des Buches.

Zunächst ist die Lehre der Stammesweihen, verglichen mit der übrigen religiösen Vorstellungswelt, wie sie gar oft das gesamte öffentliche, alltägliche Leben beherrscht, etwas unvermittelt aus niedrigstem Niveau Emporsteigendes, ein Bergriese aus der Ebene, der sich in unzugängliche Höhen verliert. Ist das Bild des höchsten Wesens nach der Stammesweihe vernichtet, so ist auch gar zu oft alles praktische Andenken bis zu der nächsten Stammesweihe verwischt. Die niedere Geister- und Zauberwelt tritt an die Stelle. Es unterliegt nun keinem Zweifel, daß wir hierin das der Psyche des Wilden Homogene, das vom Milieu an sich zu Erwartende vor uns haben. Diese Inkommensurabilität des Monotheismus der Primitiven mit ihrem alltäglichen Polydämonismus ist die erste große Frage, die sich uns stellt. Le Roy drückt es für seine Bantu so aus: Mulungu, das höchste Wesen, stehe zu den Pepo, den Geistern, in einem Verhältnis, als sei es in einer andern Welt (comme sur un autre plan)[1]. — Der Lösungsversuch, den Monotheismus als etwa durch Reisende, Missionäre importiert zu erklären, lag am nächsten, ist aber vollständig gescheitert. Nicht in diesem Sinne ist die Lehre der Stammesweihe jenen Völkern „fremd"; so ist sie vielmehr ihr Ureigenstes, das sie als das älteste Erbgut des Stammes schützen, als das heilige Stammespalladium. Aber sollte diese hohe Religion, an die das Beste der antik-heidnischen Religionen nicht heranreicht, der *eigenen Kraft der Wilden* zuzuschreiben, derselben Wurzel entsproßt sein mit der über alle Begriffe albernen Zauberwelt dieser Völker?

Noch deutlicher ist das weitere Charakteristikum des Monotheismus der Primitiven: sein *offenbares Hinaufreichen in die älteste, uns erreichbare Vorzeit*. Man braucht sich hierfür nicht auf das allgemeine religionsgeschichtliche Gesetz von der Starrheit der Riten, dem Konservatismus des Kultus im Gegensatz zum Mythus zu berufen und zu betonen, daß die Stammesweihe wesentlich rituell sei. Bei den Wilden tritt eine andere allgemeine Erscheinung hinzu: eine unglaubliche Stabilität. Edv. Lehmann spricht geradezu von Stagnation als dem charakteristischen Merkmal aller primitiven Kulturen, vom „Stehenbleiben unter der Gewalt der Naturumgebung und der lokalen Tradition. . . . Eben das ist für das Leben des primitiven Menschen charakteristisch, daß er von der Freiheit und Natürlichkeit, mit der wir uns in unserer Zivilisation bewegen, nichts weiß; daß seine Hände und Füße, seine Taten und Gebärden, seine Worte und Gedanken, seine Entschlüsse und Unternehmungen von tausend Maßregeln und Kautelen gebunden und umstrickt sind, die uns völlig fremd sind. . . . Und diese Vorschriften sind . . . selbst bei niedrigen Stämmen kein zufälliges Durcheinander, sondern vielmehr ein verwickeltes System"[2].

Für die Stammesweihe fällt dieses Moment um so schwerer in die Wagschale, als ihre Riten ex professo der schärfsten Kontrolle auf Stabilität und Konservatismus unterstellt sind. Das ganze Gebot der Geheimhaltung findet in diesem

[1] Bei Huby, Christus. Manuel d'histoire des religions, Paris 1912, 61. — Vgl. auch J. Raum im Archiv für Religionswissenschaft XIV (1911) 159—211.

[2] Edv. Lehmann a. a. O. 9.

Zusammenhange seine beste Erklärung. Die Lehre der Stammesweihe sollte nicht den Phantasien und den Entstellungen von Frauen und Kindern überantwortet werden.

Eine Bestätigung des hohen Alters der primitiven Kultur liefert uns die Geschichte und die Vorgeschichte. — Ktesias[1] bietet uns im 4. Jahrhundert v. Chr. eine Beschreibung der Pygmäen in Afrika. Dieses Bild paßt Zug für Zug auf die heutigen Pygmäen. — Die vorgeschichtlichen Funde in Europa enthüllen uns z. B. in der Neandertal- und Cro-Magnon-Rasse eine Kultur, die mit der mancher Naturvölker bis in die Einzelheiten übereinstimmt. Die Naturvölker sind auf jener Stufe stehen geblieben.

Kurz sei noch hingewiesen auf die neuen Forschungen über die ersten Anfänge der alten Kulturreligionen, über die Entstehung des Polytheismus. Es ist ja nicht nötig zu sagen, daß hier die Ansichten immer auseinandergehen werden; dafür ist das Terrain zu kompliziert. Und doch geben die Tatsachen immer mehr der Annahme eines anfänglichen reinen Stadiums recht. Auch der Henotheismus, der wieder, z. B. von Goblet d'Alviella, an den Anfang gesetzt wird, dürfte vermöge des obigen Gesetzes des rituellen Konservatismus am besten als kultischer Rest aus der Zeit erklärt werden, da die Gottheit noch in Wirklichkeit, nicht bloß wie jetzt scheinbar im Kultgebet, die oberste und allumfassende Machtstellung bei einem Stamme einnahm[2]. — Gewiß läßt sich nicht jeder Olymp durch die „Depotenzierung" der Götter unterworfener Stämme und ihre „Patronisierung" durch das siegreiche Volk — mit Hilfe von künstlichen Genealogien, Inkarnationen usw. — erklären; immerhin ist aber diese Ansicht als Arbeitshypothese bisher noch wohl die ergiebigste und aussichtsreichste.

Eine nähere Ausführung ist nicht dieses Platzes. Eine Einzelheit wird dem Leser selbst noch in Erinnerung sein, die ebenfalls eine Verbindungslinie herstellt zwischen der Religion der Naturvölker und den Vorläufern der alten Kulturreligionen: die Bildlosigkeit der Gottesverehrung. Augustinus[3] hat uns den Text Varros erhalten, die Römer hätten am Anfang 170 Jahre ohne Götterbilder gelebt. Erst da habe der Verfall begonnen, als durch den Bilderdienst an Stelle der Gottesfurcht der Irrtum getreten sei. Die leeren Stühle, die bei den Opfermahlzeiten für die Götter reserviert wurden bei den Griechen, Ägyptern, Römern, Indern, Iraniern, Etruskern[4], sind anikonistisch zu erklären; sie stammen aus einer Zeit, die keine Gottesdarstellung wagte.

Führt uns schon jetzt der Monotheismus der Primitiven in hohe Jahrtausende zurück, so haben wir das eigentümlichste Moment noch nicht berücksichtigt: die ausdrückliche Berufung auf eine Mitteilung durch das höchste Wesen an die ersten Menschen. Wir erinnern uns der Aussprüche über Daramulun: „Er hat die Stammesgesetze den Vorvätern gegeben,

[1] Fragment in C. Müllers „Herodot", Paris 1844.

[2] Vgl. Siebeck, Lehrbuch der Religionsphilosophie, Leipzig 1893, 292.

[3] De civ. Dei 4, 31.

[4] Holwerda in Chantepie de la Saussaye II[3], Tübingen 1905, 330.

und sie haben sie weiter auf ihre Söhne vererbt bis auf den heutigen Tag." Manning[1] fand bei den Viktoria-Stämmen eine Erzählung über Moodgegally, den ersten Menschen, der von Baiame erschaffen wurde und „von ihm die Gesetze erhielt". — Welches unerwartete Echo zu den Aussprüchen der alten Griechen[2] über die Weisheit, die von den Göttern selbst den ersten Menschen gegeben wurde![3] Die Naturvölker sagen es uns aber bestimmter, ungekünstelter, glaubwürdiger; bei ihnen sprechen nicht nur die Worte, sondern auch Tatsachen, die sonst keine Erklärung finden. Darum führen sie uns gesicherter, geschützter hinauf bis an die Anfänge.

Dürfte nicht die Offenbarung, wie für so manches andere philosophische und historische Rätsel, auch für dieses die letzte Lösung bieten? Hier wird vollste Gewißheit, was die Religionsgeschichte — die wir hier einzig befragt haben — nur tastend und ahnend erkennt: „Zu vielen Malen und in vielerlei Weisen hat vorlängst Gott zu den Vätern geredet" (Hebr 1, 1).

---

[1] Schmidt, Anthropos VI 121.

[2] Vgl. Plat. Phädr. 244 265 b.

[3] Betreffs der ganz anders gearteten Tendenz der spätantiken Liturgien, sich auf Götter zu beziehen, vgl. Dieterich, Eine Mithrasliturgie 47.

J. Gemmel S. J.

Kriegsbereitschaft und Friedensarbeit in der Krüppelfürsorge.

Wie wir von einer militärischen, einer finanziellen Kriegsbereitschaft reden, so gibt es auch eine Bereitschaft in der Kriegskranken- und Verwundetenpflege. Diese Kriegsbereitschaft bleibt natürlich nicht begrenzt auf das, was die militärischen Behörden schon zu Friedenszeiten anforderten und vorbereiteten; sie umfaßt alle Kräfte und Mittel, die für den Dienst an Verwundeten und Kranken überhaupt bereit und brauchbar sind. Auf den Krieg folgt der Friede und stellt neue Anforderungen, verlangt neue Maßnahmen, um auf allen Gebieten die Wunden des Krieges zu heilen, aus der blutigen Aussaat Segen ersprießen zu lassen. Aber während im allgemeinen diese Friedensarbeit noch in der Ferne liegt, in ihrer Gestaltung bedingt ist vom endgültigen Ausgang des gewaltigen Ringens, setzt die Friedensarbeit der Verwundetenfürsorge zum Teil schon mitten im Gewoge des Weltkrieges ein. Nicht schöner konnte dies zum Ausdruck kommen als durch die hochherzige Anregung unseres Heiligen Vaters Benedikt XV. an der Jahreswende, die dauernd kriegsuntauglichen Gefangenen schon jetzt auszutauschen. Die meisten unserer wunden Kämpfer eilen freilich nach kurzer Waffenruhe wieder in den harten, heißen Kampf hinaus. Aber manch einem ist doch heute schon die Waffe für immer entsunken, hat bereits die Stunde des Friedens geschlagen. Hier in der Sorge für die kriegsuntauglich Gewordenen gilt es also, nicht mehr bloß Zukunftspläne zu schmieden, sondern planmäßige, großzügige Gegenwartsarbeit zu leisten.

Kriegsuntauglich wird der Soldat entweder durch Verletzung oder durch Erkrankung im Kriegsdienst. Da es sich bei den „Erkrankungen vor dem Feinde" meist um Erscheinungen handelt, deren Begegnung aus dem regelmäßigen Friedensleben schon bekannt ist, darf hier in weitesten Volkskreisen ein Verständnis für zweckentsprechende Behandlung und Fürsorge vorausgesetzt werden. Es kommt hinzu, daß diesen Erkrankungen gegenüber die soziale Versicherung in großem Umfange zuständig ist, die ja schon längst großes Gewicht auf vorbeugende Heilverfahren legte und

über zahlreiche Heilstätten verschiedenster Art verfügt. Dagegen ist die Fürsorge für die Krüppel, die durch Verlust oder Lähmung, Versteifung usw. ihrer Glieder in deren Gebrauch und damit auch meist in der Erwerbsfähigkeit behindert sind, dem Volke noch lange nicht so geläufig. Dies rührt teilweise wohl daher, daß die Krüppelinvaliden meist in der Masse verschwinden, mehr jedoch daher, daß die ganze Krüppelfürsorge als volksumfassende Maßregel noch ganz jung, ja eigentlich erst im Werden ist. Es sei deshalb zunächst dargelegt, wie gerade in jüngster Zeit das Ziel der Krüppelfürsorge klar erfaßt wurde und wie es insbesondere gleichsam noch in letzter Stunde zu allgemeiner Anerkennung und Annahme durchgedrungen ist. Daraus ergibt sich dann zugleich ein Bild der Kriegsbereitschaft in der Krüppelfürsorge, einer Kriegsbereitschaft, die unmittelbar Werken des Friedens dient.

I.

Einst gingen die Krüppel unterschiedslos in der großen Menge der Armen und Bresthaften aller Art auf. Ihre Versorgung entsprach dem Stande der Armenpflege des Landes und der Zeit. Wo Asylpflege vorherrschte, fanden die Krüppel gemeinsam mit andern Unterstützungsbedürftigen im Armenasyl Obdach und Pflege. So schildert z. B. Fanucci als Zeitgenosse in seinem Trattato di tutte le opere pie dell' alma città di Roma (1601), wie 850 Arme und Bettler in feierlichem Zuge in das neue, von Gregor XIII. eingerichtete Zentralhospiz zogen. Ungeachtet der Blinden und Krüppel im Zuge folgten noch 14 Karossen mit vielen so sehr verkrüppelten oder kranken Personen, daß sie den Weg anders nicht mehr zurücklegen konnten. Bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts war diese Asylbehandlung wohl das einzige, was armen Krüppeln geboten wurde. Aber selbst hier waren sie nach Gérando (1839) noch zurückgesetzt. „Die Pflegeanstalten versagen gewöhnlich die Aufnahme der noch jungen, wenn auch als unheilbar erkannten Bresthaften. Sie fürchten damit eine langdauernde Last zu übernehmen und die Zahl der verfügbaren Stellen zu beschränken. Gleichwohl gibt es in dieser Klasse Bresthafter Unglückliche, welche der Hilfe deswegen nicht weniger bedürfen, weil sie noch ein langes Leben vor sich haben."

Hatten so die jugendlichen Krüppel am meisten unter den althergebrachten Formen der Fürsorge zu klagen, so wandte sich nunmehr die neuentstandene eigenartige Krüppelfürsorge ihnen vor allem zu. Die Entstehung und Ausbildung der Orthopädie als eines eigenen Zweiges der medi-

zinischen Wissenschaft ermöglichte es immer mehr, die Krüppel wieder einem Berufe zuzuführen und erwerbsfähig zu machen. Erst dadurch erhielt eine spezielle Krüppelfürsorge eigenes Ziel, eigene Methoden und ein eigenes Tätigkeitsfeld. Aus der Verbindung der ärztlichen Heilbehandlung mit Berufs- und Lebenserziehung ersteht die neuzeitliche Krüppelfürsorge. Als Erziehung wandte sie sich naturgemäß zuerst an Kinder und Jugendliche. Die neue Krüppelfürsorge setzte im Jahre 1832 durch Gründung der Königlichen Erziehungsanstalt für verkrüppelte Kinder in München ein. Schöpfer dieser Anstalt war Nepomuk von Kurz. Einige Unternehmungen in Württemberg folgten. Doch erst die 1872 in Kopenhagen durch Pastor Knudsen begründete Anstalt eröffnete eine größere Bewegung. Von dort empfing nämlich die Innere Mission die Anregung zu ihren zahlreichen Krüppelanstalten. Um die Jahrhundertwende bestanden in Deutschland bereits über 20 Krüppelanstalten, die meist der Innern Mission ihre Entstehung verdankten. Auf katholischer Seite bestand erst die Hüffer-Stiftung in Münster seit 1889, die jedoch nur der ärztlichen Behandlung, nicht der eigentlichen Erziehungsfürsorge dient. Doch die rührige Propaganda der Krüppelfreunde, die allerorts begann, brachte auch im katholischen Volk ihre Früchte. Auf der 50. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Köln 1903 wurde folgender Antrag Brugger-Köln einstimmig angenommen: „Im Hinblick auf die Tatsache, daß mit körperlichen Gebrechen behaftete Kinder infolge der Schwierigkeit, innerhalb ihrer Familien eine ihren Fähigkeiten entsprechende Ausbildung zu erlangen, vielfach der Gefahr ausgesetzt sind, körperlich und geistig zu verwahrlosen, empfiehlt es sich, auf die Errichtung von Anstalten für krüppelhafte Kinder Bedacht zu nehmen." Im gleichen Jahre wurde in der Provinz Westfalen eine Erhebung über die Krüppel veranstaltet, die für die Provinz 22 600 Verkrüppelte, darunter 4100 Kinder unter 16 Jahren, ergab. Die erfreuliche Folge dieser Anregungen war die Gründung der „St Josephsgesellschaft für Krüppelfürsorge" zu Bigge in Westfalen durch Rektor Sommer. Auf den bescheidenen Anfang in einem kleinen Heim folgten bald eigene Klinik, eigene Häuser für Schulkinder, für die gewerbliche Ausbildung der Knaben und der Mädchen. Neben die Anstalten der St Josephsgesellschaft in Bigge, Aachen, Hochheim traten Jahr um Jahr neue katholische Anstalten, so zu Beuthen, Namslau, Fulda, Danzig, Pfauhausen, Köln-Merheim u. a. Entscheidende Förderung erfuhr die gesamte Krüppelpflege namentlich durch die unermüdliche Tätigkeit von Prof. Dr Biesalski.

Mit Hilfe einer Krüppelstatistik, die sich über das ganze Reich erstreckte, gelang es ihm 1906, den Umfang der Notlage vor aller Augen bloßzulegen. Für ganz Deutschland ergaben sich ungefähr 100000 Krüppelkinder unter 15 Jahren. Über die Hälfte dieser Kinder wurde als einer Anstaltsbehandlung bedürftig bezeichnet. 1908 standen aber in sämtlichen Heimen nur 3125 Betten zur Verfügung. Dank der eifrigen Arbeit der Krüppelfreunde, die seit 1909 in der „Deutschen Vereinigung für Krüppelpflege" zusammengeschlossen sind, verfügen wir heute schon über mehr als 5000 Betten in 57 Heimen, zu denen noch 54 Vereine treten[1]. Die Vereine unterhalten meist Krüppelfürsorgestellen. Diese bilden die Hauptträger der sog. offenen Fürsorge. Gerade hier wurden in den letzten Jahren gewaltige Fortschritte gemacht. Dies ist um so wichtiger, als die offenen Fürsorgestellen durch Beratung und ambulante Pflege leichter aufklärend und helfend in die breiten Massen dringen können.

Faßt man das Ergebnis dieser hier gezeichneten Entwicklung zusammen, so erhält man die Kriegsbereitschaft der deutschen Krüppelfürsorge. An erster Stelle bietet da die Krüppelfürsorge den wunden Kriegern den Satz: Höchste Anspannung des Willens vorausgesetzt, gibt es keine Krüppelleiden mehr (Biesalski). Zur Erreichung dieses Zieles gewährt die große Zahl offener und geschlossener Fürsorgestellen einen festen Stamm trefflicher Hilfsmittel. Wenn ja auch lange nicht alle, die in Betracht kommen, unmittelbar in den Krüppelheimen und ihren Kliniken Aufnahme finden können, so kann durch ambulante Behandlung doch erfolgreich durchgegriffen werden. Im ganzen wurden von seiten der Krüppelheime selbst für Verwundete über 2700 Betten bereitgestellt. Diese verhältnismäßig hohe Zahl war wohl deshalb erreichbar, weil einige neuere Häuser noch längst nicht voll belegt waren. So bot z. B. Anfang 1914 das große Krüppelheim zum Heiligen Geist in Beuthen noch Raum für 300 Bewohner.

II.

Was die Friedenszeit für den Krieg vorbereitet hat, das gilt es nun wieder in Friedensarbeit umzusetzen. Diese Friedensarbeit mitten im Kriege muß zunächst geleistet werden von der Krüppelfürsorge und ihren Organen selbst, dann aber weit darüber hinaus von allen Kreisen des

[1] Vgl. Biesalski, Wie helfen wir unsern Kriegskrüppeln? (Zeitschrift für Krüppelfürsorge Bd VII, Heft 4).

Volkes. Die Grundzüge für die Arbeit der Organe der Krüppelfürsorge selbst wurden bereits am 13. August 1914 in einem auf Auftrag der Kaiserin ergangenen Schreiben niedergelegt. Hiernach sollten die Anstalten zunächst den Dienst an ihren Krüppelkindern aufrecht erhalten, ja wo möglich Mütter, die durch den Tod oder die Abwesenheit des Ernährers an der mühevollen Wartung krüppelhafter Kinder behindert sind, durch Aufnahme dieser Kinder in die Anstalten entlasten. Darüber hinaus aber sollen die Anstalten ihr Augenmerk vor allem auf die orthopädische Nachbehandlung Verwundeter richten, um so ihnen den normalen Gebrauch der Glieder wieder zu ermöglichen, und schließlich sollen sie dahin zielen, Schwerverletzte wieder einem Erwerb zuzuführen. Soweit sich diese Aufgaben auf die Verwundeten selbst beziehen, sind sie zweifacher Art. Einmal gilt es, die Genesung möglichst vollkommen zu gestalten. Die verletzten Glieder und Körperteile sollen möglichst erhalten, ihre natürlichen Funktionen bewahrt oder wiederhergestellt werden. Diesem Zwecke dienen die verschiedensten ärztlichen Maßnahmen, teils vorbeugend in der Wundbehandlung selbst, z. B. Gips- und Streckverbände, teils mittels einer Nachbehandlung eigens zu dem Zwecke, zurückgebliebene Störungen zu beheben. Hierbei kann ein blutiger Eingriff gefordert sein, z. B. die Entfernung eines Geschosses, Zusammennähen oder Ersatz von Sehnen und Muskeln, Beweglichmachen von Gelenken. In vielen Fällen aber genügt ein unblutiges Verfahren. Gerade hier werden die Krüppelanstalten mit ihren reichen mediko-mechanischen Hilfsmitteln einspringen müssen. Heißluft- und elektrische Behandlung, Massage, orthopädische Stützapparate und künstliche Glieder — dies alles findet durch das Krüppelheim zweckentsprechende, sachkundige Anwendung. Doch die ärztliche Behandlung ist im modernen Krüppelheim nicht Selbstzweck, sie will nur der Berufstätigkeit, und wo es erst notwendig ist, der Berufserlernung den Weg ebnen. Bei den Kriegsinvaliden muß vor allem das Streben dahin gehen, sie ihrem alten Beruf zu erhalten. Auf diese Weise werden sie am leichtesten wieder völlig in die alten Verhältnisse zurückkehren, am wenigsten unter dem Empfinden stehen, erwerbsbehindert zu sein sich selbst und andern zur Last. Es ist ja auch klar, daß es an sich leichter ist, sich in einem gewohnten Beruf behelfen zu lernen, als völlig von vorn wieder zu beginnen. Tatsächlich werden weitaus die meisten auch der schwer Verwundeten wieder mit Hilfe der Krüppelfürsorge, ihrer Behandlung und Hilfsmittel, zum alten Beruf zurückkehren können. Prof. Biesalski war z. B. der Ansicht, daß von 235

Schwerverwundeten der Zehlendorfer Lazarette nur 10 zu einem Berufswechsel genötigt seien. Eine größere Zahl von diesen wird wohl Stellen im öffentlichen Dienst u. ä. erhalten, die keine eingehendere Berufsausbildung erheischen. Für die übrigen ist wiederum durch unsere Krüppelheime trefflich und wohl schon jetzt ausreichend gesorgt. Wir besitzen in den deutschen Heimen nicht weniger als 221 Werkstuben, in denen 51 verschiedene Handfertigkeiten für Krüppel gelehrt werden. Bei der großen Bedeutung, die gerade der Berufsfrage der Krüppel zukommt, möge hier eine Übersicht wiedergegeben werden, die Rektor Sommer aus seiner reichen Erfahrung in Bigge heraus in einem Aufsatz der „Kölnischen Volkszeitung" vom 9. Januar 1915, Nr 23 veröffentlichte.

„Sehen wir jetzt einmal, was die einzelnen Kriegsinvaliden noch werden können:

„Wer das Augenlicht verloren hat, findet in jeder modernen Blindenanstalt eine gute und gründliche Ausbildung in einem Handwerk. Wer das Gehör verloren hat, kann jedes Geschäft erlernen und ist nicht leicht in Verlegenheit, was er beginnen soll, sofern er guten Willens ist. Totale Lähmungen kommen fast gar nicht vor. Patienten dieser Art können nicht beschäftigt werden, sie mögen durch geduldige Ertragung ihres Leidens der Umgebung ein gutes Beispiel geben. Meistens ist bei Lähmungen nur der Unterkörper betroffen. Für diese Invaliden gilt, was weiter unten über den Verlust beider Beine gesagt wird. Wem ein Arm gelähmt ist, möge das beachten, was über die Einarmigen folgt.

„Invaliden, die einen Arm verloren haben, sind meistens gute Fußgänger. Man gebe ihnen einen künstlichen Arm und mache sie zu Aufsehern, Pförtnern, Boten, Feldhütern, Gerichtsvollziehern, Gerichtsdienern, Polizisten in kleinen Gemeinden, Schrankenwärtern an Eisenbahnen, Kesselwärtern in Fabriken usw. Ein Müllerbursche, der verunglückte und dabei einen Arm und ein Bein verlor, entwickelte sich so vorzüglich, daß er nach einigen Jahren Bureauvorsteher einer großen Versicherung war. Wie viele Einarmige sind heute Buchhalter oder Schreiber! Auch in der Gärtnerei und Landwirtschaft können Einarmige sehr gut mitarbeiten, zumal wenn von dem verlorenen Arm ein gut abgeheilter Stumpf vorhanden ist, der an einer Lederkapsel eine Klaue oder einen Ring hat. Selbst ein Handwerk können Einarmige noch gründlich erlernen. Wer einmal die Lehrwerkstätten des Krüppelheims in Bigge in Westfalen besichtigt hat, der hat sich wohl am liebsten in der Drechslerei aufgehalten, denn es war ihm zu interessant, an Drehbänken und sonstigen Holzbearbeitungsmaschinen etwa 20 Zöglinge tätig zu sehen, von denen keiner zwei gesunde Arme hatte. Da werden die größten flämischen Säulen, aber auch richtig gehende Spinnrädchen von nur 20 cm Höhe hergestellt von jungen Leuten, denen der rechte Arm in der Achsel herausgerissen ist.

„Endlich möge hier erwähnt werden, daß die meisten wissenschaftlichen Fächer den Einarmigen offen stehen. Ein zurzeit lebender Rechtsanwalt hat überhaupt keine Hände und hat auch nie welche gehabt. Der berühmte General Pau, der als Einarmiger dem französischen Heere so gute Dienste tut, legt uns schließlich die Frage nahe, ob denn unsere Heeresverwaltung nach dem Kriege sogleich alle Einarmigen entlassen muß. Von allen Invaliden könnte sie *diese* noch am besten

beschäftigen, und sie würde sich gewiß nichts vergeben, vielmehr in den Augen des Volkes steigen, wenn sie es täte.

„Der Verlust beider Beine ist bei den Kriegsinvaliden, die mit dem Leben davon kommen, recht selten. Immer aber bleiben ihnen Beinstümpfe, die für künstliche Beine sehr gut sind. Jeder Vorsteher eines Krüppelheims kennt eine größere Anzahl Krüppel, die sich mit künstlichen Beinen so gut helfen können, daß man ihnen ihre Gebrechen selbst auf Märschen von 4 bis 6 km kaum anmerkt. Patienten dieser Art sollen nur mit ihren künstlichen Beinen fleißig Gehversuche machen und dabei fest überzeugt sein, daß ein Invalide mit künstlichen Beinen noch viel leichter ein Handwerk erlernt und zu einem normalen Wochenlohn kommt als ein solcher, der nur einen Arm hat.

„Invaliden mit künstlichen Beinen sollen möglichst darauf achten, daß sie eine Beschäftigung erlernen, bei der sie sitzen können. Sie können werden: Akademiker, Buchhalter, Schreiber, Mechaniker, Physiker, Chemiker, Uhrmacher, Buchbinder, selbständige Kaufleute, Graveure, Schneider, Bürstenbinder, Arbeiter an Strickmaschinen, Bildschnitzer. Ferner findet sich für sie beste Arbeitsgelegenheit in Fabriken, die kleine Gegenstände herstellen. Da sitzen die Arbeiter ohnehin an Stanzen, Pressen und sonstigen kleinen Maschinen, oder sie fertigen sitzend kleine Gegenstände an, füllen sie ab und verpacken sie. Das beste Handwerk für Invaliden ohne Beine ist die Schusterei. Diese setzt nur fremde Füße voraus, die die Schuhe verschleißen. Das Arbeiten auf den Knien kennt der moderne Schuster längst nicht mehr. Er hat statt dessen einen festen und doch sehr beweglichen Ständer vor sich, auf dem sich's viel besser arbeitet als auf den Knien. Im Krüppelheim in Bigge waren vor einigen Jahren 17 fleißige Schuster, die alle zusammen nur ein normales Bein hatten. Darunter waren junge Leute, die niemals auch nur einen Stumpf von einem Bein gehabt hatten und doch sehr gut arbeiteten.

„Invaliden, die nur ein Bein verloren haben, sind von allen Invaliden am besten gestellt. Sie bekommen ein künstliches Bein und man wird nicht einmal merken, daß sie ein solches tragen. Invaliden dieser Art können fast in jedem Geschäft und in jeder Fabrik unterkommen und einen vollen Wochenlohn verdienen, wenn sie nur nicht genötigt sind, gar zu schwere Lasten zu tragen. Man lasse diese Leute nur einmal in Geschäften oder Fabriken Umschau halten und biete ihnen die Möglichkeit, Akkordlöhne zu beziehen, dann finden sie sehr bald heraus, welche Arbeit für sie geeignet ist und wie sie am ehesten zu einem hohen Lohn kommen. Nur auf eins soll man achten, daß man dem Invaliden, der etwas erlernt hat und seine Kenntnisse gut verwertet, nicht die Invalidenrente kürzt, wie es leider fast alle Versicherungen tun, nein erhöhen soll man sie durch die oben erwähnte Ehrenrente, die eine Auszeichnung des Kriegsinvaliden für Fleiß und gute Führung ist. Handeln wir so, dann erziehen wir unsere Invaliden zu braven, tüchtigen Arbeitern, und wir halten ihre Arbeitsfreudigkeit wach, während wir sie sonst nur niederdrücken. Möge ein reiches Einkommen dem Kriegskrüppel die physische Depression nehmen, die ihm der Verlust eines oder mehrerer Glieder zu leicht verursacht, und möge dieses reiche Einkommen und die Auszeichnung durch die Ehrenrente ihm eine größere Möglichkeit bieten, ein angenehmes Familienleben zu begründen."

Mit kunstgerechter Heilbehandlung, mit Nachbehandlung und Berufsausbildung hat die Krüppelfürsorge ihre unmittelbarsten Aufgaben gelöst. Zur Erreichung der weiteren Ziele bedarf sie die Mitarbeit der weitesten

Kreise. Es gilt nunmehr einerseits, möglichst alle Verwundeten dazu zu bringen, sich einem oft recht mühevollen Heilverfahren, dem Wiederanlernen oder Umlernen eines Berufes zu unterziehen sowie das Erlernte dann auch wirklich auszuüben. Anderseits harrt der Gesellschaft die große Aufgabe, für die trotz besten Willens doch noch irgendwie Berufsbeschränkten Erwerbsmöglichkeit und Arbeitsstellen zu beschaffen. Beide Aufgaben haben noch keine endgültige Lösung gefunden; soweit gesetzliche Maßnahmen verlangt werden, ist dies während des Krieges auch nicht zu erwarten.

Die erste Aufgabe erinnert an unerquickliche Erörterungen in Fragen der Sozialversicherungen. Es wäre sehr zu bedauern, wenn die vielfach von Interessenpolitik getrübte Polemik wieder aufleben sollte. Eines können wir indessen wohl als Ergebnis bei allen Ruhigdenkenden festhalten. Mag man über den Umfang krankhafter Rentenneurose wie böswilliger Übertreibung und Täuschung verschiedener Ansicht sein, gewiß ist, daß alle Klassen und Stände ihr wohlgemessenes Maß dazu beitragen. Es ist nun ohne weiteres klar, daß es auch unter den Kriegsinvaliden manche Drückeberger geben wird und daß es in aller Interesse liegt, diese Zahl auf ein Minimum zurückzudrängen. Aber dieser Gesichtspunkt ist bei Lösung der vorliegenden Aufgabe durchaus nicht führend. Es handelt sich vielmehr darum, den Kriegskrüppeln es möglichst nahezubringen, durch Arbeit ihrem ferneren Leben Inhalt und damit Glück und Zufriedenheit zu erhalten. Um die einzelnen Vorschläge zu würdigen, muß man sich die Lage der Krüppel vergegenwärtigen.

Sieht man von leichteren Fällen ab, so wird oft ein ganz gewaltiges Maß von Willensstärke, Ausdauer, selbst Leidenskraft zur Berufsausbildung gefordert. Die meisten der Verletzten hatten schon die Jahre des Lernens und der Ausbildung hinter sich. Da wurde im Dienste des Vaterlands die mühsame Errungenschaft jener Jahre plötzlich vernichtet, vielleicht so sehr, daß ein Wiederaufbau noch schwerer und mühsamer ist. In reifen Jahren wieder anfangen, oft mit den einfachsten und elementarsten Verrichtungen, ist in seiner Art gewiß auch eine Heldentat. Von manchem mag sie größere Opfer und Überwindungen fordern als der blutige Strauß, in dem er sich seine Wunde geholt hat. Sieht man im einen wie im andern auch nur des Mannes Pflicht und Schuldigkeit, so wird man doch — und zwar in beiden Fällen — den Mann hochzuschätzen haben, der so brav seine Pflicht und Schuldigkeit getan hat und tut. Dies ist um

so berechtigter, als der mühsamen Arbeit des Erwerbstätigen gegenüber die Rente mit den verschiedenen Zulagen dem Erwerbsunfähigen ein immerhin sicheres Auskommen bietet und ja natürlich auch bieten muß. Ja noch mehr. Nach der geltenden Gesetzgebung verliert der Verletzte im selben Maße, wie er sich wieder erwerbsfähig macht, den Anspruch auf die Rente. Auf schwächere Charaktere kann diese Einrichtung natürlich leicht wie eine Prämie für das Nichtstun wirken.

Es ist nun Aufgabe der Invalidenfürsorge, dieser auf die Arbeitslust drückenden Tendenz der Entschädigung möglichst zu begegnen und die Arbeitslust selbst nach Kräften anzuregen. Von den in dieser Richtung gemachten Vorschlägen erscheinen uns drei als typisch und besonderer Beachtung wert. Der erste geht auf eine Anregung von Prof. Dr Dietrich zurück und schlägt einmalige, gut bemessene Abfindung anstatt der Rentenzahlung vor. Nach der Abfindung steht jeder wieder ganz auf sich selbst angewiesen da. Er muß wieder sparen und zusammenhalten, um durchzuhalten, arbeiten, um weiterzukommen. Daneben könnten dann als Ehrensold die verschiedenen Zulagen weiterlaufen. Der Vorschlag ist ausdrücklich vom Standpunkt der Krüppelfürsorge aus gemacht. Von diesem aus allein betrachtet, ist er auch durchaus zu schätzen und würde wohl vielfach den gewünschten Erfolg zeitigen. Aber sobald man auch andere wirtschaftliche und soziale Gesichtspunkte zur Beurteilung heranzieht, ergeben sich wieder die bekannten Unzuträglichkeiten der einmaligen Abfindung. Neuerdings wurden diese Momente treffend von Dr Würmeling zusammengefaßt. Er betont die prinzipiellen Momente. Die Rente entspricht am besten dem gleichsam immer wieder erneuerten Verlust der Erwerbsfähigkeit. Die Abfindung kann sich zu wenig an die tatsächlichen Verhältnisse, Lebensdauer usw. anschmiegen, muß sich an den Durchschnitt halten. Erst an zweiter Stelle kommt noch hinzu, daß viele nach Verbrauch der Abfindungssumme bald der Armenverwaltung zur Last fallen werden. Dabei werden Krankheit, Unglücksfälle eine nicht weniger bedeutungsvolle Rolle spielen als Verschwendung und Leichtsinn. Immerhin könnte es in Einzelfällen erwünscht erscheinen, unter bestimmten Voraussetzungen und Sicherungsmaßregeln wenigstens die Möglichkeit einer Abfindung im Gesetz ausgesprochen zu haben.

Sehr einfach stellt sich der Vorschlag Prof. Bielskis selber dar. Man lasse jeden Kriegskrüppel in dem vollen Genusse der Rente, die ihm einmal zugesprochen ist. Dadurch wird der Rentenpsychose ein für allemal der Boden entzogen. Dem Einwand, daß dadurch die Kosten und

Reichslasten ungemein gesteigert würden, begegnet er mit dem Hinweis, daß all die ungezählten Gutachten, ständigen Untersuchungen, Rentenstreitigkeiten hinwegfallen würden. Eine große Verbilligung des Verwaltungsapparates wäre die Folge, ungerechnet der vermehrten Produktionskraft infolge erfolgreicherer Heilbehandlung der Verstümmelten. Biesalski räumt durch seinen Vorschlag auf dem Wege der Gesetzgebung nur die Prämiierung der Drückeberger aus, den Anreiz zum Schaffen selbst erwartet er von einer rechtzeitig und allseitig einsetzenden Propaganda.

Hier geht Rektor Sommer in seinem Aufsatz „Die Versorgung unserer Kriegsinvaliden" einen Schritt weiter und schlägt die Erhöhung der Rente für alle vor, die tun, was in ihrer Kraft steht. Alle Kriegsinvaliden sollen als feste Rente nur das beanspruchen können, was ihnen nach den bisherigen Gesetzen zusteht. „Diejenigen Invaliden aber, die am Schlusse eines Jahres durch ihre Behörden den Nachweis erbringen, daß sie sich musterhaft geführt und ihren Fähigkeiten entsprechend gearbeitet haben, sollen 20 oder 30% ihrer Rente als Zulage erhalten, und diese Zulage möge den Titel ‚Ehrenrente' bekommen. Jeder brave Invalide soll mit dieser Ehrenrente von vornherein rechnen können, während die Müßiggänger und diejenigen, die mit dem Gelde nichts Gutes anstiften, knapp gehalten werden." Sommer legt somit den Schwerpunkt auf die Überwindung nicht nur der krankhaften Rentensucht, sondern der menschlichen Trägheit überhaupt, die sich zufrieden gibt, wenn nur gerade ein Auskommen vorhanden ist. So psychologisch dieser Vorschlag empfunden ist, so lassen sich doch zwei große Schwierigkeiten für die Ausführung nicht verkennen. Da muß zunächst die Frage beantwortet werden: Wann hat jemand seinen Fähigkeiten entsprechend gearbeitet, also die noch vorhandenen Kräfte genügend ausgebildet und entsprechend angewandt? Könnte diese Frage nun auch wohl noch durch sachverständige Ärzte beantwortet werden, so versagt die ärztliche Wissenschaft bei der Beurteilung der Arbeitslosigkeit. Wenn es bisher schon bei den Gesunden nie recht gelingen wollte, die Arbeitswilligkeit festzustellen, so wird dies erst recht schwer sein bei Invaliden. Vor allem aber denke man an die Summe von Abhängigkeit, in die durch den jährlichen Nachweis die Krieger ihren Behörden gegenüber treten würden.

Will man das Heraustreten aus dem Rentnerstand durch einen materiellen Ansporn fördern, so dient hierzu ja zunächst schon der Erwerb selbst. Voraussetzung ist dabei natürlich, daß die Rente in gewissen Grenzen gehalten ist. Vielleicht ließen sich die Härten einer verhältnismäßig niedern

Rente durch Erhöhung einzelner Zulagen, besonders auch durch Gewährung gut bemessener Kinderrenten (vgl. diese Zeitschrift LXXXVIII 238), im wesentlichen mildern und abschleifen. Ebenso werden gegen Gewährung einer einmaligen Prämie, etwa am Schluß der Ausbildung, keine ernsten Bedenken bestehen. Hat jemand aber wirklich zudem noch unter Mühen und vielleicht Schmerzen seine Arbeitskraft wieder erlangt, dann wird er auch gern diese Kräfte nutzbringend verwenden — zumal wenn er sich dadurch seine Rente nicht schmälert.

Doch ungeachtet all dieser Vorschläge für die Gesetzgebung, die ja alle noch fern der Verwirklichung stehen, wird der Hauptwert auf eine Durchdringung unseres ganzen Volkes von der Möglichkeit, Wichtigkeit und Würde einer Entkrüppelung zu legen sein. Prof. Biesalski verlangt mit Recht, daß diese Aufklärung und Werbung schon gleich bei der ersten Wundbehandlung durch den behandelnden Arzt zu geschehen hat. Denn je weniger der Kranke sich an seinen Zustand gewöhnt hat, um so begieriger greift er nach jedem Mittel, wieder ein ganzer Mensch zu werden. Auch weitere Kreise, die Pfleger und Schwestern, ganz besonders aber die Angehörigen müssen in dieser Richtung ermutigend und aufklärend tätig sein. Soll dies aber möglich sein, dann muß ebenfalls gleich in erster Stunde die Belehrung der breitesten Öffentlichkeit einsetzen. Schule, soziale Vereine und im Hinblick auf die hohe ethische Bedeutung der Angelegenheit auch die Kanzel sind zur Aufklärung berufen. Ein treffliches Hilfsmittel hierzu bietet die kleine Ausstellung der Deutschen Vereinigung für Krüppelfürsorge, die in Modellen, Bildern, Lehrstücken zeigt, was sich alles mit gutem Willen selbst ohne Hände und Füße, wie der Drechslermeister aus Königsberg, erreichen läßt. In dankenswerter Weise soll sie als Wanderausstellung allerorts leicht faßliche Belehrung verbreiten.

Eine ganz gewaltige Förderung der Arbeitsfreudigkeit und -willigkeit der Kriegskrüppel würde es aber zweifelsohne bedeuten, wenn das Vaterland ihnen nun auch seinerseits entgegenkommt und alle wetteifern, den Krüppeln gute, entsprechend gelohnte Arbeit zu bieten. Leicht erreichbare, gut gelohnte Arbeit wird die beste Prämie für alle sein, die sich einmal der mühevollen Ausbildung unterzogen haben, und wird auch andere ermutigen, dasselbe zu tun. Freilich können wir uns in dieser Angelegenheit nicht allzuviel versprechen. Wer die Verhandlungen des dritten deutschen Krüppelkongresses durchblättert, die Zahlen z. B. des Berliner Vereins für Unfallverletzte durchsieht oder gar selbst schon Stellungen für berufsbeschränkte

Personen gesucht hat, wird sich mit Recht fragen, ob die Menschen wirklich so ganz anders sein werden. In den großen öffentlichen Betrieben und Anstalten werden ja viele ein Unterkommen finden. Aber in der Privatindustrie wird wohl bald eine scharfe Konkurrenz der einzelnen Betriebe wieder einsetzen und selbst denen, die guten Willens sind, die Beschäftigung von nicht ganz vollwertigen Kräften erschweren. In kleinen Betrieben und Werkstätten könnte vielleicht für die Zeit des Einlernens eine Prämie ausgesetzt werden. Immerhin bildet auch hier die öffentliche Meinung eine gewaltige Macht, besonders wenn sie die Vergebung größerer Aufträge von Staat und Gemeinden beeinflußt. Verschiedene Bestrebungen, den Arbeitsmarkt für die Kriegsbeschädigten zugänglich zu machen, sind auch bereits im Gange. Eine großzügige Organisation aller beteiligten Kräfte ist geplant. Die Arbeitsvermittlung müßte natürlich ihr besonders angelegen sein. Auch das kaufende Publikum kann seinen Teil beitragen, wenn es die Läden und Werkstätten mit Krüppelangestellten nicht etwa in falscher Scheu meidet, sondern eher bevorzugt.

Unser ganzes Volk muß erfüllt werden von dem Bewußtsein der großen Werte, die in der Wiederarbeit der Kriegsverletzten liegen. Es sind große *wirtschaftliche Werte*. Denn wir hoffen ja, daß uns nach glücklichem Frieden ein Aufblühen beschieden ist, das jede Hand und jeden Arm willkommen heißt. Vor allem aber muß unser Volk durchdrungen werden von der hohen *sittlichen Bedeutung* dieser Krüppelarbeit für den Verletzten wie für das Volk selbst. Unsere Krüppelfreunde betonen gewiß mit Recht, daß nur Arbeit, Rückkehr zum gewohnten Leben, Aufgehen in der Masse der Gesunden den Krüppel wirklich zufrieden und glücklich machen kann, während Müßiggang aller Laster Anfang ist. Erhebend, veredelnd für das ganze Volk hinwieder ist es, wenn die Männer, ungeachtet ihrer Wunden vom Schlachtfeld, mit neuer Schaffenslust an ihre Arbeit zurückkehren. Es muß so weit kommen, daß gebrandmarkt ist, wer einen Kriegskrüppel nicht ehrt, nicht seine Arbeit annimmt, auch wenn es vielleicht mit einem ganz gesunden Manne bequemer wäre. Es muß aber auch dahin kommen, daß der Krüppel, der sich nicht betätigen kann, sich gleichsam jedem gegenüber zu einer Rechtfertigung gezwungen fühlt, wie zu Kriegsbeginn der Mann, der nicht mit hinausziehen konnte. Das Ziel ist hochgestellt. Nur ein kraftvolles, hochgemutes Geschlecht wird es erreichen.

Constantin Noppel S. J.

Das Erwachen der Ukraine.

Zu beiden Seiten des Dnjeprs dehnt sich rechts bis zu den Karpathen, links bis zum Don eines der Länder, an die Europa am wenigsten denkt. In der westlichen Hälfte des weiten Gebietes wogt über der baumlos flachen Schwarzerde ein großer Teil des Weizens, der in guten Jahren unsere Märkte überflutet. Nach Norden hin verliert sich die allzu wilde und darum von Erschöpfung bedrohte Fruchtbarkeit langsam ins mittelrussische Waldgebiet. Im Süden kämpft das mannshohe Steppengras um die schwindenden Reste einer Herrschaft, die einst vom Prut bis zum Donec reichte. Von Osten her wehen gefürchtete Winde Wolken von Schnee und Staub heran, als wollten sie jedes Jahr an das Unheil erinnern, das durch dieses Einfallstor von Asien nach Europa gezogen ist.

Denn hier ist die Straße der ungeheuren Heuschreckenschwärme, die im Norden des Kaspischen Meeres aufflogen und mehr als einmal bis Belgien hin alles verwüsteten. Hier wälzten sich im 4. und 5. Jahrhundert Goten und Hunnen westwärts und träumten auf ihren struppigen Pferden vom goldenen Rom. Von hier drang im 14. Jahrhundert der schwarze Tod in fast alle Länder Europas, und immer wieder brach aus den Brutstätten der unteren Wolga die Pest hervor. Die heißen Sommer und eisigen Winter dieses Flachlandes haben ungezählte Kämpfe gesehen. Tausende von Flüchtlingen der menschlichen Gesellschaft sind hier als Helden oder als Verbrecher gestorben. Ein Meer von alten Liedern rauscht unter dem farbenglühenden Abendhimmel in unbegrenzte Fernen.

Der sagenumklungene Dnjepr ist die Lebensader des Landes, sein Herz ist das ehrwürdige Kiew, die Mutter der russischen Städte. Jahrhunderte vor der Gründung Moskaus brachten byzantinische Kaufleute die Kunde vom Christentum hierher, bulgarische Priester gewannen die ersten Gläubigen, und als im Jahre 989 Fürst Wladimir unter ähnlichen Umständen wie der Franke Chlodwig die Taufe angenommen hatte, ward Kiew zu einem neuen Mittelpunkte byzantinischer Kultur. Griechische Meister errichteten Prachtbauten, Klöster und gelehrte Schulen entstanden, und eine wachsende Schar von Sendboten trug Glauben und Bildung ringsum ins

ruſſiſche Land. Wladimirs Sohn Jaroſlaw (1019—1054) ſah die Stadt im höchſten Glanze. Der zeitgenöſſiſche Geſchichtſchreiber Adam von Bremen durfte ſie kühn neben Konſtantinopel ſtellen. Hunderte von Kirchen prangten im Schmuck ihrer Kuppeln und Moſaiken. Das berühmte Höhlenkloſter entwickelte ſich zu einem der wichtigſten Kulturherde für ganz Rußland. Acht Märkte verſammelten Kaufleute aus dem griechiſchen Reiche und aus Ungarn, ſogar aus Deutſchland, Holland und Schweden. Die mächtigſten europäiſchen Fürſten bis hinauf zu Heinrich I. von Frankreich knüpften mit Jaroſlaw verwandtſchaftliche Beziehungen an, die nordiſchen Sagas kündeten ſeinen Ruhm, und das dankbare ruſſiſche Volk nannte ihn den Weiſen.

Unter den Söhnen Jaroſlaws entſtand Streit um die reiche Erbſchaft, zu der außer Kiew auch die umliegenden Fürſtentümer gehörten. Isjaſlaw, dem Kiew zugefallen war, ſuchte gegen ſeine Brüder bei den Polen, bei dem deutſchen Kaiſer Heinrich IV., zuletzt ſogar bei Papſt Gregor VII. Hilfe, obſchon doch Michael Kerularios den Oſten im Jahre 1054 von Rom endgültig losgeriſſen hatte. Die Kriege folgten ſich nun ſo unaufhörlich, daß Fürſt Wladimir Monomach, der 1125 ſtarb, in ſeinem Teſtamente ſagen konnte: „Im ganzen habe ich 83 Feldzüge geführt, die kleineren nicht gerechnet.“ Von den Teilfürſtentümern ſchwang ſich Halytſch am Dnjeſtr, dem Namen nach das Stammland des heutigen Galiziens, unter Roman, dem Papſt Innozenz III. vergebens die Königskrone anbot, zu einer Macht empor, die das polniſche Nachbarreich überflügelte. Ungarn und Polen kämpften nach Romans Tode (1205) um das Land, während Kiew ſchon im Jahre 1169 von Mſtyſlaw, dem Fürſten des nördlich gelegenen Wladimirs, erobert und all ſeiner Schätze beraubt worden war. Die Zeit des Glanzes war dahin. Bald brach die ſchlimmſte Knechtſchaft herein.

Der Dſchengis Chan Temudſchin vernichtete mit ſeinen Mongolen an einem Sommertag des Jahres 1223 die geſamte ruſſiſche Streitmacht. Im Jahre 1240 wurden Kiew und Halytſch von der Goldenen Horde erobert. Und nun begann die troſtloſe Tatarenherrſchaft, unter der die ruſſiſche Seele das wortloſe Kriechen vor aſiatiſcher Willkür lernte. Der Franziskaner Johannes von Piano di Carpine, der um dieſe Zeit als päpſtlicher Geſandter zum Mongolenchan reiſte, berichtet, daß ein Drittel der unverheirateten Männer und Frauen und je einer von drei unerwachſenen Brüdern ins tatariſche Lager geſchleppt worden ſeien. Die übrige Be-

völkerung habe entweder eine der Kopfzahl gleiche Menge von Pelzen liefern oder ebenfalls in die Sklaverei gehen müssen.

Ein neuer heidnischer Eroberer machte dieser Bedrückung ein Ende. Litauen hatte schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts mit Wladimir und Halytsch gekämpft. Im 14. Jahrhundert waren die litauischen Großen der russischen Kultur erlegen: in den Schlössern und Kanzleien herrschte die Sprache von Kiew, ein großer Teil des Heeres, die Führer nicht ausgenommen, war russisch. Der litauische Großfürst Gedymin, der Gründer von Wilna, war der mächtigste Herrscher Osteuropas. Sein Sohn Olgier eroberte Kiew und brachte in das von den Tataren verödete Land neues Leben. Als dann 1386 Wladyslaw II. Jagiello dem Heidentum entsagte und durch seine Heirat mit der polnischen Kronerbin Hedwig Litauen und Polen vereinigte, ward das kleinrussische Land dem Einflusse Roms und der Bildung des Westens nahegebracht, während das großrussische Moskau die Schmach der tatarischen Knechtschaft weitertrug.

Und nun konnte man im vollen Sinn von einer „Ukraine", d. h. einem Grenzland, reden. Denn die litauischen Großen, die Czartoryski, Korecki, Lanckoroński, Wiśniowiecki und andere, die auf kleinrussischem Boden ungeheure Ländereien in Besitz nahmen, mußten ihre Wachsamkeit stets auf die Grenze gerichtet halten, hinter der die Tataren mit neuen Raubzügen drohten. Infolgedessen bildete sich hier, anfangs in fürstlichen Diensten, später in trotziger Unabhängigkeit, eine stets kampfbereite Schar, die auch ihrerseits plündernd in tatarisches Gebiet eindrang und deshalb von den Tataren „Kosaken", d. h. Freibeuter, genannt wurde. Ihr Hauptlagerplatz war die Sitsch, südlich von den Stromschnellen des Dnjeprs. In Rotten von 150 Mann geteilt, bewohnten hier die Krieger umzäunte Hütten, die mit Pferdefellen gedeckt waren. Sie nährten sich von Sauerteig und Fischen. Kein Weib durfte die Sitsch betreten, und die Frömmigkeit stand in hohen Ehren. Alle waren einander gleich und wählten jährlich den Ataman, dem sie unbedingten Gehorsam schwuren. Jeder Streit war unter schwerer Strafe verboten. Wer Christen beraubte, wurde gehenkt. Dagegen galt der Kampf gegen die Ungläubigen diesen halbwilden Nachfolgern der westeuropäischen Ordensritter als vornehmste Lebensaufgabe.

Mit unwiderstehlichem Zauber lockte das freie Kosakentum allmählich die ganze Ukraine in seinen Bann. Wen eine unerträgliche Schuld drückte, wer nach Abenteuern lechzte, wem der bäuerliche Frondienst zu schwer ward, der floh in die Sitsch. Da sprengte er tagsüber mit kühnen

Männern durch die duftige Steppe, und wenn er abends, an seine Hütte gelehnt, träumerisch den weidenden Pferden zuschaute und die stille Majestät des Sternenhimmels ihn umfing, dann flossen Natur und Seele in eines jener Volkslieder zusammen, in denen nur die Südslawen mit den Kleinrussen wetteifern können. Der Strom dieser Dichtung ist in vortatarischer Zeit entsprungen und bis heute nicht versiegt. Seitdem Certelew und Maksymowytsch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihre bahnbrechenden Sammlungen unternahmen, besonders aber, seitdem um die Mitte des Jahrhunderts Kostomariw seine weitverzweigten Forschungen bekannt gab, bewunderten alle, die den Liederschatz des kleinrussischen Volkes im Urtext zu lesen vermochten, den Wohllaut der Sprache, das innige Naturgefühl und die Vergeistigung der Liebe. Die meisten Lieder sind so traurig wie das auch sonst für die ganze Art charakteristische vom toten Kosaken und seinem Pferde. Eine wortgetreue Übertragung in deutsche Reime ist angesichts der Fülle kleinrussischer Reimwörter leider ein aussichtsloses Beginnen. Der tote Kosak liegt in der rauschenden Steppe. Scharfes Riedgras deckt ihm die Beine, eine Sahlweide den gelben Leib, ein Tuch die weißen Hände, rote Seide das leuchtende, liebe Gesicht. Ihm zu Häupten krächzt ein Rabe, ihm zu Füßen weint sein Roß, das mit dem Huf die Erde schlägt und den toten Herrn fragt, ob es nun einem Türken oder Tataren gehören müsse. — Dich bekommt kein Türke, kein Tatar, du treues Roß, sondern laufe, laufe durch die dunkeln Wiesen die bekannten Pfade zum Hof und poche mit dem Huf ans Tor. Und es wird ein altes Mütterlein hervortreten, des Kosaken liebe Mutter. Die wird dich beim Zügel nehmen, wird dir Heu reichen und Hafer und frisches, frisches Wasser, und unter Tränen wird sie nach mir fragen. Aber sage nicht, du liebes Roß, ich sei tot, sondern sage, ich sei vermählt, ich hätte mir zur Braut genommen im freien Felde die teure Erde. Wo der Wind nicht weht, wo die Sonne nicht brennt, ohne Fenster und Türen schlafe der junge Kosak.

Der polnische Staat, der sich im Jahre 1569 durch die Lubliner Union Kiew, Wolhynien und Podlachien förmlich einverleibt hatte, machte mehrmals den Versuch, die freien Kosaken in seinen Dienst zu nehmen, aber die Hindernisse erwiesen sich als zu groß. Jeden Augenblick konnte die unbezähmbare Kampflust dieser gefürchteten Grenzwächter, die sich bis vor die Tore von Konstantinopel wagten, einen Krieg mit der Türkei heraufbeschwören. Zudem wollte der polnische Adel natürlich nicht dulden, daß

unzufriedene Bauern in hellen Haufen die herrschaftlichen Felder im Stiche ließen und auf den befestigten Flußinseln der Sitsch des Verfolgers spotteten. Und seit die Union von Brest (1596) die Rückkehr der Schismatiker in die römische Einheit angebahnt hatte, verschärfte sich der Gegensatz zwischen Polen und Kleinrussen erst recht. Alle gesellschaftlichen, politischen und kirchlichen Vorteile lagen auf seiten der Polen. Ihre westliche Kultur stand hoch über den ärmlichen Trümmern byzantinischer Bildung, der Zutritt zu den maßgebenden Staatsstellen blieb den Kleinrussen erschwert oder verschlossen, und die schismatische Geistlichkeit war ungeachtet der Bemühungen des gelehrten Metropoliten Peter Mohyla der lateinischen auf die Dauer nicht gewachsen. Die unierten Priester und Mönche des slawischen Ritus erhoben sich nur langsam aus ihrer wissenschaftlichen Rückständigkeit und religiösen Lauheit. Trotz der Reform des Basilianerordens, die den Jesuiten übertragen wurde, und trotz so glänzender Gestalten, wie es die Erzbischöfe Jan Welamyn Rutskyj und der hl. Josaphat Kuncewytsch waren, vermochte die Kirche des Ostens ihren Besitzstand nicht zu behaupten. Der Adel, der besonders in den Schulen der Jesuiten von früher Jugend an die lateinische Kirche kennen lernte, machte von dem damals noch geltenden Rechte, aus dem griechischen in den lateinischen Ritus überzutreten, reichlichen Gebrauch, und so verlor das Kleinrussische, da die Übergetretenen zugleich Polen wurden, in den führenden Kreisen des Landes immer mehr Boden.

Alle diese politischen, sozialen und religiösen Gegensätze entluden sich vom Ende des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts in blutigen Aufständen, die von den Polen nur mit äußerster Anstrengung niedergeworfen wurden. Als der letzte und berühmteste Held dieser Kämpfe, der Ataman Bohdan Chmelnyckyj, sich ohne fremde Unterstützung nicht mehr zu halten vermochte, schickte er mit Zustimmung des größten Teiles der Kosaken im Jahre 1653 Gesandte zum moskauischen Zaren Alexej, der dann im folgenden Jahre Kleinrußland mit seinen großrussischen Besitzungen vereinigte. Die anfangs mit Jubel begrüßten Moskowiter enttäuschten sehr bald. Während des nordischen Krieges versuchte der in den Dichtungen vieler Völker fortlebende Ataman Mazeppa die Ukraine mit schwedischer Hilfe zu befreien. Das Wagnis mißlang. Peter der Große ließ die Sitsch durch Alexander Menschikow erobern. Ein letztes Mal flammte der Aufruhr unter Katharina II. empor. Das war das Ende. Im Jahre 1775 zerstörte Potemkin die Inselfestungen der Sitsch, und acht Jahre darauf verhängte die Kaiserin über alle kleinrussischen Kronbauern die Leibeigen-

ſchaft, die erſt 1861 aufgehoben wurde. Das Land von Halytſch war 1772 durch die erſte Teilung Polens an Öſterreich gefallen.

Ein kurzes Jahrhundert ſtrahlenden Lebens, acht Jahrhunderte langſamen Sterbens — das war alles, was Byzanz ſeinem bevorzugten Tochterlande zu geben vermocht hatte, alles, wozu der kleinruſſiſche Stamm aus eigenem fähig ſchien. Aber noch glühte in der Seele des Volkes ein verborgener Lebensfunke: politiſch war es tot, literariſch wachte es auf. Kaum waren ſeit dem Untergang der Sitſch zwei Jahrzehnte verfloſſen, da erſtand dem zerſtörten Dnjeprtroja ſein Sänger. Iwan Kotljarewſkyj begann eine Travеſtie der Aeneis mit den Verſen:

Äneas war ein wackrer Junge,
Ein Burſche — durch und durch Koſak!

Der Geiſt Scarrons und Blumauers feierte in der Ukraine eine edlere Wiederkunft. Unter den derben Formen der Travеſtie verſteckte ſich die Trauer um das Leid des Landes und manches heilſame Wort zu ſeiner Rettung. Die fernſte Vergangenheit ſtieg aus der Nacht des Vergeſſens empor, und Kotljarewſkyjs Werk wurde zum Morgenrot einer neuen Zeit. Im Jahre 1837 erwachte auch Oſtgalizien. Marchan Schaſchkewytſch hatte auf der Lemberger Univerſität die Äneis Kotljarewſkyjs kennen gelernt und ſich daran und an den von Makſymowytſch herausgegebenen kleinruſſiſchen Volksliedern zu Dichtungen im ſelben Geiſt und in derſelben Sprache entflammt. Seine Liederſammlung „Ruſalka Dniſtrowaja“ wurde zu einem nationalen Ruhmesdenkmal auf ſeinem frühen Grabe. Neben den Landedelmann Kotljarewſkyj und den Landpfarrer Schaſchkewytſch trat endlich der Bauernſohn und ſpätere Offizier Georg Fedkowytſch aus der Bukowina und eroberte mit ſeinen Huculengeſchichten der ukrainiſchen Bewegung neues Land und der langſam ſich bildenden literariſchen Sprache neue Farben und Töne.

Unterdeſſen aber ſtand ſchon in bewunderter Höhe als hellſter Stern der kleinruſſiſchen Literatur Taras Schewtſchenko. Als Leibeigener 1814 geboren, unſtet als Bedienter, Maler und politiſcher Flüchtling ſein hartes Leben friſtend, gab er in den Liedern ſeines „Kobzarj“ allen Leiden und Hoffnungen der kleinruſſiſchen Seele einen ſo unmittelbaren Ausdruck, daß Koſtomariw von dem gewaltigen Einfluß dieſes Dichters ohne Übertreibung ſagen durfte: „Ein Dichter wie Schewtſchenko malt nicht nur das Volksleben, beſingt nicht nur die Gefühle und die Taten des Volkes, er iſt ſeinem Volke Führer, Auferwecker zu neuem Leben, Künder der Zukunft.“

Das wirkliche Verdienst Schewtschenkos entspricht gewiß zu einem großen Teile dieser Wertschätzung, aber um im vollen Sinne Führer seines Volkes sein zu können, hätte er die großen, ewigen Fragen der Menschheit klarer und ruhiger überschauen müssen. Daran hat ihn sein kurzes Leben und sein hartes Geschick gehindert.

Das Aufblühen der kleinrussischen Dichtung, die ihre beste Kraft aus der großen Vergangenheit schöpfte, steigerte naturgemäß das nationale Bewußtsein. Alle Teile des Volkes, mochten sie auf russischem Boden, in Galizien, in der Bukowina, in Ungarn wohnen oder jenseits der Meere eine neue Heimat gefunden haben, begannen sich als Einheit zu fühlen. Diese Anschauung stimmte aber weder zu den politischen Zielen der Großrussen noch zu ihrer nationalen Wissenschaft, und so begann um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein Streit, der bis heute nicht verstummt ist. Die Großrussen möchten die Ukraine einfach als eine südliche, infolge ihrer günstigen Lage früher als der Norden kultivierte Provinz des gesamtrussischen Vaterlandes betrachten. Volk und Sprache seien im Grunde eins, die Unterschiede reichten höchstens so weit, daß man von verschiedenen Stämmen und Mundarten sprechen könne. Die Kleinrussen selber vertreten eine ganz entgegengesetzte Ansicht, die Michael Hruschewskyj im ersten Kapitel seiner „Istorija Ukrainy-Rusy" gut zusammenfaßt. Der geschichtliche Name des Landes sei Rusj, der des Volkes Rusyn, als Eigenschaftswort russkyj. Aber in der Zeit, wo das Staatsleben des Volkes daniederlag, seien diese Bezeichnungen auf die Großrussen übergegangen, deren Kultur sich in den Bahnen des alten kleinrussischen Reiches weiterentwickelt habe, so daß Moskau sich, besonders auch infolge des Zusammenhanges der Herrscherhäuser, als den Erben von Kleinrußland betrachte. Als im 17. Jahrhundert die Ukraine von Polen an Moskau überging, habe sich das Bedürfnis der Unterscheidung eingestellt und die Großrussen hätten ihm durch künstliche Bezeichnungen gerecht zu werden versucht. Der damals amtlich angenommene Name Kleinrußland habe sich lange gehalten. Er sei übrigens schon ziemlich alt, denn schon im 14. Jahrhundert nenne sich Georg Boleslaw dux tocius Russie minoris. Eine Reihe bedeutender Philologen halte das Kleinrussische für eine eigene Sprache, eine Reihe anderer, besonders großrussischer, bloß für eine Mundart. Die Grenzen zwischen Sprache und Mundart seien ja in der Wirklichkeit sehr schwer zu ziehen, aber die Bedeutung einer Sprache für die Kultur hänge offenbar von der Kulturkraft des Volkes und nicht von den Begriffsbestimmungen der Sprachforscher

ab. „Mag man die ukrainisch-russische Sprache eine Mundart oder eine Sprache nennen, jedenfalls muß man zugeben", sagt Hruschewskyj, „daß die ukrainischen Mundarten eine gewisse sprachliche Einheit bilden, die sich in den Grenzgebieten allerdings den benachbarten slawischen Sprachen, dem Slowakischen, Weißrussischen, Großrussischen, Polnischen, nähert, während sie sich in allen den Mundarten, die ihren wichtigsten und am meisten charakteristischen Kern bilden, von jenen benachbarten und am nächsten verwandten slawischen Sprachen durch eine ganze Reihe phonetischer (besonders in der Vokalisation), morphologischer und syntaktischer Eigenheiten stark unterscheidet." Ebenso sei der Menschenschlag von den Nachbarn anthropologisch und psychophysisch verschieden und bilde eben wegen dieser Verschiedenheiten eine lebendige nationale Einheit, ein „Volk".

Am 5. Juli 1876 verbot die russische Regierung den Druck aller kleinrussischen Bücher mit geringen Ausnahmen. Dadurch wurde Ostgalizien, das katholische Ruthenenland, in dem doch höchstens ein Zehntel der Kleinrussen wohnt, zum Hauptsitz der ukrainischen Bewegung. Sie stieß auch hier auf Hindernisse mancherlei Art. In den Städten herrschen die Polen oder die Juden. Weder im Landtage noch im Reichsrat konnten sich die Ruthenen bisher den Anteil erringen, den sie nach ihrer Zahl glauben beanspruchen zu dürfen. Von den Mittelschulen sind nur wenige ruthenisch. Die Lemberger Universität zählt wohl eine Anzahl ruthenischer Lehrstühle, aber die Ruthenen wünschen für ihre Sprache eine Volluniversität, und sie begründen diesen Wunsch mit dem Hinweis auf Tatsachen. Es gibt nämlich viele Hunderte von ruthenischen Studenten, eine Anzahl von Professoren ruthenischer Abstammung lehrt an fremden Hochschulen, und die kleinrussische Sprache ist für den wissenschaftlichen Betrieb genügend durchgebildet. Auf den ersten Blick scheinen die Forderungen, die von 3 bis 4 Millionen Ruthenen gegenüber 3 bis 4 Millionen Polen erhoben werden, durchaus berechtigt zu sein. Dennoch werden gegen ihre bedingungslose Annahme von den Polen geschichtliche, wirtschaftliche und soziale Bedenken geltend gemacht, die nicht einfach von der Hand zu weisen sind. Die Verhältnisse können wegen ihres politischen Einschlags hier nicht ausführlich dargelegt werden; sie sind ohnehin so verwickelt, daß ein Fremder, auch wenn er sich im Lande ernstlich umgesehen hat, nur schwer zu einem sichern und unparteiischen Urteile kommt.

Dagegen kann sich auch ein Ausländer der Wahrnehmung nicht verschließen, daß die Kulturschicht, auf der die Ernte einer besseren Zukunft

reifen müßte, noch recht dünn ist. Die Zahl der Analphabeten ist außerordentlich groß, die der Zeitungen, Zeitschriften und Bücher schon deswegen verhältnismäßig gering. Mehrere Vereine für Volksbildung und auch einige wissenschaftliche und literarische Gesellschaften, besonders die im Jahre 1873 gegründete Schewtschenkogesellschaft, entfalten eine rührige Tätigkeit, aber bei der ungeheuren Ausdehnung ihres Arbeitsfeldes erzielen die beschränkten Mittel keinen durchschlagenden Erfolg. Als ich vor zehn Jahren eine Studienreise durch Ostgalizien machte, fand ich in einer Nummer des Lemberger „Ruslan" einen Artikel, der die ruthenischen Bauern aufforderte, ihr Haar in Zukunft scheren zu lassen. Langes Haar sei nur bei Frauen schön. Wenn es dem einen oder andern Mann leidlich stehe, so sei es doch bei der Arbeit, zumal bei der Ernte, unpraktisch. Man schmiere es ja mit Schmalz ein. Das sei für den Träger und die Nachbarn kein angenehmer Geruch, und Kragen und Bettzeug litten Schaden davon. Das Haarschneiden koste im Jahr höchstens 90 Kreuzer, also wahrscheinlich weniger als das Einreiben mit Schmalz. Es solle nur einmal jemand im Dorfe das Haarschneiden lernen, selbst wenn er deshalb einige Zeit in die Stadt zu einem Meister müsse — was sei denn dabei? Man könne übrigens jetzt Maschinen zum Haarschneiden kaufen. Wo mehrere Männer im Hause seien, mache sich so ein Ding bald bezahlt. Die Bauernvereine sollten niemand aufnehmen, der sich das Haar nicht wolle scheren lassen. Nur der Wilde trage das Haar noch lang, der zivilisierte Mann trage es kurz. — Ich mußte an die Bartverordnungen Peters des Großen denken. Niemand wird dem Aufwärtsringen eines armen Volkes seine Achtung versagen dürfen, aber niemand wird auch leugnen können, daß von der Kulturstufe, auf der solche Artikel geschrieben werden müssen, noch ein weiter Weg bis zur Höhe ist.

Leider herrscht bei den Führern keine Einheit über die Richtung des Aufstieges. Ein nicht unbeträchtlicher Teil erwartet das Glück von Rußland, während die überwiegende Mehrheit Rußland als den ärgsten Feind des ukrainischen Volkstums haßt. An der Spitze dieser Mehrheit stehen nur zu oft Männer, die nicht tief genug in die Geschichte und die Gedankenwelt Europas hineingeschaut haben. Sie halten kurzsichtigen Radikalismus für echten Fortschritt und übernehmen leichtgläubig als gesicherte Wissenschaft, was die gerade hochgehende Flut an ihren einsamen Strand wirft. Es ist vorgekommen, daß einer ihrer glänzendsten Stilisten seine Kunst an die Übersetzung eines seichten Aufklärichts verschwendete. Auch

Iwan Franko, der angesehenste Dichter der letzten Zeit, hat mit seinen Werken oft verderbliche Wirkungen ausgelöst.

In glücklicher Weise vereint eine erlesene Schar von Basilianermönchen und Weltpriestern mit der theologischen Bildung des Westens feurige Begeisterung für die ehrwürdige Liturgie des Ostens. Der russischen Seele ist dieser Ritus weit mehr als ein erhabener Ausdruck der Gottesverehrung: er ist zugleich die Weihe alles nationalen Empfindens und die religiös verklärte Summe aller großen Gedanken des Lebens. Die Kleinrussen sind das einzige slawische Volk, das, obwohl es ganz diesem Ritus angehört, doch geschlossen zusammenwohnende Millionen von Katholiken zählt. Mag nun der Traum einer politisch unabhängigen Ukraine, die von mehr als 30 Millionen Menschen bewohnt würde, Wirklichkeit werden oder nicht, wenn der Weltkrieg dem russischen Volke irgendwie die religiöse Freiheit erkämpft, dann eröffnet sich den katholischen Ruthenen eine Mission von unabsehbarer Bedeutung. Als nach dem japanischen Kriege einen Augenblick die Fesseln der Gewissensknechtung fielen, warfen sich Hunderttausende der alten Mutterkirche in die Arme. Rußland wartet sehnsüchtig auf die Botschaft, der die Westslawen und die germanischen und romanischen Völker Christentum und Kultur verdanken. Die andere Botschaft, die im 10. Jahrhundert von Byzanz kam, hat weder dem russischen Christentum noch der russischen Kultur dauerndes Leben eingehaucht. Aber die Seele Rußlands erschrickt vor dem Gedanken, daß katholisch werden soviel heiße wie lateinisch werden. Deshalb sind die galizischen Ruthenen, deren Religion katholisch und slawisch zugleich ist, die berufenen Vermittler des Friedens zwischen Rußland und Rom. Sie würden die Stunde segnen, wo sie das heilige Licht, das einst vom Osten ausgegangen ist und nun seit Jahrhunderten mit seinem reinsten Glanze den Westen beglückt, von neuem nach Osten zu ihren kleinrussischen Brüdern tragen dürften. Und wenn dieses Licht über dem alten Boden jener Steppe strahlt, die das Blut von Märtyrern der kirchlichen Einigung getrunken hat, dann wird die Ukraine zu ihrer weltgeschichtlichen Aufgabe glorreich erwachen.

Jakob Overmans S. J.

Grünewald und Greco.

Von den alten Künstlern werden in unserer heutigen Kunstliteratur kaum andere Namen häufiger genannt wie Greco und Grünewald, Greco der hispanisierte Kretenser und Grünewald der Meister aus Aschaffenburg. Beide waren durch ein Jahrhundert voneinander getrennt, und es ist kaum glaublich, daß Greco die Werke seines älteren Kunstgenossen gekannt hat, vielleicht nicht einmal seinen Namen, und doch haben beide bei aller individuellen Verschiedenheit sehr starke Berührungspunkte, deren Kenntnis uns diese beiden problematischen Künstlernaturen, vielumworben und vielumstritten, vielleicht näher bringt, vielleicht auch unser ästhetisches Urteil in etwa schärft.

Noch vor fünfzig Jahren wäre es unmöglich gewesen, diesen beiden Künstlern einen größeren Kreis von Verehrern zu erschließen; jedermann wäre von einer so unerhörten, den traditionellen Grundsätzen so sehr widersprechenden Formgebung abgestoßen worden. Das klassische Schönheitsideal saß noch zu tief in den Köpfen und diktierte seine Prinzipien der Theorie sowohl wie der Praxis. Dieser zwar recht bequeme, aber einseitige Standpunkt konnte auf die Dauer nicht beibehalten werden. Die Praxis wollte sich die allzu große Bevormundung von seiten der Theorie nicht mehr gefallen lassen und wies darauf hin, daß nicht die Theorie, sondern sie selbst das Erstgeburtsrecht habe.

So kann schon heute niemand mehr an unsern beiden Künstlern mit einem verächtlichen Achselzucken vorübergehen, mag er sich auch persönlich mit ihrem Stil und ihrer Auffassung noch so wenig befreunden können. Sie haben wichtige Probleme angeschnitten, an deren Lösung unsere Modernen mit fiebernder Hast arbeiten, wobei sie oft Leistungen bieten, die wegen ihrer kindischen Unbeholfenheit mit Recht der verdienten Lächerlichkeit verfallen. Was kubistische und futuristische Malerei heute zeigen, ist fast nichts als eine erklügelte Abstraktion des Konstruktionsprinzips der Wirklichkeit, eine karikaturenhafte Verzerrung eines an sich richtigen Gedankens, der die Ausdruckskunst neben oder über die altklassische Schönheitskunst stellen möchte. Lassen wir uns durch all diese Auswüchse nicht irre machen

in der Erkenntnis, daß in all dem Ringen und Bemühen der Modernen ein Fünklein Wahrheit steckt, das nur einmal in den Nährboden eines großen Genies gesenkt werden müßte, um zu prächtigem Aufgluten zu kommen.

Was nun die Modernen anstreben, haben diese beiden alten Meister in ihrer Weise bereits vollkommen erreicht ohne vorgefaßte Theorien, wie sie die Modernen in heilloser Inkonsequenz so gerne aufstellen, sondern einzig dadurch, daß sie nach einer vollkommenen technischen Meisterschulung ihrem eigenen persönlichen Künstlerinstinkt folgten.

Es sollte also in dem Prinzip des Expressionismus, der Ausdruckskunst wirklich ein wahrer Kern stecken und derselbe nicht als eine bloße Verirrung betrachtet werden dürfen? Das vox populi, vox Dei sollte in diesem Falle trügen?

Vor allem muß eben mit dem Grundirrtum aufgeräumt werden, daß jede wahre Kunst für alle sei und von allen verstanden werden müsse. Die höhere Kunst setzt nun einmal eine Schulung und Bildung des künstlerischen Geschmackes, des künstlerischen Sehens und Hörens voraus, ganz besonders bei einem Publikum, dessen Empfinden durch eine süßliche, weichliche Pseudokunst verbildet ist und ein normales Urteil nicht aufkommen läßt. Der sogenannte natürliche Geschmack ist für anspruchsvollere Kunstwerke eine recht trügerische Norm.

Auch der Ästhetiker und Kunsthistoriker wird sich, soweit er eine ausgesprochen klassische Schulung durchgemacht hat, die in erlesenen Werken der Vergangenheit wurzelt, erst ohne Vorurteil und mit weitherzigem Wohlwollen an das Studium der modernen Kunst machen müssen, will er nicht ungerecht urteilen und mit dem vielen Unerfreulichen auch das Gute und Berechtigte ausschließen. So einfach liegt die Sache wirklich nicht, daß man mit dem Maßstab des Lessingschen Schönheitskanons an neue Werke herantritt und alles zurückweist, was sich an ihm nicht messen läßt. Grünewald und Greco wären Lessing ein Greuel gewesen.

Um zu verstehen, was Grünewald seiner Zeit bedeutete, muß man sich vergegenwärtigen, daß er ein Zeitgenosse Holbeins und Dürers, der beiden tonangebenden deutschen Meister, war. Die italienische Renaissance, bei der Maß und Proportion das Wesen aller Kunst war, hatte Einzug in Deutschland gehalten und deutsches Wesen, das stets mehr zum Psychologisch-Individuellen neigte, zu verdrängen gesucht. Gerade bei Holbein und Dürer lassen sich die italienischen Einschläge deutlich verfolgen, und nicht zum mindesten verdanken die Meister diesem Umstand einen guten

Teil ihres Ruhmes und ihrer Popularität. Ist ja keine Kunstform so sehr geeignet, auf jedes Auge zu wirken, wie die italienische Renaissance mit ihren klaren, einfachen Proportionen, ihrem prunkvollen Gewand und ihrem konsequent durchgeführten Schönheitsprinzip. Grünewald dagegen blieb deutsch sein ganzes Leben lang und stemmte sich mit seiner ganzen Energie gegen fremdländische Einflüsse, ja er steigerte deutsches Gemüt und deutsche Empfindung bis an die Grenze der Brutalität.

Von einer furchtbaren, ganz niederschmetternden Gewalt sind Grünewalds Kreuzdarstellungen, wie die vom berühmten Isenheimer Altar (jetzt im Museum von Kolmar) oder die in der Karlsruher Kunsthalle. Nichts Entsetzliches erspart uns der Maler; die ganze Schrecknis dieses Kreuzestodes wird lebendig vor unserem Auge. Der heilige Leib ist zerschunden und von Blut und grün unterlaufenen Wunden bedeckt, die Finger an den durchbohrten Händen krampfen sich unnatürlich auseinander, die Füße sind zur formlosen Masse angeschwollen, das heilige Haupt mit dem gräßlichen Dornenhut schmerzverzerrt tief in die Brust hinabgesunken. Eine solche Darstellung verlangt starke Nerven beim Beschauer, und man kann sich einen größeren Gegensatz kaum denken als den Gekreuzigten Grünewalds und den eines Fra Angelico in San Marco oder der Beuroner Schule. So kommt es, daß Grünewalds Darstellung für alle, die an die traditionellen Kreuzbilder gewohnt sind, auf den ersten Blick direkt abstoßend wirkt. Wer sich aber einmal hineindenkt und hineinlebt in die furchtbare Szene und sich bewußt bleibt, daß derjenige, der all dies Entsetzliche erduldet, unser Herr ist, der unserer Sünden wegen am Kreuz hängt, dem wird das Bild zur erschütternden Selbstanklage. Er möchte auf die Knie sinken und seine Reue und sein Mitleid in heißen Tränen ausweinen. Und es ist, als ob die grandiose Gestalt Johannes des Täufers rechts am Bilde, der mit ausgestrecktem Finger auf den Herrn am Kreuze weist, uns sagen wollte: „Sieh, du bist der Verbrecher, der ihn ans Kreuz geschlagen hat." Der ganze gewaltige Eindruck wird noch gesteigert durch den straffen Rhythmus, in dem die Figuren in das Bild hineinkomponiert sind.

So hat Grünewald die Empfindung an Stelle der Schönheit gesetzt. Ja es scheint, als ob der Maler in seinen Bildern aller Schönheit absichtlich aus dem Wege gegangen wäre, auch dort, wo sie ganz am Platze war, wie etwa bei Madonnen und Engeln. Überall benützt er recht unschöne Typen, und seine singenden und Instrumente spielenden Engel am

Isenheimer Altar sind von einer fast abstoßenden Häßlichkeit der Züge. Er geht hierin noch viel weiter als Dürer, der ja auch seinen Madonnen und Engeln zumeist spießbürgerliche, nicht besonders sympathische Züge verliehen hat. Am hübschesten ist noch das Madonnengesicht am Mittelbild des Maria-Schnee-Altars, den der Meister für die Stiftskirche in Aschaffenburg gemalt hat.

Der Grund für eine solche Vernachlässigung der äußeren Schönheit lag gewiß auch in der süddeutschen Tradition, der die Lieblichkeit einer altkölnischen Schule fremd blieb; sie entsprang aber auch der eigenartigen und — sagen wir es nur — einseitigen Anlage des Meisters, der auch in seinen Skizzen und Zeichnungen nie schöne Modelle gewählt hat, oft sogar ans Karikaturmäßige streift.

Diese Einseitigkeit der Anlage teilt Grünewald mit den größten Künstlern. Auch bei Rembrandt, diesem gewaltigen Psychologen, finden wir wenig äußere Schönheit, umgekehrt sind Raffaels nach der Seite der Schönheit hin so abgeklärten Bilder im psychologischen Ausdruck oft recht schwach und matt. Gewiß ist es schwierig, beides zu vereinen, und wenn schon das Sprichwort sagt, schöne Menschen seien dumm, so begreift man es, daß ein Künstler, der allen Nachdruck auf ein tiefes seelisches Innenleben legen möchte, selten in die Lage kommen wird, unter den schönen Menschen seine Modelle zu suchen. Temperamentlose Naturen bieten eben die besten Vorbedingungen für die Ausbildung schöner Gesichtszüge, während starke seelische Züge sich auch im Antlitz ausprägen und Abweichungen von der Norm, von der glatten Schönheit ergeben werden. Das braucht freilich noch lange keine Häßlichkeit zu sein.

Es gibt aber besonders in der christlichen Kunst Objekte, die sich mit unschönen Zügen nicht vertragen, weil sie der Idee widersprechen. Die christliche Tradition berichtet vom Heiland und von der seligsten Jungfrau, daß sie den Typus Mensch in seiner ganzen Vollkommenheit offenbarten. Darum ertragen wir auch bei Christus- und Mariadarstellungen viel leichter einen geringeren Grad von seelischem Ausdruck als eine harte, unangenehme Individualität. Ähnlich ist es bei anthropomorpher Darstellung reiner Geister, Gottes und der Engel. Der Künstler muß, will er nicht unwahr werden, stets die Idee vor Augen haben. Wer diese verletzt, wird das Manko auch nicht durch die virtuoseste Technik einbringen.

Hat sich Grünewald also schon durch die starke Betonung des Psychischen weit vom italienischen Ideal abgewandt, so ging er auch in der Farbe seine

eigenen Wege. Er hat mit der strengen Linearität der italienischen und zeitgenössischen Kunst gebrochen. Färbte diese ihre Zeichnungen, so komponierte Grünewald mit der Farbe. Komposition und Farbe verschmolzen bei ihm zu einem Wesensganzen, während die andern Künstler seiner Zeit die Farbe mehr als unwesentliches Akzidens beigaben. Ihre Bilder tragen auch in schwarzer Wiedergabe alle wesentlichen Merkmale an sich. Das ekstatische Farbenschauen Grünewalds ist in seinen besten Werken wahrhaft bewundernswert. Man sehe nur am Isenheimer Altar die Darstellung der Menschwerdung Christi oder die Auferstehung. Wie hier alles von Farbe und Licht durchflutet ist, zeigt eine ganz unerhörte Begabung für Licht- und Luftprobleme. Auch die modernsten Farbenvirtuosen können an dieser schimmernden Chromatik noch vieles lernen. In der Tat ist es ja auch besonders die malerische Seite der Grünewaldschen Bilder, die sie unserer Zeit so begehrenswert macht. Das Ringen nach diesem Ideal ist aber auch Grünewald schwer genug geworden; seine Frühwerke zeigen noch ganz die übliche koloristische Methode, die Malweise in Lokalfarben.

Für diese rein künstlerischen Qualitäten Grünewalds, seinen Psychologismus und seinen rein malerischen Stil, konnte die große Masse seiner Zeitgenossen natürlich kein Verhältnis gewinnen, so wenig wie heute. Darum kann man sich auch nicht wundern, daß Grünewald neben Holbein und Dürer nicht aufkommen konnte und sein Name bald der Vergessenheit anheimfiel. Über seinen Lebensschicksalen ist heute noch geheimnisvolles Dunkel gebreitet, und alles Bemühen der Kunsthistoriker konnte noch kein Licht hineinbringen. Was uns Sandrart aus seinem Leben berichtet, ist so dürftig, daß es nur eine schwache Grundlage für weitere Forschungen bilden kann. Daß ein mächtiges Gefühlsleben die Seele dieses Künstlers durchzitterte, künden uns seine gewaltigen Schöpfungen freilich viel deutlicher, als es schriftliche Nachrichten vermöchten.

* * *

Etwa ein Jahrhundert später finden wir in Toledo jenen merkwürdigen Kretenser Theotocopuli, genannt il Greco, der ebenso wie Grünewald in unsern Tagen seine Wiedererweckung feierte. Der gleichen Wirkung wird also wohl auch eine gleiche Ursache zugrunde liegen. In der Tat richtete auch Greco ebenso wie Grünewald sein Absehen aufs Psychologische und Malerische. Und wie Grünewald seine inneren Gesichte bis ins Visionäre zu steigern wußte, so auch Greco, freilich in einem noch viel höheren Maße.

Trotz desselben Grundstrebens hat jeder dieser beiden Künstler seine besondere Individualität und nationale Eigenart. Beide sind Mystiker, aber ihre Mystik hat nichts gemein mit der heitern, sonnenbestrahlten Mystik eines Fra Angelico, die eben nur bei einem Volke von so glücklichem Temperament, wie es die Italiener haben, und in einer so paradiesischen Landschaft gedeihen kann. Die Mystik der Deutschen wird ernstere Züge tragen, Grecos Mystik die graue, düstere, felsige Natur Toledos widerspiegeln. Seine Gestalten erzählen von inneren Erlebnissen ungewöhnlicher Art, von melancholisch gefärbtem Gottsuchen. Entlehnt er schon seine Stoffe mit Vorliebe der Mystik, der Welt der Wunder und Ekstasen, so weist er auch in der Formgebung auf das Außerordentliche, Überirdische hin durch eine ganz unerhörte Vernachlässigung der natürlichen Proportionen. Man fühlt es: diese Wesen sind nicht von dieser Welt. Bisweilen erreicht der Maler durch solche Gestalten eine Illusion des Übernatürlichen, die in der Geschichte der Kunst beispiellos ist. So beim auferstandenen Christus, der ruhig über dem Grabe schwebt. Das Schweben scheint dieser Figur so natürlich, wie dem gewöhnlichen Menschen das Gehen. Und es sind keine äußeren Hilfsmittel nötig zu dieser Illusion, wie etwa flatternde Gewänder oder stürmische Bewegungen. Ein Vergleich der beiden Auferstehungsdarstellungen Grünewalds und Grecos ist sehr lehrreich.

Man hatte bis in die letzten Monate hinein gerade von ärztlicher Seite die Behauptung aufgestellt, diese überlangen Proportionen seien ein Beweis, daß der Künstler an Astigmatismus, einer bekannten Augenkrankheit gelitten habe. Ganze Bücher sind schon über dieses Thema geschrieben worden. Von manchen Kunsthistorikern wurde das in Abrede gestellt, ohne jedoch ihren Widerspruch anders begründen zu können als mit der Tatsache, daß Greco auch in seinem späteren Alter noch ganz natürliche Gestalten geschaffen hat. Nun hat ein Arzt, Dr Felix Huch, im 1. Maiheft des „Kunstwart" mit der Hypothese von Grecos Astigmatismus gründlich aufgeräumt, indem er mit Recht hervorhebt, daß diese Hypothese auf einem Denkfehler beruht. Die Frage ist: Hätte Greco, auch wenn er an Astigmatismus gelitten hätte, die Gestalten, die er zu lang gesehen, auch zu lang gemalt? Diese Frage hatte man bis dahin unbedenklich bejaht, und doch hätte schon eine gewisse Überlegung den Widersinn einer solchen Behauptung aufdecken müssen. Für Greco war eben auch sein gemaltes Bild ein Objekt, das er zwar zu lang sah, der normale Mensch dagegen normal. Die Kongruenz zwischen Bild und Objekt ist sowohl für Greco vorhanden, der

beide in verzogenen Proportionen sah, wie für den gewöhnlichen Beschauer, der beide in den natürlichen Abmessungen erkennt. Man muß sich wundern, daß man auf diese so natürliche Erklärung nicht sofort kam, als das Problem auftauchte.

Es bleiben also nur mehr zwei Möglichkeiten, die überlangen Proportionen Grecos zu erklären: entweder war der Meister wahnsinnig und schuf seine gestreckten Gestalten aus einer fixen Idee heraus, oder es war künstlerische Absicht, ein Mittel zu gesteigertem Ausdruck. Je mehr und je länger man Grecos Bilder betrachtet, um so mehr gelangt man zur letzteren Ansicht, die auch durch den Umstand nicht erschüttert wird, daß der Maler von jeher als ein Sonderling galt und auch für seine Zeit keinen Einfluß ausübte. Denn daß eine solche Kunst nicht Kunst für die Masse sein kann, bedarf keines Beweises; die Erfahrung spricht deutlich. Grecos Kunst begreift man nicht von gestern auf heute.

Wie Grünewald ist auch Greco ein Meister der Farbe. Aber es sind Harmonien von ganz anderem Charakter, die der spanische Meister erklingen läßt, fast nur Dreiklänge in Moll, kühle, gehaltene Töne. Grünewalds Chroma ist von einer viel größeren Freudigkeit durchlebt. Aber Grecos Skala paßt so ganz zur dunklen Mystik seiner Bilder, ebensosehr wie das zarte Grau-Rosa Fra Angelicos der richtige Farbenton für seine helle, liebliche Mystik ist. Jede andere Farbenmischung würde einen Mißklang mit Grecos Gedankengehalt und Komposition ergeben.

Greco und Grünewald sind die Urtypen des individuellen Psychologismus in der Kunst, der sich zwar auch früher schon bisweilen zeigte, wie etwa bei Donatello, aber nie in so ausgeprägter Form wie bei diesen beiden. Darum hat sie die moderne Kunst zu ihren Patronen erhoben. Der Expressionismus von heute ist nichts anderes als eine Folgerung aus den Grundsätzen, die beide befolgt haben, der Ruf: „Fort mit aller Tradition", nichts als eine letzte Konsequenz. Die Spekulation hat sich der Meister angenommen, die Werte ihrer Bilder zu Fabelpreisen gesteigert, und Reklame aller Art suchte die Welt für sie zu begeistern. Trotz solcher unangenehmen Begleiterscheinungen mit ihrer Aufdringlichkeit dürfen wir uns nicht verleiten lassen, das objektiv Gute, das Greco und Grünewald an sich haben, zu übersehen. Man verlangt von niemand, daß ihre Art ihm persönlich sympathisch sei, aber das gibt noch nicht das Recht eines abfälligen Urteils.

Die guten Seiten der beiden Meister könnten auch für die kirchliche Kunst nutzbar gemacht werden. Starker seelischer Ausdruck ist zwar nicht

ein Merkmal der altchristlichen hieratischen Kunst gewesen, die vielmehr durchweg typisch geartet war, steht aber durchaus nicht im Widerstreit mit kirchlicher Auffassung. Wohl aber jene süßliche Schablonenkunst, die sich, weil um billigen Preis herzustellen, vielfach in die Kirchen eingeschlichen hat und den Geschmack des Volkes im weitesten Sinne verdirbt. Besonders den Kreuzdarstellungen dürfte etwas mehr Wahrheit nicht schaden. Ich lasse es mir gefallen, wenn ein Kreuzbild von so überirdischem Licht umstrahlt ist wie die eines Fra Angelico oder die der Beuroner in der Mauruskapelle bei Beuron. Es gibt aber auch eine andere Darstellung des Gekreuzigten, die als Zweck Erregung des Mitleides mit dem Heiland und eigenes Schuldbewußtsein anstrebt. Mich hat in dieser Beziehung noch kein Kreuzbild so sehr ergriffen wie das des Michelozzo in der Kirche S. Giorgio Maggiore zu Venedig trotz des starken, aber nicht wie bei Grünewald übertriebenen Naturalismus. Die meisten unserer Kreuzbilder aber leisten weder das eine noch das andere. Es will mir scheinen, als ob ein gläubiger Künstler ruhig der Wahrheit etwas näher kommen dürfte, ohne die Grenzen des Zulässigen zu überschreiten. Durchaus nicht nachzuahmen ist Grünewald in den häßlichen Madonnen- und Engelsgesichtern. Hier bleibt Fra Angelico das Vorbild. Idee und Darstellung decken sich bei ihm aufs vollkommenste.

Man hat es der Kirche schon übel genommen, daß sie die moderne Kunst, die an unsern beiden Künstlern anknüpft und noch viel weiter sich vorwagt als diese, nicht mit offenen Armen aufnimmt. Aber die Kirche gibt sich mit Recht nicht her für Experimente. Sie will erst warten, was sich aus dem gärenden Most der modernen Versuche für ein Wein entwickelt. Sie hat Zeit und kann warten; ihre ewigen Interessen gehen ihr vor den Interessen der Kunst. Sie liebt nicht das Sprunghafte, sondern organisches Wachstum. Die Priorität in der irdischen Kultur ist nicht ihr Ehrgeiz. Aber sie benützt weise für ihre transzendentalen Zwecke, was diese ihr an brauchbaren Mitteln bietet, aber sie müssen als brauchbar erst bewiesen sein. Mögen die Künstler, die ihre Gottesgabe dem Dienste der Kirche weihen, doch stets diese Grundsätze vor Augen haben.

Joseph Kreitmaier S. J.

Besprechungen.

Aus der Psychologie der Gegenwart. Fehlbeträge und Ausgleich. Die Psychologie der letzten Jahrzehnte zeigt uns zwei Gruppen von Werken, die einander zum Teil schroff entgegenstehen. Weltanschauungen trennen sie.

Die eine Gruppe zeigt neben kleinen Abrissen umfangreiche, sogar vielbändige Werke. Das Sinnesleben des Menschen ist eingehend mit dem ganzen Apparate experimenteller Forschung behandelt; eine Summe staunenswerter Kleinarbeit bietet sich uns dar. Und doch befriedigen sie nicht. Sie weisen Fehlbeträge auf oder klaffende Lücken gerade in den wichtigsten Fragen der Seelenlehre. Denken und Wollen sind stiefmütterlich behandelt; die Fragen nach dem Dasein einer Seele, ihrer Natur, ihrer Beziehung zum menschlichen Leibe, werden entweder gar nicht gestellt, oder es wird auf Grund von unhaltbaren Voraussetzungen die Existenz einer substantiellen Seele geleugnet.

Neben dieser Gruppe findet sich eine andere. Die Werke sind hier nicht so groß. Das Maß empirischer Daten, mit denen sie arbeiten, ist verschieden; einzelne kennen fast nur die gewöhnliche Alltagserfahrung, andere bemühen sich, die Ergebnisse der experimentellen Forschung zu verwerten. Allen gemeinsam ist die gründliche Behandlung von Denken und Wollen, die einmütige Antwort auf die Fragen nach der Ursache alles seelischen Geschehens, nach dem Wesen der Seele. Es dürfte sich lohnen, bei Besprechung einiger Werke aus den letzten drei Jahren zu zeigen, wie unter völliger Wahrung und Verwertung der wirklichen Errungenschaften empirischer Forschung die unleugbaren Fehlbeträge der Psychologie der Gegenwart ausgeglichen werden können, sobald man sich wieder auf die notwendige historische Kontinuität auch der Seelenforschung besinnt und den Versuch aufgibt, die wissenschaftliche Psychologie erst mit Locke, Hume und Kant beginnen zu lassen.

I. Ebbinghaus kennzeichnet seinen „Abriß“ [1] selbst mit den Worten: „eine Vorführung der wesentlichsten Züge der gegenwärtigen Psychologie, wie sie sich mir darstellen“. Hervorgegangen aus einer Skizze, die für die „Kultur der Gegenwart“ geschrieben war, verdient sie besondere Beachtung, weil sie in einfacher Form die Hauptgedanken widerspiegelt, welche des Verfassers zweibändiges Werk [2] in ausführlicher Weise behandelt.

---

[1] Abriß der Psychologie. Von Hermann Ebbinghaus. Vierte Auflage, durchgesehen von Professor Dr Ernst Dürr. gr. 8° (208) Leipzig 1912, Veit & Co. *M* 3.—

[2] Grundzüge der Psychologie I, Leipzig 1902. II. Band, begonnen von H. Ebbinghaus und fortgeführt von E. Dürr, Leipzig 1913.

Eine kurze Einleitung „Zur Geschichte der Philosophie" erweist nicht nur, daß die gesamte aristotelisch-scholastische Philosophie dem Verfasser ein verschlossenes Buch ist, sondern der schon hier einsetzende Kampf gegen die Willensfreiheit gibt den Auftakt zur Behandlung aller tiefer gehenden Fragen über die Menschenseele. Sie ist auf der ganzen Linie schroff ablehnend, ja ausgesprochen feindlich gegenüber der christlichen Philosophie.

Ebbinghaus gibt im ersten Abschnitt seiner Schrift: „Allgemeine Anschauungen", einen im ganzen zutreffenden Überblick über den Bau des Nervensystems, der aber nur von jenem verstanden werden kann, der schon besondere Studien über das Gehirn gemacht hat.

Als einzig mögliche Art und Weise, die Beziehung zwischen Gehirn und Seele zu erklären, erachtet Ebbinghaus den psychophysischen Parallelismus, da der Dualismus im Sinne von Descartes unhaltbar sei.

Der Beweisgrund fällt schon mit dem Umstande, daß Ebbinghaus die dritte Möglichkeit, nämlich die substantielle Vereinigung von Leib und Seele zu einem Wesen, die schon Aristoteles vorgebracht, nicht einmal in Betracht zieht. Doch auch die Bekämpfung des Dualismus Descartes' schießt über das Ziel hinaus, wenn sie jede Wechselwirkung zwischen Leib und Seele leugnet, welche doch so klar durch die Alltagserfahrung erwiesen ist, und einer noch fraglichen Verallgemeinerung des Energiegesetzes zulieb das freie Eingreifen der Seele in das Getriebe der materiellen Kräfte unseres Körpers in Abrede stellt, das wir doch bei jeder freigewollten Bewegung und Handlung selbst erleben. Der Grund des Kampfes liegt indes tiefer. Ebbinghaus anerkennt nämlich bloß eine Summe von seelischen Geschehnissen und Bewußtseinsinhalten, aber keine von diesen unterschiedene substantielle Seele. Das erfahren wir klar freilich bloß aus dem ersten Bande seines großen Werkes; im „Abriß" wird uns nicht einmal im Paragraph „Das Wesen der Seele" deutlich gesagt, was unter Seele verstanden wird.

Die zur Erklärung des Parallelismus zu Hilfe gerufene Hypothese der Identität von Leib und Seele führt, zu Ende gedacht, entweder zum Idealismus oder zum Materialismus [1].

Die „allgemeinen Anschauungen" von Ebbinghaus sind somit gänzlich ungeeignet, den Unterbau einer wissenschaftlichen Seelenlehre zu bilden. Der zweite Abschnitt behandelt die „Elementarerscheinungen des Seelenlebens". Als einfachste Bestandteile desselben anerkennt Ebbinghaus: Empfindungen, Gedankenelemente, Gefühle, Trieb und Wille; als Grundgesetze: Aufmerksamkeit, Gedächtnis, Übung, Ermüdung. Die Bewegungen als äußere Wirkungen der seelischen Vorgänge werden gesondert betrachtet. Der dritte Abschnitt umfaßt die „Verwicklungen des Seelenlebens". Dahin rechnet der Verfasser das Vorstellungsleben (Wahrnehmung, Erinnerungs- und Phantasievorstellungen, Sprache, Denken und Erkennen, Glauben), Fühlen und Handeln. Für unsere Bemerkungen können wir beide Abschnitte zusammenfassen. Soweit das bloß sinnliche Erkennen und Fühlen zur Darstellung kommt, ist Ebbinghaus in seinem Element. Es ist bekannt, daß

[1] Vgl. zur Sache die Studie „Gehirn und Seele" in dieser Zeitschrift LXVI (1904) 393 ff 521 ff.

er vor allem auf dem Gebiet experimenteller Assoziations- und Gedächtnisforschung bahnbrechend gewirkt hat. Seine Darstellung ist leicht faßlich, selbst bei stofflich nicht leichten Partien, z. B. der Erklärung des Weberschen Gesetzes. Stellenweise, wie bei der Beschreibung der Gefühle, der Aufmerksamkeit, des Gedächtnisses, der Wahrnehmung, wird sie sogar sehr schön, so daß das Wort des Herausgebers von einer „fast künstlerischen Gestaltungskraft" seine volle Geltung hat.

Unbefriedigt lassen dagegen die Ausführungen über Gedankenelemente, Denken und Erkennen. Zwar enthält der Paragraph „Gedankenelemente" vorzügliche Bemerkungen, die auf einen sicher bestehenden Unterschied zwischen Vorstellungen und Begriffen hinweisen, aber welcher Art die „Abstraktion", durch welche sich die „Gedankenelemente" „von der Empfindungskomponente der Anschauung ablösen und das begriffliche Denken konstituieren", wird uns nicht gesagt. Die Sache wird um so rätselhafter, da später beim „Denken und Erkennen" die Behauptung auftritt, das Denken sei eine Leistung des Gedächtnisses und der Aufmerksamkeit; man brauche zu seiner Erklärung keine andere Fähigkeit. Nach Ebbinghaus bleiben schließlich die Begriffe auf der Stufe von Vorstellungen stehen; allgemeine Begriffe sind ihm „Obervorstellungen"; Urteils- und Schlußbildung, Gedankengruppierung und Gedankengänge sind das Werk von Assoziationen. Manche schöne Ansätze zu einer richtigen Lösung (S. 77 118 f) werden gemacht, aber nicht zu Ende durchgedacht, sondern abgebrochen und dem sensistischen Vorurteil geopfert. Den Fehlbetrag, der durch Leugnung einer besondern Denkfähigkeit entsteht, sucht Ebbinghaus durch Übertreibung der Notwendigkeit der Sprache für das Denken zu decken; es gelingt ihm nicht, da die Sprache nicht die Begriffe schafft, sondern sie nur bezeichnet. Abgesehen von diesem freilich ganz wesenhaften Fehler, enthält § 17 „Die Sprache" manches Vorzügliche, namentlich über die Entstehung der Sprache beim Kinde und über die Wandlungen der Sprache. Auf die ganz unhaltbare Auffassung vom „Glauben", welche Ebbinghaus konstruiert und in einem eigenen Paragraphen weitläufig erörtert, lohnt es sich nicht einzugehen.

Den „Willen" anerkennt Ebbinghaus nicht als primäre seelische Erscheinung, sondern versucht ihn gleichwie den Trieb auf bloße Empfindungen und Gefühle zurückzuführen. Der Begriff des Begehrens und Strebens als primäre Seelenerscheinung scheint ihm fremd zu sein. Er spricht auch von einem „freien" Handeln und widmet ihm sogar einen eigenen Paragraphen. Allein nur der Name bleibt. In Wirklichkeit huldigt der Verfasser einem ausgesprochenen psychologischen Determinismus und kann nicht genugsam seinen Gegensatz gegen die Lehre der scholastischen Psychologie und des volkstümlichen Denkens hervorkehren. Statt eines Beweises finden wir hier nur die Bemerkung: „Daß auf dem Boden unserer Grundanschauungen von einer solchen Freiheit nicht die Rede sein kann, bedarf keiner Worte." Ebbinghaus sucht nun wenigstens die Hauptbeweise für die christliche Lehre von der Freiheit zu entkräften; doch macht er sich die Sache gar zu leicht. Gegen den Beweis aus dem Freiheitsbewußtsein beruft er sich auf die Trunkenen und Irren, gegen die Tatsache, daß der Determinismus Fatalismus im Gefolge haben muß, führt er die glückliche Inkonsequenz der Deter-

miniſten ins Feld, die ſich doch auch redlich abplagen. Im letzten Abſchnitt „Höchſte Leiſtungen der Seele“ beſpricht Ebbinghaus „Religion, Kunſt und Sittlichkeit“ als die Mittel, welche ſich die Seele gegen die großen Übel der Vorausſicht ſelber ſchafft. Da nur ein falſcher Pſychologismus Religion und Sittlichkeit als bloße Produkte der ſchöpferiſchen Tätigkeit der Seele, ſagen wir rund heraus, der ſchöpferiſchen Phantaſie hinſtellen kann und Ebbinghaus für ſeine Konſtruktionen nicht den Schein eines Beweiſes erbringt, ſo iſt es zwecklos, dieſelben auch nur zu ſkizzieren. In nüchternem Deutſch geſagt heißen Ebbinghaus' Ausführungen: Es gibt keinen Gott. Gott iſt eine Schöpfung des Menſchen, wie die Geiſter und die Geſpenſter und die Seelenweſen; naive Phantaſie hat ſie erfunden, Furcht und Not gaben ihnen Daſein und Leben. Die Sittlichkeit iſt nicht ein Gebot eines überweltlichen Gottes, ſondern ihre Satzungen ſind wandelbare Menſchenſatzungen. Das iſt der Troſt, in den der „Abriß der Pſychologie“ ausklingt.

Ein Menſch ohne Verſtand, ohne freien Willen, ohne Seele, preisgegeben feindlichen ihn umgebenden Mächten, und zu ſeinem Schutze angewieſen auf Illuſionen der eigenen Phantaſie: das bedeutet Fehlbeträge in der Pſychologie, die durch keine noch ſo intereſſante Kleinforſchungen ausgeglichen werden können.

Dieſe Fehlbeträge waren nicht immer da. Sie kamen erſt, als man begann, mit der Geiſtesarbeit von Jahrhunderten zu brechen; ſie fallen wieder, ſobald man ſich wieder um die Leiſtungen einer großen Vergangenheit intereſſiert. Das wird uns Geyſers Werk zeigen.

II. Geyſer bezeichnet als Ziel ſeines Lehrbuches[1] „eine ſyſtematiſch geordnete Geſamtdarſtellung des menſchlichen Seelenlebens durch das Mittel organiſcher Verſchmelzung aller geſicherten pſychologiſchen Tatſachen mit den in der ariſtoteliſchen Philoſophie lebendigen Grundſätzen und Begriffen, ſoweit ſie in ſich begründet und für die Erklärung der Vorgänge ſich fruchtbar erweiſen“ (Vorwort). Wenngleich Geyſer in Ariſtoteles den Begründer der wiſſenſchaftlichen Seelenlehre erblickt, übt er doch ausgiebige Kritik an den Aufſtellungen der ariſtoteliſch-ſcholaſtiſchen Pſychologie, und was er von ihnen nach eingehender Prüfung haltbar und fruchtbar findet, nimmt er nur herüber auf Grund ſelbſt durchgedachter, nicht bloß überkommener Beweismomente.

Geyſer teilt ſein Werk in zwei Bücher: 1. „Allgemeine Unterſuchungen über das Bewußtſein und die Seele des Menſchen“; 2. „Die einzelnen Klaſſen der Bewußtſeinsvorgänge“.

Wir werden verſuchen, aus dem reichen Inhalt gerade jene Lehrſtücke zu ſkizzieren, in welchen die Fragen über Natur und Weſen der Seele, über ihr Verhältnis zum Leib, über Denken und Wollen zur Darſtellung kommen. Dieſe Skizze wird uns weſentlich erleichtert durch einen Anhang: „Gedrängte Darſtellung des Wichtigſten“ (S. 712—736), der füglich als ein Gegenſtück zu

[1] Lehrbuch der allgemeinen Pſychologie. Von Dr Joſ. Geyſer. Zweite, gänzlich umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage. Münſter 1912, Schöningh. Über die erſte Auflage vgl. dieſe Zeitſchrift LXXV 316.

Ebbinghaus' „Abriß der Psychologie" betrachtet werden kann, wie das Lehrbuch selber als ein Gegenstück zu den zwei Bänden der Ebbinghausschen „Grundzüge" gelten darf.

In den drei ersten Kapiteln des ersten Buches hat Geyser die Aufgabe der Psychologie gekennzeichnet, den Begriff Bewußtsein in seinen verschiedenen Bedeutungen erörtert, die obersten Klassen der Bewußtseinsvorgänge ermittelt und die wichtigeren derselben geschildert, endlich in trefflicher Weise die körperlichen Grundlagen des Bewußtseinslebens dargestellt. Damit ist die nötige Voraussetzung für eine solide Behandlung der Fragen nach der Seele und ihrem Verhältnis zum menschlichen Körper gewonnen. Kapitel 4 ist vom Verfasser betitelt: „Das Ich und die Seele". Die Bewußtseinsvorgänge hängen nicht nur unter sich zusammen, sondern wir beziehen sie alle auf ein und dasselbe „Ich": „ich höre, ich fühle, ich denke" usw., und in der Erinnerung identifizieren wir das „Ich" der Gegenwart mit dem der Vergangenheit. Die Behauptung der Assoziationspsychologie: Wenn wir von einem „Ich" sprechen, so wollen wir nur sagen, die Bewußtseinsvorgänge seien durch Assoziationen untereinander verknüpft, ist jedenfalls unrichtig; das erlebende Subjekt, das durch das „Ich" gekennzeichnet ist, muß etwas anderes sein als die Verbindung der psychischen Tatsachen.

Auch die Bewußtheit der seelischen Vorgänge erklärt das „Ich" nicht; denn sie wird ebenso wie die Vorgänge selbst dem „Ich" gegenübergestellt; zudem besitzt sie nicht jene Dauer, die eine Erinnerung an die früheren Erlebnisse ermöglichen würde. Ebensowenig genügt die von Kant behauptete bloß logische Einheit, welche die Vorstellungen zu Urteilen und Urteilszusammenhängen verbindet. Eine Analyse des Denkens zeigt uns vielmehr, daß Ein reales Etwas da sein muß, das die Vorstellungen besitzt, sie zu Begriffen verarbeitet, diese zu Urteilen und Schlüssen verknüpft und zugleich um diese Vorgänge weiß. Eine Tätigkeit ohne Tätiges ist ein Unding. Damit ist zugleich die Aktualitätshypothese erledigt, die in dem „Ich" oder der Seele nur die Summe der Bewußtseinsinhalte sehen will. Wir müssen also, um das „Ich" zu erklären, ein reales Etwas anerkennen, das zugleich Träger und Urheber der Bewußtseinsvorgänge ist, und dieses nennen wir Seele. Folglich muß die Seele wirklich als reale Substanz aufgefaßt werden.

So benutzt Geyser in echt aristotelischem Geiste die kritische Besprechung der bedeutendsten modernen psychologischen Theorien über das „Ich", um unter Anerkennung der in ihnen geborgenen Wahrheitsmomente und Ausscheidung des Untauglichen zu einer wissenschaftlich unanfechtbaren Definition der Seele vorzuschreiten. Sie lautet: „Die Seele ist das in jedem Menschen dauernd vorhandene reale Wesen, das den Vorgängen des Bewußtseins als substanzialer Träger, immanente Ursache und wissendes Subjekt zugrunde liegt."

Kapitel 5 schreitet nunmehr zur wissenschaftlichen Erörterung des Verhältnisses von Leib und Seele. Wiederum bahnt eine kritische Prüfung verschiedener Theorien den Weg. Die Theorien des Materialismus, denen auch der psychophysiologische Energetismus Ostwalds zuzurechnen ist, erweisen sich als unhaltbar, kein psychischer Vorgang ist aus einer Bewegung von Massenteilchen oder aus deren Funktion ableitbar.

Die Art und Weise, in welcher Geyser den Materialismus widerlegt, ist wohl nicht in allen Punkten eine glückliche. Die Behauptung, daß wir nur durch Schlußverfahren, nicht durch unmittelbare Erfahrung das Dasein einer Außenwelt erkennen, scheint dem Referenten unhaltbar, obwohl sie an den verschiedensten Stellen des Geyserschen Werkes wiederkehrt. Kein Schlußverfahren kann die Existenz der Außenwelt ermitteln, wenn diese nicht bereits in der Erfahrungsprämisse formell enthalten ist. Findet sich dieses Zeugnis von Außendingen nicht in der seelischen Erfahrung von der sog. äußeren Sinneswahrnehmung selber, so liegt kein Moment mehr vor, das zur Annahme einer äußeren Ursache im Gegensatz zu einer rein inneren berechtigen könnte. Auch der Satz: „Die Seelenvorgänge widersprechen der Materie", ist nicht schlechthin gültig; er bewahrheitet sich voll und ganz nur in den Denkprozessen und im geistigen Streben; in Bezug auf das ganze Empfindungs-, Vorstellungs- und Gefühlsleben, an welchem der Organismus nach einer sehr wohlbegründeten Auffassung innerlich beteiligt ist, muß der Satz lauten: „Die Seelenvorgänge sind aus der Materie und ihren Bewegungen nicht ableitbar." Doch behalten die Folgerungen, welche Geyser aus der Kritik des Materialismus zieht, ihre Wahrheit: Die reale Seelensubstanz im Menschen ist also kein körperliches, ausgedehntes Wesen und nicht in Teile zerlegbar.

Die Seele besteht also neben dem Körper als ein von ihm unterschiedenes, eigenartiges, einfaches Prinzip im Menschen. Wie aber ist ihre Verbindung zu dem einen Menschen zu erklären? Dazu reicht die Wechselwirkungstheorie keineswegs aus. Zwar lehrt sie ganz richtig, daß im Menschen der Körper auf die Seele, die Seele auf den Körper einwirkt; aber da diese Wechselwirkung unmittelbar immer nur zwischen einem bestimmten Menschenleib und der mit ihm verbundenen Seele stattfindet, so setzt sie naturgemäß ein anderes und tieferes Realverhältnis voraus. Der schroffe Dualismus von Descartes kann also das Problem der Einheit von Leib und Seele nicht erklären. Aber noch weniger vermag dies die Theorie vom psychophysischen Parallelismus. Diese leugnet zunächst entgegen aller Erfahrung jede Wechselwirkung zwischen seelischen und körperlichen Vorgängen, behauptet dann, diese gingen in zwei in sich absolut gegeneinander abgeschlossenen Reihen parallel, und mutet uns damit zu, zu glauben, Technik, Industrie und Kunst seien nicht Geistesprodukte, sondern das bloße Resultat körperlicher Faktoren, und umgekehrt empfange das Seelenleben nichts von den Werken der Natur und Kultur, sondern wandle unbekümmert und völlig unabhängig von jenen seine eigenen Pfade. So wird das Zusammensein von Seele und Leib zur Sinnlosigkeit degradiert. Damit ist die Parallelismustheorie gerichtet. Die mit dieser Theorie verbundene Identitätshypothese, welche annimmt, nervöse und seelische Prozesse, Leib und Seele seien nur zwei verschiedene Erscheinungsweisen eines und desselben Realen, ist unbewiesen und in sich unhaltbar.

Seele und Leib sind also nicht identisch, wohl aber in ihrem Sein zu einer inneren Einheit verbunden. Mehr könnten wir nicht wissen, meint Geyser, solange uns nicht eine intellektuelle Intuition unserer Seele beschieden sei. Doch anerkennt er, daß in der aristotelischen Metaphysik mit ihren Begriffspaaren Potenz und Akt, Materie und Form vortreffliche Hilfsmittel zum Entwurf einer Theorie des Verhältnisses von Leib und Seele liege. Als auch noch heute brauch-

bare Elemente der aristotelisch-scholastischen Lehre betrachtet Geyser erstens die Auffassung, daß die organisierte Materie in der Seele ihr Ziel und ihre Vollendung finde, da sie nur in Verbindung mit der Seele aktuelles Leben habe und durch die Beseelung zum Werkzeuge des Geistes werde; zweitens die Auffassung, daß das Verhältnis von Seele und Leib ein innerliches und unmittelbares sei, ein Verhältnis wie das der Wesensform zu der von ihr informierten Materie. Die Durchdringung der beiden Realitäten zu einem einzigen substantiellen Ganzen sei wohl unvorstellbar, aber nicht undenkbar.

Ist einmal die substantielle Seele und ihre Vereinigung mit dem Körper zu einem Wesen anerkannt, so bietet die Annahme von Seelenvermögen (Kap. 6) im Sinne von angebornen, bleibenden Anlagen, welche die Seele befähigen, spezifisch verschiedene Funktionen auszuüben, keine Schwierigkeit mehr. Sie erweist sich vielmehr als notwendig, um zu erklären, wie ein und dieselbe Seele sich gesetzmäßig und doch in so verschiedener Weise betätigt. Die Frage nach den Seelenvermögen ist keineswegs rein spekulativer Art; denn sie treibt zur Untersuchung, welche Klassen der Bewußtseinsvorgänge eine ursprüngliche Verschiedenheit besitzen.

Den Reichtum des Geyserschen Werkes in den Kapiteln über die Aufmerksamkeit und verwandte allgemeine Tatsachen des Bewußtseins, über Sinnesempfindungen und Wahrnehmungen, Vorstellungen und Vorstellungsbewegungen sowie die Psychologie der Gefühlserlebnisse läßt sich im Rahmen unseres Referates nicht skizzieren. Jedenfalls bezeugt jeder Paragraph, daß der Verfasser der experimentellen Forschung in größtem Maße Rechnung getragen und sie kritisch selbständig verwertet hat. Ist seine Darstellung auch nicht so ansprechend und formvollendet wie bei Ebbinghaus, so entschädigt die Gediegenheit des Inhalts, der eine wirkliche Weiterführung der psychologischen Arbeit bedeutet.

Eingehend wird von Geyser das „Denken" behandelt; es umfaßt nach ihm jene Funktionen, deren direkter Zweck in der Erzeugung wahrer und allgemeingültiger Erkenntnisse besteht; Hauptformen sind Begriff, Urteil und Schluß. Den Begriffen wie dem Urteil ist je ein ausgedehntes Kapitel gewidmet; in beiden schließen sich Frageformulierungen und Lösungen ganz an die modernen Problemstellungen an. Ein Schlußparagraph zeigt, daß der Verfasser mit der aristotelisch-scholastischen Lehre übereinstimmt in der Überzeugung, daß der Verstand ein spezifisch eigenes Erkenntnisvermögen darstellt und eine geistige Natur besitzt, dagegen aber die scholastische Auffassung der Begriffe „als von den Vorstellungen isolierter Einzelbilder" als „unphilosophisch" abweist.

Dieses Urteil erscheint dem Referenten zu scharf und nicht genügend begründet. Der Ausdruck „isolierte Einzelbilder" läßt vermuten, daß bloße Mißverständnisse vorliegen, die sich heben ließen. Die Darstellungsweise ist in diesen Partien über das Denken oft recht abstrakt und schwierig, gerade weil der Verfasser vom Problem der „beziehenden Akte" ausgeht.

Dem Wollen hat Geyser unter den „Akten unseres Stellungnehmens" einen hervorragenden Platz eingeräumt. Mit diesem letzteren Ausdruck umschließt der Verfasser alle Betätigungen, die in der aristotelisch-scholastischen Psychologie als

Akte des Begehrens (appetitus) aufgefaßt werden. Wollen nimmt indessen Geyser enger als die Scholastik; es ist ihm ein Tunwollen, die Billigung einer Handlung und der Vorsatz zu ihrer Ausführung, durch welchen dann die zur Handlung erforderlichen Kräfte und Tätigkeiten bereitgestellt werden. Geyser anerkennt im Wollen einen geistigen Vorgang; die Seele muß zum Wollen durch ein Motiv bewegt werden, d. h. eine rationale Beurteilung, ob die Handlung uns fördert oder schädigt; aber die Seele kann wollen, auch wenn das Motiv keineswegs zum Wollen nötigt. Das bezeugt uns das Selbstbewußtsein. Der Wille ist also in vielen Fällen frei, dies oder jenes zu wählen. „Notwendig gewollt wird von uns nur das als absolut, frei das als wertvoll Erkannte." Freie Wahl ist nicht ursachlose Wahl, wie so oft von den Gegnern behauptet wird. Wo das Motiv den Willen nicht nötigt, da gibt die Seele selbst den Ausschlag. Wie Geyser richtig bemerkt, fällt die Willensfreiheit, sobald man die substantielle Seele leugnet.

Eine Schlußbetrachtung über Erschaffung, Unsterblichkeit und Einheit der Seele krönt das verdienstvolle Werk. Es schließt mit den schönen Worten: „Geistigkeit, Freiheit, Unsterblichkeit — diese drei Eigenschaften sind also der Ruhmestitel der Seele des Menschen."

So hat der Anschluß an die Psychologie der philosophia perennis den Verfasser in keiner Weise gehindert, selbständig auch das neueste Forschungsmaterial zu verarbeiten. Wohl aber führte selbst die beschränkte Anerkennung aristotelischer Prinzipien zur befriedigenden und brauchbaren Erklärung des Denkens und Wollens, zur Gewinnung einer soliden Grundlage für die psychologische Forschung und zum würdigen Abschluß derselben in den tieferen Fragen über die Natur der Seele.

Referent ist überzeugt, daß ein noch engerer Anschluß an die aristotelisch-scholastische Psychologie auch auf Grund des neuen Tatsachenmaterials vollständig gerechtfertigt wäre und nur befruchtend auf die weitere psychologische Forschungsarbeit einwirken könnte.

III. Meumann[1] hat aus der Seelenlehre eine enger umschriebene Aufgabe sich ausgewählt: das Wesen von Intelligenz und Wille, ihr wechselseitiges Verhältnis, ihre Bedeutung für die menschliche Persönlichkeit und das Leben des Einzelnen wie der Gesamtheit zu ermitteln, sowie die Frage zwischen Voluntarismus und Intellektualismus zu entscheiden.

Das Werk teilt sich in zwei Abschnitte: „Die Intelligenz" und „Der Wille und sein Verhältnis zur Intelligenz". Das Vorangehen des Verfassers ist ein schrittweise entwickelndes, so daß selbst die wesentlichsten Züge von Intelligenz und Wille sich erst allmählich abheben. Im ganzen stellt sich Meumann auf den Boden der durch die Selbst- und Fremdbeobachtung gegebenen seelischen Tatsachen, ohne daß bestimmte, dem psychologischen Tatsachenmaterial fremde Anschauungen

[1] Intelligenz und Wille. Von Dr E. Meumann. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. gr. 8° (VIII u. 362) Leipzig 1913, Quelle & Meyer. *M* 4.60; geb. *M* 5.20

den Gang der Darstellung stören. Die experimentelle Psychologie ist benützt, doch zeigt sich nirgends eine Überschätzung, und Meumann gewährt der spekulativen Zergliederung, der Erwägung verschiedener Möglichkeiten und der Schlußfolgerung einen weiten Raum. Soviel über die Methode.

Nach einer Einleitung, in welcher die oben angeführten Teilaufgaben des Werkes kurz skizziert werden, sucht der Verfasser zunächst einen vorläufigen Begriff der Intelligenz und des Willens zu gewinnen, und zwar nach der psychologischen wie der praktischen Seite. Intelligenz ist ihm nicht jedes Denken, sondern nur hervorragende Denkfähigkeit, verbunden mit großen eigenartigen und produktiven Leistungen, Wille nicht jedes Wollen, das dem Menschen eignet, sondern nur große Willensfähigkeit und große Willensleistungen. In einem zweiten Kapitel behandelt Meumann die „formalen Voraussetzungen und Bedingungen der Intelligenz": Aufmerksamkeit und Übung, wobei natürlich auch die Ermüdung als schädigender Faktor zur Sprache kommt. Ein drittes Kapitel bespricht die „materialen Voraussetzungen und Vorbedingungen der Intelligenz"; Meumann rechnet dazu die Beobachtung, Gedächtnis und Phantasie. Scharfe Beobachtungsgabe, glückliches, treues Gedächtnis, namentlich aber eine lebhafte und doch gezügelte Phantasie, verbunden mit Übung und Gewöhnung, vermögen wohl niedere Ersatzformen der Intelligenz, nicht aber diese selbst zu schaffen. Meumann nennt sie daher mit Recht bloße materiale Voraussetzungen der Intelligenz. Das zweite und dritte Kapitel sind denn auch die schönsten und gehaltvollsten Stücke des ganzen Werkes. Reiches und gediegenes Material ist hier von Meumann in leichtverständlicher, freier Weise verarbeitet. Das vierte Kapitel „Denken und Intelligenz" befriedigt nicht. Wir gewinnen keinen klaren Einblick in das Wesen des Denkens. Weder was ein Begriff ist, noch in welcher Beziehung er zu den Vorstellungen steht, noch wie er gebildet wird, ist genügend erörtert; ebenso wird das Urteil in keiner Weise befriedigend erklärt. Was S. 142 f zusammenfassend über den Unterschied von Denken und Phantasie gesagt wird, enthält positive Unrichtigkeiten. Ansätze einer richtigen Lösung finden sich da und dort, werden aber nicht herausgearbeitet und sind von Meumann offenbar in ihrer Tragweite nicht erkannt worden.

Hier hätte eine Benützung dessen, was die aristotelisch-scholastische Philosophie an gesicherten Erkenntnissen über das Verstandesleben, namentlich das Objekt des geistigen Erkennens, seine Beziehung zu den Vorstellungen, die abstraktive Tätigkeit, durch die es aus ihnen herausgehoben wird, viel mehr Klarheit geschaffen. Auch ein Blick in die Logik, wo Begriffe, Urteile und Schlüsse gründlich behandelt werden, hätte Meumann willkommene Ergänzungen geboten. Zwar haben, was das Denken anbetrifft, in neuester Zeit auch experimentelle Forschungen eingesetzt. Aber zum Teil gehen die Aufstellungen Achs, Messers und Bühlers über die Schlüsse hinaus, zu denen das Tatsachenmaterial berechtigt; sodann ist eine Einigung in den Resultaten nicht erzielt, und überdies sind es nur Bruchstücke der Denkpsychologie, die überhaupt in Angriff genommen wurden. Auf die Schwächen, die solchen Untersuchungen bis jetzt anhaften, weisen nicht nur Geyser [1],

[1] Einführung in die Psychologie der Denkvorgänge, Paderborn 1909, 45 ff.

sondern auch Ebbinghaus und Meumann selber hin. Eine bloß phänomenologische Betrachtung der Begriffe wird ihr Wesen und ihre Verschiedenheit von schematischen Allgemeinvorstellungen nie genügend aufdecken. Erst die Prüfung ihres logischen Gehaltes durch Analyse der Funktionen, die sie ausüben in allgemeingültigen Urteilen und im Schlußverfahren, dürfte hier Wandlung schaffen. Ähnliches gilt von der Urteilsverknüpfung und von den Schlußfolgerungen im Gegensatz zur bloßen Assoziation der Vorstellungen.

Glücklicherweise durfte Meumann voraussetzen, seine Leser wüßten auch ohne lange Erörterungen, was Denken sei, und so lauten seine nachfolgenden Ausführungen über die Typen der Begabung, Talent und Genie nicht übel. Sie bieten Gedanken von bleibendem Wert, wären aber wissenschaftlich viel gehaltvoller geworden, wenn sie sich auf eine gründliche Psychologie der Begriffe, Urteile und Schlüsse hätte stützen können, wie die aristotelisch-scholastische Lehre sie bietet. Unwillkürlich wird man an eine wichtige Mahnung erinnert, die Meumann gelegentlich der „Selbständigkeit der Beobachtung" ausspricht, welche aber ihre Anwendung bei jeder Forschung findet: „Auch bei dem Erwerben unserer Kenntnisse durch Anschauung und Beobachtung kommt ein großes, von der übrigen Menschheit erworbenes Wissensgut in Betracht, das wir nicht ungestraft vernachlässigen dürfen, und wer sich hartnäckig darauf versteifen wollte, alles selbst zu finden, was andere vor ihm schon an Kenntnissen erworben haben, der wird schließlich durch die mühseligste und angestrengteste Beobachtung manchmal nur so weit kommen, wie andere vor ihm gekommen waren, und vielleicht nicht einmal so weit."

Der zweite Abschnitt des Meumannschen Werkes behandelt in drei Kapiteln: den Willen, „rein psychologisch" betrachtet; Wünschen und Handeln; die individuellen Willens- und Charakterformen; das Verhältnis von Intelligenz und Wille. Auch in diesem Teil findet sich viel Schönes, z. B. über Einreihung der Einzelhandlung in ein System von Zielen und Zwecken, progressive und regressive Weiterbildung der Willenshandlung, allgemeine Entschließung und Einzelhandlung, psychologische Unmöglichkeit des Voluntarismus usw. Aber der Mangel eines brauchbaren, klar umschriebenen Begriffes vom Wollen macht sich überall fühlbar. Meumann verfällt zwar nicht in den Fehler mancher neueren Psychologen, nur die äußere Willenshandlung zu betrachten und den inneren Willensakt außer acht zu lassen. Doch stellt er (S. 334) die ganz unhaltbare Behauptung auf, die innere Willenshandlung sei nicht ein Widerhall der äußeren; sodann macht er den Versuch, die Willenshandlung durch bloße Assoziation zu erklären, ein Versuch, der schon an seiner eigenen Oberflächlichkeit scheitern muß. Die schließliche Begriffsbestimmung als der „inneren Zustimmung zu einer Zielvorstellung" verkennt das wesentliche und wirksame Moment des Willens. Später hören wir vom Verfasser, daß der Wille gar kein primäres psychologisches Phänomen, sondern eine sekundäre Erscheinung sei, die aus „intellektuellen" Phänomenen — zu denen er auch Empfindungen und selbst Gefühle rechnet — zusammengesetzt sei. Meumann verwechselt offenkundig Vorbedingungen des Willensaktes mit konstitutiven Wesenselementen.

Vor diesen Irrgängen hätte eine prüfende Kenntnisnahme der aristotelisch-scholastischen Lehre bewahrt. Nach dieser Lehre, die ihre Aufstellungen Satz für Satz wohl begründet, ist der Wille ein Begehren und Streben, das auf Güter, oder wie man heute sagen würde, auf „Werte" ausgeht; er baut sich auf geistige Erkenntnis, also auf Begriffe und Urteile auf; bloße Zielvorstellungen genügen nicht, um ein Wollen hervorzurufen.

Wir können die Besprechung von „Intelligenz und Wille" nicht schließen, ohne der ganz unverantwortlichen Weise Erwähnung zu tun, in welcher sich gegen Schluß seines Buches Meumann über die christliche Weltanschauung äußert. Er schreibt: „Es ist der Standpunkt der keiner eigenen Überzeugung fähigen Masse, daß sie sich in den Fragen ihrer Weltanschauung mehr von den Wünschen und Begehrungen leiten läßt als vom logischen Gewissen und von sachlichen Gründen. Die Weltanschauung der Menschen trägt um so mehr den Charakter eines Ausdrucks der Wünsche und vor allen Dingen des Wunsches nach bloßer Befriedigung und Beruhigung des Gemütslebens in der Sorge um das Schicksal des Menschen nach dem Tode und das Vorhandensein einer ausgleichenden und vergeltenden Gerechtigkeit u. dgl. m., je weniger der Intellekt der Menschen entwickelt ist, und der Charakter dieser von den praktischen Wünschen bestimmten Weltanschauung verliert sich um so mehr, je höher wir in der intellektuellen Entwicklung des Menschen aufwärts steigen."

Die Art des Vorgehens richtet sich selber. Zur Sache selbst nur die folgenden Bemerkungen: Wer leugnet, daß das allen Menschen gemeinsame, unausrottbare Verlangen nach vollendetem Glück eine Erfüllung finden könne, erklärt das Leben des Menschen für ein Unding, und seine Weltanschauung wird zur großen Lebenslüge. Das Glücksbedürfnis besteht und fordert gebieterisch eine Erklärung; eine solche gibt es nur, wenn wirklich ein ewiges Glück nach dem Tode unser harrt. Hier liegt die unumstößliche logische Beweiskraft der sog. moralischen Beweise für das Dasein eines Jenseits.

IV. Baumgartners kleine pädagogische Seelenlehre[1] stellt sich die Aufgabe, Lehramtskandidaten und Erzieher in die Kenntnis der psychologischen Wahrheiten einzuführen und dadurch eine solide Grundlage für Unterricht und Erziehung zu gewinnen. Daß dieses Ziel erreicht wird, zeigt ein Blick auf die Fülle des enthaltenen Stoffes und auf die Darstellungsweise.

Nachdem eine kurze Einleitung Begriff, Aufgaben und Einteilung sowie Quellen und Bedeutung der Psychologie in klarer und leicht verständlicher Weise dargelegt, behandelt ein erster Abschnitt das Leben der Seele im allgemeinen, ein zweiter die Modifikationen des Seelenlebens, ein dritter das Wesen der Seele und ihr Verhältnis zum Leibe. Es läßt sich unschwer erkennen, daß der Herausgeber ein überzeugter Anhänger der aristotelisch-scholastischen Philosophie ist und

[1] Psychologie oder Seelenlehre, mit besonderer Berücksichtigung der Schulpraxis für Lehrer und Erzieher. Von Heinrich Baumgartner. Fünfte, vielfach umgearbeitete Auflage von Karl Müller. 8° (XII u. 156) Freiburg 1913, Herder. *M* 1.80; geb. *M* 2.30

diese in geschickter Weise verwendet, um Einheit, solide Gruppierung und tiefere Begründung zu erzielen[1]. Er scheidet genau sinnliches und geistiges Erkennen, sinnliches und geistiges Begehren.

Bei der Empfindung behandelt der Herausgeber den Bau und die Funktion der Sinnesorgane.

Ob es aber nicht angezeigt wäre, die Psychologie von allen anatomischen und physiologischen Fragen zu entlasten und sich rein auf die psychologische Seite der Sinneswahrnehmung zu beschränken? Was an naturwissenschaftlichen Kenntnissen zum Verständnis absolut notwendig ist, wird meist in der Physik und andern Fächern geboten, so daß auf die einschlägigen Partien in den betreffenden, dem Lehramtskandidaten bekannten Schulbüchern verwiesen werden kann. Ähnliches gilt von Zentralnervensystem und Gehirn. Das Unentbehrliche läßt sich in einigen wenigen Sätzen mündlich an der Hand von Bildern darlegen. Die tieferen Probleme über die Funktion der einzelnen Hirnteile können unmöglich behandelt werden und kommen wegen ihrer Schwierigkeit selbst in großen Lehrbüchern der Psychologie, die des weiten und breiten über den Bau des Gehirnes reden, nicht zur Darstellung. Bis jetzt erwartet die Hirnlehre eher von der Psychologie Aufklärung, als daß sie ihr Erklärungen bietet. Sie stellt uns viele Probleme, bietet wenig Lösungen.

Sowohl bei der Lehre von den Empfindungen wie bei der Behandlung der Anschauung, der Aufmerksamkeit, des Gedächtnisses und der Phantasie hat der Herausgeber Ergebnisse der experimentellen Psychologie verwendet. Daß er im übrigen sehr zurückhaltend war in Belastung seines Faches mit neuem Material, ist nicht nur begreiflich, sondern im Interesse der Schule zu begrüßen. Das Maß nachgeprüfter und gesicherter Ergebnisse aus der streng experimentellen und der im weiteren Sinne empirischen Seelenforschung steht nicht im Verhältnis zur Flut der sich häufenden Einzelarbeiten. Selbst von den gesicherten Ergebnissen ist das meiste nur von rein fachwissenschaftlichem Interesse und für die erzieherische Tätigkeit bedeutungslos. Es kann also nicht verlangt werden, daß die pädagogische Psychologie alle Ergebnisse der empirischen Forschung buche, und der zukünftige Lehrer darf nicht so sehr von psychologischen Experimenten den wahren Fortschritt in der Erziehungskunst erwarten als von geistiger Durchdringung eines reichen, schon längst gesicherten und unumstößlichen Materials der Alltagserfahrung.

Sehr wichtig ist es, daß die pädagogische Psychologie dem geistigen Erkennen und dem geistigen Begehren als dem wichtigsten Erziehungsmaterial und den höchsten natürlichen Erziehungsfaktoren die gebührende Stelle einräumt. Das ist in vorliegender Schrift geschehen. Begriffsbildung, Urteils- und Schlußbildung sind schön und gründlich behandelt. Wissen und Glauben, Ideen und Ideale, Selbstbewußtsein sind Paragraphen, die in ihren klaren, geschlossenen Gedankengängen ganz anders trostreich lauten als die verschwommenen, sinn- und herzlosen Ausführungen von Ebbinghaus über Religion, Kunst und Sittlichkeit.

---

[1] Die Bedeutung des Aristoteles und seiner philosophischen Lehren für die wissenschaftliche Begründung der Erziehungslehre zeigt in meisterhafter Weise O. Willmann, Aristoteles als Pädagog und Didaktiker, Berlin 1909.

Sinnliches und geistiges Streben sind in dem Hauptstück „Strebevermögen" gemeinsam behandelt, ohne jedoch in ihrer Art verwischt zu werden. Beide werden den Gefühlen bzw. Affekten nach genau geschieden. Die Gefühle werden mit Recht zum Strebevermögen gezogen und nicht als Sondererscheinung betrachtet. Erfreulicherweise kommt neben andern Einteilungen auch die scholastische Unterscheidung der konkupisziblen und iraszíblen Gefühle und deren Untergruppierung zu ihrem Recht. Die menschliche Freiheit wird genau definiert, gründlich bewiesen und gegen die Angriffe des Determinismus siegreich verteidigt.

Der Scheidung so verschiedener seelischer Tätigkeiten und ihrer gesonderten Behandlung wird heute oft der Vorwurf gemacht, sie werde dem wirklichen Seelenleben nicht gerecht. Dieses sei viel zu reichhaltig und zu komplex, als daß Zergliederung in Einzelvorgänge ein wahres Verständnis desselben gewähre. Es ist richtig, daß das Seelenleben nicht genügend erfaßt wäre, wollte man es hinstellen als die Summe von Einzelvorgängen, ohne deren innere Verknüpfung und Wechselbeziehung zu betrachten. Diesem Einwurf kamen Verfasser und Herausgeber schon zuvor durch einen Rückblick, welcher den Aufbau des seelischen Organismus in seinem Zusammenhange zeigt. Dieser Rückblick beschließt den ersten Abschnitt.

Auch auf Wechselbeziehungen, auf die weniger geachtet wird und die doch für das Seelenleben von größter Bedeutung sind, hat Baumgartner bei Behandlung von Interesse, Aufmerksamkeit, Gefühlen usw. hingewiesen. Auf anderes mag der Lehrer der Psychologie bei Wiederholungen hindeuten, um diese lebendiger und fruchtreicher zu gestalten. Namentlich wird er zeigen, wie unser gesamtes sinnliches Erkennen, die sinnliche Anschauung und genaue Beobachtung, die Leistungen des Gedächtnisses und der Phantasie unter dem leitenden, orientierenden, ergänzenden, erhebenden und adelnden Einfluß des Verstandes und Willens stehen und auch so das Emporragen des Menschen über das Tier selbst in seinen sinnlichen Fähigkeiten beweisen.

Der Tatsache, daß das Seelenleben bei verschiedenen Individuen sich verschieden gestaltet, kann beim zweiten Abschnitt leicht Rechnung getragen werden. Er handelt von den durch das Naturell, die Temperamente, das Geschlecht, die Rassen- und Stammesunterschiede sowie die Lebensalter bedingten Eigentümlichkeiten und findet seinen Abschluß in einem Anhang über die abnormen Erscheinungen. Hier findet der Vortragende die reichste Gelegenheit, die individuelle Ausgestaltung des Seelenlebens, den Einfluß der ersten Umgebung des Kindes und seiner frühesten Erfahrungen hervorzuheben, zu zeigen, wie verschiedenartig gleiche Eindrücke auf verschiedene Kinder wirken, zu warnen vor allzu summarischen Urteilen, vor dem Versuche, alles über einen Leisten zu schlagen.

Der dritte Abschnitt über das Wesen der Seele und ihr Verhältnis zum Leibe bildet die Krone des ganzen Werkes. Diese Fragen sind mit Grund an den Schluß gestellt; denn erst auf dem Boden des Tatsachenmaterials lassen sie sich gründlich lösen. Substantialität, Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele werden bewiesen. Die Seele erscheint als die Wesensform des Menschen, welche

erst den Menschen zum Menschen macht, das eine, belebende, Empfinden und Begehren spendende, denkende und wollende Prinzip im Menschen.

Wer die Fülle des Gebotenen überblickt, wird sich sagen müssen, daß das kleine Werk manche moderne Schrift über Psychologie durch Reichtum, Gediegenheit und Brauchbarkeit des Stoffes übertrifft [1].

Die Darstellung ist im ganzen leicht und durchsichtig. Mit Recht hat der Verfasser alle technischen Schulausdrücke möglichst gemieden. Unsere deutsche Sprache reicht, wie man hier sieht, selbst in schwierigeren Fragen völlig aus, um die psychologischen Wahrheiten auch für philosophisch nicht geschulte Leser verständlich zu machen. Die Darstellung ist lebenswarm besonders durch den steten Hinweis, wie die psychologischen Lehren in Unterricht und Erziehung praktisch Anwendung finden. Alles in allem eine Einführung in die Seelenlehre, die nicht nur dem Pädagogen, sondern selbst dem Fachpsychologen manchen nützlichen Wink gibt.

V. Rogmann [2] behandelt ein sehr wichtiges Kapitel aus dem Gebiet der Leidenschaften. Er will an der Furcht zeigen, woher den Leidenschaften der gewaltige Einfluß auf das sittliche Leben komme, wie weit derselbe dem Vernunfturteil und der Macht des Willens unterliege und somit gebrochen werden könne.

In fünf Kapiteln behandelt er daher das Wesen der Furcht, Zweck und Ausdehnung der Furcht, die Beziehungen zwischen Furcht und Verstand, Furcht und Wille, Furcht und Charakter. Die Einteilung, Darstellungsweise und die häufigen Hinweise auf den hl. Thomas lassen sogleich den geschulten Vertreter der scholastischen Philosophie erkennen. Was aber dem Buche sein eigentümliches Gepräge und seinen besondern Wert verleiht, ist die weitgehende Bezugnahme auf die Anschauungen der Psychiatrie. Sie tritt vor allem zu Tage im zweiten Kapitel, wo die Zwangsvorstellungen, Phobien, durch Furcht geschaffene oder ausgelöste Geisteskrankheiten zur Sprache kommen, im dritten Kapitel, wo die Frage behandelt wird, ob die Furcht die Verstandestätigkeit verwirre, im vierten Kapitel, wo Abulie und Anenergie, Zwangsimpulse, impulsives Irresein und moral insanity besprochen werden. Aber auch sonst zeigt die Fülle von eingestreuten Zitaten große Vertrautheit mit der psychiatrischen Literatur. Nicht nur für die Sittenlehre, sondern vor allem für die Erziehung sind jene Partien von großem Wert, in denen der Verfasser zeigt, wie die Furcht durch Verstand und Willen geregelt und gemäßigt und der Erziehung zu sittlichen Charakteren nutzbar gemacht werden kann.

Für eine Neuauflage bzw. für eine sehr zu begrüßende deutsche Bearbeitung hätte der Referent folgende Wünsche: 1. Ausscheidung aller Fragen, die nur lose mit dem Thema zusammenhängen. Dahin gehören: Verbreitung der geistigen Krankheiten, des Selbstmordes; moral insanity. Letztere Frage ist allerdings sehr wichtig,

[1] Zur weiteren wechselvollen Ausgestaltung im Lehrvortrag bietet überreichen Stoff: Habrich, Pädagogische Psychologie, 3 Bände, Kempten 1911/12. Habrich steht auf aristotelisch-scholastischer Grundlage.

[2] De timore. Tractatio psychologica et moralis quam instituit Dr Ioannes Rogmann S. C. J. 8° (VIII u. 220) Luxemburgi 1913, Schummer.

hat aber mit der Furcht keine besondere nahe Beziehung, kann auch nicht wie im Vorübergehen gelöst werden. 2. Begrifflich klare Umgrenzung der Ausdrücke: Zwangsvorstellungen, Phobien. Der Einfluß der Furcht würde dann klarer hervortreten; er ist nicht in beiden Fällen der gleiche. 3. Eine Revision des Abschnittes Timor potissimum rationem turbat. Nach Überzeugung des Referenten genügen die vom Verfasser vorgebrachten Momente nicht, daß die Furcht vor schweren Verlusten, vor Qualen, ja selbst vor dem Tode an und für sich schon eine Verwirrung der Verstandestätigkeit hervorrufe, die den Ausschluß schwerer Schuld zur Folge hätte. Referent ist der Ansicht, daß die Moralisten auch da nicht fehl gehen, wo sie, wie Noldin, behaupten: Raram esse in metu mentis turbationem. Doch stimmt er dem Wunsche Rogmanns bei, es möchte die Frage, ob und wann die Furcht den Geist verwirre, gesondert behandelt werden. Hier ist die Art, Stärke und Dauer der physiologischen Begleiterscheinungen der Furcht von ausschlaggebender Bedeutung.

Den Psychologen weist die vorliegende Arbeit auf eine reiche Quelle für das Studium der Gefühle und Affekte hin. Es ist der erste Abschnitt des zweiten Teils (prima secundae) der theologischen Summe des hl. Thomas von Aquin. Da findet sich eine gründliche Darstellung der Lehre von den Leidenschaften, die voll ist von feinen psychologischen Bemerkungen. Leidenschaften nennt die Scholastik im Anschluß an Aristoteles die Regungen des sinnlichen Begehrens, weil sie den Körper in Mitleidenschaft ziehen. Sie umfassen all das, was man heute Gefühle, Stimmungen, Affekte, leidenschaftliche Ausbrüche nennt. Indem der hl. Thomas das Objekt ins Auge faßt, auf welches sich das sinnliche Begehren richtet, gewinnt er eine sachlich sehr gediegene und brauchbare Gruppierung in affectus concupiscibiles und irascibiles. Die Zahl der Hauptformen sind elf. Wir finden so fünf Paare von je einem das Gute erstrebenden (prosekutiven) und einem das entsprechende Übel fliehenden (aversativen) Affekt. Eine eigene Sonderstellung nimmt seiner Natur nach der Zorn ein.

Die vom hl. Thomas vertretene Einteilung der Gefühle hat vor unsern zeitgenössischen nichtscholastischen Einteilungen manche Vorzüge. Sie betrachtet nur die sinnlichen Gefühle, bei denen die physiologischen Begleiterscheinungen und somit der Charakter der Leidenschaft unverkennbar ist. Die sog. höheren geistigen Gefühle sind entweder bloße Willensregungen, die nicht mit den sinnlichen Gefühlen verglichen werden können, oder sie haben, gerade weil und insoweit sie das sinnliche Begehren in Mitleidenschaft ziehen, also Gemütserregungen sind, eine „leidenschaftliche" Komponente, welche den entsprechenden Leidenschaften eingeordnet werden kann. Somit gestattet die scholastische Einteilung eine wirklich einheitliche Behandlung der Gefühle, während die nichtscholastischen Einteilungen zwar zahllos sind, aber eine klare und befriedigende Scheidung und Darstellung nicht ermöglichen und gerade deshalb für die erzieherische Praxis unbrauchbar sind.

Die schon im Namen „Leidenschaft" gegebene scharfe Betonung der physiologischen Seite der Gefühle und Affekte weist uns an, die Ergebnisse der zeitgenössischen Forschung über die körperliche Seite der Affekte dankbar aufzunehmen und zu verwerten. Die in der Gruppierung hervortretende und als Einteilungs-

prinzip benutzte seelische Seite gestattet uns auch, das neuere Studium der Gesetze über die wechselseitige Beeinflussung der Gefühle für die tiefere Einsicht in das Gefühlsleben zu benutzen.

Es scheint also die Möglichkeit einer fruchtreichen Synthese zwischen dem Erbgut der aristotelischen Scholastik und den neueren Forschungen über die Gefühle gewährleistet. **Julius Beßmer** S. J.

Pastoral-Medizin. Von Dr C. Capellmann. Siebzehnte, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Herausgegeben von Dr W. Bergmann. gr. 8° (XIV u. 424) Paderborn 1914, Bonifazius-Druckerei. *M* 4.50; geb. *M* 5.50

In vielfach verbesserter Form tritt dieses schon öfters in dieser Zeitschrift lobend besprochene Werk (vgl. LXXIV 463; LXXXI 87) seinen 17. Rundgang durch die Welt an. Ärzten wie Seelsorgern bietet es in gleicher Weise viel, diesen die physische Grundlage der moraltheologischen Prinzipien, jenen den unverrückbaren Standpunkt der katholischen Moral in den wichtigsten medizinischen Fragen. Hinzugefügt ist eine sehr gute Anweisung zur ersten Hilfe bei plötzlichen Unglücksfällen, die zumal manchem Seelsorger auf dem Lande ersprießliche Dienste leisten kann.

Besonders erfreulich ist die erweiterte Behandlung der krankhaften Seelenzustände. Die Moraltheologen setzen bei ihren Erörterungen meistens nur normale Menschen voraus und bescheiden sich mit der Angabe möglicher Hemmnisse der Willensfreiheit mehr abstrakt und summarisch. Nun aber vergrößert sich immer mehr die Zahl derjenigen, deren seelische Funktionen eine Störung erlitten haben, deren Verantwortung für ihre Taten darum mehr und mehr vermindert, ja unter Umständen ganz aufgehoben wird. Wie viele dieser Bedauernswerten wurden oft mißverstanden und fast zur Verzweiflung getrieben! Mit dem strikten Befehl, „sich über alles hinwegzusetzen" und „mit Energie gegen sich anzukämpfen", glaubte man die einzig richtige Heilmethode gefunden zu haben, ohne zu wissen, daß die Krankheit der Seelenpatienten gerade darin besteht, nicht zu können. Man kannte das dunkle Gebiet der Angst und des Zwanges nicht genügend, man stempelte manche ängstliche Seele zur Kandidatin ewigen Verderbens, wo man nur eine Postulantin der Nervenheilanstalt vor sich hatte; auf der andern Seite verehrte man Hysterische als Heilige. Da ist es ein unbestrittenes Verdienst des Herausgebers, mit sicherer Fachkenntnis in dieses Dunkel hineingeleuchtet zu haben. Die Abschnitte über Hysterie, Neurasthenie, Phobie usw. dürften manchen Seelenführern neue Direktiven geben. Vielleicht könnte in einer späteren Auflage die Darlegung hier noch konkreter werden, indem bestimmte Krankheitsbilder nach dem Leben gezeichnet und begutachtet würden.

Die eingehende Berücksichtigung der neuesten Fragen, die Reichhaltigkeit des Stoffes, das ruhig abwägende, die richtige Mitte haltende Urteil machen die Neuausgabe zu einem außerordentlich brauchbaren Hilfsmittel der Pastoration sowohl wie der Orientierung für gebildete Laien. **Otto Cohausz** S. J.

1. **Dem Lichte entgegen. Ein Werdegang.** Bilder aus dem modernen Gesellschaftsleben von **Alberta M. Baronin Gamerra.** 8° (IV u. 148) Freiburg 1914, Herder. Geb. *M* 2.20

2. **Heimgefunden. Pilgerfahrt einer Frauenseele.** Von **Bessie Anstice Baker.** Deutsche Bearbeitung von J. u. A. Ober. Mit einem Vorwort von Sr Eminenz Wilhelm Kardinal van Rossum. 8° (XVI u. 208) Freiburg 1914, Herder. Geb. in Leinw. *M* 3.40

3. **Ein heiliger Lebenskünstler.** Von Dr **F. Imle.** 8° (IV u. 250) Paderborn 1914, Schöningh. *M* 3.20

Drei Seelengemälde und Seelengeschichten! Sämtlich von Frauenhand gezeichnet, doch sehr ungleich in Art und Bedeutung.

1. Der „Werdegang", das anspruchsloseste der drei Büchlein, schildert in Briefen den Weg einer jungen Mädchenseele — die übrigens schon von Anfang an edel und fromm ist — von der Inhaltlosigkeit eines bloß gesellschaftlichen Daseins bis zu der befriedigenden und erhebenden Erfüllung mit caritativer, fürsorgender und helfender Arbeit. Die Briefe bieten eine sehr lose Reihe gesellschaftlicher Bilder: Besuche, Feste, Reisen, gegen Schluß auch ziemlich umfangreiche Reflexionen und Belehrungen durch einen Pater. Pikante und intime Gesellschafts- und Sittenschilderungen möge man in dem Büchlein nicht suchen, aber ein Stück edelster Lebenskunst für unverheiratete Mädchen der höheren Gesellschaftsklassen.

2. Als ein kleines apologetisches Lehrbuch in Memoirenform könnte man die Konversionsschrift der Miß Baker bezeichnen. Die Konversion steht noch in zeitlichem und ursächlichem Zusammenhang mit der Oxford-Bewegung und erhält so eine Bedeutung, die über das Persönliche hinausreicht in das Kirchengeschichtliche. So ist es wohl zu erklären, daß diese Bekenntnisschrift in England bedeutendes Aufsehen erregte und kein Geringerer als Kardinal van Rossum ein begeistertes Vorwort schrieb. Als Einleitung zur deutschen Ausgabe schrieb Vikar Johannes Maier in Prangenau (Westpreußen) einen orientierenden Überblick über die englische Kirchengeschichte seit der Reformationszeit.

Die Geschichte auch dieser Konversion bestätigt die Tatsache, die wir durch so vielfache Erfahrung festgestellt finden, daß ein Glaubenswechsel wohl niemals einen jähen, unvermittelten Bruch in der Individualität des Menschen bedeutet. Auch Bessie Anstice Baker war zu keiner Zeit ihres Lebens „weit vom Reiche Gottes", auch damals nicht, als sie die modernen Philosophien durchwanderte. Eigentlich und innerlich verwachsen mit dem „modernen Gedanken" war sie niemals. Das hat sie selbst geahnt und treffend ausgedrückt in dem Namen einer Pilgerin, den sie sich gab.

3. Durch Originalität und wissenschaftliche Bedeutung steht jedenfalls das Buch von Fräulein Dr Imle an der Spitze der drei Seelengeschichten. Denn eine Seelengeschichte ist auch dieses Werk. Die Geschichte des Ringens und Tastens und Suchens der religiös hochgestimmten, nach Vollkommenheit verlangenden modernen Seele. Eine Aszetik moderner Art! Das kommt schon in der ganz originellen Anlage des Buches zum Ausdruck. Auf eine kurze Charakterschilderung

des hl. Franz von Assisi folgen fünf Doppelfragen, die den Umfang und Schauplatz jenes erschütternden Kampfes bezeichnen, den unsere heutige Religiosität um eine durchgängige Synthese kämpft. Diese Doppelfragen sind: Weltflucht oder Weltapostolat? Lebensverneinung oder Lebensbejahung? Geisteskultur oder Liebestat? Idealismus oder Realismus? Selbstpreisgabe oder Persönlichkeitsentfaltung? Danach kommt als eine Art Anhang eine „Kurze Biographie des Heiligen". P. Heribert Holzapfel hat dem Buche ein Vorwort mitgegeben, wo es heißt: „Was man vom Heiligenbiographen der Gegenwart schon oft, leider meist vergebens, gefordert hat, das ist hier tatsächlich unternommen: die Darstellung der inneren Entwicklung, eine wirkliche Seelengeschichte. Die äußeren Lebensschicksale bilden lediglich die Umrahmung für die psychologischen Ausführungen und Reflexionen. Der Subjektivismus kommt hier naturgemäß zur Geltung, ja manches mutet an wie ein Stück Seelengeschichte des Autors. Ob dabei immer das geschichtliche Bild des Heiligen ganz richtig gezeichnet oder gedeutet ist, darüber regen sich freilich beim Historiker bisweilen Zweifel. Indes vielleicht versteht den Seraph aus Umbrien die Liebe doch besser als der grübelnde Verstand."

In diesen Worten scheint die Eigenart des Buches und die Stellung, welche die Kritik gerechterweise dazu einnehmen muß, bereits genügend dargelegt. Der Name Franziskus ist hier, wie überhaupt in einem großen Teil der modernen Franziskusliteratur, fast zum Symbol geworden. In diesem Namen haben sich die religiösen Bewegungen und Kämpfe der modernen Innerlichkeit zu einer Menschengestalt verdichtet, die genau so, wie sie hier mehr intuitiv geschaut als historisch erschlossen wird, durchaus nicht gelebt zu haben braucht.

Die These des Buches heißt: „Unser Heiliger hat in seiner naiven Art den Dualismus auf den meisten Gebieten geradezu klassisch überwunden, und er tat es als Kind der katholischen Kirche." Es ist aber recht fraglich, ob Franzens Seelenleben sich überhaupt in einer so modernen Formel begreifen läßt. Jedenfalls wird obige These wesentlich eingeschränkt durch die Feststellung eines „dramatisch bewegten Suchens und Ringens". Und ferner: „Ein fertiger Mensch ist er wohl nie gewesen, wenn man sich darunter die Seelenruhe dessen vorstellt, der jenseits jedes inneren Werdens und Ringens steht." „Rasch fiel er von einem Extrem ins andere." Zwar wird dazu bemerkt: „Diese dauernden Seelensprünge hätten seine Persönlichkeit wohl schlaff und zerfetzt gemacht, wenn nicht ein heiliges Wollen die Antithesen zur Synthese geeinigt und immer wieder über das Chaos sein erlösendes Fiat gesprochen hätte." Aber genau genommen kann man doch höchstens den unermüdlichen Willen zur Synthese und den rastlosen Kampf um die Harmonie feststellen.

Vielleicht indes ist es überhaupt unzulässig, moderne Fragestellungen an die Psyche eines mittelalterlichen Menschen heranzubringen. Neuestens erschienen als XXI. Band der „Beiträge zur Kultur des Mittelalters und der Renaissance", herausgegeben von Walter Goetz, „Studien zur Individualität des Franziskus von Assisi" von Heinrich Tilemann (Leipzig 1914, Teubner). Auf Grund einer

äußerst genauen und methodischen Durchforschung der Quellen kommt der Verfasser zu folgender Formel: „Die Frömmigkeit des Franziskus zeigt den Typus mittelalterlicher Religiosität in seiner Vollendung." Und „was ihn zu einem Manne von besonderer Art macht, ist nicht sowohl ein einzelnes Element seines Wesens als vielmehr die Kräftigkeit seines Gottesgefühls, die Lauterkeit seines Strebens, der Heroismus seiner Entsagung". Es dürfte kaum möglich sein, mit den Mitteln modern psychologischer Analyse diese Formel noch weiter zu zerlegen.

Die fünffache Zahl der Dualismen, die uns Moderne quälen, hat gewiß auch Franz von Assisi und sein Werk in irgend einer Weise berührt und bedrängt. Aber wie der mittelalterliche Mensch solche Schmerzen erlebte und durchlebte, wird der psychologischen Einfühlung immer unzugänglich bleiben, weil wir immer in Gefahr sind, neuzeitliche Stimmungen zurückzuprojizieren, und an den Episoden und Anekdoten, wie sie uns von den Quellen allein überliefert sind, allzuviel zu konstruieren und selbst zu allegorisieren.

Von der schematischen und kritiklosen Panegyrikusmethode der alten Hagiographie hält sich dieses Franziskusbuch frei, und doch glüht aus jeder Zeile der innigste Kult des wundersam begnadeten Gotteskindes von Umbrien. Die Darstellung ist nicht leicht. Aber wer das Eindringen nicht scheut, wird durch überraschende Einblicke in das menschliche Seelenleben, durch scharfe Beobachtungen und feine, treffsichere Formulierungen belohnt. P. Lippert S. J.

Die Kirchenpatrone der alten Diözese Lausanne im Mittelalter.

Von Dr Michael Benzerath. 8° (XVI u. 222) Freiburg i. S. 1914.

Wichtig ist die Geschichte der Kirchenpatrone, weil sie zeigt, welchem Heiligen im Laufe der Jahrhunderte sich die Frömmigkeit des Volkes zuwendete und wie dieselbe von den umliegenden Gegenden beeinflußt wurde; schwierig, weil sich die Gründung einer Kirche und die Zeit der Erwählung eines Patrons oft schwer mit Sicherheit feststellen läßt. Beide Aufgaben hat der Verfasser mit kritischem Sinn und in kurzer übersichtlicher Zusammenstellung meisterhaft gelöst.

Nennen wir die wichtigsten Patronate seiner Diözese mit Angabe der Zahl ihrer Kirchen in arabischen Ziffern und des Jahrhunderts, in dem sie begannen, in römischen, so erhalten wir folgende Übersicht: Die Gottesmutter 109, VI, doch dürften die ältesten Kirchen nicht ihrer Himmelfahrt, sondern der Verkündigung geweiht gewesen sein. Petrus (und Paulus) 52, V, besonders von Cluny aus bevorzugt. Martin, der Patron der Franken, 42, VII. Mauritius, der Führer der in Agaunum gemarterten Legion, 36, IX. Nikolaus 35, XI, dessen Verehrung besonders durch den Augustinerorden verbreitet wurde. Stephanus 22, XII. Johannes der Täufer 19, XI. Jakobus der Ältere 18, IX, berühmt besonders durch die Wallfahrt nach Compostela. Maria Magdalena 17, XII; ihr Kult dürfte eher von Frankreich aus Ansehen gewonnen haben, als durch die Kreuzzüge. Michael 15, XII, der Patron des deutschen Reiches und der Ritter. Theodulus 14, X, erster Bischof von Octodurum-Sitten. Laurentius 12, X. Das heilige Kreuz 12, XI. Antonius der Einsiedler 11, XII, Patron der Spitäler und gegen viele Krankheiten. Johannes der

Evangelist 9, XI. Georg 9, XII. Germanus, Bischof von Auxerre, 8, XII. Sulpitius, Bischof von Bourges, 8, IX. Katharina 7, XIII. Ursus von Solothurn 7, IX. Der Heilige Geist 5, XIII. Keiner der übrigen Heiligen besitzt in der Diözese mehr als vier Kirchen. Gewählt wurden als Patrone besonders jene Heilige, von denen man Reliquien besaß, dann jene, welche bis zum IX. Jahrhundert im Gallikanischen, dann nach Karls d. Gr. Reform im Römischen Kalender standen, in der zweiten Hälfte des Mittelalters jene, welche durch die Kreuzfahrer Ansehen gewannen und die in den großen Orden verehrt wurden.

Stephan Beissel S. J.

Land des Herzens. Von Sebastian Wieser. 8° (108) Hamm (Westf.) 1914, Breer & Thiemann. *M* 1.60; geb. *M* 2.20

Ein Charakterzug, der bisher in Wiesers poetischen Erzeugnissen nur ausnahmsweise hervortrat, gibt der ganzen Gedichtsammlung ihr eigentümliches Gepräge: eine Zartheit und Milde, die zuweilen an Weichheit grenzt. Schon die Widmung bringt diese Grundstimmung des Dichters zum Ausdruck (An E. M. Hamann). Die meisten dieser Poesien, besonders jene der ersten Abteilung (Bist du hart, so werde linde), atmen Wehmut (Finstere Wogen des Lethe, Weißt du auf der weiten Erde, Blutende Wunden, Meine Mutter weinte, Harte Stunde, Asche usw.). Etwas heiterer und anziehender sind die Stücke der zweiten Gruppe (Goldene Fäden), deren Stoffe man wohl am bündigsten mit der Überschrift „Natur und Seele" bezeichnen könnte. Stimmungsvolle Lieder von tiefer Empfindung und gewähltem Ausdruck: „Bergnacht", „Kreuz auf dem Berge", „So still wie der See", „Wintermärchen" sind wirkliche Perlen der Lyrik. Manchem Leser mögen indes einige Gaben der dritten Abteilung noch besser zusagen, z. B. das anmutige Genrebildchen „Das Hirtenkind" oder die ernste dichterische Mahnung, die aus dem Gedichte „Der Mönch" spricht. Das Motiv vom Sterben und Auferstehen kommt in den Stücken dieser Gruppe in eigenartig ergreifender Weise zum Ausdruck. Die letzte Abteilung enthält ausschließlich geistliche Gesänge. Hier gibt der Dichter sein Bestes, und hier zeigt es sich am klarsten, daß Wieser eine Zeit künstlerischer Läuterung durchgemacht hat. Offenbar hat der Verfasser innerlich viel gelitten, davon legt die ganze Sammlung Zeugnis ab, doch haben seine Poesien dadurch nur an Gehalt gewonnen, und auch in der Form ist ein Fortschritt unverkennbar. „Ich bin ein Mensch", Sicut cervus, „Wie bist du einsam" u. a. sind poetische Früchte, die nur aus dem Leiden reifen konnten.

Alois Stockmann S. J.

Umschau.

Eine Betrachtung zum Kriegsbrotgesetz. Warum braucht es so viele Anstrengungen, um im deutschen Volke den Genuß des Feinbrotes einzuschränken? Man sollte meinen, ein Volk, das die ersten Augusttage des Jahres 1914 erlebte, ein Volk, das schon so heroische Opfer mit einer unerhörten Einmütigkeit gebracht hat, würde auch zu so kleinen, geringfügigen Opfern sich nicht zweimal mahnen lassen. Statt dessen braucht es so viel eindringliches Zureden, so viele Aufrufe, Mahnungen, Erinnerungen, und zuletzt noch die Schärfe des Gesetzes!

Zunächst ist es doch wohl ein Mangel an Einsicht, ein Mangel an Reife und Weitblick in weiten Volkskreisen, der hier zum Vorschein kommt. Die Opfer, deren Zweck nicht sofort und unmittelbar in einem positiven Erfolg erreicht wird oder nicht ohne weiteres verständlich ist, fallen immer schwer. Es verlangt nun in der Tat eine bedeutende geistige Kraft und staatsbürgerliche Einsicht, um zu begreifen, daß jeder Deutsche an der Brotfrucht und vor allem an dem feineren Backmehl sparen muß. Der Zusammenhang mit des Vaterlandes Wohlfahrt und Sieg ist vielleicht hier noch verwickelter als bei dem andern nationalwirtschaftlichen Losungswort: Tragt das Gold zur Reichsbank!

Aber dieser Mangel an Einsicht ist nicht der wichtigste Grund. Er entschuldigt am wenigsten die Volkskreise, die das meiste Weizenbrot und Feingebäck verzehren: die Besitzenden. Es kommen noch mehrere andere Hemmungen in Betracht.

Schon mehrfach hat sich gezeigt, daß die religiöse und sittliche Wiedergeburt unseres Volkes nur in jenen Kreisen zur Tatsache wurde, die mit dem Kriegsernst, den Kriegsopfern, dem Kriegsleid in fühlbare Berührung kommen. Nun leben aber Millionen im deutschen Vaterlande, denen dieser Krieg nicht den mindesten persönlichen Kummer oder Schaden verursacht. Ihre Lebensgewohnheiten bleiben ungestört, ihre Finanzen werden nicht erschüttert, ihre Angehörigen werden ihnen nicht entrissen, ihre Existenz ist an keinem Punkte bedroht. Ja sie vermögen in dem Krieg noch eine höchst amüsante und einträgliche Sache zu entdecken, die ihnen geschäftlichen Gewinn, verbesserte Anstellungsmöglichkeiten oder wenigstens Abwechslung, Nervenkitzel und Sensation bringt. Diese Leute sind es, die nach wie vor an „Militärpossen mit hochkomischen Schlagern", an „Kabaretten und Nachmittagskaffeekonzerten", an „den seichtesten Operetten- und Tanzweisen" ihre ungetrübte und ungestörte Freude haben können, „und dies alles zu einer Zeit, in der unsere Söhne und Brüder draußen im Felde für Deutschlands Ehre und für unsere Zukunft kämpfen und bluten" (das Generalkommando des I. bayrischen Armeekorpsbezirks am 4. Januar 1915). Es ist klar, daß

alle diese Leute durchaus nicht gewillt sind, irgend ein Öpferchen sich freiwillig aufzuerlegen. Man hat beobachtet, daß sie noch spotten über jede Mahnung zu „Mehr Ernst!" Man muß sie zwingen mit der Härte des Gesetzes. Dann fügen sie sich wehklagend, murrend und kritisierend.

Es ist aber auch denkbar, daß selbst treue und große Seelen, die schon schwere Opfer an Gut und Blut, heroische Opfer des Lebens und des Herzens auf den Altar gelegt haben, unweigerlich, freudig und schnell, daß auch sie sich sträuben, aus freien Stücken von den gewohnten frischen Frühstücksfemmeln, von den Weckerln, Kipferln und Brezeln und dem mürben Kaffeegebäck zu lassen. Es ist ja eine alte Erfahrung, daß große Opfer, heldenhafte Anstrengungen, außergewöhnliche Leistungen für viele Charaktere — und es sind oft die besten — leichter sind als die kleinen, die mehr lästig als beschwerlich sind, die in verdrießlicher Weise in den Alltag und die geringfügigen Lebensgewohnheiten eingreifen.

Dazu kommt noch die natürliche Trägheit des Durchschnittsmenschen, der sich nicht von selbst aufraffen kann. Er braucht dazu äußeren Anstoß, er braucht Erschütterungen, er braucht Verordnungen, Regulierungen und Gesetze mit eisernem Zwang. „Wenn alle es tun", sagt er, „wenn es vorgeschrieben wird, wenn einmal anderes Gebäck nicht mehr zu haben ist, dann ist es immer noch Zeit, zum Schwarz- und Grau- und Kriegsbrot zu greifen." Es wird immer so viel Totes, so viel Starres und Schwerfälliges in den Seelen sein, das sich nicht von selbst und von innen regt und rührt, das nur von außen her überwunden wird.

Die schwerste Schuld für solches Versagen trägt aber die veränderte Seelenstimmung gegenüber den Dingen und Genüssen der Erde. Die schöne, zarte, keusche Scheu vor ausgesuchten Genüssen ist einem rücksichtslosen Zugreifen gewichen. Der moderne Mensch bringt es recht schnell und leicht über sich, jedem Genuß, der ihm unter die Augen kommt, nachzujagen, sich ihm in die Arme zu werfen, sich ihm hinzugeben. Dagegen der geistig und seelisch gesunde Mensch, dessen Sitten noch ganz unberührt und unverdorben sind, empfindet eine gewisse jungfräuliche Scheu, von der Flut der Annehmlichkeiten und Genüsse sich ganz umspülen und tragen zu lassen. Nicht etwa aus Verachtung der Dinge, auch nicht aus jener bramarbasierenden „Männlichkeit", die mit dem Schein der Erhabenheit über alles Feine und Weiche und Bequeme prunkt. Es offenbart sich vielmehr hier eine ursprüngliche und naturwüchsige Aszese der reinen Menschenseele; jene Ehrfurcht vor jeglicher Gottesgabe, die sich nicht für berechtigt hält, auch nur das kleinste Stücklein Brot achtlos fortzuwerfen oder gedankenlos und unnütz zu verbrauchen; jene feine und rührende Geringschätzung der eigenen Person, die es nicht für geziemend hält, von dem reichgedeckten Tische der Schöpfung sich selbst das Beste und Seltenste zukommen zu lassen oder gar sich herauszusuchen mit unzarter Gier. Die Dinge Gottes werden für zu gut erachtet, als daß man sie ganz skrupellos an sich raffen und in schrankenloser Freiheit gebrauchen und verbrauchen dürfte. Es ist also zuletzt die leise und doch starke Ahnung von der Verwalterschaft, die wir Gott und seinen Dingen

gegenüber zu führen haben, von der dienenden Stellung eines Untergebenen und Botmäßigen, die uns allein ansteht.

Diese zarte, heilige Schüchternheit nun ist den modernen Genußmenschen und Herrenmenschen verloren gegangen und hat bis in die Tiefen des Volkes hinab die Stimmung unbescheidenen Zugreifens, unschamhaften Begehrens erzeugt. Jeder nimmt sich lachend und brutal, was ihm vor die Hände kommt, mag es auch noch so fein und ausgesucht und selten sein. Wer fühlt heute noch die heimliche Herzensbedrückung beim Anlegen eines kostbaren Kleides, beim Genuß einer überfeinen Speise?

Solange diese zarte, edle Scheu nicht zurückkehrt, können nur harte Gesetze die opferscheue Genußsucht eindämmen. Jene heilige Scham wird aber nicht wiederkommen, wenn nicht der ungezügelte Egoismus und die überspannte Einschätzung der eigenen Persönlichkeit untergeht in der Demut und Bescheidenheit des Gottesknechtes, der sich selbst zurücksetzt: „Nicht mein Wille geschehe. . . .“ Die Herrenmoral muß untergehen in dem Bekenntnis der stillen und anspruchslosen Seele: „Siehe, ich bin nur eine Dienerin des Herrn.“ Möge dieser Krieg uns klein und demütig machen, damit der Sieg uns wahrhaft groß und stark finde!

P. Lippert S. J.

„Schwarze Internationale“. Die wunderbare Einigkeit, das zielbewußte Pflichtgefühl und das christlich-fromme Gottvertrauen des ganzen Volkes in Deutschland und Österreich bildet immer noch einen Gegenstand der Bewunderung für Freunde, Feinde und Neutrale. In den „Preußischen Jahrbüchern“ (Dezember 1914) widmet Pastor Ernst Rolffs diesem schönen Bilde einen Artikel unter der Aufschrift „Der Geist von 1914“, der unserer Aufmerksamkeit wert scheint. Er geht aus von den vielen Erscheinungen der Zerfahrenheit, Zwietracht und des Niedergangs im deutschen Vaterland, wie den Zaberner Vorfällen, der Haltung der Sozialdemokraten, den „leeren Kirchen“, der Kirchenaustrittsmache, den Klagen über Zuchtlosigkeit und Verrohung der Jugend, und fährt fort:

„Alles, worüber wir uns noch vor kurzem aufregten und entrüsteten, liegt weit hinter uns wie ein häßlicher Traum. Ein neuer Geist ist in unser Volk gefahren und hat einem Sturmwind gleich die Geister giftiger Nörgelei und kleinlichen Parteihaders, seichten Unglaubens und frivolen Libertinismus vertrieben.... Der Glaube an eine sittliche Weltordnung im Sinne Fichtes und Carlyles machte sich mit elementarer Wucht geltend als ein Postulat des nationalen Selbsterhaltungstriebs. Es sind nicht die Dogmen der unterschiedlichen Konfessionen . . . nicht die Umwertung aller Werte, von der die Neunmalklugen soviel fabuliert haben, sondern die alten, ewigen, welterbauenden Gedanken: Demut, Treue, Gehorsam, Pflichterfüllung bis aufs äußerste und ein unzerstörbarer, stürmisch vorwärts drängender Glaube an den Sieg der gerechten Sache.... Das deutsche Volk ist seit den Befreiungskriegen zum ersten mal wieder von einer einmütigen Gesinnung erfüllt, die sich als ein monarchisch gefärbtes Nationalgefühl, durchdrungen von einem theistisch gerichteten Glauben an die sittliche Weltordnung charakterisiert.“

Über das Wesen und Werden dieses neuen Geistes verbreitet Rolffs sich weitläufig und bringt dann seine Untersuchung in das Schlußergebnis:

„Zusammenfassend darf man sagen: in dem Geist von 1914 hat sich der historische Patriotismus und das ethisch gerichtete Gottvertrauen des Protestantismus geeinigt mit der natürlichen Vaterlandsliebe der deutschen Katholiken und dem latenten Nationalgefühl der sozialdemokratischen Arbeiter zu einer mehr oder weniger religiös fundierten, gehobenen und freudigen Gesinnung, die durch den modernen Wirklichkeitssinn zu einem opferbereiten und zuchtvollen Pflichtbewußtsein abgeklärt ist."

Es wird den einen oder andern Leser schon befremdet haben, daß wir für unsern Glauben an eine sittliche Weltordnung uns auf Fichte und den Engländer Carlyle verlassen sollen. Aber es findet sich in den Gedanken Rolffs' noch mehr des Befremdlichen.

Er unterscheidet drei große geistige Richtungen innerhalb des deutschen Volkes und sucht bei allen dreien die Kräfte zu entdecken, welche den neuen Geist hervorgebracht hätten.

„Der Protestantismus ist von seinem Ursprung her der eigentliche Träger des deutschen Nationalgefühls.... Der Protestantismus in seiner kirchlichen Erscheinungsform schien einem unaufhaltsamen Zersetzungsprozeß verfallen zu sein. Der Kampf der theologischen Richtungen hatte sich bis zu dem Grade verschärft, daß sie von hoher kirchlicher Stelle als zwei verschiedene Religionen bezeichnet wurden. Hand in Hand damit ging eine wachsende Entfremdung der Massen vom kirchlichen Leben, der gegenüber alle Bemühungen um Hebung des religiösen Interesses vergeblich zu sein schienen. Außerhalb ihrer kirchlichen Formen bot die protestantische Geisteswelt ein Bild äußerster Zerfahrenheit; eine einheitliche Weltanschauung war längst nicht mehr vorhanden.... Der Krieg hat die relative Bedeutungslosigkeit dieser geistigen Bewegungen für das innere Leben des Volkes aufgedeckt und die Kräfte hervorbrechen lassen, die in der Tiefe der Volksseele wirksam waren.... Was sich nicht unmittelbar in kriegerische Energie umsetzen läßt, tritt zurück hinter den kategorischen Imperativ nationaler Selbsterhaltung. Die Träger intellektualistischer Bildung sind den von starkem Glauben beseelten Willensmenschen gewichen. Der Primat des Willens hat die Herrschaft des Gedankens gebrochen. Gottvertrauen geht über Wahrheitsuchen. Die Promotion des Generaloberſten Hindenburg zum Doktor sämtlicher Fakultäten symbolisiert diese Umwandlung bisher gültiger Werte. Umgekehrt war die geistige Situation im deutschen Katholizismus. Er hat seine Einheit in der kirchlichen Organisation und in der religiösen Tradition und weist daher ein stark internationales Gepräge auf. Der Ultramontanismus hat das deutsche Nationalgefühl lange niedergehalten. Die Sympathien des deutschen Klerus mit den nichtdeutschen Nationalitäten waren für die Politik in Posen und in den Reichslanden ein schweres Kreuz. Protestantischerseits traute man vielfach den deutschen Katholiken kein echtes Nationalgefühl zu und führte die Schwenkung des Zentrums in nationalen Fragen, die sich um die Jahrhundertwende vollzog, lediglich auf taktische Erwägungen zurück. Für die „Ultramontanen" im eigentlichen Sinn, die als Hüter der streng katholischen Prinzipien in der Presse vielfach das Wort führten, traf das im wesentlichen zu. Aber in der katholischen Bevölkerung war infolge der positiven Mitarbeit des Zentrums

am Ausbau des Reichs der deutsche Patriotismus stärker geworden, als es nach außen hin scheinen mochte. Der Krieg hat ihm Raum geschafft. Er hat die „Ultramontanen" matt gesetzt. Katholische Theologiestudierende haben sich in großer Zahl als Kriegsfreiwillige gestellt, und zahlreiche zum Lazarettdienst und als Feldgeistliche einberufene Kapläne haben sich geweigert, sich von ihren vorgesetzten Behörden reklamieren zu lassen[1].

„Schwieriger und zweifelhafter", so fährt Rolffs fort, „war die Lage der Sozialdemokratie, die derjenigen des deutschen Katholizismus in den siebziger und achtziger Jahren glich. Ebenso wie dieser auf internationaler Basis verankert und grundsätzlich den Krieg verwerfend, hatte sie dem kapitalistischen Staat für Rüstungszwecke jeden Mann und jeden Groschen verweigert. ... In der Öffentlichkeit dominierten die Hüter des Parteidogmas und unentwegten Religionsverächter über die national gesinnten und religiös toleranten Revisionisten. Diesen hat der Krieg Oberwasser verschafft. ... Der Patriotismus der sozialdemokratischen Arbeiterschaft in diesem Krieg ist durchaus wurzelecht. ... Bei alledem ist die Einmütigkeit, mit der die rote wie schwarze Internationale in nationaler Gesinnung ihre Vergangenheit verleugnet haben, höchst auffallend."

Die Erklärung dieser Tatsache findet Rolffs in dem „unerbittlichen Wirklichkeits- und Wahrheitssinn in allen Fragen der Erkenntnis", der nach Harnack das letzte Menschenalter besonders auszeichne. Wir können das, was er darüber sagt, auf sich beruhen lassen. Uns kam es nur darauf an, die Ungezogenheiten — um gelinde zu sprechen — an den Pranger zu stellen, deren sich Pastor Rolffs und die Redaktion der „Preußischen Jahrbücher" durch Verbreitung eines solchen Artikels in diesem Augenblick schuldig gemacht haben. Einige besonders anfechtbare Wendungen haben wir durch den Druck hervorgehoben.

Haben diese Herren denn trotz ihres Wirklichkeitssinnes und ethisch gerichteten Protestantismus kein Gefühl und kein Gewissen dafür, welche Verantwortung sie durch eine so böswillige Verdrehung der Tatsachen, mit der sie ihrem einseitigen konfessionellen Parteistandpunkt aufhelfen möchten, zum Schaden der vaterländischen Sache auf sich laden? Sollte es in der Tat gar nicht möglich

---

[1] Zu dieser grundlosen Verdächtigung der deutschen „ultramontanen" Bischöfe (denn nur sie können unter den „vorgesetzten Behörden" gemeint sein) stimmt auch die von Rolffs beigefügte Schlußnote: „Nach einer Anweisung des neugewählten Papstes darf allerdings in den katholischen Kirchen nicht mehr um den Sieg dieses oder jenes Volkes, sondern nur um den Frieden gebetet werden; das Nationalgefühl der deutschen Katholiken kann sich also in den kirchlichen Gebeten nicht voll zum Ausdruck bringen; es bleibt eine Diskrepanz zwischen dem nationalen und dem religiösen Empfinden." Die Diskrepanz, auf deutsch der Zwiespalt, besteht nur in der Einbildung des Pastors Rolffs. Aber solche Märchen tun ihren Dienst bei einem gewissen Leserkreis, und alle Verwahrungen und Aufklärungen hinken machtlos hinterher. Mögen die um unser nationales Empfinden besorgten Zensoren versichert sein, daß in den katholischen Kirchen von Deutschland und Österreich noch immer viel für den Sieg der vaterländischen Waffen gebetet wird, und daß kein Papst dies verbietet, wie er es auch den belgischen und französischen Katholiken nicht verbietet, wenn sie ihre Sache für gerecht halten.

sein, Gutes vom Protestantismus und der Sozialdemokratie zu sagen, was wir uns ja wohl gefallen ließen, ohne auf die katholische Religion Verdächtigungen und Beschimpfungen zu schleudern? Gegen diese Unart, daß verbissene Parteimenschen den edlen und mächtigen Strom der Geschlossenheit und Eintracht, dessen wir uns noch immer erfreuen, in das enge Rinnsal ihrer besondern konfessionellen, politischen oder nationalen Liebhabereien leiten möchten, haben wir schon an einer früheren Stelle dieser Zeitschrift Verwahrung einlegen müssen. Wir möchten den Einspruch hier noch einmal mit Nachdruck wiederholen. Es kann doch nichts Unzeitgemäßeres geben als gerade jetzt dem katholischen Klerus einen Vorwurf daraus zu machen, daß er die sinnlose Hetze gewisser Kreise gegen Polen, Elsässer, Dänen usw. nicht mitgemacht hat. Gewiß trägt das deutsche Volk die Hauptlast des Krieges; aber wie herzlich froh sind wir, daß Elsässer, Polen, Tschechen, Ungarn, Kroaten und die andern kleinen Nationalitäten treu zur gemeinsamen Sache stehen! Haben die deutschen und deutsch-österreichischen Katholiken, Laien wie Geistliche, sich nicht den wärmsten Dank aller Vaterlandsfreunde dafür verdient, daß sie sich den Zumutungen der alldeutschen Los-von-Rom-Leute standhaft widersetzten und so die Möglichkeit offen hielten, das Band zwischen dem deutschen Volke und diesen vielgelästerten und nicht immer gerecht behandelten Volksteilen wieder anzuknüpfen? Danken wir Gott, daß es ein internationales Christentum und eine internationale katholische Kirche gibt! Gerade diese Stellung der Universalreligion über den engen Schranken eines einzelnen Volkes macht erst einen sittlichen, wahrhaft menschenwürdigen Patriotismus möglich. Der Einfall aber, daß der Protestantismus der eigentliche Träger des deutschen Nationalgefühls sei, fordert geradezu den Spott jedes Kenners der Geschichte heraus. Näher darauf und auf die andern ebenso haltlosen Behauptungen einzugehen, müssen wir uns versagen, denn nicht Streitsucht, sondern die Sorge um den konfessionellen Frieden und um die Eintracht aller Völkerschaften der verbündeten Kampfgenossen haben uns diese Worte der Warnung und Abwehr eingegeben. Wir meinen, es gäbe keine bessere Betätigung des Wirklichkeitssinnes, falls er in Wahrheit vorhanden ist, als wenn man den angedeuteten Verhältnissen Rechnung trüge und das Gerede von den vaterlandslosen oder national unzuverlässigen „Ultramontanen" und einer „Diskrepanz" zwischen katholischer Religion und Vaterlandsliebe entschlossen einstellte. Sonst darf man sich nicht wundern, wenn die Stimmen sich mehren, welche jetzt schon einen neuen Kulturkampf kommen sehen. Gott bewahre uns in Gnaden davor.

Matthias Reichmann S. J.

Die Études über Deutschland. Es ist zu begreifen, aber nicht zu billigen, daß selbst führende Geister die Gegensätze, die der Krieg naturgemäß aufs höchste steigert, in Gebiete hinübertragen, in die sie nicht gehören. Deutsche Gelehrte mußten sich von andern deutschen Gelehrten sagen lassen, daß der Krieg keinen Grund abgeben könne, englischen Universitäten und Akademien die Ehren vor die Füße zu werfen, die man in freundlicheren Tagen als Anerkennung deutscher Geistesarbeit dankbar entgegengenommen hatte. Avenarius schrieb damals im

„Kunstwart" (XXVIII, Heft 3, S. 108) gegen die allzu gründlichen Hasser fremder Würden mit vollem Recht: „Aber eine überlegene, eine reife Handlung begingen sie wirklich nicht, und wir meinen doch: gerade zur Besonnenheit sollte unser Volk von seinen Professoren erzogen werden." Zu Beginn einer Vorlesung über französische Literatur hat der Berliner Romanist Heinrich Morf in einer Rede, die im Januarheft der „Internationalen Monatschrift" erschienen ist, seine Hörer gemahnt: „Die Leidenschaft des Tages soll nicht hier herein dringen. Wir wollen sie draußen lassen. Diesen Akt der Selbstbeherrschung und Selbsterziehung verlangt die Wissenschaft von uns. Wer ihn sich nicht zutraut, wird ihr nicht dienen und wird kein inneres Verhältnis zu ihr gewinnen."

Immerhin dürfen wir Deutsche uns das Zeugnis geben, daß der größere Mangel an Selbstbeherrschung nicht auf unserer Seite zu finden ist. Den Einseitigkeiten und Beschimpfungen, die aus den Ländern des Dreiverbandes gegen uns geschleudert worden sind, haben wir nichts Gleichwertiges gegenüberzustellen. Dennoch fehlt es drüben nicht an ernsten Versuchen, unserer Art gerecht zu werden. Die Zeitschrift der französischen Jesuiten hat allerdings mehr als ein Wort geschrieben, das fast den Schein erweckt, als vergäße auch sie, daß man den eigenen Standpunkt würdig vertreten kann, ohne den fremden zu verkennen. Aber in einem grundsätzlichen Artikel (L'hégémonie allemande et la guerre présente. Études CXL 472—487) verrät sich neben dieser nationalen Schwäche ein erfreuliches Streben nach unbefangenem Urteil. Louis des Brandes spricht da von der „ganz oder nahezu erreichten und beanspruchten Überlegenheit" des deutschen Heeres, der deutschen Erziehung, der deutschen Wissenschaft, der deutschen Kultur.

Die heutige deutsche Methode, sagt er, hat sich auf dem Gebiete, wo ich sie näher habe studieren können — in den religiösen Wissenschaften — ganz gewiß als recht brauchbar erwiesen. Bei unsern französischen Gelehrten des 17. Jahrhunderts war ein ähnliches Verfahren teilweise in Übung, aber später hat es uns oft gefehlt. Zweifellos sind, im allgemeinen und von bemerkenswerten Ausnahmen abgesehen, Sprachenkenntnis, peinliche Genauigkeit, gründliche Durchforschung der Texte und des philologischen, archäologischen, chronologischen und geographischen Zusammenhangs angeborene oder erworbene Vorrechte der „deutschen Wissenschaft".... Vergessen wir daneben nicht, was wir ihren Wörterbüchern, Grammatiken, Ausgaben, Handbüchern und reichhaltigen Einzeluntersuchungen verdanken.... Von gleichem Erfolg war die deutsche Arbeit auf andern Gebieten begleitet.... Man hat oft nach den Ursachen dieses Erfolges gesucht. Soweit er verdient ist, erklärt er sich meines Erachtens immer aus dem beharrlichen Fleiß der deutschen Rasse. Das ist eine große Kraft, und wehe dem, der sie außer acht läßt!

Des Brandes erläutert das an den Fortschritten unserer Kraftwagen, unseres Flugwesens, unseres Schiffbaus, besonders unserer physikalisch-chemischen Industrien. Auch die Vorzüge des deutschen Charakters gibt er bereitwillig zu.

Diese an Zucht gewöhnte und besonnene Rasse liefert nicht bloß sehr gute Verwalter und zuverlässige Gehilfen, sondern auch geborene Musiker, gewissenhafte Ingenieure, geschickte Ärzte, reinliche und ehrliche Arbeiter. Selbst den preußischen Junkern fehlen nicht die Vorzüge ihrer Fehler, und die rücksichtslosen Unteroffiziere,

die ihre Leute massenweise ins Feuer und in den Tod führen, erweisen sich, sobald sie das militärische Räderwerk durchlaufen haben, als ausgezeichnete Beamte und Werkmeister. Endlich braucht man nur L'Allemagne religieuse von Georges Goyau zu lesen, um zu erfahren, daß der christliche und besonders der katholische Glaube dort im 19. Jahrhundert treue Anhänger und mutige Apostel gefunden hat.

Leider habe Deutschland, meint des Brandes, ebensowenig wie Ludwig XIV. und Napoleon I. es verstanden, die Nachbarvölker mit seiner Überlegenheit auszusöhnen. Durch verletzendes Selbstbewußtsein und schroffes Wesen habe sich besonders der Norddeutsche überall Feinde gemacht, zumal da nicht selten die Rücksichtslosigkeit durch subtile Beweise zum System erhoben worden sei. Da liege eine Gefahr für die echte Kultur. Von einer Verallgemeinerung des Vorwurfs der Barbarei will des Brandes freilich nichts wissen, obwohl ihm diese Bezeichnung für das, was in Löwen, Dinant, Senlis und Reims geschehen sei, nicht als zu hart erscheint. An einer Stelle des Artikels spricht der Verfasser die trotz ihrer Selbstverständlichkeit erfreuliche Befürchtung aus, es werde ihm vielleicht nicht immer gelingen, die Dinge kühl und unparteiisch zu beobachten. Er wird also nicht überrascht sein, von deutscher Seite daran erinnert zu werden, daß nach den Bestimmungen des Völkerrechtes die verbotene Beteiligung der Zivilbevölkerung am Kampfe die strengsten Gegenmaßregeln nach sich zieht, und daß der Schutz, den Artikel 27 der Haager Kriegsrechtskonvention den Kirchen zubilligt, nach dem ausdrücklichen Wortlaut voraussetzt, „daß sie nicht gleichzeitig zu einem militärischen Zwecke Verwendung finden". Darauf geht des Brandes so wenig ein wie auf den einstweilen unvermeidlichen Zusammenhang zwischen deutscher Volksvermehrung, deutschem Welthandel und den Rüstungen der außerdeutschen Großmächte. Und doch sind nur so die deutschen Rüstungen zu Wasser und zu Lande richtig zu beurteilen. In diesem weiter gezogenen Gesichtskreis würde unser liebenswürdiger Kritiker dann auch wohl bemerkt haben, daß unter gewissen Himmelsstrichen das nationale Bewußtsein ganz anders stark und die Reklame ganz anders laut ist als in Deutschland.

Das Wesen der Zivilisation erblickt des Brandes mit Recht in „einer sittlichen Besserung des ganzen Menschen, einem langsam fortschreitenden Sieg des Geistigen über das Tierische". Aber dieser Sieg wird nur durch Kampf errungen, und es läßt sich doch nicht leugnen, daß die Ausdauer und die Schneidigkeit, die des Brandes uns zuerkennt, in einem Kampfe schätzenswerte Eigenschaften sind. Auf dem schweren deutschen Boden wird also gerade so gut eine echte (und nicht bloß oberflächliche) Kultur gedeihen wie auf dem leichten französischen, auf dem ja neben dem Allerherrlichsten das Schlimmste und Grausamste seine reiche Geschichte hat. Madame de Staël sagt in ihrem Buch über Deutschland (I ch. 11): Les qualités des Allemands tiennent peutêtre sous quelques rapports à l'absence même de l'esprit. Läßt sich nicht auch umgekehrt behaupten, daß die Vorzüge, die des Brandes uns nachrühmt, den Franzosen gerade deshalb nicht im selben Maße eigen sind, weil sie Esprit haben? Deutsche Kultur ist von französischer Kultur verschieden, aber anders sein bedeutet noch nicht: schlechter sein.

Jakob Overmans S. J.

Der Krieg und die Kinder. Der Geist des Kinderkreuzzugs lebt auch in unserer Jugend. Sie würden ziehen, leichtsinnig und mutig, wenn man sie gehen ließe. Vom Schrecken des Krieges ihnen erzählen, sie umzustimmen, wäre vergeblich. Ihre Ahnungslosigkeit ist größer als die Fähigkeit, durch Schreckbilder sich einschüchtern zu lassen. Sie, die vor einer drohenden Strafe zittern, träumen mit heiterer Stirn von Kriegsgetümmel und Schützengräben.

Nichts liegt ihnen ferner als der wahre soldatische Geist. Wenn schon Erwachsene, im grellen Gegensatz zu unsern Kriegern, an Spottkarten ihre Freude haben, so jauchzt die spielende Jugend über Kriegsulk und Schlachtenpossen. Der Verwundete spricht mit Achtung und Mitleid vom Feind. Man beleidigt ihn fast, wenn man den Gegner verachtet. Kinderfäuste nehmen es unentwegt mit Kolben und Seitengewehr des Feindes auf. Selbst mit den Kanonen werden sie fertig.

Die Begeisterung braucht man nicht zu schüren. Sie brennt lichterloh. Der Dunst und Rauch dieser Kriegsstimmung ist, sagen wir es offen, mehr beunruhigend als erfreulich.

Mit klügstem Verständnis der jugendlichen Seele hat denn auch die Regierung den Aufruf zur eisernen Zeit mit ihren Anforderungen und Vorbereitungen an die Sechzehnjährigen ergehen lassen. Denn erst in diesem Alter wird der Ernst des Kriegsspiels als Aufgabe und Pflicht einigermaßen erkannt. Was unsere Jüngeren davon Ernst nehmen, wird leicht zum Ernst der Unbändigkeit, nicht zum Ernst der Disziplin.

Treue Beobachter und Freunde der Kinder und des Vaterlandes sehen es mit wachsender Besorgnis, wie die Begeisterung manchmal zu regellosem Sturm ausartet. Die Volksschulen und die unteren Klassen der Mittelschulen seufzen. Ein Kriegswort im Unterricht zittert stundenlang nach, lähmt Lerneifer und Aufmerksamkeit. Die Klasse wird zum Lager Wallensteins. Roher Tatendrang schürt nicht bloß Knabenfeindschaften, er entlädt sich auch in Übermut und Ungehorsam gegen die gewissenhaften Wächter der Ordnung und des Studiums zu Haus und in der Schule.

Was wahr und offenkundig ist, sage man auch klar und laut. Für den Knaben bringt der Krieg die Gefahr der Zügellosigkeit und Verwilderung mit sich. Man muß ihr steuern.

Gewiß darf man gegen das Interesse des Buben an Kriegsnachrichten und Heerdurchzügen nicht eifern. Erhalten soll man es, pflegen, aber auch lenken. Möglichst fern halte man vom Kindergemüt und der Knabenphantasie Greuel und Grausamkeiten, die nun einmal der Krieg mit sich bringt. Das Stehen und Gaffen und Lungern, um Nachrichten zu erhaschen, Verwundete neugierig zu betrachten, gehört nicht zum frischen Knabenpatriotismus. Auch jetzt im Tagesbetrieb gibt es eine Zeit des Krieges und eine Zeit des Friedens. Unterricht und Lernstunden unterbreche man so wenig wie möglich durch Kriegserzählungen, die jetzt wie Bomben wirken und weit und breit, über das Zeitfeld hin, alle Aufmerksamkeit totschlagen.

Und wenn man in ernster Stunde von unserem Ringen spricht, so rede man vom Krieg wie von etwas Heiligem. Man erhitze nicht zum Haß, man erziehe zur ritterlichen Gesinnung, zu nachdenklicher Zähigkeit. Durch strenge Zucht und schweigenden Gehorsam erringen wir unsere Erfolge. Die Jugend, die zu Hause bleibt, soll nicht den Sturm frecher Zügellosigkeit und wilder Ausgelassenheit über die eigene zarte Saat aufkeimender Vaterlandsliebe hinwegfegen lassen. Und die Gefahr ist da. Man muß es wiederholen. Sie ist auch schon zur Wirklichkeit geworden.

Der Knabe sucht sich jetzt seinen Feind, wo er ihn nur findet. Er rächt sich doppelt für den Zwang, der ihn wider Willen an die Schulbank kettet. Er fühlt es fast als Unrecht, daß man ihm den Kriegspfad verwehrt. Er meint ein Recht zur Macht zu haben, wo immer ein Schwächerer seine Kampflust anstachelt. Die Rücksichtslosigkeit wird ihm zum Gesetz und das Gesetz zur Karikatur des Feindes. So zersetzt sich sein Interesse am Krieg zur rohen Freude an der eigenen physischen Kraft. An dem gepanzerten Kern der Knabenseele, der Selbstsucht, schlagen sich alle feineren Gefühle platt, und diese Selbstsucht artet jetzt auch leicht in abenteuerliche Machtgelüste aus.

Religiöse Kräfte und Herzensbildung müssen also in diesen Tagen mehr noch als im Frieden die Oberhand gewinnen. Zündende Beispiele leuchten heute in Fülle und besitzen besondere werbende Gewalt. Der betende Soldat in der heimatlichen Kirche, der betende Krieger in den Schützengräben muß dem Knaben als Ideal vorgehalten werden. Nicht blindwütiger Haß, nicht verachtende Geringschätzung des Gegners nährt echte Vaterlandsliebe. Christi Jünger müssen wir bleiben auch unter dem Donner vernichtender Geschütze. Das Herz der Jugend darf nicht heidnisch fühlen. Gerade in Sanftmut wird es groß und stark und opferfreudig.

Ruhige Beobachtung bringt uns da treffliche Lehren. Ein veräußerlichtes, lärmendes Interesse am Krieg löscht die Opferflamme reiner Vaterlandsbegeisterung aus. Die abendlichen Spaziergänge zu den Nachrichtenausstellungen werden zu Zusammenkünftigen fraglicher Art ausgenützt. Die Berufspflichten sinken vernachlässigt zu Boden. Knaben, die fleißig lernen, die in ihrer freien Zeit den Verwundeten Gaben bringen, kleine Hilfe leisten, dienstbereit sind, legen den festesten Grund für die eiserne Zeit.

Daß unser Vaterland zum größten Teil von feindlichen Einfällen verschont geblieben ist, bedeutet eine Wohltat, die ausgenützt werden muß. Man halte die Jugend, so viel wie möglich, in den gewohnten Grenzen der Friedensordnung fest.

Die hergebrachten Spiele und Beschäftigungen sollten ihren regelmäßigen Verlauf nehmen. Was neu hinzukommt an Abhärtungsarbeit, muß dem jugendlichen Körper und Geist mit peinlicher Sorgfalt und weiser Mäßigung angepaßt werden. Die Abenteuerlust vorwitzig sprühender Kinderaugen soll immer wieder zum ernsten Antlitz des mühsam ringenden Vaterlandes ehrfurchtsvoll aufblicken.

Eine köstliche Schule der Entsagung und Entbehrung greift jetzt ins Leben ein. Dahin führe man die Jugend, ohne ihr die Frische und Fröhlichkeit und Sorglosigkeit zu nehmen. Sie lerne, mit gutem Humor Unangenehmes ertragen.

Mit allen Mitteln der Autorität sollte heute Familie, Kirche und Schule gestützt werden. Unzähliger Ausflüchte bemächtigt sich der zügellose Knabensinn, um die Hausordnung zu durchbrechen. Unheilvoll wäre es, wenn man diese Unregelmäßigkeiten entschuldigte und so den Krieg in die Familien brächte. Die Straße der Großstädte ist jetzt gefährlicher als je. Der kecke Übermut des kleinen Gassenkommandanten wird zum Trotz und frechen Widerwort gegen Eltern und Geschwister. Ein Schwall grober Ausdrücke, doppelt widerwärtig auf Kinderlippen, ertönt von der Straße über die stille Schwelle des nur zu oft trauernden Vaterhauses. Nicht dies ungestüme Völkchen soldatenspielender Wildfänge, nicht die großsprecherischen Nachrichtenjäger sind es, die großmütig auf ihre Freuden verzichten, um anderer Leiden zu lindern, nicht sie sind es, die im Ernstfall aus echt klingender Vaterlandsliebe den hellen Ruf „Wir sind bereit und gehen" hervorholen. Nur zu oft drücken sich die Lauten, während die Schweigsamen stark ausschreiten.

So ist es denn von höchster Bedeutung, daß Familie, Kirche und Schule jetzt mehr als je zusammengehen. Es mag viel schwerer sein, den Jungen heute zur Schulaufgabe zu zwingen. Man darf aber die Zügel nicht lockern. Freilich wäre nichts verkehrter, als die Schulanforderungen zu steigern, den großen Jungen zumal zu ungewöhnlichen körperlichen Anstrengungen und Übungen anzuhalten, ohne auch nur das Geringste von den Lernverpflichtungen nachzulassen, ihm, den es mit ungeduldigem Unmut hinausdrängt, die Schule durch kleinliche Quälereien und pedantischen Kram zu verleiden. Das sinkende Interesse muß durch erhöhte Schönheit und Güte des Gebotenen gehoben werden. Bessernde Gewissenserforschungen sind hier fruchtbarer als zornige Klagen.

Wenn aber neben der Schule und mit ihrer Hilfe Wehrübungen eingeführt werden, sollte der von Anfang an höchst weise ausgesprochene Grundsatz der Freiwilligkeit in Kraft bleiben. Ein gewisser moralischer Zwang bleibt ja immer noch zurück und drängt stark genug. Anbefohlene Begeisterung wirkt, zumal bei der Jugend, ernüchternd und lähmend. Das Ehrgefühl behaupte das Feld. Auch will die Familie im Besitz ihrer Rechte bleiben, der Junge im Genuß seiner Freiheit. Der feig oder weichlich Zurückbleibende trägt selbst seine Schmach.

Auch andere Veranstaltungen, die im Einverständnis mit den Eltern den Knaben in seiner freien Zeit beschäftigen und fesseln, können sehr segensreich wirken. Gleichgesinnte finden sich zusammen zur Unterhaltung und Belehrung. Bücher und Spiele halten sie fest. Freundschaftliche Bande verknüpfen sie mit dem Leiter dieser kleinen Versammlungen. Die ausgelassene Straßenkameradschaft verliert ihren Reiz. Das wäre der vielverheißende Anfang einer so notwendigen Gymnasiastenfürsorge im Anschluß an die Familie, auf der einzig praktischen Grundlage zwangloser Zusammenkünfte, die der Knabe als selbstgewählte Freude

und selbstgewählten Schutz empfindet. Da darf aber nichts Steifes und Offizielles griesgrämig lauern. Wie ein munterer Gebirgsbach soll die Jugend in fröhlicher Freiheit in dieses Tal heiterer Stunden hinabhüpfen und zusammenströmen. Viel Freudiges und angenehm Belehrendes soll ihnen nach getaner Arbeit geboten werden. Ein beobachtender Jugendfreund wird da manchen glimmenden Docht anfachen, manch warnendes Wort sprechen. Rat und Hilfe in ihren kleinen Nöten, Schul- und Seelennöten, pflücken die Kinder rechts und links am Rain dieser Spielgemeinschaft, nehmen sie gern entgegen, wenn sie, von einem Sonnenstrahl begleitet, einen Augenblick Ernst über das muntere Getriebe huschen lassen.

Prachtvoll ließen sie sich ausbauen, diese Gymnasiastenheime, wenn nur kein Frost eisiger Beamtenmienen, keine Engherzigkeit verzagender Furchtsamkeit, kein Dirigentenstab mit einem alles ausgleichenden Takt darüber kommen. Und die Kriegszeit mit ihrem vorurteilsloseren Denken und dem scharfen Schwert, das so manchen Knoten durchschneidet, manche überlebte Formel zerbricht, vermag solche Anfänge ausgezeichnet einzuüben. Man braucht da zunächst gar nicht an einen regelrechten Verein zu denken. Ja, wenn das Ideal eines Gymnasiastenheims geschaffen werden soll, scheidet die strenge Vereinsidee geradezu aus. Es soll eine Spielgemeinschaft sein, aus dem eigenen Herzen der Jungen geboren, der sie aus freiester Wahl beitreten, eine große Familie, von den Eltern der Teilnehmer gewünscht und gestützt, ein gemütliches Heim zum Ernst und Spiel, zu gelegentlichem Lernen und ungezwungener Nachhilfe, zu Mahnung und Rat, Erziehung und Trost. Wo immer eine solche Einrichtung vom Vertrauen der Eltern gefördert, von der Liebe der Knaben getragen wird, muß sie sich wunderbar entwickeln. Aber ein Freund der Jugend muß an der Spitze stehen, der ihre Herzen fesselt, ihnen Zutrauen einflößt, jenen Gehorsam erobert, der als herzliche Dankbarkeit empfunden wird; umsonst müßte er alles tun, nichts für sich erstreben, als Dienste zu erweisen der Jugend, der Familie, der Kirche, der Schule, die Kinder zu Christus führen, ohne Verschwendung an Mahnung und Rüge, schlicht und gütig; während er reiche Mittel für seine liebe Jugend zu erbitten weiß, muß er selbst arm bleiben.

Wenn dann der Knabe nach getaner Arbeit im Elternhaus in diesem seinem Heim reiche Anregung findet durch Bücher und Freunde, Sammlungen und technische Beschäftigungsspiele, Turnen und Tummeln im Freien, kleine Vorträge zur Charakterbildung und vertrauliche Gespräche mit dem Leiter, so geht über manchem jungen Leben eine neue Sonne auf, manches anschleichende Dunkel weicht, manche erkrankten Keime glühen zu frischem Leben auf, umdüsterte Augen hellen sich, aber auch der beste, im Elternhaus glücklichste Bube sonnt sich da prachtvoll, reckt und streckt sich zu gesundestem Wachstum.

Man muß wirklich wünschen, daß solche Täler des Frohsinns und der Kraft für unsere Gymnasialjugend erstehen. Sorgenschwere Kriegsnotwendigkeiten regen an, der Reichtum des Friedens sollte die Verwirklichung bringen.

St. v. Dunin-Borkowski S. J.

Jüngst verstorbene Künstler. Am 4. Januar ist in Berlin Anton von Werner, einer der Hauptverherrlicher des 1870er Krieges gestorben. Vierzig Jahre wußte er sich in der wichtigen Stellung des Berliner Akademiedirektors zu behaupten, obwohl er stets mit heftigster Opposition zu kämpfen hatte. Man konnte in der Tat zweifeln, ob er für dieses Amt, das einen weitschauenden und weitherzigen Mann erheischt, die geeignete Persönlichkeit war. Man mag es ihm ja zugute halten, daß er die Wunderlichkeiten und Auswüchse der modernsten Kunst mit scharfen Worten geißelte, aber seine Verachtung alles Neuen fing dort bereits an, wo wir heute mit Recht einen Fortschritt erkennen.

Über den Künstler Werner wird man sich vielleicht am besten klar, wenn man ihn mit Menzel vergleicht. Auch Menzel hat ja viele seiner Themen der preußischen Hof- und Kriegsgeschichte entnommen. Aber nie wird bei ihm der Gegenstand eine Gefahr für die künstlerische Arbeit. Beides geht restlos ineinander auf. Bei Werners Bildern dagegen möchte man am ehesten geschickt gestellte, tüchtig kolorierte Photographien vermuten, stünden die idealisierten Köpfe nicht im Widerspruch mit photographischer Wahrheit. Man wird den Maler wegen dieser Friseurkünste nicht allzu hart schelten dürfen, denn er hatte mehr, als ihm selber lieb sein konnte, mit den Launen hoher Persönlichkeiten zu rechnen, die in künstlerischen Dingen meist ebenso unerfahren waren, als sie in militärischen und diplomatischen vielleicht hervorragten. Werner erzählt hierüber selbst die hübschesten Anekdoten. So wurde er z. B. von dem russischen Fürsten Gortschakow, dessen Bildnis sich auf dem großen Gemälde „Der Berliner Kongreß" findet, hart bedrängt, weil er ihn nicht schön genug gemalt habe. Selbst Bismarck meinte scherzhaft, unsere freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland seien ernstlich bedroht, wenn der Maler die Wünsche des Russen nicht erfülle. Ein Lenbach hätte solchen Leuten wohl die Pinsel vor die Füße geworfen; Werner hatte diesen Mut nicht, was seine Bilder nun zu entgelten haben. Denn wir fragen bei der Abschätzung eines Kunstwerkes eben nicht nach äußeren Hindernissen, sondern nach seinem inneren Wert.

Das große Publikum ließ sich freilich durch den äußeren Glanz blenden, und besonders in den 1870er und 1880er Jahren hielt man die Wernerschen Bilder für den Gipfelpunkt großer Historienkunst. Der Maler erfreute sich einer fast unbegrenzten Popularität, und in ungezählten Reproduktionen fanden seine Gemälde Eingang ins deutsche Bürgerhaus. Die Zeit scheidet das Echte vom Unechten. Heute denken wir ganz anders von der großen Historienkunst, und die Künstlerwelt würde einem Werner nie den Lorbeerkranz winden, den ihm die Gunst der Großen aufs Haupt gesetzt hat.

Weit besser als die Gemälde sind die graphischen Arbeiten des Meisters, wie etwa seine Illustrationen zu den Scheffelschen Werken. Sie sind von hohem künstlerischen Wert und zeigen, was der Meister gekonnt hat, wenn er vollkommen frei war von äußeren Hemmnissen.

Fast gleichzeitig mit Werner verschied in Wien der Komponist Karl Goldmark im ehrwürdigen Alter von beinahe 95 Jahren. Alle Generationen neu-

zeitlicher Musiker sind an seinem Lebenspfade vorbeigezogen: Mendelssohn, Schumann, Wagner, Brahms, Bruckner, und haben mehr oder weniger starke Eindrücke in seinem empfänglichen Gemüt zurückgelassen. Vielleicht nicht zu seinem Besten. Denn in seinen Adern rollte hebräisch-orientalisches Blut, und er brauchte nur innerlich dessen Rhythmus und geheimnisvolles Wesen zu erlauschen, um ganz Goldmark zu werden, ohne auf Anleihen angewiesen zu sein.

Daher kam es denn auch, daß seine erste Oper „Die Königin von Saba" auch seine beste wurde. Solche Stoffe lagen seiner Empfindung am meisten und trieben aus seiner Seele jene exotischen Klänge hervor, die einen bestrickenden Zauber ausüben und das Werk bis jetzt lebensfähig erhalten haben. Wäre Goldmark in dieser Bahn geblieben, so hätte er uns noch vieles geschenkt, was dauernden Wert beanspruchen könnte.

Aber es war das Verhängnis, daß der Meister aus seiner ureigensten Empfindungswelt herausging und die Wege anderer wandeln wollte. Hatte irgend ein fremdes Werk großen Erfolg, so konnte man sicher sein, daß auch Goldmark bald mit einem ähnlichen Stoff vor die Öffentlichkeit trat. Schon „Die Königin von Saba" war ja veranlaßt durch Rubinsteins „Makkabäer", aber hier traf eben das Thema mit der inneren Natur des Komponisten zusammen. Bei der Oper „Merlin", zu der sich der Komponist durch Wagners „Parsifal" anregen ließ, betrat er bereits ein Gebiet, das ihm nicht mehr recht lag. Ebenso war es, als er sich durch Humperdincks „Hänsel und Gretel" verleiten ließ, das „Heimchen am Herd" von Dickens in einer sentimental verfärbten Bearbeitung zu komponieren. Bungerts „Odyssee" wurde ihm Veranlassung für eine Episode aus der Iliade „Die Kriegsgefangene", Verdis „Falstaff" für den „Götz von Berlichingen" und das „Wintermärchen". So verschiedenartige Stoffe konnte auch ein größeres Genie, als es Goldmark war, kaum vollkommen bewältigen. Es mangelt überall an der inneren, durch und durch empfundenen Einheit, so daß keines dieser späteren Werke sich länger auf dem Spielplan der größeren Theater halten konnte.

Goldmark hat auch eine große Zahl von Orchester- und Kammermusikwerken hinterlassen, die alle ein hohes instrumentales Können und kontrapunktische Meisterschaft verraten und reich sind an ausgesuchten Klangreizen. Der letzteren wegen, die für Goldmark so bezeichnend sind, hat man ihn nicht selten ähnlich wie Meyerbeer der Effekthascherei geziehen. Mit diesem Vorwurf ist man heute recht freigebig. Und doch ist bei keiner Kunst Gehalt und Wirkung so schwer zu unterscheiden wie gerade bei der Musik, will man nicht auf ein architektonisches Gefüge allzu großen Wert legen. Hektor Berlioz sagt darum mit Recht in seiner Instrumentationslehre, alles das sei bezüglich der Harmonie, Melodie und Modulation gut zu heißen, was von guter Wirkung ist, alles zu verwerfen, was schlecht wirke, und man brauche sich auch nicht durch die Autorität von hundert alten Herren verleiten zu lassen, das Häßliche für schön und das Schöne für häßlich zu halten.

Den Vorwurf eines gewissen Eklektizismus wird man Goldmark wohl nicht ganz ersparen können. Zu den bahnbrechenden Größen kann man ihn darum

nicht zählen. Immerhin ist seine Eigenart, die eben doch immer wieder durchbricht, so ausgeprägt, daß ihm sein Platz in der Musikgeschichte nicht mehr genommen werden kann.

Von Geburt war Goldmark ein Ungar. Als achtzehntes von einundzwanzig Kindern wenig bemittelter Eltern ist es ihm sauer genug geworden, sich seine angesehene Stellung zu erkämpfen. Aber mit eisernem Willen und mit der Zähigkeit, die seinem Volke eigen ist, hielt er an seinem Ziele fest, bis es erreicht war.

Der Beginn des neuen Jahres hat noch ein anderes Opfer gefordert: Zu Regensburg starb, 75 Jahre alt, Michael Haller, wohl der bekannteste Komponist katholisch-liturgischer Kirchenmusik, dessen Werke sich einer beispiellosen Verbreitung in der Alten und Neuen Welt erfreuen. Michael Haller, der Overbeck unter den Kirchenkomponisten, war ein liebenswerter, abgeklärter Charakter, dem nichts ferner lag als Reklame für sich und seine Werke oder streitsüchtige Polemik. Diese Liebenswürdigkeit und Sonnigkeit war auch seinem Talente eigen. Alles singt und klingt bei ihm in den einfachsten volkstümlichen Formen, so daß die Popularität, deren er sich wie kaum ein anderer erfreute, nicht Wunder nehmen kann. Er wußte recht gut, daß die profane Musik auf breiter Straße weit ab von ihm ihre Wege ging, und daß auch unter den Kirchenmusikern nur wenige waren, die seinen Spuren folgen mochten, gleichwohl blieb er seiner Richtung treu.

Haller war kein Instrumentalkünstler. Selbst seine Orgelbegleitungen gehen kaum über die schlichtesten, einfachsten Akkorde hinaus. Seine Stärke, seine große Einseitigkeit, wenn wir so sagen wollen, war das vokale Element. So zu schreiben, wie es der menschlichen Stimme am besten liegt, war sein Ehrgeiz; für Akrobaten der Gesangskunst, die an Beweglichkeit mit der Violine wetteifern wollen, hat er nie eine Zeile geschrieben.

Diese Einfachheit und doch wieder Elastizität der melodischen Linie hat Haller in seinen größeren polyphonen Werken ebenso festgehalten wie in seinen volkstümlichen Liedern. In diesen letzteren weht Geist und Empfindungsgehalt der Nachromantik, während er in seinen größeren Vokalkompositionen ganz auf den Grundsätzen der großen Klassiker des 16. Jahrhunderts fußt. Alles ist auf Wohlklang eingestellt, auf raffaeleske Schönheit, nicht auf zergliederte psychische Stimmungen wie in der modernen Musik.

Als Haller nach Regensburg kam, wurde er sofort in den Bannkreis der kirchenmusikalischen Reformbestrebungen gezogen. Es war jene Zeit, wo es auch in der bildenden Kunst kein höheres Ideal gab, als die Meisterwerke der Alten nachzubilden. So erblickte auch der junge Haller, begeistert von den herrlichen Aufführungen im Regensburger Dom, das letzte Ziel seines künstlerischen Strebens bald darin, die alten Meister in der Formvollendung zu erreichen, in leichter Sangbarkeit noch zu übertreffen. Diese stete Rücksichtnahme auf die Praxis hat freilich auch manche Werke aus seiner Feder ans Tageslicht gebracht, die künstlerisch wenig bedeuten und nur einfachen und einfachsten Chorverhältnissen Rechnung tragen wollten. Es wäre unbillig, darauf größeres Gewicht zu legen.

Wir sind ja in der Frage, ob ein Künstler unserer Zeit in den Formen einer vergangenen Epoche schaffen solle, anderer Ansicht als Haller und seine Zeitgenossen gewesen sind. Wenn man aber den stillen Meister einmal in seiner Wohnung besucht hat, die selbst mit ihrer ganzen Umgebung ein Stück Mittelalter darstellte, dann begreift man, wie gerade dieser Stil zu Haller paßte und aus ihm hervorwuchs.

Als Lehrer des Kontrapunktes an der kirchenmusikalischen Schule zu Regensburg hat Haller eine große Schülerzahl angezogen. Keinem dieser Schüler ist der altklassische Stil ganz in Fleisch und Blut übergegangen. Eine solche Unfruchtbarkeit dieses Ideals gibt zu denken und dürfte klarer als lange theoretische Auseinandersetzungen beweisen, daß für unsere Zeit die natürliche Ausdrucksform eines musikalisch empfindenden Menschen in einer andern Linie liegt.

Einige Wochen vor Haller starb im Münchener Franziskanerkloster der bekannte Oratorienkomponist P. Hartmann von An der Lan-Hochbrunn im Alter von 51 Jahren. Seine Oratorien „Petrus", „Franziskus", „Das letzte Abendmahl", „Der Tod des Herrn", „Die sieben Worte am Kreuz" haben großes Aufsehen erregt, zahlreiche Wiedergaben in den größten Städten des In- und Auslandes erlebt und dem bescheidenen Komponisten reiche Ehren und Auszeichnungen eingebracht. Sein letztes Werk Te Deum wurde in seinem Siegeszug durch die Welt wohl nur durch den großen Krieg aufgehalten.

Will man dem Schaffen des Meisters gerecht werden, dann muß man vor allem den Zweck bedenken, den der Komponist bei seinen Werken vor Augen hatte. Er wollte auf breitere Volkskreise durch das Mittel einer ihnen verständlichen Kunst religiös einwirken. Darum verschmähte er auch viele moderne Effekte, weil er wohl wußte, daß sie dem Großteil seiner Zuhörer nichts gesagt hätten, und griff anderseits auch wieder Ausdrucksformen vergangener Zeiten auf, weil ihm deren Wirkung auf das schlichte Volk bekannt war. Wer den Hartmannschen Oratorien gegenüber den höchsten kunstkritischen Maßstab anlegen wollte, fände ja vielleicht nicht alle Wünsche befriedigt. Es gibt neben glänzenden Partien, die auch den ästhetischen Feinschmecker befriedigen müssen, manches Nachempfundene, manches auch, wo die Erfindungskraft ihre ermüdeten Fittiche nur wenig über die Erde erhebt, die einzelnen Orchesterinstrumente müssen sich vielleicht an manchen Stellen allzusehr dem sozialen Zusammenwirken aller unterordnen und auf ihre spezifischen Klangwirkungen verzichten, aber es ist zu bezweifeln, ob diese Wünsche noch bestehen können, sobald man die Erfordernisse volkstümlicher Oratorien vor Augen hat. Der große Erfolg und der begeisterte Applaus seiner Zuhörer dürften P. Hartmann recht geben.

Dem Zwecke der Volkstümlichkeit entsprechend sind auch die Schwierigkeiten der Ausführung nur mäßig, und es wäre zu wünschen, daß auch kleinere Städte sich liebevoll der Oratorien annehmen möchten, statt, wie es so oft geschieht, an großen Chorwerken, die über ihre Kräfte hinausgehen, zu verbluten.

Joseph Kreitmaier S. J.

Wie Frau v. Staël Deutschland entdeckt hat. Im Jahre 1814 erschien in Paris ein viel besprochenes Buch über Deutschland. Die erste Auflage hatte die kaiserliche Polizei vier Jahre zuvor einstampfen lassen. Die in London 1813 veranstaltete Ausgabe war in drei Tagen vergriffen. Es war das Buch De l'Allemagne der Frau v. Staël. Napoleon zum Trotz hat es dem damaligen Frankreich deutsches Wesen und Geistesleben erschlossen. Entdeckt, sagt die Geschichte der französischen Literatur. So neue und freie Ausblicke eröffnete das Werk einem an herkömmliche Formen gebannten Geist. Seine Darstellung war lückenhaft und wenig eindringend, aber so lebensfrisch, daß es jenseits des Rheins lange als Spiegel deutschen Denkens und Lebens galt. Erst die Ereignisse von 1870 offenbarten vielen Franzosen zu ihrer Überraschung ein anderes Deutschland.

Bevor Frau v. Staël ihre Eindrücke in dem berühmt gewordenen Buch zusammenfaßte, hatte sie von ihrer ersten deutschen Reise eine Reihe von Briefen an ihren Vater, Jacques Necker, den Finanzminister Ludwigs XVI., geschrieben. Sie sind erst kurz vor dem großen Kriege vom Grafen d'Haussonville, einem Verwandten der geistvollen Frau, in der Revue des deux mondes (Mai und Juni 1914) veröffentlicht worden. Man sieht da, wie fremd die Salondame anfangs dem deutschen Charakter gegenüberstand. Wenn trotzdem so viel Wohlwollen ihre Schilderungen durchzieht, so erklärt sich das nicht allein aus dem noch von Brunetière betonten Geist des Widerspruchs gegen Napoleon, sondern man gewahrt mit stillem Ergötzen, wie die selbstgefällige Verbannte sich in der Teilnahme sonnt, die man ihrem Schicksal entgegenbringt, und in der Bewunderung, die das anfangs so kulturlos scheinende Deutschland einem ihrer Romane zollt. Da sie auf Napoleons Gebot 40 Meilen von Paris entfernt bleiben muß, zieht sie es vor, bei den Deutschen bekannt zu sein, statt in einer französischen Provinzstadt vergessen zu werden.

Die Reise, die bis Mai 1804 dauern sollte, begann im November 1803. Am 19. November berichtet ein Brief aus Frankfurt a. M.:

„Soweit ich sehe, behandelt man mich hier gut, aber Frankfurt ist eine Stadt ohne Mittel für Aufklärung. Alles Hausgerät in Deutschland ist unausstehlich. Essen, Bett, Ofen, alles macht einen peinlichen Eindruck, und alles, was bei den Deutschen nicht vornehm ist, erscheint unsern Lebensgewohnheiten und unserem Geschmack nicht ganz menschlich. Ich zittere vor den vier Monaten, auf die ich mich eingelassen habe.... Die Neugierde, die ich errege, ist selbst hier lebhaft, aber... es ist unmöglich, anderswo zu leben als in seiner Heimat, und wenn diese Heimat Paris ist, dann hat man sich an ein Zauberland gewöhnt. Die Zeitungen sind hier ebenso zaghaft wie in Paris. Die Deutschen sind von Natur aus vorsichtig; sie verschließen ihre Ansicht in einem Schrank, wie etwas, was man nicht einmal am Sonntag braucht.

„Am meisten hat mich ein deutsches Schauspiel, ein Stück Kotzebues, interessiert, das zugleich auch das Wesen des Katholizismus gründlich erklärte. (Es waren die ‚Kreuzfahrer', worin eine Nonne von der wütenden Oberin verurteilt wird, lebendig begraben zu werden!) Alles wurde so vorgetragen und angehört, daß die Wirkung so schnell sein muß, wie die eines Wassertropfens, der einen Felsen erst im Laufe der Jahrhunderte durchdringt."

Der Herzog von Gotha, dem sie doch öfters begegnet ist, hat sie noch nicht besucht! „Die Anziehungskraft, die der Geist sonst ausübt, ist hier eben Null. Ach, finde mir ein Mittel, mich wieder in Frankreich einzurichten.... Für mich gibt's nur Paris; ich verabscheue Deutschland. Für Neuigkeiten interessiert sich niemand; sie müssen schrecklich sein, um den dreifachen Wall: Gewohnheit, Essen und Tabakspfeife, durchbrechen zu können."

Sie bat Joseph Bonaparte um seine Fürsprache beim ersten Konsul. Ein paar Worte, die sie der Weiterreise enthöben, würde sie wie Himmelstau aufnehmen. Der Tau kam nicht.

Sie muß weiter, sie hat Frankfurt übersatt. Man hat sie gewiß sehr gut aufgenommen, aber ein scharfes Auge könnte wahrnehmen, daß ihr Republikanismus verstimmt. Die literarischen Größen in Weimar bieten einen genügenden Vorwand zur Weiterreise.

„Man versichert mir, ich würde in Sachsen eine ausgezeichnete Aufnahme finden; wohl möglich von seiten einzelner Persönlichkeiten, aber ich muß immer befürchten, die Höfe vermerken meine Ungnade, meinen Republikanismus und meinen Geist übel; es ist das mehr als genug, um in Schrecken zu setzen.... Der deutsche Charakter ist so schüchtern, daß eine Frau auf meine Frage, welches der beste Arzt der Stadt sei, nicht zu antworten wagte."

Auf dem Wege nach Weimar: „Welch ein Unternehmen ist doch eine Reise durchs nördliche Deutschland mitten im Winter! Überall vier Fuß Schnee, nichts als Schnee, kein Baum, keine Bodenerhebung, nur Schnee, Schnee bis zum Horizont."

Sie erfährt, der Hof scheine sie sehr gut aufnehmen zu wollen. „Aber es heißt, die großen Männer (Goethe und Schiller) hätten eine schreckliche Angst davor, mit mir Französisch zu sprechen; man weiß nicht, ob sie sich nicht aus Furcht davon machen. Mein Erfolg zu Weimar ist also unsicher.... Es gibt nichts Schwerfälligeres, nichts, was an Geist und Körper weniger aufgeweckt ist, als die deutschen Männer. Bis zur Stunde begreife ich nicht, wie sich die Frauen in etwas anderes als in das Ideal von einem Mann verlieben können; denn es gibt keine traurigere Wirklichkeit als diese Männer, die sie doch heiraten müssen. Die Deutschen sind keine Nation, und der erste Konsul kann mit ihnen machen, was ihm beliebt, nicht mit ihrer Zustimmung, aber ohne ihre Zustimmung, was auf eines hinauskommt.... Mit der Begeisterung für Bonaparte ist's in Deutschland aus, die Aristokraten sind für die Engländer, die Demokraten sind Republikaner, aber es gibt keine einigende, tatkräftige öffentliche Meinung in Deutschland, jeder denkt und raucht für sich. In der Bildung zeigt sich das 18. Jahrhundert, aber in den Sitten noch altfränkisches Wesen. Die mittelmäßigen Männer sind mittelmäßiger als irgendwo sonst. Kurz, ich habe die Idee, man könne hier leben, aufgegeben.... Der Eindruck, den der Deutsche gewöhnlich macht, ist der von Gutherzigkeit, Schüchternheit, gesundem Menschenverstand, Steife und Gelehrsamkeit."

Mit der Ankunft in Weimar, 13. Dezember 1803, beginnt sofort der Umschwung in Stimmung und Urteil. Die schmeichelhafte Aufnahme entspricht zu sehr den Absichten, die sie nach Deutschland führten. Sie entdeckt, daß die Ungnade Napoleons ihr hier mehr nützt als schadet, daß sie der Gegenstand, ja der Mittelpunkt des Interesses, der Unterhaltung und allgemeiner Bewunderung ist. Sie berichtet das vom ersten Tage an.

„Hier werde ich Goethe, Schiller usw. treffen. Was Geist besitzt, hat sich, wie es heißt, gerüstet, mich zu empfangen. Dieses Land ist gewiß kultiviert; ich muß es dafür halten; denn ‚Delphine' (ihr Roman, eine Art Selbstbiographie) ist in der ganzen hiesigen Lesewelt bekannt, und man sagt mir in schlechtem Französisch: Die Delphine ist sehr charmant. Ist's nicht seltsam, daß sie auf die Deutschen mehr Eindruck gemacht hat als auf die Franzosen?

„Man ist hier außerordentlich gut gegen mich. Einladungen bei Hofe, Besuch des Herzogs ... kurz, mehr Aufmerksamkeit und Güte ist nicht möglich. Das gleiche gilt von der Gesellschaft und von Wieland, Schiller usw. Hier und in ganz Sachsen haben die letzten Schichten der Gesellschaft ‚Delphine' gelesen; die Eigenliebe kann nicht mehr wünschen.... All das benimmt das Leid, gibt aber keine Freude; Freude, das ist Liebe, Paris oder Macht; eines von den dreien ist notwendig, um Herz, Geist und Tätigkeit ganz in Anspruch zu nehmen.

„Das deutsche Lesepublikum ist sehr leicht zu befriedigen; ein solches Publikum verdirbt das Talent der Schriftsteller.

„Der erste Konsul wird hier beurteilt, wie ich ihn beurteile; die öffentliche Meinung hat sich wohl gebildet, zeigt aber kein Leben.... Idealismus, Ästhetik, religiöse Fragen bewegen hierzulande die Geister mehr als die Politik.

„Ich interessiere mich hier immer noch für philosophische und literarische Ideen. Es ist eine ganz neue Gedankenwelt für mich.... Ich beschäftige mich mit dem Plan eines Buches über Deutschland; die Aufzeichnungen dazu wachsen jeden Tag an.... Diese Deutschen sind ein sonderbares Volk. Mit der größten Ruhe der Welt verbinden sie eine fabelhafte Einbildungskraft. Sie sind nicht so empfindungsfähig wie die Franzosen, nicht Eindrücken unterworfen wie die Italiener. Sie schaffen sich eine ideale Welt mit ganz neuen Vorstellungen. Der Weg dahin ist mir unbekannt. Der Mann, der hier alle überragt, ist zweifelsohne Werther (so!) Goethe. Seine Eigenliebe ist ebenso seltsamer Natur wie seine Einbildungskraft. Er glaubt sich übernatürlich inspiriert.... Er zieht mich an durch seine erstaunliche Geistesschärfe in der Zerlegung der Begriffe und die überraschenden Bilder seiner Phantasie....

„Es gefällt mir recht gut in Deutschland, und ich gewinne so viel neue Ideen, daß ich noch gerne drei Monate hier verweile.... Es hat sich von hier aus ein großes Wohlwollen gegen mich verbreitet. Das Wohlwollen in diesem Land läßt sich mit dem in keinem andern vergleichen. Diesen Leuten ist die Geringschätzung unbekannt. Sie entrüsten sich, sie hassen, aber nie würdigt Mittelmäßigkeit die Überlegenheit herab. Wir werden von allem dem sprechen; ich habe wirklich viel zu sagen über Philosophie, Literatur, Volkscharakter."

Im Begriffe, nach Berlin aufzubrechen, wo sie sich neue Erfolge verspricht, schreibt sie:

„Du hast wirklich recht, da Du sagst, ich verließe meine Familie, wenn ich Weimar verließe. Gestern weinte alles beim Abschied. Die Anhänglichkeit, die mir alle bezeugen, hat etwas so Liebevolles. Ich bin mit Briefen beladen; es sind fünfundzwanzig und mehr. Die regierende Herzogin, die für mich wie eine Mutter ist, hat nach allen vier Enden Deutschlands geschrieben."

In Berlin fand sie dieselbe günstige oder noch glänzendere Aufnahme, namentlich bei Hofe. Die literarischen Größen Weimars schätzt sie höher als die Berlins. Dagegen habe sie hier eine andere, wichtige Beobachtung gemacht:

„Die Unabhängigkeit der öffentlichen Meinung ist hier unter dem Schutze eines weisen Königs eine ganz andere, als man mir ankündigte. Ich versichere Dir, ich fände mich mit niemand im Widerspruch, wenn ich redete.... Die preußischen Offiziere lieben den vertrauten Umgang mit Franzosen nicht. Es ist nicht wahr, daß die allgemeine Stimmung hier französisch ist, aber man ist durchweg mit einem Frieden ohne Knechtschaft einverstanden."

Sie ist entzückt über den Geist und das Wissen A. W. Schlegels, den sie nach Coppet mitzunehmen gedenkt.

„Man macht sich keine Idee von dem, was die Deutschen wissen, wenn sie sich darum bemühen. Ihr Tag scheint 48 Stunden zu haben. Das Geheimnis liegt darin, daß sie nie in Gesellschaft gehen....

„Niemand spricht hier von Politik oder interessiert sich dafür, so daß ich mich nicht in der Lage befinde, keinen Fehler zu begehen...."

Die außerordentliche Frau hatte, wie Vandal in seiner „Geschichte Napoleons" sagt, immer die Leidenschaft und die Schwäche, sich in die Politik zu mischen. Aber sie ahnte nicht, mit welch unwiderstehlicher Kraft dieses unpolitische Volk einst die Worte verwirklichen sollte, mit denen sie die Vorrede zu ihrem Buch über Deutschland schloß: „Ich habe Deutschland als die Heimat des Gedankens bezeichnet. In wie viele edle Taten hat sich dieser Gedanke verwandelt! Die Unabhängigkeit der Seele wird auch die der Staaten begründen."

D. Wolfinger S. J.

AP
30
S7
Bd.88

Stimmen der Zeit

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY